

**Die Familien
Widmer und Sieber
Schoellhorn und Sträuli
Bachmann und Huber
Mazet/Buissière und Oechslin**

Thomas Widmer Sichler

Thomas Widmer Sichler

Die Familien

Widmer und Sieber · Sträuli und Schoellhorn · Bachmann und Huber · Mazet/Buissière und
Oechslin

Die Familien
Widmer und Sieber
Sträuli und Schoellhorn
Bachmann und Huber
Mazet/Buissière und Oechsli

Thomas Widmer Sichler

die widmers • um das wohl ... 4 • die krone ... 10 • johann und anna widmer ... 16 • idyllisch gelegenes töss ... 18 • daheim ... 20 • anna und maria ... 24 • bürgerkinder ... 28 • berlin ... 32 • junger arzt ... 34 • verlobung und heirat ... 36 • bundesbern ... 38 • beziehungen zur ussr ... 40 • ustertag ... 42 • bubi ... 48 • spanien und nordafrika ... 52 • sporty klaus ... 56 • chläus ... 58 • sanitätssoldat ... 60 • standesamt ... 62 • honeymoon ... 64 • davos ... 66 • ein drittel haus ... 68 • ferienreisen ... 70 • kinderhaus ... 72 • (laus)buben ... 76 • nachspiel ... 78 •

die sifers/siebers • zwei heinrichs ... 80 • in weiter welt ... 82 • kompliziert ... 84 • zürcher seide ... 88 • müllerplan 1788–1793 ... 90 • familiennetze am zürichberg ... 92 • messe frankfurt ... 100 • ein siber bei karl marx ... 108 • der grosse tag ... 118 • eifer um ehre ... 122 • st. galler und zürcher noblesse ... 124 • neli der kannengiesser ... 130 • helvetik ... 132 • chez le roi soleil ... 146 • frühe winterthurerin ... 154 • die anderen ... 164 •

die sträulis • stammeltern ... 170 • kinderfreud, kinderleid ... 172 • wann und wo ... 176 • wädenswiler wurzeln ... 178 • seiferei ... 180 • für feine wäsche ... 184 • waschechte winterthurerin ... 186 • fabrik von 1859 ... 188 • zur klausur ... 190 • erinnerungen an unsere mutter ... 194 • auf der walz ... 198 • vor dem brand von 1883 ... 200 • familienverband ... 202 • familienband ... 212 • das sträuli-quartier ... 214 •

die schoellhorns • württemberger zuwanderer ... 216 • württemberger heimat ... 218 • sesshaft ... 220 • grosseltern nonnenmacher ... 224 • katholisch ... 228 • villa schoellhorn ... 230 • causa bülsterli ... 234 • an den starnberger see ... 236 • braumaleins ... 238 • grossbürgerkinder ... 242 • es blüemli gseh ... 244 • in die ferne ... 246 • gute zeiten ... 248 • schlechte zeiten ... 250 • schreiberei ... 252 • ein irrtum mit folgen ... 254 • reiselust ... 256 • «lindeneck» ... 258 • abreisen ... 260 • den zug verpasst ... 262 • sehnsuchtsort ... 264 • tochter an die eltern ... 266 • brauerei ... 268 • mit ach und krach ... 270 •

die bachmanns • ganz im norden ... 272 • grossfamilie ... 276 •

die hubers • gute ausbildung ... 280 • ein vortrag ... 286 • der grosse brief ... 288 • vor den kopf gestossen ... 290 • glückliche zweisamkeit? ... 292 •

die mazets und die buissières • französische spuren ... 294 • usine de la chute de froges ... 304 • das französische ... 306 •

die oechslins • die einzelkämpfer ... 308 • schaffhausen–froges–oerlikon ... 310 • der gezeichnete stammbaum ... 314 • schreibprobe ... 316 • das tagebuch ... 320 • maschinenfabrik oerlikon ... 322 • mon voyage de nocces ... 324 • la grande guerre ... 326 • muttersohn ... 328 • äffchen in neu-oerlikon ... 330 • das meer sehen ... 332 • irrungen ... 334 • verirungen ... 336 • kluges ... 338 • nachdenkliches und erfolge ... 340 • grosse anerkennung ... 342 • klein gretli ... 346 • der «birkenhof» ... 348 • der teufelsstein ... 350 • arbeit! erholung? ... 352 • brief mit beilage ... 354 • 1933 ... 356 • 1939 ... 358 • 1940–1942 ... 360 • vetter erich und sohn günther ... 362 • 1943 ... 364 • 1944 ... 366 • 1945 ... 368 • weg von den eltern ... 370 • bombardierung ... 372 •

Inhaltsverzeichnis

Zwei mal vier Familien	3
Die Widmers	4
Die Sibers/Siebers	80
Die Sträulis	170
Die Schoellhorns	216
Die Bachmanns	272
Die Hubers	280
Die Mazets und die Buissières	294
Die Oechslins	308
Reformatoren, Chronisten und ein paar Bürgermeister	374
Quellen	382

Umschlagbild: Verlobungsbild Sieber-Staub, siehe auch Seiten 118 und 119, in Privatbesitz

Die Orthografie bei Zitaten folgt meist den Regeln der neuen Rechtschreibung, die Zeichensetzung wurde ebenfalls modernisiert, Verschreibungen wurden stillschweigend berichtigt

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, vorbehalten. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung von Thomas Widmer Sichler unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme

Lektorat: Inés Flück, sprach-art, und Ruedi Häuptli, Sprachagentur Bahia

© Thomas Widmer, Eigenverlag, Winterthur 2025
ISBN 978-3-033-10038-1

«Da wird einmal ein Sachbearbeiter meines Lebens, wenn sich überhaupt einmal ein solcher ergibt, sich nicht so leicht zurechtfinden»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 26. Mai 1958, S. 14031

Den Anstoss für dieses Buch gaben die Vorbereitungen ab Herbst 2019 für eine Kunstarbeit zum Thema «Heimat-Orte» im Hotel Wartmann in Winterthur am 25. und 26. Januar 2020. Bis zu diesem Zeitpunkt meinte ich, unsere Familiengeschichte sei bereits lückenlos dokumentiert. Der mich überraschende Hinweis von Urs Widmer in seinem Widmer-Stammbaum auf Asunción/Paraguay als Sterbeort von Johann Friedrich II. Sieber, dem Vater von Maria Widmer-Sieber, machte mich neugierig und ich begann zu suchen

Dabei half mir, dass unsere Vorfahr:innen viele Spuren hinterlassen haben, seien es solche in privatem Besitz oder solche in öffentlichen Archiven. Bei der Suche nach den frühen Widmers wurde ich zudem vom Stadtverein Dietikon unterstützt. Als Aufmunterung für die Leser:innen: Die bereits bestehenden Familienarchive sind jederzeit offen für Erinnerungen, die aus dem Moment heraus vielleicht fortgeworfen werden, besser aber in ein Archiv wandern, in dem sie auf künftiges Interesse warten und den:die Entdecker:in erfreuen

Die Erzählung der Familiengeschichte geschieht aus der Sicht meiner Eltern Margrit «Gret» Veronika Oechslin und Hans Nikolaus «Klaus» Widmer

Als Hinweis für Leser:innen: Der Fokus meiner Recherchearbeiten lag auf dem Zusammentragen von Berichten aus der jeweiligen Zeit. Sie sind farblich hervorgehoben oder bilden sogenannte Zwischenspiele. Ebenso sollen farblich unterschiedliche Markierungen auf den rechten Buchseiten es erleichtern, den Faden bei der chronologischen Erzählung zu behalten

Thomas Widmer Sichler, 30. Juni 2023 / 30. März 2025

Die benutzten Abbildungen stammen – wenn nicht anders angegeben – aus Familienbesitz und werden privat oder in den öffentlichen Archiven vor allem in Winterthur und Schaffhausen aufbewahrt. Frühe Geburts- können auch Taufdaten, frühe Heirats- auch Verkündigungsdaten sein. In den Quellen wurden teilweise unterschiedliche Daten gefunden. In solchen Fällen habe ich versucht, das offiziellste Datum zu verwenden

Vorfahr:innen von Hans Nikolaus «Klaus» Widmer

Die Familien Widmer-Welti stammen aus dem unteren Limmattal (damals Teil der Grafschaft Baden) und waren katholisch. **Joseph Widmer und Anna Verena Welti** führten eine Speisewirtschaft an der Schlüsselgasse beim St. Peter in Zürich. Ihr Sohn Franz Widmer übersiedelte mit seiner Frau Maria Sieber um 1887 nach Winterthur-Töss, wo sie das Ärztehaus an der Rieterstrasse 6 erbauten und bewohnten und die Tössemer Ärztedynastie begründeten. Ihr Sohn Hans Widmer führte zuerst die Arztpraxis seines Vaters in Töss weiter, wurde dann aber Stadtpräsident von Winterthur

Die Sibers/Siebers kamen aus Seebach, dann Fluntern, dann Hirslanden und waren protestantisch. Der aus schon im 16. Jahrhundert angesehenen und wohlhabenden Familien von Zürich, vom Zürichberg und sogar aus Winterthur stammende **Johann Friedrich II. Sieber**, der Vater von Maria Sieber, war ursprünglich – wie viele andere seiner Vorfahr:innen – im Zürcher Seidengeschäft tätig. Schon vor seiner Scheidung von der Riesbacherin **Maria Susanna Staub** wanderte er aus wirtschaftlichen Gründen nach Südamerika aus, wo er in Asunción/Paraguay verstarb

Die protestantischen Sträulis stammen aus Horgen. **Carl Sträuli** und sein Bruder Jean Sträuli waren in zweiter Generation die beiden Teilhaber der Seifenfabrik Sträuli in Winterthur. Carls Frau **Maria Haggenschmacker** ist fast die einzige waschechte Winterthurerin in unserer Familie – über Maria Sieber gab es schon sehr viel früher eine Verbindung zu Winterthur. Carls und Maria Elisabeths Tochter Lilly Sträuli war die Mutter von Hanna Widmer-Schoellhorn

Die katholischen **Schoellhorn-Nonnenmachers** waren Württemberger (Süddeutschland). Johann Georg Schoellhorn erwarb sich Wohlstand als Kaufmann in Bad Waldsee und übersiedelte 1876 aufgrund der Beteiligung an der Brauerei Haldengut in die Schweiz. Sein Sohn Fritz führte die Brauerei zu weiterer Grösse. Er war der Vater von Hanna Widmer-Schoellhorn. Vor allem als Erbauer des Chalet Madrisa in Klosters bleibt er in Erinnerung seiner Nachfahr:innen

Vorfahr:innen von Margrit «Gret» Veronika Oechslin

Die protestantischen **Bachmann-Blums**, aus dem Kanton Schaffhausen, waren die Urgrosseltern mütterlicherseits von Gret Oechslin. Johann Jakob Bachmann besass eine Zimmerei im Ortsteil Oberwies in Schleithelm SH. Die Bachmanns und Blums stammten aber aus Beggingen SH, wo einige der Nachfahr:innen sesshaft blieben

Jakob Huber und **Karolina Trost** waren die anderen Urgrosseltern mütterlicherseits von Gret Oechslin. Sie kamen aus dem Aargauer Reusstal und waren sehr katholisch. Karolina war gemäss Überlieferung vor der Ehe vermutlich auf dem Weg, Nonne zu werden. Jakob und Karolina starben beide früh und ihr Sohn Josef Huber wuchs bei Tanten auf

Die katholischen **Buissière-Mazets** stammen aus dem Isère-Tal bei Grenoble. **Joseph Buissière** war der Vater von Marie-Louise Buissière, Gret Oechslins Grossmutter väterlicherseits. Er starb im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/1871. Mit ihrer Mutter lebte die Tochter Marie-Louise fortan bei ihren Grosseltern **Mazet** in Froges bei Grenoble und zog nach der Heirat mit dem Schaffhauser Carl Wilhelm Oechslin nach Oerlikon. Ab 1926 wohnte sie bei den Oechslins im «Birkenhof» in Altdorf UR

Der Zinngiesser **Johannes Alexander Oechslin** und seine Ehefrau **Friederike Sigg** entstammten alteingesessenen, protestantischen Schaffhauser Familien. Sie verstarben, als unser Vorfahre Carl noch sehr jung war. Aufgrund der missratenen Immobilienspekulationen seines Vaters wuchs er völlig mittellos bei entfernten Verwandten seiner Mutter auf. Alexander und Friederike waren die Grosseltern von Max Oechslin, dem Urner Kantonsoberrichter und Vater von Gret Oechslin

Um das Wohl der Gäste – die Zürcher Wirtsleute Anna und Joseph Widmer-Welti, um 1870

Die Kinder von links nach rechts:

Robert 1860–1893, Franz 1856–1923, Hans 1853–1921



vorspiel um das wohl

Um das Wohl der Gemeinde – das Tössemer Ärztepaar Maria und Franz Widmer-Sieber, um 1905

Oben: Tochter Hanna, Franz' Bruder Hans Widmer 1853–1921, Sohn Hans

Mitte: Franz Widmer und Maria Sieber

Unten: Sohn Franz, Tochter Margret «Gretli» 1897–1924

Es fehlen die früh verstorbenen Kinder Anna Maria Susanna 1884–1894 und Maximilian Robert 1887–1888



Gemäss dem Archiv des Ortsmuseums Dietikon (KIR 63149, S. 169) war ein Casparus Widmer von Spreitenbach der Vater von Heinrich Widmer. Als Mutter wird eine Anna angegeben. Im Ehenbuch Dietikon von 1622 bis 1689 findet sich ein Eintrag für einen Casparus Widmer aus Spreitenbach, verheiratet mit einer Anna Markwalder. Einmal wird als ihr Nachname Brunner angegeben. Der Grund für den unterschiedlichen Nachnamen ist unbekannt. Dass es sich dabei aber um ein und dieselbe Anna handelt, ist sehr wahrscheinlich

Casparus Widmer Spreitenbach AG	∞ 9. Februar 1648	Anna Markwalder Würenlos AG	Quelle: Ehenbuch Dietikon 1622–1689
------------------------------------	----------------------	--------------------------------	--

Fünf Kinder lassen sich für Caspar Widmer und Anna Markwalder (auch Brunner) identifizieren. Dabei wird immer wieder ein Melchior Brunner als Taufpate aufgeführt. Heinrich war der einzige Sohn des Paares

Das Ehenbuch Dietikon 1622–1689 weist Würenlos AG als Herkunft für Anna Markwalder aus. Der Familienname Markwalder war damals in dieser Region verbreitet, so auch in den Nachbargemeinden Oetikon, Hüttikon, Dänikon, Dällikon und Regensdorf

In der Zeit, in die Anna Markwalders und Casparus Widmers Hochzeit fällt, nämlich am 21. Januar 1653, heiratete gemäss den Daten von FamilySearch eine Anna Maria Markwalder einen Melchior Brunner. Leider fehlen zu diesem Paar die Ortsangaben. Denkbar ist wegen der Seltenheit des Familiennamens, dass es sich bei Anna und Anna Maria Markwalder um Schwestern oder nahe Verwandte handelt und dass der als Pate auftretende Melchior Brunner der Schwager von Anna Widmer-Markwalder war

Heinrich Widmer * 01.01.1663 Spreitenbach AG † ?	∞ 19. Juni 1702	Anna Maria Zimmermann * ? † ?	Quelle: Archiv des Ortsmu- seums Dietikon
--	--------------------	----------------------------------	--

Für das Ehepaar Widmer-Zimmermann lassen sich vier Kinder nachweisen, wobei als gesichert gilt, dass eines bereits im Kindesalter verstarb. Neben Melchior überlebte sicher auch ein jüngerer Sohn Damian (1710–1778) die Kindzeit

Die Herkunft von Anna Maria Zimmermann ist unklar. Das katholische Taufbuch von Dietikon lässt die Vermutung zu, dass die Familie ursprünglich vom Hasenberg (heute Gemeinde Widen AG) aus der von einzelnen Weilern und Bauernhöfen durchsetzten (und damals fast rein reformierten) Gegend von Bergdietikon stammt

Im 17. Jahrhundert scheint der Name Zimmermann in der Region Dietikon selten gewesen zu sein. Jedenfalls wurden nur sehr wenige Zimmermanns bei der Geburt ins katholische Taufbuch aufgenommen. Wenn es jedoch zutreffen sollte, dass die Familie Zimmermann ursprünglich aus Bergdietikon stammt, dann scheint es in der Tat so, dass einige Familienmitglieder – insbesondere weibliche – später vom Berg aus in die umliegenden Dörfer Rudolfstetten, Dietikon und vor allem Spreitenbach zogen, wo sie schliesslich als Mütter in den Quellen fassbar werden

		Vorfahr:innen von Anna Maria Bälliger	
		Jakob Bälliger * 1611 † 1682	Anna Maria Wiederkehr ∞ 14.12.1639
		Melchior Bälliger * 1649 † ?	Catharina Koch
Eltern von Anna Maria Bälliger. Elisabeth Bälliger, die Schwester von Johann Dominik, heiratete am 27. Juni 1701 in Dietikon einen Heinrich Widmer * 1666. Deren Enkel Johann Caspar Widmer * 1741, verheiratet mit Anna Maria Wiederkehr, wohnte im gleichen Haus wie seine Tante Anna Maria Bälliger ∞ Melchior Widmer. Es ist anzunehmen, dass unser Vorfahre Joseph Maria Leonz Widmer nach dem frühen Tod seines Vaters zusammen mit der Familie von Johann Caspar Widmer aufwuchs		Johann Dominik Bälliger * 1682 † ?	Catharina Wiederkehr
Melchior Widmer * 28.08.1708 Spreitenbach AG † 12.03.1783 Dietikon	∞ 1. Mai 1745	Anna Maria Bälliger * 1723 Dietikon † 1801 Dietikon (oder 1804)	Archiv des Ortsmuseums Dietikon

Als Trauzeugen fungierte Anna Marias Vater Dominik Bälliger, für den als Beruf Sattler vermerkt wurde. In derselben Quelle ist auch erstmals der Übername «Stierenbub» für Melchior Widmer überliefert – sehr wahrscheinlich, um ihn namentlich von den vielen Familien Widmer, die in Dietikon lebten, unterscheiden zu können

Der Übername «Stierenbub» lässt sich ab diesem Zeitpunkt über drei Generationen weiterverfolgen: von Melchior Widmer über Johann Evangelist Widmer bis Joseph Maria Leonz Widmer

Für das Ehepaar Widmer-Bälliger lassen sich fünf Kinder nachweisen. Johann Evangelist war der ältere von zwei Söhnen. Was mit den anderen Geschwistern geschah, wurde nicht abgeklärt

Der Familienname Widmer ist im deutschsprachigen Schweizer Mittelland sehr verbreitet. Er hat sich aus dem seit Mitte des 13. Jahrhunderts belegten Berufsnamen widemer oder widmer entwickelt, mit dem der Besitzer respektive Bewirtschafter des von einer Kirche oder einem Kloster zu Lehen empfangenen Kirchengutes (widum oder wittum) bezeichnet wurde

Die Widmer-Vorfahr:innen stammen aus dem Gebiet des sogenannten Amtes Dietikon. Dieses gehörte zur früheren Grafschaft Baden, die von den Eidgenossen von 1415 bis 1798 gemeinsam regiert und von einem Landvogt in Baden verwaltet wurde. Gleichzeitig gehörten das Dorf Dietikon und die Berggemeinde seit 1259 zum Grundbesitz des Klosters Wettingen und ihre Einwohner waren dem Wettinger Abt als dessen Lehensleute untertan

Das Gebiet um Dietikon war schon lange besiedelt, von Dietikon als einem eigenständigen Dorf kann aber erst nach dem ersten Jahrtausend gesprochen werden

In einer Urkunde aus dem Jahr 1135 taucht Dietikon als «villa Dietinchovin» erstmals auf, wobei zu dieser Zeit eher von einer Streusiedlung auf dem Gebiet der heutigen Gemeinden Dietikon, Spreitenbach, Bergdietikon und Schlieren gesprochen werden muss. Durch Heirat gelangte Dietikon später in den Besitz der Habsburger, die es 1259 an das Kloster Wettingen [gegründet 1227 von Heinrich von Rapperswil] verkauften

Im Jahr 1415 forderte der römisch-deutsche König Sigismund von Luxemburg die Eidgenossen dazu auf, dem nach dem Konzil von Konstanz 1415 geächteten Herzog Friedrich IV. von Habsburg-Österreich [einem Rivalen von König Sigismund] all seine Stammlande im damaligen Aargau zu entreissen. Im April 1415 schritten die Eidgenossen zur Eroberung des gesamten alten Aargau, unter anderem auch des Gebietes der damaligen Grafschaft Baden

Die Oberhoheit ging damit an die Eidgenossenschaft und den durch sie im Turnus von zwei Jahren eingesetzten Landvogt, der im Landvogteischloss in der Stadt Baden residierte. Zu den wichtigsten Aufgaben des Landvogts zählten die Besteuerung, die Instandhaltung der Landstrassen, die Oberaufsicht über die Wälder und die Rechtsprechung. Das Niedergericht, die kirchlichen Kollaturen und andere einträgliche Rechte und Privilegien mussten aber mit dem Lokaladel, mit bürgerlichen Herrschaftsträgern und auch mit geistlichen Grundbesitzern wie dem Kloster Wettingen geteilt werden

Bis 1798 gehörte Dietikon zur Landvogtei Baden und war somit ein Teil der Grafschaft Baden und Gemeine Herrschaft der Acht Alten Orte. Nach der Niederlage der katholischen Orte im Zweiten Villmergerkrieg 1712 regierten nur noch die drei reformierten Orte Zürich, Bern und Glarus in der Grafschaft

Unsere sicher nachweisbaren Widmer-Vorfahr:innen Caspar und Anna Widmer-Markwalder und ihre Nachfahr:innen waren in Spreitenbach wohnhaft, bis der Enkel Melchior Widmer spätestens 1745 nach Dietikon übersiedelte und dort in die alteingesessene Dietiker Familie Bälliger einheiratete

Spreitenbach gehörte zusammen mit den Gemeinden Dietikon, Bergdietikon, Schlieren, Urdorf, Rudolfstetten, Friedlisberg und Uitikon zum Amt Dietikon mit dem Dorf Dietikon als Hauptort. Alle diese Ortschaften können aber in ihrer politischen Selbstverwaltung als ähnlich selbstständig angesehen werden; das Dorf Dietikon als Hauptort spielte also keine herausragende Rolle im Vergleich zu den anderen Gemeinden

Ein wenig anders sah es bei den kirchlichen Verhältnissen aus: Die meisten der genannten Ortschaften bildeten gleichzeitig eine einzige, ausgedehnte Pfarrei, wobei in Dietikon die Mutterkirche stand. Daher wurde sie Pfarrei Dietikon genannt. Hauptverantwortlich für die gesamte Pfarrei war lange Zeit ein einziger Pfarrer, der vom Abt des Klosters Wettingen gewählt wurde und im Pfarrhaus im Dorf Dietikon wohnte. Bestimmte sakrale Handlungen wie Taufen, Eheschliessungen und Beerdigungen durfte nur der gewählte Pfarrer in der gesamten Pfarrei ausüben, und sie mussten per Dekret in der Pfarrkirche Dietikon vorgenommen werden

In der Gemeinde Dietikon war der Familienname Widmer stark verbreitet. Ein erstes verlässliches Verzeichnis der Einwohner von Dietikon findet sich für 1657. Es weist 55 Haushaltsvorstände aus, die dem Kloster Wettingen grundzinspflichtig waren

Melchior Widmer	∞ 1. Mai 1745	Anna Maria Bälliger	
		Vorfahr:innen von Maria Verena Ungricht	
		Caspar Ungricht 1675–? ∞ 11. Januar 1705 Anna Maria Locher	Joseph Bumbacher ∞ 29. Januar 1718 Verena Heimgartner
	∞ 1. Februar 1739	Caspar Ungricht 1712–1786	Maria Verena Bumbacher 1720–1772
Johann Evangelist Widmer * 12.02.1752 Dietikon † 21.12.1786 Dietikon	∞ 10. Januar 1777	Maria Verena Ungricht * 24.07.1749 † 18.12.1831	Archiv des Ortsmuseums Dietikon
Fünf Kinder finden sich für das Ehepaar Widmer-Ungricht. Johann Maria Leonz war der mittlere von drei Söhnen. Die Geschichte der weiteren Geschwister wurde nicht nachverfolgt. Einzig bekannt ist, dass seine jüngere Schwester Maria Elisabetha auch in Dietikon lebte und dort mit einem Joachim Wiederkehr eine Familie gründete			
		Vorfahr:innen von Maria Barbara Magdalena Wiederkehr	
	∞ 28. April 1781	Bernhard Wiederkehr, genannt «Wyssen Balzen»	Maria Verena Mundtwiler von Spreitenbach
Joseph Maria Leonz Widmer * 15.10.1783 Dietikon † 06.05.1859 Dietikon	∞ 11. November 1805	Barbara Magdalena Wiederkehr * 22.07.1785 Dietikon † 12.07.1852 Dietikon	Quellen: Archiv des Ortsmuseums Dietikon und Urs Widmer

Johannes Widmer *um 1628 Dietikon †?	∞ 31. August 1650	Margaretha Fischer *um 1630 Dietikon †?	Archiv des Ortsmuseums Dietikon
Heinrich Widmer *18.04.1666 Dietikon †?	∞ 27. Juni 1701	Elisabeth Bälliger * 1685 Dietikon †?	Elisabeth Bälliger war die Tante von Anna Maria Bälliger-Widmer (siehe auch vorherige Tabelle)
Johann Caspar Widmer *1701 Dietikon †?	∞ 13. Oktober 1736	Maria Barbara Hürzeler	Genannt «Sattlerheiris», was darauf hinweist, dass sein Vater Heinrich Widmer im Handwerk seines Schwiegervaters Dominik Bälliger tätig war
Johann Caspar Widmer * 1741 Dietikon †?	∞ 5. April 1777	Anna Maria Wiederkehr * 1751 Dietikon † 1797	Wohnten im gleichen Haus wie die Widmer-Bälligers; Trauzeugen war Johann Evangelist Widmer
Johannes Evangelist Widmer * 1778 Dietikon † 1831			Taufpate war Johann Evangelist Widmer

Melchior Widmer-Bälliger war im Jahre 1777 Gemeindeammann von Dietikon. Was das Amt ausmachte, ist im Folgenden beschrieben

Das Dorf Dietikon war bis 1789 Hauptort des gleichnamigen Amtes Dietikon. Der Landvogt stellte für das gesamte Amt Dietikon einen sogenannten Untervogt, der in dieser Funktion der Vertreter der Landeshoheit war und die Beschlüsse des Landvogtes umsetzte. Die Gemeinden hatten das Recht, einen Untervogt vorzuschlagen

Für jede Gemeinde gab es zusätzlich auch noch einen Ammann, der vom Kloster Wettingen ernannt wurde. Der Ammann war der oberste Beamte einer Gemeinde und er musste, jedenfalls war das in Dietikon der Fall, während drei festgelegten Tagen im Jahr das Niedere Gericht halten – und zwar am 13. Januar [Hilari], am 1. Mai [Walpurgis] und am 11. November [Martini]. An diesen drei Gerichtstagen mussten alle Dorfbewohner erscheinen; wer nicht erschien, wurde gebüsst. Im Bedarfsfall vertrat der Ammann auch die Gemeinde, beispielsweise bei Petitionen vor dem Kloster oder dem Landvogt

Verschiedene weitere Gemeindeämter wie der Seckelmeister [zuständig für die Verwaltung der Gemeindekasse], der Weibel [zuständig für die Bekanntmachung von amtlichen Erlassen usw.], der Förster, der Viehhirt, der Mauser oder der Brunnenmeister sind für die Gemeinde Dietikon bis weit ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder belegt. Diese wurden in der Regel bei den Gemeindeversammlungen durch die Dorfbewohner selbst gewählt. Darüber hinaus wurden bei diesen Gemeindeversammlungen Vorschriften über den Ackerbau und über Flurwegberechtigungen erlassen und es wurde zum Beispiel entschieden, wann die Weide bestossen oder wann die Schweine in den Wald ausgelassen werden durften, um Eicheln fressen zu können. Die Dorfgenossen hatten das Recht, Übertretungen ihrer Anordnungen mit Bussen zu belegen, deren Ertrag in die Gemeindekasse floss

Fünf davon tragen den Namen Widmer, nämlich Caspar Widmer (mit dem Vermerk «Weibel»), Heini und Benedict Widmer, Heini Widmer, Hans Jakob Widmer und Hans Widmer. Alle werden als Gebäudebesitzer und Besitzer von Wettinger Grund ausgewiesen. Sie waren vermutlich alle Bauern, zwei von ihnen – Heini und Hans Widmer – werden sogar als Meyer ermittelt, also als besonders begüterte Bauern

An anderer Stelle wird Hans Jakob Widmer explizit als Tagelöhner erwähnt. Tagelöhner besaßen in der Regel ein bescheidenes Eigentum oder eigenen Grundbesitz, mit dem sie aber ihre Familien kaum ernähren konnten. Sie waren auf Verdienst angewiesen und arbeiteten für einen Taglohn bei den Hofbauern

Neujahrsblatt von Dietikon 1990: Robert Müller: Dietikon im 17. Jahrhundert

Unbekannt ist, inwiefern zwischen diesen Dietiker Widmers und jenen aus Spreitenbach frühere – also noch im 16. Jahrhundert begründete – Verwandtschaften bestanden

Mit der Übersiedelung von Melchior Widmer begann spätestens um 1745 die Dietiker Zeit unserer Widmers. Ob nur das Einheiraten in die Dietiker Familie Bälliger hierfür der Grund gewesen war oder auch wirtschaftliche Überlegungen, ist uns nicht bekannt

Dietikon war – wie z. B. Spreitenbach – bis ins 20. Jahrhundert ein Bauerndorf. Im Vergleich zu den Nachbargemeinden war es ein bisschen grösser. Gründe dafür mögen sein, dass es an einer verkehrsstrategisch günstigen Lage lag und damit schon früh einen Knotenpunkt im linksufrigen Raum Limmattal bildete: Das Dorf lag an der wichtigen Landstrasse zwischen den Städten Zürich und Baden und am Fuss des Mutschellenpasses, über den man in die Stadt Bremgarten gelangte, mit der sich Handelsbeziehungen bereits im 16. Jahrhundert schriftlich in der sogenannten Dietiker Dorffoffnung von etwa 1560 belegen lassen

So besass Dietikon schon im Mittelalter eine Taverne (Gasthaus «Krone»), die 1259 erstmals im Zusammenhang mit einer Zollstation urkundlich belegt ist. Eine Taverne war berechtigt, Reisenden nächtliche Unterkunft und eine feste Mahlzeit anzubieten. Ganz am Rand und sehr kurz findet sich sogar in Heinrich Sibers Erholungs-Stunden ein Hinweis auf eine «Abend-Parthie» in Dietikon, die mit grosser Wahrscheinlichkeit in ebendieser «Krone» stattfand [zwischenspiele die krone und die messe](#) (im Teil über die Sibers)

In der sehr ausführlichen Betriebsstatistik des Birmensdorfer (Birmensdorf im Aargau) Pfarrers Fridolin Stamm von 1778/1780 finden sich fünf Einträge für Widmers. Insgesamt ermittelte er für das Dorf Dietikon 686 Einwohner und 75 Wohnhäuser mit 136 Haushaltungen

Caspar Widmer	Personen: 3	Tagelöhner
Melchior Widmer	Personen: 11	
Rudi Widmer	Personen: 2	Bleicher
Jacob Widmer	Personen: 6	Hutmacher
Melchior Widmer	Personen: 4 (davon 2 Knechte)	

Von 1778 bis 1780 erhob der katholische Pfarrer Fridolin Stamm die Grafschaft Baden und erstellte zuhanden der Physikalischen Gesellschaft in Zürich eine Statistik über die einzelnen Haushaltungen. Gleiche Erhebungen wurden gleichzeitig auch im Kanton Zürich durchgeführt

Neujahrsblatt von Dietikon 1966, darin:

Otto Mittler, Eine Volks- und Betriebszählung von 1780 in Dietikon, S. 43 ff.

Der in der Tabelle ebenfalls erwähnte Caspar Widmer war über die Linie der Bälligers mit dem markierten Melchior Widmer verwandt (siehe auch Tabelle auf der linken Seite)

Beim markierten Haushalt «Melchior Widmer» handelt es sich um unsere Vorfahr:innen Anna Bälliger und Melchior Widmer, dies aufgrund der angegebenen Personen im Haushalt. Weiter kann angenommen werden, dass Johann Evangelist Widmer und Maria Verena Ungricht ebenfalls in diesem Haushalt lebten. Den Angaben folgend waren sie Getreidebauern mit wenig Vieh, nämlich einem Stier, einer Kuh, zwei Schweinen und drei Hühnern. Zum Besitz gehörten auch 5 Mannwerk Wiesen, 18 Juchart Ackerland und 1 Juchart Rebland. Alles in allem war sie da-

Die Taverne zur «Krone» ist eng mit der Geschichte der Stadt Dietikon verbunden. Sie ist eines der ältesten Gebäude der Stadt (1259 erstmals schriftlich fassbar). Schon im Mittelalter bildete die «Krone» eine Art Wirtschaftszentrum des damaligen Bauerndorfes Dietikon. Der heutige Bau der «Krone» stammt aus dem Jahr 1703 und verköstigte im Herbst 1773 die Muralts, bei denen ein Siber-Verwandter arbeitete

Verkehrsstrategische Bedeutung

Am 17. Oktober 1259 verkauften die Grafen von Habsburg das Dorf Dietikon an das Kloster Wettingen für 540 Mark Silber. In der entsprechenden Kaufurkunde werden u. a. die spätere Taverne zur «Krone» sowie die Mühlen und das Fahr- und Fischrecht auf der Limmat als Verkaufsobjekte aufgezählt. Ebenfalls in dem Kaufvertrag erwähnt ist eine Zollstation in Dietikon, die wohl mit einer Brücke über die Reppisch verbunden war. Noch im Habsburger Urbar, einem Güterverzeichnis von etwa 1303 bis 1307, ist die Dietiker Zollstation mitsamt ihren ungefähren jährlichen Zolleinnahmen nachweisbar

Die bereits im Mittelalter benutzte Landstrasse zwischen Zürich und Baden verlief direkt am heutigen Kronenplatz in Dietikon vorbei: Beim «Zollhaus» wurde zuerst der Weg- oder Brückenzoll eingezogen, danach kam die Taverne zur «Krone». Eine Taverne war ein öffentlicher Gewerbebetrieb, der vom Landesherrn speziell dazu berechtigt war, Reisenden nächtliche Unterkunft und eine feste Mahlzeit anzubieten. Lange Zeit war die «Krone» fast die einzige Taverne zwischen Zürich und Baden, und sie bildete somit einen wichtigen Verkehrsknotenpunkt im linksufrigen Raum Limmattal

Rechte und Pflichten des Tavernenwirts

Das Kloster Wettingen gab die wertvolle Taverne in Dietikon immer mit Sorgfalt einem geeigneten Berufsmann zu Lehen, damit das Gasthaus im Sinne des Klosters gut betrieben werden und Geld generieren konnte. Die Quellenlage über das alte Dietiker Gastgewerbe ist heute daher besonders reichhaltig: Beispielsweise sind im Wettinger Klosterarchiv die Rechte und Pflichten des Tavernenwirts zu Dietikon fixiert, und zwar in der sogenannten Dorffoffnung von etwa 1560. Darin wird dem Tavernenwirt offiziell das Recht verliehen, seinen Gästen zu essen und zu trinken anzubieten – ansonsten war nämlich das Wirten zwischen Baregg und Altstetten per Dekret des Klosters Wettingen ausdrücklich verboten

Hochzeiten – das heisst die hochzeitlichen Gastmähler und Trinkgelage – mussten daher laut Gesetz stets in der Taverne in Dietikon abgehalten werden, wie den Amtsuntertanen auch in späteren Mandaten immer wieder in Erinnerung gerufen wurde. Die häufige Wiederholung dieser Verfügung lässt darauf schliessen, dass die Dorfbewohner sich nicht selten über dieses Verbot hinwegsetzten. Erst am 28. April 1653 wurde in diesem Zusammenhang eine Milderung eingeführt, indem künftig jeder Untertan in seinem eigenen Haus Hochzeit halten durfte. Wenn am gleichen Tag noch ein weiterer, armer Amtsangehöriger mit kleinem Brautgang Hochzeit hielt, sollte dieser sogar als Gast bei den anderen mitfeiern dürfen. Abgesehen davon blieb das Wirten ausserhalb der Taverne in Dietikon aber weiterhin untersagt

Eine weitere Bestimmung in der Dietiker Dorffoffnung von etwa 1560 verpflichtete den Tavernenwirt, dass er stets Brot und Wein auf Vorrat haben soll. Wenn ein einheimischer oder fremder Gast käme und weder das eine noch das andere vorfände, dann sollte der nachlässige Wirt eine Geldstrafe von drei Pfund ein Pfennig an das Kloster Wettingen zahlen. Dieselbe Busse sollte umgekehrt auch über jeden Gast verhängt werden, der versuchte, den Wirt um die Zeche zu prellen, und sich, ohne zu bezahlen, aus der Taverne entfernt hatte. Ungestraft sollte der Gast nur dann bleiben, wenn er anderntags bis 6 Uhr morgens [prim zytt] freiwillig zurückkehrte und dem Wirt das Geschuldete nachzahlte. Wenn sonst allgemein der Wirt mit jemandem in ernsten Streit geriet, sollte der Fall vor dem Gericht des Klosters Wettingen verhandelt werden

Schliesslich war der Tavernenwirt natürlich noch auf den regelmässigen Bezug von frischen Nahrungsmitteln angewiesen. Auch hierüber sind in der Dietiker Dorffoffnung von etwa 1560 einige Bestimmungen festgehalten: Zum einen durften die Bauern von Dietikon ihre selbst erzeugten Nahrungsmittel wie Wein, Obst und Milch, aber auch Futter für das Vieh frei an Abnehmer wie beispielsweise den Wirt verkaufen. Auf der anderen Seite war der Tavernenwirt berechtigt, «mit zweyen körben» – das heisst mit einem beladenen Saumtier – frei über den Dietiker Berg in die Stadt Bremgarten zu reisen. Auf dem dortigen Markt durfte er zu denselben Preiskonditionen wie ein Bremgartner Bürger Lebensmittel wie Fleisch, Brot, Hühner und Eier einkaufen

Aus den alten Besitzverhältnissen

Die reichhaltige Quellenlage erlaubt, die Geschichte und auch die Besitzverhältnisse der Taverne zur «Krone» in Dietikon relativ genau nachzuvollziehen: Der Wirt Konrad Schmid zum Beispiel beschreibt in einem Dokument vom 11. November 1408 das Gasthaus mit vier Kammern, zwei Ställen und einer Tenne, so-

zwischen spiel die krone

dass auf ein Gebäude ähnlich einem Vielzweckbauernhaus geschlossen werden darf. Im Jahre 1595 liess der Wirt Niklaus Kläui eine neue Taverne anstelle der alten errichten

Doch musste er den noch unvollendeten Bau mangels Liquidität an Hans Fischer verkaufen, der dann das neue Gasthaus fertigstellte

In der Folge blieb die Familie Fischer bis 1647 im Besitz der Taverne, als schliesslich der Wirt Jakob Fischer das gesamte Erblehen, das heisst die ganze Wirtschaft mitsamt allem Hausrat, verkaufen wollte. Das Kloster Wettingen als Grundbesitzer hatte das Vorkaufsrecht. Die Kaufsumme für das mit 25 Betten ausgestattete Gasthaus – inklusive Scheune, Speicherkammer, Schweineställe, Kräuter- und Baumgarten sowie alles zur Taverne gehörige Acker- und Wiesland – betrug insgesamt 9000 Gulden. In ebendiesem Rückkaufvertrag vom 5. September 1647 ist übrigens auch der Name «Krone» erstmals urkundlich belegt

Der Neubau von 1703



Die Taverne zur «Krone» um 1809 (Ortsmuseum Dietikon)

Schon wenige Jahre nach dem Rückkauf nahm das Kloster Wettingen erste Sanierungsarbeiten an der «Krone» vor. Um 1703 wurde die alte Taverne dann wohl altershalber abgetragen, und es kam endlich zu dem Neubau, der noch heute das Äussere der «Krone» prägt

In der «Krone» von 1707 genossen 1773 die Muraltz auf ihrer Rückreise von der Messe Frankfurt eine kleine «Abend-Parthie» (siehe auch zwischenspiel die messe im Teil über die Sibers/Siebers)

An diesem Neubau zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren nicht nur die Bürger von Dietikon beteiligt, sondern auch diejenigen von Urdorf und Spreitenbach, weil der Abt von

Wettingen als Grundherr sie zum Frondienst aufbot und Abgaben verlangte. Aus dem Inventar von 1835 kann geschlossen werden, dass die neue Taverne zur «Krone» jetzt über 16 Betten verfügte und dass ohne weiteres 50 und noch mehr Gäste zugleich bewirtet werden konnten

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die «Krone» immer noch die einzige Taverne im Dorf Dietikon. Doch der Fuhrwerk- und vor allem der zunehmende Postkutschenverkehr entwickelte sich um die Jahrhundertwende solchermassen [allein der Postkutschenkurs Zürich–Baden verkehrte ab 1809 dreimal wöchentlich durch Dietikon], dass die «Krone» den Anforderungen bald nicht mehr genügte. Also wurde das Kloster Wettingen bereits im Jahr 1812 von der aargauischen Regierung angehalten, in Dietikon eine zweite Taverne errichten zu lassen – das Gasthaus «Löwen» gegenüber dem Kirchplatz. Die dritte Taverne war schliesslich die «Linde» an der heutigen Badenerstrasse, die um 1835 eröffnet wurde. Diese plötzlichen und regen Bauunternehmungen innerhalb eines relativ kleinen Zeitfensters dürfen wohl als die ersten Indikatoren für das zukünftige Wirtschaftswachstum in dem kleinen Bauerndorf Dietikon angesehen werden

Mit der Aufhebung der Aargauer Klöster 1841 ging unter anderem auch die Taverne zur «Krone» in Privatbesitz über. 1873 gelangte das Gasthaus in den langjährigen Besitz der Familie Gstrein. Bei Renovations- und Umbauarbeiten an der «Krone» um 1954 wurde eine hauseigene Bäckerei-Konditorei neu erbaut und dem Gasthaus angegliedert

1997 mussten Hotelbetrieb und Bäckerei geschlossen werden. Acht Jahre lang stand die «Krone» leer und sie bot einen zunehmend schlechten Anblick. Für Dietikon drohte ein grosser kultureller Verlust. 2005 wurde die «Krone» an die Stadt Dietikon verkauft und es entstanden erste Pläne, das frühere Gasthaus zu renovieren und es wiederzueröffnen. 2008 konnten die Arbeiten an der «Krone» beginnen. Der Bäckereiladen wurde abgerissen, um den ursprünglichen Zustand möglichst wiederherzustellen. Am 19. April 2010 konnte die frisch renovierte «Krone» endlich ihre Wiedereröffnung feiern. Sie ist heute wieder das, was sie einst Jahrhunderte lang gewesen ist: ein renommiertes Gasthaus im Stadtzentrum von Dietikon

Joseph Maria Leonz Widmer * 15.10.1783 Dietikon † 06.05.1859 Dietikon	∞ 11. November 1805	Maria Barbara Magdalena Wiederkehr * 22.07.1785 Dietikon † 12.07.1852 Dietikon	Quellen: Archiv des Orts- museums Dietikon und Urs Widmer
		Peter Welti	
Maria Anna Humbel *20.04.1779 Signau BE ?	∞ 24. Oktober 1814	Kaspar Wilhelm Welti (Wälti) * 27.07.1771 Remetschwil	Bürger in Remetschwil AG Quelle: Remetschwil AG
Jakob Huber *1800 † 1885 Kerzenmacher aus Uesslingen	∞ 23. September 1861	Maria Agatha Welti (Wälti) *1815 Quelle: Bürgerbuch Zürich	Schwester von Anna Verena Das Ehepaar wohnte an der Schlüsselgasse 3
Rudolf Wolfer *1818 Tabakhändler von Dägerlen	∞ 22. April 1844	Barbara Welti (Wälti) *1818 Quelle: Bürgerbuch Zürich	Schwester von Anna Verena Das Ehepaar wohnte am Wein- platz 7 nahe der Schlüsselgasse
Joseph Widmer * 02.03.1817 Dietikon † 27.01.1876 Zürich	∞ 3. Februar 1852	Anna Verena Welti (Wälti) * 18.11.1820 Baden AG ? † 18.03.1899 Zürich	Quelle: Urs Widmer Ob Anna Verena Welti in Baden geboren wurde, ist unbekannt
Melchior Widmer * 02.06.1819	∞ 28. Februar 1848	Therese Barbara Baumann * 28.10.1820	zwischenspiel johann und anna widmer

Dietiker Umwälzungen während der Franzosenzeit

Für das Dorf Dietikon war die Zeit um 1800 schwierig. Während der französischen Revolutionskriege waren von Juni bis September 1799 ständig rund 2500 französische Soldaten in Dietikon stationiert [zum Vergleich: Das Dorf zählte zu jener Zeit etwa 900 Einwohner]. Rücksichtslos legten sie Hand an den Besitz der Dorfbewohner. Sie quartierten sich in ihren Häusern ein und stahlen Brot, Getreide, Pferde, Rinder und sogar das Heu. Mensch und Vieh litten unbeschreibliche Hungersnot

Endlich aber kam der Tag, an dem der befehlshabende französische Offizier, General André Masséna, zum Angriff überging: Am Morgen des 25. September 1799, eines nebligen Tages gemäss Überlieferung, liess Masséna unter schwerem Beschuss eine Schiffsbrücke über die Limmat errichten und setzte mit etwa 15 000 Soldaten über. Die Zweite Schlacht von Zürich begann. Massénas riskantes Überraschungsmanöver gelang, und die Franzosen konnten die Russen unter Korsakow vom rechten Limmatufer vertreiben und sogar am Tag darauf das seit Juni 1799 von den Russen und Habsburgern besetzte Zürich zurückerobern. Noch lange Zeit nach der Besatzung hatten die Dorfbewohner unter anderem auch in Dietikon zu leiden

Mit dem Einmarsch der französischen Revolutionstruppen im Jahr 1798 wurden die mittelalterlichen Herrschaftsstrukturen im Gebiet der Eidgenossenschaft weitgehend abgeschafft. An ihrer Stelle wurde die Helvetische Republik errichtet – ein zentralistischer Staat nach französischem Vorbild. In diesem Kontext wurden das Dorf Dietikon und die Berggemeinde dem neu geschaffenen Kanton Baden zugeschlagen

Die Finanzstärke und die Wirtschaftskraft im ländlichen Kanton Baden waren allerdings sehr bescheiden, und auch die Kriegsbelastung zwischen 1789 und 1799 wog immer noch schwer. Ausserdem mangelte es im jungen Kanton Baden an geeigneten Persönlichkeiten, die ein politisches Amt überhaupt hätten ausüben können. Verschiedene Gemeinden strebten deswegen eine Zugehörigkeit zu Zürich, Luzern, Zug oder gar Schwyz an

Unter diesen Voraussetzungen erwies sich der Kanton Baden als nicht überlebensfähig. Eine Verschmelzung mit dem Kanton Aargau wurde bereits 1801 und 1802 beschlossen, aber noch nicht vollzogen. Dietikon und Bergdietikon wünschten sich schon damals eine Zugehörigkeit zum Kanton Zürich, wie aus einem gemeinsamen Petitionsschreiben vom 25. September 1802 an den provisorischen Regierungsrat des Kantons Zürich hervorgeht

Schliesslich kam das Jahr 1803 und der Kanton Baden wurde tatsächlich gemäss Napoleons Mediationsakte aufgelöst und dem Kanton Aargau zugeschlagen. Doch inmitten dieser politischen Neuordnung geschah etwas Unerwartetes. Durch die Einflussnahme mehrerer ranghoher Politiker ging Dietikons Wunsch zwar tatsächlich in Erfüllung, und man sprach das Dorf neu dem Kanton Zürich zu. Dabei wurden allerdings die Berghöfe im Gebiet des heutigen Bergdietikon infolge einer Unachtsamkeit bei der Ausarbeitung der «Mediationsakte» in Paris nicht berücksichtigt und sie gingen so, für viele überraschend, schliesslich doch zum Kanton Aargau – ungeachtet des vorangegangenen Petitionsschreibens. Auf diese Weise kam es denn im Jahr 1803 zu einer politischen Trennung zwischen den beiden einst so ähnlichen und doch so unterschiedlichen Gemeinden. Ein Zustand, der bekanntlich bis heute gilt

mals – im Vergleich mit anderen Familien in Dietikon – wohl eine relativ begüterte, wenn auch nicht besonders reiche Dietiker Bauernfamilie. Der Stier mag der Grund sein, warum die Familie in Dietikon den Übernahmen «Stierenbub» besass

Über Anna Bälliger und Melchior Widmer lässt sich die Linie zu Johann Evangelist Widmer und der Dietikerin Maria Verena Ungricht (Tochter des «Einziehers») verfolgen, die auch schon von Urs Widmer als Vorfahr:innen dokumentiert wurden

Die Familie Ungricht ist eine der ältesten Familien in Dietikon. Schon in einem Rechtstext vom 13. September 1575 wird im Urkundenbuch des Klosters Wettingen ein Rechtsstreit beschrieben, in dem der Dietiker Bauer Hans Ungricht sich weigerte, dem Pfarrer zu Dietikon, respektive dem Kloster Wettingen, den kleinen Zehnt zu geben. Er wurde deshalb vom damaligen Landvogt zu Baden, Joseph Kennel von Schwyz, angezeigt. Dieser verurteilte Hans Ungricht zur Leistung der betreffenden Abgabe, weil diese Pflicht ja für alle gelte – es sei denn, Hans Ungricht könne mit Brief und Siegel beweisen, dass er und seine Vorfahren einst von dieser Abgabepflicht befreit worden seien

Der Familienname Ungricht soll übrigens einer Legende zufolge folgendermassen entstanden sein: Ein Ungar wurde einst zum Tod verurteilt, doch nachdem er bei Hochwasser ein Kind gerettet hatte, wurde er begnadigt. Deshalb nannte man ihn in der Folge «den Ungerichteten», «Ungricht»

Der frühe Tod von Johann Evangelist – er verstarb 34-jährig – lässt vermuten, dass seine erst zwei- und dreijährigen Kinder Joseph Maria Leonz und Elisabeth zusammen mit ihrer Mutter bei den im gleichen Haus wohnenden Verwandten **Caspar und Maria Widmer-Wiederkehr** aufwuchsen oder mindestens von diesen mitbetreut wurden. Überraschenderweise trug Caspar Widmer den Übernamen «Stierenbub Widmer», dies, obschon die Verwandtschaft der beiden Familien über die Frauen- und nicht über die Männerlinie bestand

Die Jugendjahre von Joseph Maria Leonz und seiner Schwester Elisabeth * 1785 – über die weiteren Geschwister ist uns nichts bekannt – waren sicher entbehrungsreich, war Dietikon doch von den französischen Revolutionskriegen und den Umwälzungen danach direkt betroffen

Das Ehepaar Widmer-Wiederkehr hatte acht Söhne und vier Töchter. Zu Maria Wiederkehr findet sich der Namenshinweis «Weibels». Was dies bedeutete, ist nicht abgeklärt, ebenso nicht, ob zwischen Maria Wiederkehr und der Familie von Anna Maria Wiederkehr, der Ehefrau des erwähnten Caspar Widmer-Wiederkehr, verwandtschaftliche Beziehungen bestanden

Die Wiederkehre sind eines der ältesten Geschlechter in Dietikon, der Familienname aber auch einer der häufigsten. Nachweislich tritt das Geschlecht, möglicherweise zum ersten Mal überhaupt, in einer Schenkungsurkunde des Klosters Wettingen vom 8. Juni 1316 auf: In dieser Urkunde geht es um die sogenannte Obere Mühle oder Hätschenmühle zu Dietikon, die bis anhin den Rittern von Schönenwerd – einem regionalen Adelsgeschlecht – gehört hatte und von einem gewissen Heinrich Wiederkehr von Dietikon als Lehen betrieben wurde. Dann aber schenkte Ritter Johannes von Schönenwerd 1316 die Obere Mühle dem Kloster Oetenbach als Gegenleistung dafür, dass dieses seine Tochter Adelheid aufnahm

Die Familie Wiederkehr tritt bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts regelmässig als Betreiber der Oberen Mühle und somit als traditionelle Müller von Dietikon auf. Das stets erneuerte Berufsleben trug offensichtlich viel zum Ansehen der Familie Wiederkehr bei, denn sie stellte, vor allem im 17. Jahrhundert, immer wieder den Gemeindeammann von Dietikon

Gleichzeitig gab es über die Jahrhunderte zahlreiche andere Familien Wiederkehr in Dietikon, die zum Teil gar nicht untereinander verwandt waren. Wo unsere Vorfahrin respektive ihr Vater Bernhard Wiederkehr hineinpasst, konnte deshalb nicht rekonstruiert werden. So gab es zum Beispiel im 18. Jahrhundert alleine etwa zehn Wiederkehre in Dietikon mit dem Vornamen Bernhard

Über seinen Vater Franz Widmer und die Schlüsselgasse 3 in Zürich schrieb der Sohn Hans Widmer später in einer kurzen Erinnerung:



Franz Jakob Widmer wurde mitten in der Altstadt von Zürich geboren. An der Schlüsselgasse steht sein Geburtshaus, wir weilten öfters dort, das schmale Gässchen steigt aufwärts bis zur Peterskirche nebenan, auf den Hof mündend steht das alte Haus, von den Stubenfenstern sahen wir zu dem klotzigen Turm des Peters hinauf, mit dem mächtigen Zifferblatt, gewaltig nah dröhnten die Glocken, die Fenster erschütternd, und ganz oben im Turm blinkte nachts über all dem Häusergewirr beruhigend das hell erleuchtete Fenster der Wärterstube. Die Grosseltern betrieben eine für gute Küche bekannte Speisewirtschaft, es waren einfache Leute, der Grossvater war aus Dietikon in die Stadt eingewandert, selbst habe ich ihn nicht mehr gekannt, da er frühzeitig starb, die Grossmutter, eine geborene Welti, kam aus Baden. Hier in diesem alten Haus verlebte Franz seine Jugendzeit. Wie manch verborgenes Winkelchen gab es in diesem Haus, wie manche Treppen und Türen in den alten Gängen, die für Kinderspiele sich herrlich ausnutzen liessen

Ohne Original überliefert durch Urs Widmer

Joseph Widmer * 02.03.1817 Dietikon † 27.01.1876 Zürich	∞ 3. Februar 1852	Anna Verena Welti (Wälti) * 18.11.1820 Remetschwil † 18.03.1899 Zürich	Die Weltis waren Bürger von Remetschwil AG, wohnten gemäss Urs Widmer aber in Baden
Johann «Hans» Gottlieb Widmer * 20.06.1853 Zürich † 26.01.1921 Zürich			In den Bürgerbüchern wird er als Kaufmann ausgewiesen, ledig
Johann Gottlieb wohnte noch 1906 im Familienhaus Schlüsselgasse 3, später dann an der Dolderstrasse 32 (Bürgerbuch von 1911: Johann Gottlieb, Kaufmann, Bürger 1873, Dolderstrasse 32)			
Franz Jakob Widmer * 24.07.1856 Zürich † 01.05.1923 Winterthur	∞ 13. August 1883	Maria Susanna Sieber * 14.07.1864 Zürich † 05.04.1943 Winterthur	Dr. med., ab 1887 der erste Doktor Widmer in Töss
Joseph Robert Widmer * 26.08.1860 Zürich † 07.11.1893 Zürich			Führte den elterlichen Speisewirtschaftsbetrieb weiter

Joseph Widmer war einer der mittleren Söhne des Ehepaars Widmer-Wiederkehr. Er heiratete am 3. Februar 1852 Anna Welti. Annas Eltern Kaspar Wilhelm Welti und Maria Anna Humbel lassen sich in Remetschwil AG nachweisen. Es scheint, dass sie dort mit mindestens zwei Söhnen nur kurz sesshaft waren

Dies bestätigt auch ein Hinweis von Hans Widmer-Schoellhorn, der besagt, dass die Weltis später in Baden wohnten. Aufgrund dieser Notiz ist denkbar, dass unser Vorfahre Joseph Widmer (1817–1876) zuerst von Dietikon nach Baden wanderte und dort Anna Verena Welti kennenlernte. Vielleicht waren beide in Baden im Gastgewerbe tätig

Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts war Dietikon eine ausgesprochen arme Bauerngemeinde, in der die kleinbäuerlichen Betriebe und die Kleinhandwerker den weitaus grössten Teil der Bevölkerung ausmachten. Schlimm stand es für kinderreiche Familien, auch weil nur wenige Leute ihr Auskommen in den lokalen Manufakturen fanden. Der Familienbesitz reichte in der Regel nur als magere Existenz für den Erstgeborenen – für die anderen Söhne blieb nur der Wanderstab oder die Auswanderung

Die Wegwanderung wurde von der Gemeinde aktiv gefördert. So wurde an der Gemeindeversammlung vom 1. Juli 1855 Stipendien der Gemeinde für Auswanderer festgelegt. Die Bezahlung des Gemeindegeldzuschusses erfolgte entweder an den Auswanderer, an die Auswandereragentur oder an die schweizerische Vertretung im Bestimmungsland. Wer innert zehn Jahren zurückkehrte, hatte keinen Anspruch auf den Bürgernutzen, bis der Kostenzuschuss samt Zinsen aus dem Pächterlös des Bürgerzuges gedeckt war. Diese Zuschüsse wurden Anfang 1873 wieder aufgehoben

Den Töchtern blieb nur die Hoffnung, geheiratet zu werden

Neujahrsblatt von Dietikon 1971: Lorenz Wiederkehr, Dietikon im Wandel der Zeit

Es gibt Hinweise, dass zu einzelnen Nachfahr:innen von **Melchior Widmer** *1819, einem Bruder von Joseph Widmer, weiter ein Kontakt bestand **zwischen spiel johann und anna widmer**

Vor 1855 – vielleicht mit der Hochzeit – übersiedelte die Familie Widmer-Welti nach Zürich und zog dort nach einiger Zeit an die Schlüsselgasse 3 beim St. Peter, wo sie eine Speisewirtschaft betrieb. Am 11. Mai 1873 wurden die Widmer-Weltis mit einem Vermögen von 10 000 Franken Zürcher Bürger, blieben aber bis zum Tod von Joseph Widmer 1876 auch Bürger von Dietikon

Auch Anna Verena Weltis Schwestern Maria Agatha und Barbara übersiedelten in dieser Zeit nach Zürich. Für Maria Agatha findet sich als Wohnadresse ebenfalls die Schlüsselgasse 3

Vermutlich war für das Ehepaar Widmer-Welti nicht Armut der Wanderungsgrund, sondern die Möglichkeit zur Selbstständigkeit. Denn schon am 21. Januar 1864 erwarben sie von Jakob Fäsi die Liegenschaft «Zum Hohen Brunnen» an der Schlüsselgasse 3. Sie wurde in der Folge – mit Baubewilligung am 7. März 1867 («NZZ») – saniert und umgebaut und es wurde auch eine Gastwirtschaft eingerichtet, die sie selbst als Wirtsleute betrieben. Der Versicherungswert erhöhte sich durch die Umbauten sukzessive von 35 000 auf 66 000 Franken (Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Das Haus Schlüsselgasse 3 lässt sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Ursprünglich ein frei stehender Steinbau, wurde es im frühen 14. Jahrhundert zum noch heute bestehenden fünfgeschossigen Riesenbau erweitert. Der 1357 urkundlich erwähnte Bau war stets mit einer grösseren Zahl von Bewohnern belegt. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich das Haus unter Besitzer Jakob Fäsi, der 1822 wahrscheinlich entsprechende Baumassnahmen veranlasste, zur eigentlichen Mietskaserne: 1838 wohnten hier nebst dem Hausbesitzer unter anderem ein Weibel, ein Schornsteinfeger, ein Giesser, ein Lohndiener, ein Kreidehändler, eine Glätterin, eine Wäscherin und eine Spetterin (Kunstdenkmäler der Schweiz, Stadt Zürich II, 2002)

Im Haushalt von Joseph Widmer und Anna Verena Welti wuchsen drei Söhne auf. In der Ansprache bei der Bestattung von Franz Jakob Widmer sagte der Dekan W. Ryhner dazu

Der folgende Johann Joseph Widmer war ein Nachfahre von Melchior Widmer, einem Bruder von Joseph Widmer-Welti. Im Nachlass seiner Tochter Martha Amrein-Widmer fanden sich Dokumente und Fotos, was vermuten lässt, dass diese ihren Cousin zweiten Grades, Hans Widmer-Schoellhorn, kannte

Melchior Widmer * 1819	∞ 20. Februar 1884	Therese Barbara Baumann * 1820	Melchior war ein Bruder von Joseph Widmer-Welti
Johann Joseph Widmer * 24.10.1853 † 30.05.1912 Zürich	∞ 1882	Anna Grob * 03.10.1854 † 28.08.1939	Quelle: Stadtarchiv Zürich

Über Melchior Widmer-Baumann ist bekannt, dass er zwischen 1848 und 1859 in Dietikon als der wohl erste Bahnwärter der 1847 in Betrieb genommenen Schweizerischen Nordbahn tätig war. Im Volksmund hiess diese erste Eisenbahn der Schweiz «Spanisch-Brötli-Bahn»

Melchior und Thereses Sohn Johann Joseph Widmer und Anna Widmer-Grob hatten vier Kinder, die Cousins/innen 2. Grades von Hans Widmer-Schoellhorn waren

Anna Widmer * 1883 † 11.7.1930

Betrieb ab 1911 bis zu ihrem Tod die «**Privat-Kochschule Widmer**» an der Witikonstrasse 53. 1923 veröffentlichte sie das «Kochbuch der Privat-Kochschule Widmer Zürich». Ab der zweiten Ausgabe 1928 war auch ihre Mitarbeiterin Elisabeth Fülcher daran beteiligt. Sie führte das Werk nach Annas Tod als «**Fülcher-Kochbuch**» weiter. Das Buch erscheint auch heute noch

«Das Fülcher-Kochbuch ist ein Standardwerk der Schweizer Küche. Wer ein Rezept oder eine Zubereitungsart sucht und nirgends findet, wird im Fülcher selten enttäuscht. **Die erste Ausgabe erschien 1923; sie stammte von Anna Widmer.** Elisabeth Fülcher betreute das Kochbuch ihrer Mentorin weiter. Dabei entstanden in der Zeit, in der sie ihre Kochschule in Zürich führte, acht Ausgaben. Seit 1966 wurden die Rezepte nicht mehr verändert und sind deshalb auch ein eindrückliches Zeitdokument»

Verlag «Hier und Jetzt» anlässlich der Neuauflage von 2020

Martha Amrein-Widmer * 1885 † 1.3.1971

Promovierte an der Universität Zürich mit einer Arbeit über Dantes «Divina Commedia». Nach ihrer Tätigkeit bei der Buchhandlung «Zum Elsässer» gründete sie 1947 die **Buchhandlung «Romanica»**, die sie zu einem bedeutenden Zentrum der romanischen Sprachen machte. Ihre Enkelin Silvia Markun war mit dem deutschen Philosophen Hans Heinz Holz verheiratet, der bei Ernst Bloch in Leipzig promovierte

Helene Wolfensberger-Widmer * 1887 † 1946

War Sängerin und verheiratet mit dem Juristen Ernst Wolfensberger, der mit ihrem Bruder Hans das Bankhaus «Wolfensberger & Widmer AG» gründete und leitete

Hans Widmer * 1896

Gründete zusammen mit Ernst Wolfensberger [**Ehemann seiner Schwester Helene**] 1923 das Bankhaus «**Wolfensberger & Widmer AG**». Es ging 1928 in Konkurs, dies unter anderem wegen ungedeckter Devisenspekulationen auf Rechnung der Bank und der Mitarbeiter:innen. 1932/1933 wurde der Zusammenbruch vor Gericht über Monate verhandelt. Vom Vorwurf des betrügerischen Bankrotts werden Widmer und Wolfensberger am 29. April 1933 freigesprochen. Hingegen erfolgt eine Verurteilung wegen leichtsinnigen Bankrotts sowie wegen Betruges über 2,2 Millionen Franken. Der Strafantrag des Staatsanwalts betrug vier Jahre Zuchthaus. Das Kassationsgericht bestätigte das Urteil am 14. Oktober 1934. Die «NZZ» berichtete über den Prozess regelmässig und sehr ausführlich

zwischenspiel johann und anna widmer

Da der Familie Töchter fehlten, wurden er und seine beiden Brüder vielfach zu Arbeiten im Haushalt herangezogen. Er sah später ein, wie nützlich das ihm gewesen, indem er dadurch manches lernte, was ihm nachher wohl zustatten kam

Nach dem Tod von Joseph Widmer betrieben seine Frau Anna Verena und sein Sohn Joseph Robert die Speisewirtschaft weiter. Die Liegenschaft wurde am 4. August 1906 durch die beiden Söhne Hans Gottlieb und Franz Jakob an die «Genossenschaft für Grundbesitz» verkauft, die sie bald weiterveräusserte (Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich)

Gegen das Bedenken seiner Eltern studierte Franz Medizin. Er machte sein medizinisches Staatsexamen 1880 und promovierte 1881 bei Professor Dr. E. Rose mit der Arbeit «Beiträge zur Kenntnis und Beurtheilung der Amputation Talo-Calcanea nach Blasius», machte aber bereits während seiner Studienzeit Praktika in Grüningen und Turbenthal. Er erhielt 1881 die gesetzliche Bewilligung zur Berufsausübung und übernahm im gleichen Jahr in Islikon TG die Arztpraxis des verstorbenen Kaspar Oetiker *1848 † 1881, mit dem Maria Susanna Sieber-Staub in zweiter Ehe verheiratet war. Die Heirat fand am 18. September 1876 nach Maria Susannas Scheidung 1875 statt. Gemeinsam hatten die beiden einen Sohn, Walter Karl * 1877 † 1882

Kaspar Oetiker stammte aus Wädenswil und war der Sohn des Ehepaars Kaspar und Sophie Selina Oetiker-Blattmann. Vielleicht weisen die Namen Oetiker und Blattmann auf eine von einem Kaspar Oetiker und einem Theodor Blattmann am Unterlauf des Sagebachs in Wädenswil gemeinsam betriebene Gerberei hin, die 1859 verkauft wurde. Ebenso finden sich im Staatsarchiv des Kantons Zürich Hinweise auf einen Konkurs der Seidenfabrikanten Kaspar und Johannes Oetiker [dieser aus Männedorf] von 1858/1859

Franz Widmer heiratete 1883 Maria Sieber am Sterbebett ihrer Mutter. Anfang 1887 übersiedelten sie in die damals noch eigenständige Gemeinde Töss, um hier die Praxis eines Dr. Brunner zu übernehmen. Für einige Zeit war Franz der einzige Arzt in Töss, später folgte ein Dr. Gisler. Das Einzugsgebiet umfasste das damals noch ländliche Töss sowie die Gemeinde Brütten, die er zuerst noch zu Fuss und später in einer Chaise (zweisitzige Kutsche) besuchte

Was das Ehepaar Widmer-Sieber damals zur Wahl von Töss als seinem Wirkungskreis bewegte, ist unbekannt. Vielleicht war es das Angebot vom Vorgänger Dr. Brunner, Franz Widmer seine Praxis zu übergeben. Denkbar ist aber auch, dass vor allem der in der Stadt Zürich aufgewachsene Franz Widmer näher an einer Stadt praktizieren wollte

Die Familie wohnte zuerst an der Hintergasse (Assekuranznummer 312, heute Zelglistrasse, vermutlich Nummer 3 oder 5) und dann ab etwa 1892 im neu erbauten «Doktorhaus» mit dem Namen «Daheim» an der Rieterstrasse 6. Das Grundstück dafür wurde am 16. Juli 1891 vom Nachbarn Jakob Weilenmann für 5400 Franken erworben

Vis-à-vis an der Rieterstrasse 3 stand bereits die 1859 auf Initiative von Rieter erbaute Gasfabrik «in der Hagenwiese» der Winterthurer Aktiengesellschaft für Gasbeleuchtung, die um 1990 abgetragen wurde, nachdem das Grundstück Jahrzehnte als frühe Industriebrache benutzt worden war, zum Beispiel von einem «Lumpensammler» [heute Maag-Recycling], einem weitherum beliebten Motorfahrradmechaniker [an den Samstagen belebten viele Kunden die Strasse] und dem Steinbildhauer Frehner

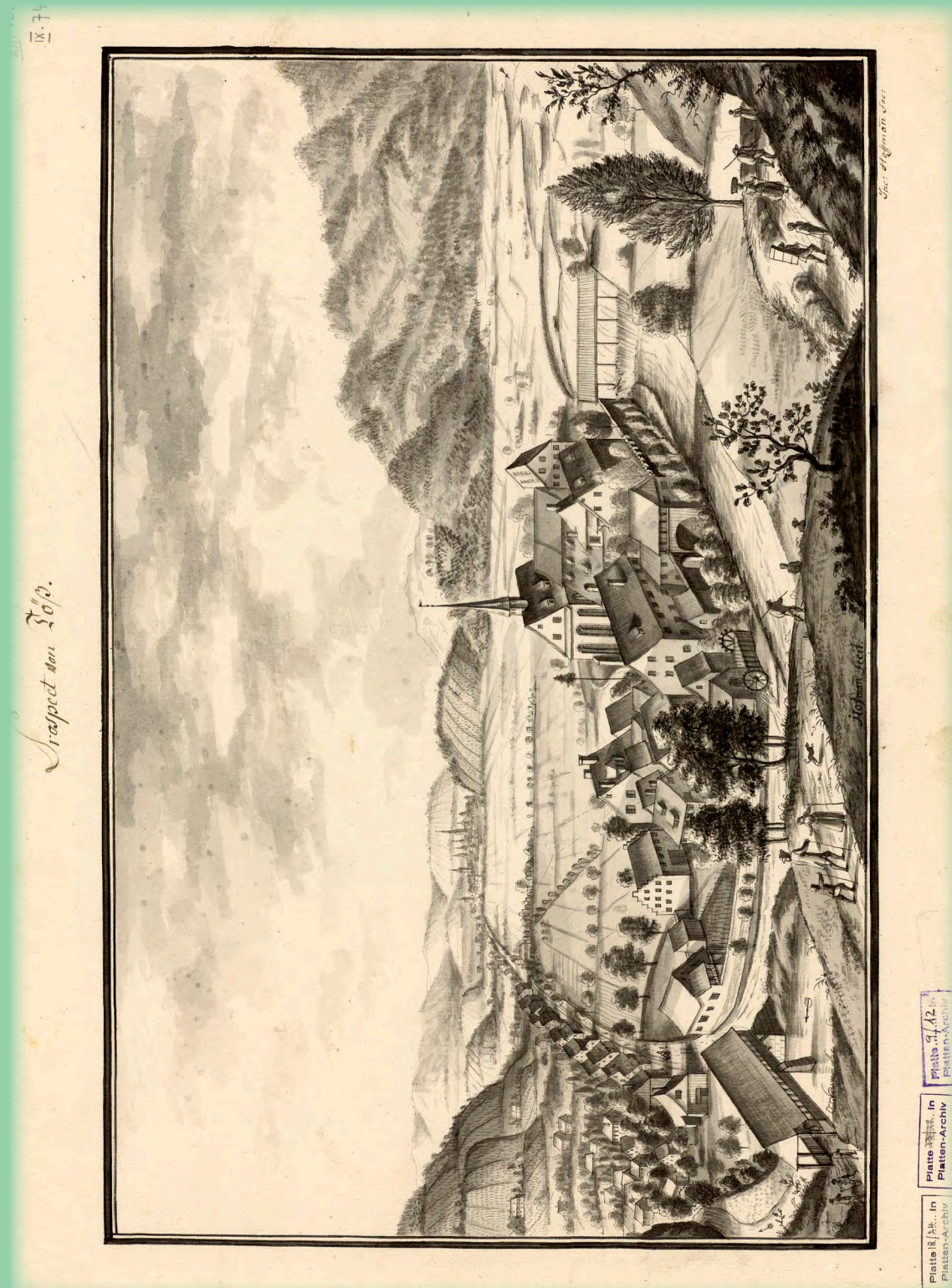
Der Architekt der Liegenschaft Rieterstrasse 6 ist nicht dokumentiert. Uns wurde aber erzählt, dass es der gleiche war, der das Haus an der Lettenstrasse 11 in Wülflingen baute. Denkbar ist, dass es der aus einer seit Langem in Töss eingesessenen Familie stammende Baumeister Heinrich Leemann IV. 1830–1900 war, wie es auch im «Tössemer» vom Februar 1981 festgehalten wurde. Heinrich Leemann war von 1869 bis 1897 auch der Gemeindepräsident von Töss

Über den Ursprung des Hausnamens «Daheim» ist nichts überliefert. Vielleicht wählten Maria und Franz Widmer-Sieber diesen aus biographischen Gründen. Franz wuchs inmitten der engen Altstadt von Zürich auf, im Familienhaus betrieben seine Eltern auch eine Speisewirtschaft. Maria hingegen verlor durch die wirtschaftlich begründete Flucht ihres Vaters Johann sehr früh ihr «Daheim», und auch ihr Stiefvater verstarb bereits, als sie erst 17-jährig war

Johann Jakob Hofmann 1773–1772: Prospect von Töss (um 1771/1772)

Quelle: Zentralbibliothek Zürich

Zeichnung: Feder in Schwarz und Pinsel in Grau und Schwarz; Bild 26,5 × 43 cm, Blatt 33 × 47 cm



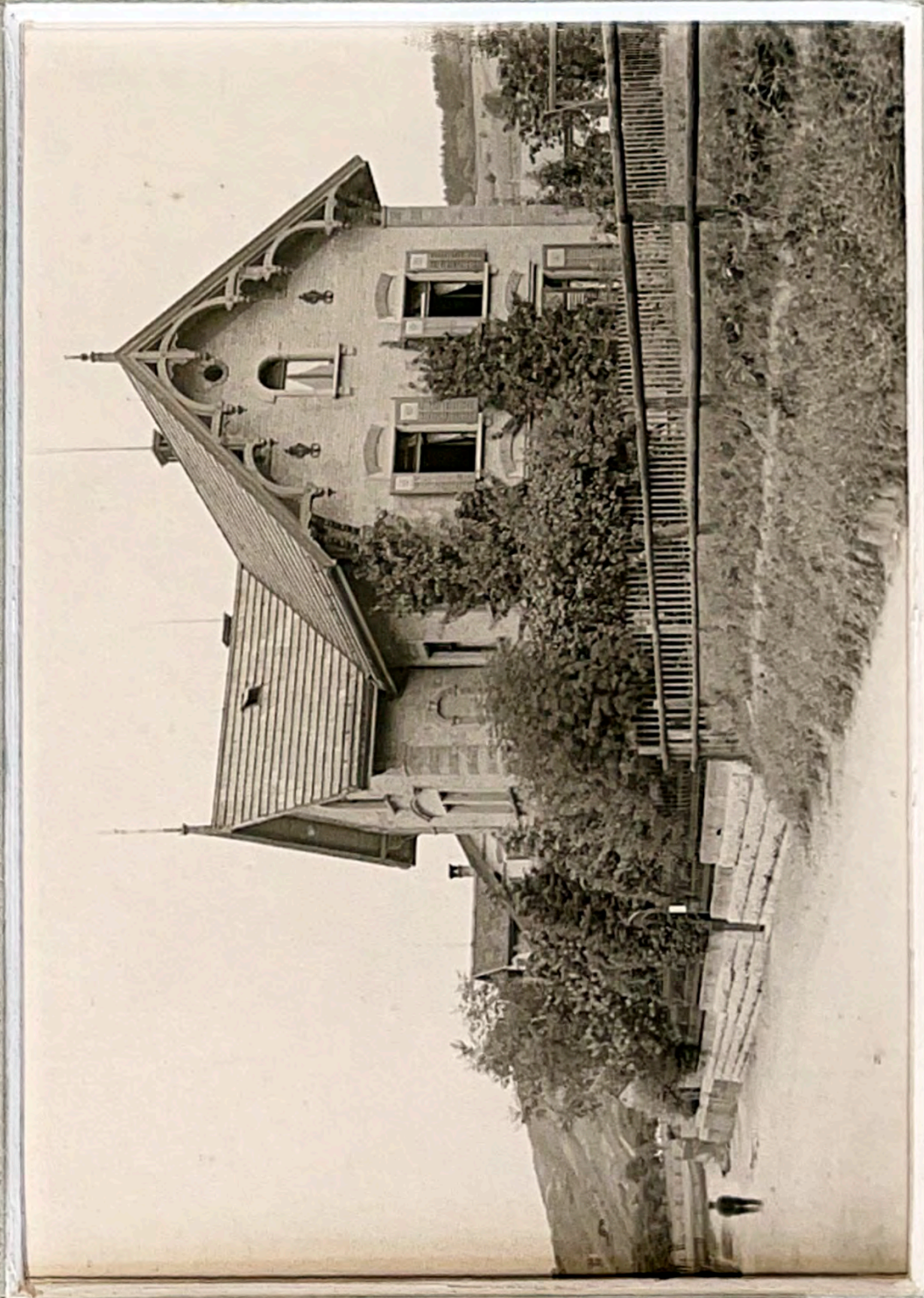
vorspiel idyllisch gelegenes töss

Jörgen Heinrich Möller 1822–1884: Töss von Südosten (1861)

Quelle: Zentralbibliothek Zürich

Zeichnung: Aquarell und Gouache über Bleistift, teilweise Feder in Braun; 24,7 × 42,9 cm

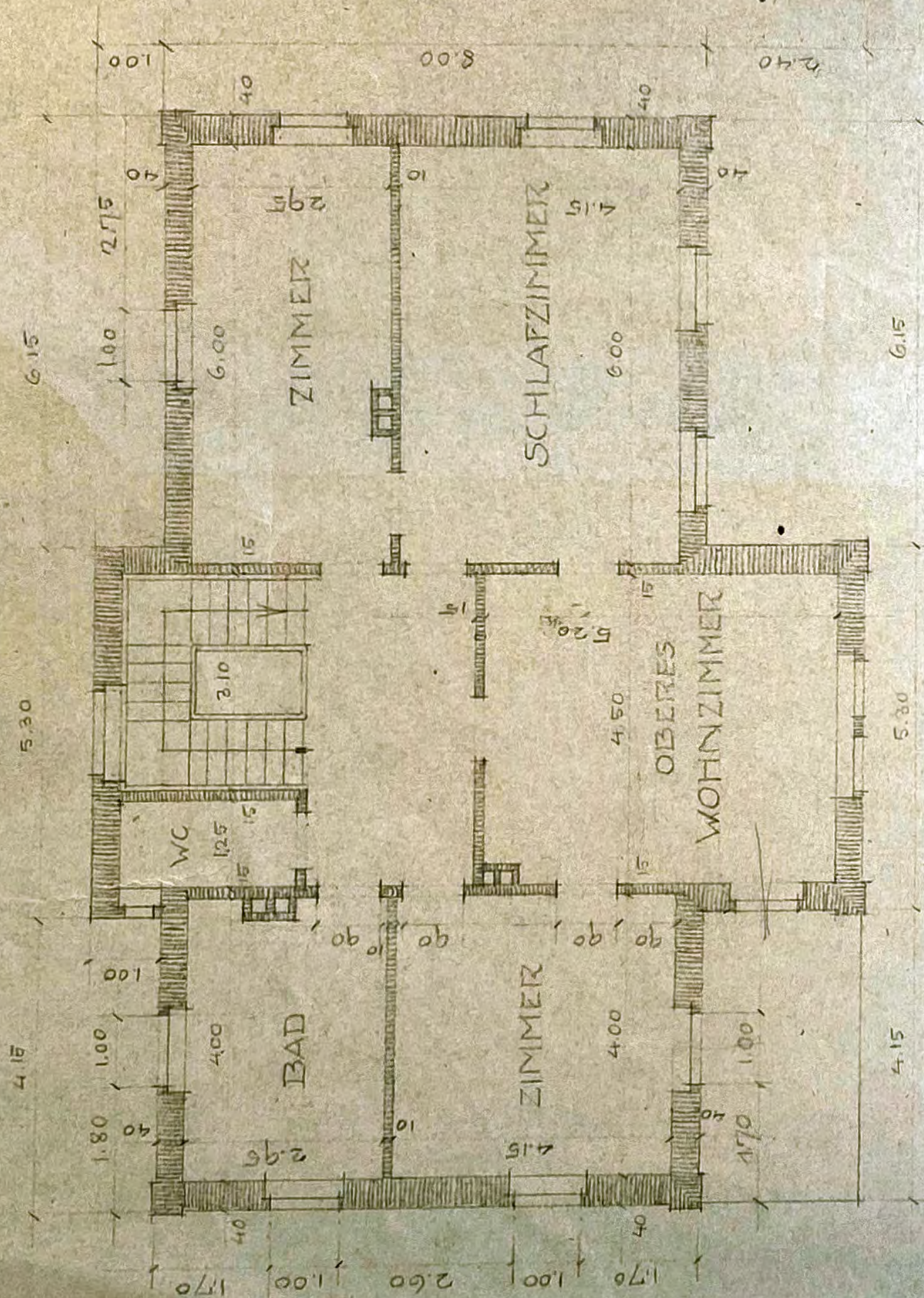




zwischenspiel daheim



HAUS DR WIDMERS TROSS, I, 100. GEUNDRISSSE.



Genehm
Die

zwischenspiel daheim

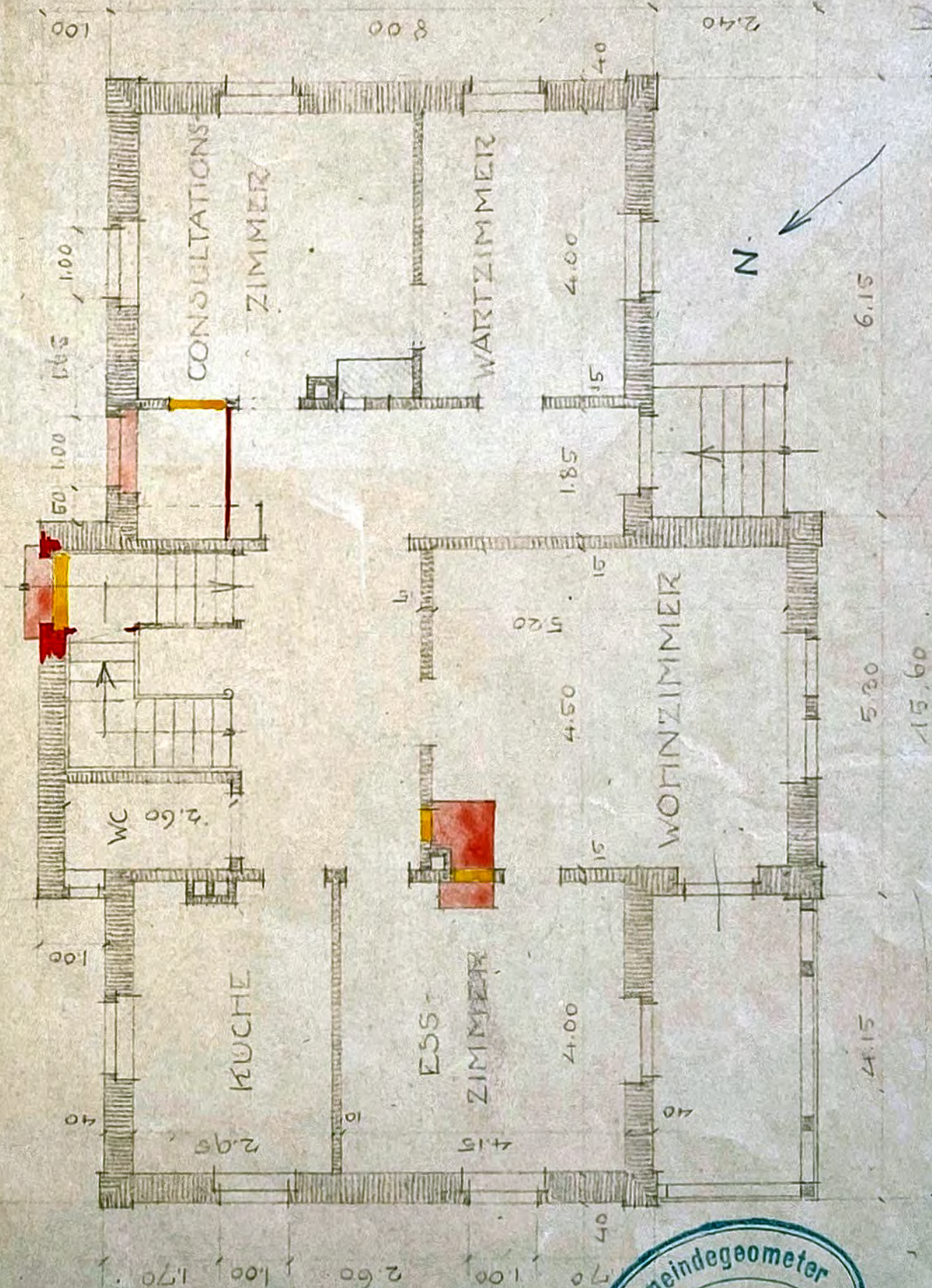
"I. STOCK"

igt: TÖSS, den 29. Jänner 1919
Baukommission
die widmers

A. Gemmels



23



PALETTEZIE

Rund
1919

Maria Widmer-Sieber mit ihrer ältesten Tochter Anna Maria Susanna, um 1892

Anna Maria Susanna starb bereits 1894 an Diphtherie, wie auch bereits ihr jüngerer Bruder Maximilian Robert 1888



zwischen spiel anna und maria

Der «noble» Hauseingang auf der Seite der Rieterstrasse führte in einen Korridor, von dem rechts eine Tür ins Wartezimmer führte. Aus diesem gelangten die Patient:innen ins Konsultationszimmer, das ebenfalls eine Tür zum Korridor hatte. Auf der linken Seite führte eine Glastür in den Wohnteil des Hauses, das im Erdgeschoss über ein Wohn- und ein Esszimmer sowie eine Küche verfügte. Im ersten Obergeschoss waren das Elternzimmer (über dem Wartezimmer), drei weitere Zimmer und ein Badezimmer. Es kann vermutet werden, dass in den zwei Zimmern des zweiten Obergeschosses Haushilfen wohnten **zwischen spiel daheim**. Später wurden daraus Gästezimmer, und ab 1951 wohnten zuerst Gret und Klaus Widmer-Oechslin, dann ab 1952 bis zu ihrem Tod Hanna Widmer-Schoellhorn in den zwei Räumen

Als in den Jahren 1889/1890 eine gefährliche Grippeepidemie ausbrach, war Franz Widmer stark gefordert. Er war damals noch einziger Arzt in Töss und bereitete die Medikamente selbst zu. An dieser Grippeepidemie verstarb übrigens Johann Georg Schoellhorn, der Grossvater seiner künftigen Schwiegertochter. Über Franz als Arzt und Tössemer schrieb Hermann Schneider, der frühere Dorfchronist von Töss, im «Tössemer» von 1981

Dr. Franz Widmer war nicht nur ein beliebter Arzt, sondern auch ein fröhlicher Gesellschafter, ja, manchmal entpuppte er sich als ulkiger Spassvogel. Wenn im Wartezimmer keine Patienten waren und längere Zeit keine erschienen, begab sich Franz in die «Schnupfetrucke» **[Restaurant «Rosenburg», heute steht das Zentrum Töss dort]** und genehmigte sich ein Gläschen Wein in Gesellschaft seiner Freunde [...] Stellte sich unverhofft ein Patient ein, rief Frau Doktor aus dem Fenster den am Sandhaufen spielenden Nachbarbuben, sie sollen sofort den Doktor holen. Natürlich kannten sie seinen Aufenthaltsort [...]

Brütten und die Höfe gehörten damals auch zum Wirkungsort von Dr. Widmer. Natürlich gab es noch keine Autos. Bei schlechtem Wetter fuhr der «Kohlenhuber» mit seiner Chaise den Doktor manchmal hinauf zu seinen ländlichen Patienten, denen er die Kosten der Fahrt «nicht zumuten könne», wie er sich mehrfach äusserte. Ein Arztbesuch kostete zu jener Zeit drei Franken. Die für das Ross notwendigen «Zwischenhalte» erhöhten aber zeitweise die Spesen wesentlich [...]

Dass Dr. Franz Widmer auch sehr konsequent sein konnte, zeigt folgendes Vorkommnis: Im Ersten Weltkrieg schlugen die Coiffeure für das Rasieren von 30 auf 50 Rappen auf. Das brachte den Doktor derart in Rage, dass er aus Protest den Bart wachsen liess und ihn trug, bis er starb [...]

Hermann Schneider in «De Tössemer», Ausgabe Februar 1981

Gemäss diesem Artikel hatten Franz Widmer und Maria Sieber auch ein Hündchen, das Netti hiess

Ab 1897 auch als Amtsarzt des Bezirks Winterthur fungierend, engagierte sich Franz in Töss als Gemeinderat und war Mitbegründer des Ferienkolonievereins. Zudem amtierte er lange Jahre als Präsident der Sekundarschulpflege (zitiert nach dem Nachruf von Dekan W. Ryhner anlässlich der Abdankungsfeier für Franz Widmer-Sieber)

Er hat sich nämlich nicht auf seine ärztliche Tätigkeit beschränkt, so stark sie seine Zeit und Kraft beanspruchen mochte, sondern sich auch der Gemeinnützigkeit und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt, der Gemeinnützigkeit als Mitgründer der so segensreich wirkenden Ferienkolonie und als Leiter mehrerer Samariterkurse, wofür ihm durch seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Samaritervereins die Anerkennung ausgesprochen wurde, und der Öffentlichkeit als Mitglied des Gemeinderates sowie der Gesundheitsbehörde und während 20 Jahren als Präsident der Sekundarschulpflege

Später schreibt Hans Widmer-Schoellhorn über seinen Vater Franz

Eine Fülle von Geschichten und Erlebnissen tauchen aus der Erinnerung auf, es wird mir fast schwer, sie alle festzuhalten, doch ich kann dem Versuch nicht widerstehen, Erlebtes noch einmal aufzuwecken, Erlauschtes und Erzähltes zu ordnen, um wenigstens in kurzen Umrissen meines Vaters Leben darzustellen

Franz Jakob Widmer * 24.07.1856 Zürich † 01.05.1923 Winterthur	∞ 13. August 1883	Maria Susanna Sieber * 14.07.1864 Zürich † 05.04.1943 Winterthur	Dr. med., ab 1887 der erste Doktor Widmer in Töss
Anna Maria Susanna Widmer * 13.07.1884 † 04.02.1894			Verstorben vermutlich an Diphtherie
Maximilian Robert Widmer * 27.07.1887 † 06.07.1888			Verstorben vermutlich an Diphtherie
Hans Gottlieb Widmer * 08.08.1889 Zürich † 21.05.1939 Winterthur	∞ 19. Juli 1917	Hanna Lilly Schoellhorn * 05.03.1896 Winterthur † 07.06.1983 Winterthur	
Johanna «Hanna» Martha Widmer * 29.10.1891 Winterthur † 07.11.1943 Winterthur	∞ 27. Januar 1940	Jakob Bolli * 27.05.1912 † 26.06.1970	Quelle: Hermann Weigold aus Familie Weigold-Bolli
Sie studierte an der Universität phil. I Lehramt, war später als Rezitatorin tätig und inszenierte Kinder- und Laientheater. Ihr Engagement als künstlerische Leiterin des «Liebhabertheaters Winterthur» lassen sich aufgrund von Zeitungsfunden in der Zeit von 1937 bis 1939 nachweisen			
Franz Jakob Widmer * 26.07.1895 Winterthur † 03.03.1941 Küsnacht	∞ 23. September 1922	Lina Sophie Lang * 15.06.1896 Zürich † 21.03.1960 Zürich	
Er studierte Chemie an der Universität Zürich und promovierte 1921/1922 zum Thema «I. Synthesen in der Catechingruppe, II. Synthese des Aspinols». Seine Frau Lina Sophie Lang studierte ebenfalls Chemie in Zürich und promovierte 1921/1922 zum Thema «I. Zur Kenntnis des Amygdalins, II. Zur Kenntnis des Insulins». Franz arbeitete danach als Chemiker bei der Firma Sutter in Münchwilen TG (Essig- und Schuhwachs)			
<p>Franz und Lina hatten zwei Kinder:</p> <p>Ursula «Ulla» Widmer * 13.6.1924 † 16.9.1999 Arth SZ (Quelle: Zivilstandsamt der Stadt Zürich)</p> <p>Dr. Georg Widmer * 12.11.1926 † 21.3.1966 – Er studierte an der ETH Zürich Physik und gilt als einer der Pioniere der Raumfahrtforschung (ESRO-I- und ESRO-II-Satelliten). 1964 war er Mitbegründer und Geschäftsleiter der Schweizerischen Vereinigung für Weltraumtechnik SVWT. Am Karfreitag, 24. März 1967, also ein Jahr nach seinem Tod, verübte seine Frau Esther Suizid, indem sie zusammen mit den Töchtern Franziska und Katharina mit dem Auto in Zollikon in den Zürichsee fuhr. «Der Blick» – damals neu – berichtete sehr prominent darüber, mit Fotos auf der Titelseite. Bei uns musste unbedingt verhindert werden, dass unsere Grossmutter Hanna Widmer-Schoellhorn diese Berichterstattung sah (Quelle auch: «NZZ», 26. März 1967)</p>			
Maria Margret «Gretli» Widmer * 28.12.1897 Winterthur † 10.02.1924 Winterthur			Todesursache unbekannt

Wo aus Vergangenem sich mir ein Bild klarer formt, sehe ich fast immer meinen Vater in Verbindung damit, von frühester Kindheit an bis in die jüngste Zeit hinein, sei es beim Einzug ins neue Doktorhaus in Töss, sei es beim ersten Schulgang, zu dem Vater mich begleitete, sei es in der Gymnasiastenzzeit, wo mir Vater über die Klippen des Lateins hinweghalf, sei es später als Student oder als Assistent, wie mancher Rat auch seiner reichen praktischen Erfahrung wurde mir zuteil, sei es, als ich mich in Töss selbst niederliess, oder bei der Geburt seines Enkels und der schweren Krankheit seiner Schwiegermutter Susanna Oetiker-Staub, meiner Frau Hanna, es war ihm Herzenssache, seinen Kindern immer mit Rat und Tat beizustehen als Vater und Freund

Ohne Originalquelle überliefert durch Urs Widmer

Franz und Maria Widmer-Sieber hatten sechs Kinder, von denen zwei früh verstarben. Die jüngste Tochter «Gretli» verstarb ebenfalls jung, nämlich 1924 erst 26-jährig [zwischen spiele anna und maria / bürgerkinder](#)

Nach der Praxisübergabe an den Sohn Hans 1919 zogen die Eltern Franz und Maria Widmer-Sieber am 5. Juli 1919 an die Tellstrasse 50. So heisst es nun manchmal im Madrisa-Gästebuch «s Grosi von der Tellenstrasse» (z. B. im Eintrag von Hanna Widmer-Schoellhorn am 13. Juni 1925)

Bereits 1923 verstarb Franz Widmer an den Folgen seiner Myokarditis, die ihn schon länger beeinträchtigt hatte und relativ früh zur Praxisübergabe führte. Sein Sohn Hans brach deshalb eine für länger geplante Assistentztätigkeit in Lausanne ab

Ab 1925 erscheint an der Tellstrasse im Adressbuch auch Johanna Marta ([«Tante Hanna»](#)). Als Beruf wird für sie Rezitatorin angegeben. Uns wurde erzählt, dass Tante Hanna mit den Winterthurer Kindern Theatervorstellungen einstudierte und aufführte

Nach 1926 wohnte Maria Widmer-Staub an der Heimstrasse 5, einem Mehrfamilienhaus, das 1925–1926 vom Winterthurer Architekten Hans Ninck erbaut wurde. 1928 übersiedelte Tante Hanna von ihrer Wohnung an der Tellstrasse 50 ebenfalls dorthin

[Tante Hanna](#) war auch jene Hanna Widmer, die – zusammen mit ihrem [«Onkel Fritz»](#) – die Erklärungen auf der Rückseite des [«Verlobungsbilds»](#) Sieber-Staub zusammenstellte [zwischen spiel der grosse tag](#)

Nach der Heirat von [Tante Hanna](#) mit Jakob II. Bolli übersiedelte die Familie Bolli 1940 ins neu vom Vater Jakob I. Bolli 1939 erworbene «Flüehli» an der Weinbergstrasse 34. In verschiedenen Stockwerken des Hauses wohnten zwei Generationen Bolli: Oben Jakob I. Bolli, in der Mitte die Familie Weigold-Bolli und im Parterre Jakob II. Bolli mit Tante Hanna und ihrer Mutter

Im «Flüehli», über der Weinbergstrasse im Chaletstil erbaut, befand sich früher ein von der Schwester Ida de Pellegrini und ihrem Stiefbruder betriebenes Kinderheim, dem im November 1925 durch das Winterthurer Waisenamt die Konzession zur Aufnahme von Pflegekindern erteilt wurde. Das Haus brannte im Mai 1926 ab und wurde daraufhin neu erstellt. Wegen des Brandes kam es in der Folge zu einem Prozess gegen die Betreiber wegen Brandstiftung, der mit Freisprüchen endete

Im Frühjahr 1939 kam es zu Reklamationen und behördlichen Besuchen sowie einem Bericht des Bezirksrats. Das Kinderheim wurde aufgehoben und das Haus kam 1939 zum Verkauf (Winterthurer Glossar)

Über das Kinderheim «Flüehli» und andere Winterthurer Heime kam es 2014 wieder zu Diskussionen, und der Stadtrat beauftragte die ZHAW mit einem Studienauftrag, die früheren Vorfälle dort zu untersuchen («Landbote» vom 24. September 2014). Die Ergebnisse wurden 2017 publiziert («Zusammen alleine, Alltag in Winterthurer Kinder- und Jugendheimen 1950–1990», Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, Band 354)

Anna Maria Susanna 1884–1894 mit ihrem Bruder Hans Widmer, um 1892



zwischenspiel bürgerkinder

Anna Maria Susanna 1884–1894 mit ihren Geschwistern Hans und Hanna, um 1892



Die Brüder Widmer-Sieber, zwischen 1897 und 1902
Hans 1889–1939 und Franz 1895–1941



zwischenspiel bürgerkinder

Die Geschwister Widmer-Sieber, um 1900

Von links nach rechts:

Margret «Gretli» 1897–1924, Hanna 1891–1943, Hans 1889–1939, Franz 1895–1941

Es fehlen die früh verstorbenen Kinder Anna Maria Susanna 1884–1894 und Maximilian Robert 1887–1888



Im Wintersemester 1912/1913 studierte Hans Widmer in Berlin. Von dieser Zeit hielt er einige Eindrücke in einem Tagebuch fest, wovon einige Ausschnitte hier festgehalten sind

Bald gilt's auch für mich abzureisen nach Berlin. Es ist gut so, man wird doch auch gar arbeitsunlustig, wenn man immer zuhause ist, so ein bisschen versimpelt, man ist doch jung, möchte leben, leben, sei es, dass die Arbeit wichtig wirkt, sei es rauschend, liebend, geniessend! Ein toller Wirbel, ein sprudelndes Quellen, Lust, Freude, Arbeit, ja, Arbeit, besinnungslos, bis zur Ohnmacht, nur nicht dieses tatenlose, täglich gleiche, harmlose Leben ohne Saft und Kraft, wie's zu Hause eben gleichmässig dahinrauscht. Bald bald kommt es wieder, dieses mächtige Lebenswirken, gegrüsst sei mir dein Winken, es geht – es muss gehen

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 16. Oktober 1912, S. 1

Ich bin nun in Berlin. Berlin, wenn man diesen Namen hört, so steigt vor unseren Augen ein Bild auf mächtigen Trubels, gewaltigen Hastens, Elends, Springens, aber auch ein Bild verschwenderischen Luxus, raffinierter Lebenskünste und sexuellen Geniessens. – Bis jetzt hab ich von all dem schon etwas gespürt, aber noch nicht so recht gesehen. Wohl fühlt man, wenn man an der Friedrichstrasse Ecke Unter den Linden steht, dieses mächtig pulsierende Leben; oder wenn man auf die Spree blickt und all die vielen schwer beladenen Kähne schuckeln sieht, dann hat man auch eine Ahnung von der vielen und grossen Arbeit, man bekommt Achtung vor dem grossen Zeitalter, in dem wir leben dürfen, und freut sich, dass die Menschheit es so weit gebracht hat

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 1. November 1912, S. 3

Heute wurde ich Student von Berlin – Nach langem Warten wurde ich endlich heruntergerufen und bekam vom Rektor der Universität die Urkunde!

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 4. November 1912, S. 4

Wenn man durch die Strassen von Berlin wandert oder in Cafés sitzt, so möchte man, wenn man all die fein gezogenen Scheitel bis zum Genick betrachten darf, die Preussen das Volk der Scheitel nennen; sagt uns nicht dieser Scheitel eigentlich recht viel: so einer ist immer korrekt, immer Zick-zack, man vergibt sich nichts; und doch recht viel ist nur Scheitel aussen, es fehlt der innere Gehalt; Scheitelmenschen durch und durch

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 11. November 1912, S. 5

Als ich gestern aus der Klinik heimkehrte, traf ich am Bahnhof Friedrichstrasse ein Plakat, das folgendermassen lautete: «Der Todfeind der Deutschen ist nicht das Zentrum, nicht Rom, sondern der (getaufte oder ungetaufte) internationale Jude.» Es zeigt dies, wie tief in gewissen Kreisen der Hass gegen die Juden vorhanden ist, eigentlich ein recht beschämendes Zeichen für unsere Zeit. Die Juden, die sich vermag's ihrer eigentümlichen Stellung durch die beständige Verfolgung im Lauf der Jahrhunderte zu einem allerdings gewitzten, aber recht intelligenten Volksstamm herangebildet haben, sollen Deutschlands Niedergang bedingen? [...] Ich meine nur, zu unserer Zeit sollte man doch mehr allgemein menschliches Empfinden haben, mehr internationales Denken, und vor allem mehr Toleranz, und man sollte nicht einen Volksstamm als Feind bezeichnen eines ganzen Staates

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 14. November 1912, S. 7

Heute Nacht hat es zum ersten Mal geschneit, eine weiss-schmutzige, nasse und zähe Masse bedeckt die Strassen, nicht blendend weiss wie auf den Bergen, sondern schmutzig, all den Dreck der Grossstadt widerspiegelnd, und viel Schmutz ist hier unter all dem Glanz und dem Luxus der sogenannten Crème. Wie gut und wie schrecklich ist dies in den Kliniken ersichtlich

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 30. November 1912, S. 10

Gestern sah ich ein hübsches Bildchen in einem dunklen Hof an der Hubertstrasse [?]. Ein alter Drehorgelmann spielte unermüdlich all die Berliner Gassenhauer und die Grossstadtkinder tanzten allein und zu zweit um ihn herum, sie freuten sich des Sonnenstrahls, der sie in der Musik der Alten beglückte und ihren düsteren Hof erhellte

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 9. Dezember 1912, S. 16

Das neue Jahr hat begonnen, ich war Zuhause, zu Hause mit all den trauten, lieben Reizen, der Christbaum glitzerte, und dies alte schöne Lied «Oh du fröhliche» ertönte dumpf von Papa und hell von Mama. Erst draussen lernt man das Heim schätzen und fühlt, was Heimat heisst [...], und dann, wenn man wieder hinaus kommt nach Berlin, in die Fremde, so guckt man auch diese Stadt und dieses Leben aufs Neue an, mit ich möchte fast sagen mit Heimatluft ausgewaschenen Sinnen, ich entdeckte aufs Neue Berlin, all

zwischenspiel berlin

diese Eleganz und dieser Luxus der Menschen, dieses Fliesen und Fluten des Lichts, das Rasseln und Rattern der Wagen, dieses Reizen und Flirten, dieses mächtig lebensbegehrende, erotische Wiegen der Riesenstadt

Am Freitag waren R. Gsell und ich am Sechstagerennen [...] Das Publikum feuert seine Helden an, schreit, jöhlt, jauchzt, brüllt, stampft und pfeift je nach dem Vor- oder Nachteil seiner Helden [...] Im Innenraum gibt sich das flirtende vornehme Berlin Rendezvous. Schöne Damen und elegante Herren, Mandarine und Demimonde, Grafen und Hochstapler, Lebemänner und Betrüger; der Sekt knallt, berauschende Parfüme, schmeichelnde Musik. Aussen Studenten und Ladenmädchen, Beamte und Gauner, die mit witzelnden Worten die Vorgänge im Innenraum glossieren. Sport und Flirt treibt beiderlei Menschen hierher, der Sport, er demokratisiert [...]

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 14. Januar 1913, S. 26

Am Freitag war es, ja tatsächlich, wir waren zuerst im Circus Busch, der an Glanz, an fabelhaftem Mechanismus und Kunstfertigkeit sozusagen alles überbot, was ich je gesehen [...] phänomenal –

Dann gingen wir ins Café National, wo wir so das alternde Cocottenmaterial sehen konnten, alte dicke Frauen mit eleganter, geschmückter Toilette, geschlitzten Röcken bis übers Knie, sie suchten sich ihre Opfer, um mit ihnen zu verschwinden, wir gingen bald aus dieser Fleischstube –

Und dieses wohin ging es, ein schaurig Durcheinander, Winzerhaus, Musik, Gassenhauer, zülig, wirr, dann Wein, viel Wein, Landsmänner, ein K.K. Österreicher, Mädchen, Blumen, Einladung. Sekt, rot blut rot, Tanz, Männertanz, wo, wie wann, Rakete, Fahrt im Auto, bumbum, neues Lokal, Tusculum solls heissen, alles schwimmt, Schlägerei. Blut, Streit, Renommisterei, trink, trink, glucks, glucks, die so stark, fort, fort, hinaus, mit wem, wie, wo?, nichts, doch tatarata, grau wohin?, fort mit Weib, Rudi, Rudi, schwere dumpfe Luft, weg die Kleider, zu trunken, nackt schlafend, wo?, von?, morgen grau, grau, drückend nackte Leiber [...]

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 20. Januar 1913, S. 31 f.



Hans Widmer (unten links) am Alpenball
im Zoo Berlin, mit Freund:innen, 1912

Nun sind über 3 Wochen seit jenem vollen Abend vergangen, ich bin gesund geblieben, neu bin ich dem Leben geschenkt, und all die vagen Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet. – 3 Wochen, wie war es doch anfänglich? Zu sehr glaube man, diese Zeit sei unmöglich lang, jede Minute wurde zur Stunde, jede Stunde zum Tag. Immer wieder diese furchtbare Ungewissheit, und dann wurde man immer gleichgültiger, das Ereignis mahnte nur noch selten, die Zeit ging runter, und schliesslich hat man es beinahe vergessen, und alles erscheint schon weit in die Ferne gerückt, weit, weit hinten als blasses Erinnern [...]

Jetzt sind es nur mehr noch 3 Wochen und dann sage ich Berlin Lebewohl, für wie lange? Wer weiss, vielleicht für immer [...]

Hans Widmer, Berliner Tagebuch, 10. Februar 1913, S. 33

Hans Widmer als Assistenzarzt im Kantonsspital Winterthur, 1915



zwischenspiel junger arzt

Jakob Bolli gründete später [1948] an der Steinberggasse 37 seine Firma, die «Bolli Resten und Stoffzentrale», die heute noch unter dem Namen «Bolli Modestoffe – Mercerie – Nähcenter» an der Steinberggasse 12/14 besteht. Sie ist immer noch im Besitz der Familie Weigold-Bolli [ein Neffe von Jakob Bolli trat 1967 in die Firma ein und führte sie nach Jakobs Tod weiter]

Maria Widmer-Sieber verstarb am 5. April 1943, Tante Hanna kurz darauf am 7. November 1943 durch Suizid

Im Zivilstandsamtsauszug zu Tante Hanna steht: «Vorläufiger Entzug der Handlungsfähigkeit» mit Vertretung durch RA Dr. Gottfried Weiss, Rechtsanwalt in Zürich. Der Entscheid wurde im Amtsblatt Nr. 19 am 9. März 1943 veröffentlicht

Über Maria findet sich in Gret Widmer-Oechsli's Briefen an ihre Eltern ein kurzer Hinweis

Bei meinen Kindern hast du [Friedi Oechsli-Huber] in den 4 Wochen ungeheuer Ansehen bekommen. Du bist für sie schlechthin das Idealbild einer Grossmutter. Sogar Chläus sagte letzthin so nebenbei: «So war s Grosi Widmer, ausser dass sie dann zu religiös geworden ist. Ich bin immer gerne an die Heimstrasse gegangen und sehr ungern ins «Lindeneck»

Gret Widmer-Oechsli an ihre Eltern, 8. Februar 1969

Ihr Sohn Hans Widmer besuchte von 1902 bis 1909 das Gymnasium in Winterthur und war dort ein engagierter Vitodurianer (die Vitodurania ist eine Schülerverbindung an der Kantonsschule Winterthur). Sein Cerevis war «Bummerli» und tauchte in seinem späteren Leben immer wieder auf. Nach der Matura am 30. September 1909 studierte er ab 1909 Medizin in Zürich, Heidelberg (Sommersemester 1912) und Berlin (Wintersemester 1912/1913) [zwischen spiel berlin](#). Auch an der Universität war er ein aktiver Farbenbruder bei den Zürcher Singstudenten

Nach dem Staatsexamen am 10. Juni 1915 begann am 4. Juli seine erste Assistenzzeit an der Diakonissenanstalt Neumünster. Ob er wusste, dass eine Grosstante von der Sieber-Seite die erste Diakonissenschwester dort war, ist unbekannt

Von Dezember 1915 bis Mai 1917 war er Assistenzarzt am Kantonsspital Winterthur [zwischen spiel junger arzt](#). In diese Zeit fällt die Promovierung (1916) zum Thema «Die pneumonische Pseudoappendicitis bei Kindern» an der Zürcher Kinderklinik bei Prof. Dr. Emil Feer

Nach der Verlobung mit der Brauertochter Hanna Schoellhorn am 2. Mai und der Heirat am 19. Juli 1917 in der Kirche Brütten [zwischen spiel verlobung und heirat](#) – die Hochzeitsreise führte sie ins Tessin – folgte von Oktober 1917 bis April 1918 eine weitere Zeit als Assistenzarzt in Lausanne. Eigentlich war diese länger geplant, er brach sie aber wegen einer Herzerkrankung seines Vaters frühzeitig ab. Neben der nun folgenden Mitarbeit in der Praxis seines Vaters betreute er im Rahmen seines militärischen Hilfsdienstes 1918/1919 Internierte in Klöstern

Am 30. April 1918 erhielt er die Praxisbewilligung und am 1. Juli 1919 übernahm er die Praxis seines Vaters an der Rieterstrasse. Mit der Übergabe (an anderer Stelle findet sich der Hinweis «kurz vor der Übergabe der Praxis») an Dr. Robert Kind 1930 zog die Tössemer Arztpraxis an die Zürcherstrasse 92 («Haus Eden», Neubau von 1929)

Mit der Übernahme der Praxis im Jahr 1919 waren kleinere Veränderungen an der Rieterstrasse 6 verbunden. Eine Tür in den Garten wurde auf der Rückseite des Hauses gebaut, ebenso ergänzte nun im Eingangsbereich ein kleines Labor – erschlossen vom Konsultationszimmer – die Praxis

1925 folgte der Bau eines kleinen Balkons über der Haupttür und schliesslich 1930 – im Jahr seiner Wahl zum Stadtpräsidenten – der Umbau der früheren zwei Praxisräume in ein Wohnzimmer (das «Grosse Zimmer») mit Cheminée. Die in der Baueingabe von 1930 geplante Garage unter dem «Grossen Zimmer» mit Zugang in den Keller wurde nicht realisiert. In dieser Zeit scheint das zentrale Zimmer im Erdgeschoss das Esszimmer gewesen zu sein, mit einer Stube daneben und dem «Grossen Zimmer» als Wohn- und vermutlich auch Denk- und Arbeitszimmer von Hans Widmer. 1942 erfolgte der Einbau einer Zentralheizung, später gab es immer wieder kleinere und grössere Innenumbauten

Hanna und Hans Widmer-Schoellhorns Verlobung im Mai 1917

Oben links die Verlobten mit Maria Widmer-Sieber

Unten rechts Lilly Schoellhorn-Sträuli und Maria Widmer-Sieber



zwichenspiel verlobung und heirat

Hanna und Hans Widmer-Schoellhorns Hochzeit am 19. Juli 1917 in der Kirche Brütten

Von oben links nach unten rechts, innerhalb der Fotos ebenso

Vor der Kirche: Hanna und Hans Widmer-Schoellhorn, Lilly Schoellhorn-Sträuli, Maria Widmer-Sieber, Stadtpräsident Hans Sträuli-Sträuli, Franz Widmer-Sieber

In der Hochzeitskutsche (oben links): Neben dem Brautpaar Isabel Jäggli

In der Elternkutsche: Franz Widmer-Sieber, Fritz Schoellhorn-Sträuli, Lilly Schoellhorn-Sträuli, Maria Widmer-Sieber

Beim Rauchen: Die vier Geschwister von Hanna Widmer-Schoellhorn Kurt, Hans, Elsi und Georg



1935 wurde Hans Widmer in den Nationalrat gewählt. Über seine ersten Ratstage finden sich unter anderem die folgenden Notizen:

Unsere Bundesväter:

Meyer Bundespräsident

der letzte Demokrat, nicht angriffig, aber zäh, konzilient, bewundernswert im Kampf um das Finanzprogramm

Motta

der meistgenannte Schweizer im Ausland, konservativ bis ins Innerste, da und dort vielleicht zu nachgiebig, fast zu ängstlich

Pilet-Golaz

elegant, ein glänzender Schönredner, weiss alles, was man will – bestimmt für einen Gesandtenposten

Minger

klein, breit, Bernerschädel, bundesrätlicher Jasser, Militärminister

Baumann

lang, hager, ein gescheiter Appenzeller, ein braver Mann, Aareschwimmer

Etter

ein haarloser Zuger, wenig hervorgetreten, Vertreter der katholischen Jugend

Obrecht

breit, mächtig, grosse Verdienste in der Privatindustrie, möchte die Grundsätze der Privatwirtschaft auch auf die Volkswirtschaft übertragen

Kanzler

Bovet, der gute Geist der Bundesversammlung

Neuling im Saal, von alten Routiniers geführt

Saal = Bahnhofshalle, viel Firlefanz und Schnörkeleien

3 Tribünen, 4 Sektoren, an der hinteren Wand Ständeratssitze, vorn Präsidententhron nebenan Sekretäre, davor Büro Bundesrat, an beiden Ecken in sphärischen Dreiecken die Presse

Bild im Hintergrund von Giron, Rütli und Urnersee von der Vogelschau, mit bleichem Engel, (Hodler) verpasste Gelegenheit

Kollegen: Reihe interessanter Persönlichkeiten

Walter der Oltener, kindergesegnet, ein treuer Sohn der Kirche, und doch ein Enfant terrible der Partei, fast etwas Zynisches in seiner Rede, trinkt wohl reichlich Abt Eichenholz, breit, wuchtig, ein glänzender Redner, Feind der Presse, treuer, guter Kamerad Wetter Industrievertreter aus der Proletarierwohnung in Töss (Huber-Wetter – Klöti-Widmer). Sehr fleissig, ein Vertreter des guten Wirtschaftsliberalismus Gadient der fanatische Bündner, schmal, unbelehrbar, kämpft für seine Bergbauern Ruben Lanicca Ja – Nein Tschudy der Glarner, ein feingebildeter Mann von guter demokratischer Einstellung Schirmer der General der Gewerbler, sehr belesen, stets ein Zitat bei der Hand, Schöpfer einer verbändischen Ordnung der Wirtschaft Duttweiler ein origineller Kopf, schlechter Redner, nervös, aufgeregt, ein naiver Primaner Tobler Front, zahm, ein schlechter Sitzungsbesucher Oeri der feingebildete Basler, Kenner der Aussenpolitik Scherrer V.E. der Basler Radikalen, der Zyniker, alter Routinier, wollte eine Landeslotterie-Einführung (Besteuerung der Vergnügen und des Genusses) Gut der feinsinnige Vertreter vom Zürichsee, klug, gewandt, trinkt gern ein gutes Schöpplein und bleibt hocken Rittmeyer sehr lebhaft, der schnellste Redner. als junger mit Gewissenskonflikten belastet. Streit um die Anstellung weiblicher Personen beim Bund Stucki der hohe Schweizer Diplomat, sehr gewandt, glänzender Redner, geschickt, fein gebildet, 8. Bundesrat, hie und da zu egozentrisch von Moos der Engadiner, kleiner Muni, Adlerhorst Vallotton der elegante Advokat aus St-Sulpice, ein glänzender Leiter der Partei, serrez les rangs

zwischenspiel bundesbern

Zu seiner Tätigkeit als praktizierender Arzt und deren Einfluss auf das Familienleben schreibt er schon bald

Andere Leute haben Pfingsten, ich habe zu schreiben; die Medizinerei wird immer mehr zu einem Schreibhandwerk und vor lauter Tintenkleckerei kommt man kaum zum Stethoskop und zu Untersuchungen. Alles will Zeugnisse; alles will Formulare ausfüllen lassen; dabei gehen der ganze Geist und die ganze Freude flöten, und man wird Bürokrat und ist hässig, besonders wenn die Frau nicht begreifen will, dass eben der Arzt keinen Sonntag hat und dass er seiner Frau nicht mehr allzu viel sein kann; weil eben allzu viele von ihm etwas wollen, immer wieder schmolzt sie, reklamiert sie, anstatt selbst einmal lesend mitzugehen und nachher zu fragen, was sie nicht zu begreifen vermag. Aber so bin ich immer das Scheusal, das sie angeblich nicht mehr lieb habe

Tagebuch Hans Widmer, 23. Mai 1920

Als Vertreter der damaligen Demokratischen Partei erfolgte 1924 die Wahl in den Grossen Gemeinderat der Stadt Winterthur – dies trotz grösserer Verluste seiner Partei –, 1932 in den Kantonsrat und 1935 in den Nationalrat [zwischen spiel bundesbern](#). Ab dem 6. April 1930 amtierte er – dem Onkel Hans Sträuli-Sträuli von Hanna Widmer-Schoellhorn folgend – als Stadtpräsident von Winterthur. 1930 wurde er auch Bürger von Winterthur. Bürgernähe war ihm als Stadtpräsidenten weiterhin wichtig

Hans Widmer hatte nach dem Amtsantritt 1930 die Praxis seines Vorgängers beibehalten, an einem Nachmittag jede Woche für seine Einwohner politische Sprechstunde, die ihm ja nicht unbekannt war, zu halten und es wird gesagt, teilweise sogar noch mit dem Stethoskop. Die heute noch vorhandenen Sitzbänke vor dem Stadthaussaal waren die Wartebänkli, die sich bis gegen Abend kaum leeren wollten

Überliefert durch Urs Widmer

Ein politisch engagierter Arzt war auch für die Ärztesgesellschaft der Bezirke Winterthur und Andelfingen vorteilhaft, und so wurde Hans Widmer 1926 Präsident der Ärztesgesellschaft, die damals rund 50 Mitglieder umfasste

Neben dem standespolitischen Engagement kam auch das Musische nicht zu kurz. Jedes Jahr wurde für die drei Buben ein Krippenspiel vorbereitet. Dem Alter angepasst spielte Klaus den guten Hirten, während für Balz und Urs die Rollen der Engel übrig blieben

1927 schrieb er für eine Benefizveranstaltung des Musikkollegiums Winterthur zugunsten der Orchesterkasse eine groteske Revue, «Herrn Direktoren». Und 1930 schrieb er zur Feier des 300-jährigen Bestehens des Musikkollegiums einen Geisterspuk, den er «Mitternachtsmusik» benannte

Einträge in sein Tagebuch von 1920 belegen Hans Widmers Interesse an der internationalen Politik, was auch in seinen Notizen zu seiner Berliner Zeit festzustellen ist. So schreibt er zur Völkerbundabstimmung vom 16. Mai 1920 (übrigens mit ganz anderer Meinung als Max Oechslin weiter hinten [zwischen spiel irrungen](#))

Weit herum herrscht grosse Aufregung über die morgige Abstimmung; die Stimmung der Freunde ist nicht mehr so zuversichtlich, vor allem ist es sehr unsicher, ob die nötige Ständezahl zu Stande kommt, um den Anschluss an den Bund der Völker zu gestalten

Reichlich gehen die Bürger an die Urne, um die wichtige Frage zu entscheiden. Der Kanton Zürich wird wohl verwerfen, die Sozialisten lehnen ab, weil sie eine Internationale wollen, die Militaristen aus Freude am Krieg und die Germanophilen aus Hass gegen Frankreich. Das Schlagwort, wir wollen bleiben, was wir sind, hat viele verführt

Hurra, angenommen, wenn auch nur knapp

Tagebuch Hans Widmer, 16. Mai 1920 / 18. Mai 1920 / 17. Mai 1920

In den Verhandlungen über die Wiederaufnahme von Beziehungen zur Sowjetunion äusserte sich am 11. Juni 1936 auch Hans Widmer-Schoellhorn als vehementer Befürworter, um der Schweizer Industrie neue Märkte zu öffnen. Er war einer der Unterzeichner der Motion 3359 «Stäubli» («Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland»). Willy Stäubli sass von 1935 bis 1946 für den Landesring des Kantons Zürich im Nationalrat

Hier der Wortlaut der Motion:

X 84. (3359) Stäubli, vom 8. Januar 1936

Von der Erwägung ausgehend, dass zwischen der Schweizer Industrie und der USSR bereits Handelsbeziehungen bestehen, welche im Interesse der gesamten Volkswirtschaft gestützt und ausgedehnt werden könnten, wird der Bundesrat eingeladen:

1. die nötigen Schritte zur Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Russland zu unternehmen;
2. an die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Russland die Bedingung der gegenseitigen Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse der beiden Länder zu knüpfen.

Mitunterzeichner:

Bircher, Duttweiler, Eggenberger, Held, Hunziker, Schmid-Zürich, Schnyder, Widmer, Wüthrich, Zimmermann (10)

Beschluss des Nationalrats am 11. Juni 1936: Die in ein Postulat umgewandelte Motion wird mit 96 gegen 72 Stimmen verworfen

Die Schweiz anerkannte die Sowjetunion 1918 nur indirekt durch die Akkreditierung eines bevollmächtigten Vertreters der Sowjetregierung in der Schweiz. Die Beziehungen wurden nach dem Landesstreik im November 1918 durch die Schweiz abgebrochen und der sowjetische Vertreter wurde des Landes verwiesen. Der Kontakt wurde 1923 von der Sowjetunion endgültig unterbrochen, dies nach der Ermordung eines sowjetischen Diplomaten in Lausanne durch einen Russlandschweizer. Eine Lockerung der wirtschaftlichen Beziehungen entstand wieder ab 1927, scheiterte aber 1934 am Schweizer Nein zum Aufnahmegesuch der Sowjetunion in den Völkerbund

Erst im März 1946 nahmen die beiden Länder schliesslich in Belgrad offizielle Beziehungen auf, nachdem die Schweiz ihr Bedauern über ihre Haltung während der vergangenen Jahre ausgedrückt hatte

Die Unterzeichner der Motion Stäubli hatten in den letzten Wochen allerlei Unerfreuliches erfahren. Man hat uns als Landesverräter bezeichnet, zu verkappten Kommunisten und getarnten Bolschewisten gestempelt. Ich möchte meinem lieben Freund und Ratskollegen **Vallotton** herzlich danken, dass er meine schweizerische Gesinnung in dieser Angelegenheit anerkannt hat. Wir sind keine Freunde des Bolschewismus, keine Freunde des russischen Regierungssystems. Auch wir verabscheuen die Gräueltaten und den Terror der Revolution. Aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass dies nicht nur eine Erscheinung der russischen Revolution ist. Die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den Revolutionen in Deutschland und in Italien. Wir pflegen mit Regierungen, die in den Auffassungen über Freiheit und Recht wesentlich anderer Meinung sind als wir, sehr rege Beziehungen

Nationalrat **Henri-François-Jules Vallotton** sagte in seiner Rede das Folgende. Er war mit Hans Widmer eng befreundet und während einer Familienreise der Widmers 1937 galt auch ein Besuch ihm in seinem Haus St-Sulpice

Permettez-moi maintenant d'aborder un autre aspect du problème. A supposer, Messieurs et chers collègues, que la Suisse ait un intérêt économique à renouer avec les Soviets, est-ce que cet intérêt hypothétique (à mon avis illusoire) est tel que nous n'ayons pas d'autres raisons, en particulier d'ordre politique, pour nous opposer à cette reprise? Je l'affirme; et ce sera là ma conclusion et mon propos. Mais vous me permettrez, avant de tenter cette démonstration, de vous dire combien je déplorerais que ces débats, importants pour notre pays, manquent de l'objectivité désirable; je tiens à déclarer d'emblée aux cosignataires, en particulier, de la motion Stäubli, à **mon excellent ami Widmer** qui parlera tout à l'heure contre moi – comme il l'a fait hier à l'intérieur du groupe – que l'on peut être bon patriote suisse et se placer sur un autre terrain dans cette question

zweispielen beziehungen zur ussr

Wir Motionäre liessen uns hauptsächlich von wirtschaftlichen Erwägungen leiten. Es ist uns nicht um eine Kundgebung für oder gegen Russland, für oder gegen den Bolschewismus zu tun [...]

[...]

Aber neben diesen wirtschaftlichen Erwägungen sind es heute mehr denn je politische Überlegungen, die es als wünschenswert erachten lassen, die Beziehungen mit den Sowjets zu normalisieren. Ich gehöre auch nicht zu jenen, die die Rede unseres Aussenministers in Genf bedauern. Es war sicherlich eine mutige Tat, und das ganze Land stand hinter ihm; es war vielleicht einmal notwendig, diese Abrechnung mit den Sowjets durchzuführen. Die Sowjetunion ist aber trotz des Neins der Schweiz in den Völkerbund aufgenommen und hat heute ihren Sitz im Völkerbundsrat. Die Russen können ungehindert in Genf wohnen; wir können ihre Koffer nicht kontrollieren. Die Russen sind ein vollwertiges Mitglied des Völkerbundes und haben seine Verpflichtungen voll übernommen, auch Verpflichtungen der Schweiz gegenüber. Und in der heutigen Zeit der latenten Kriegsgefahr wissen wir nie, ob diese Verpflichtungen nicht eingelöst werden müssen; wir wollen es ja nicht hoffen, aber schon diese Möglichkeit sollte uns veranlassen, eben mit den Sowjets in normale Beziehungen zu kommen. Auch die Schweiz hat ja Verpflichtungen als Völkerbundsmitglied; sie hat aber auch Vergünstigungen erhalten, vorab ihre Neutralität in militärischen Aktionen. Wir haben mit allen Mitgliedern des Völkerbundes, Russland ausgenommen, normale Beziehungen; Russland gegenüber ist diese Neutralität darum irgendwie differenziert. Nach meiner Ansicht gibt es aber keine differenzierte Neutralität; aus unserem Neutralitätsprinzip heraus verlangen wir darum die Normalisierung der Beziehungen zur Sowjetunion

[...]

Ich anerkenne alle die Gründe und würdige sie, die man gegen die Aufnahme der Beziehungen mit Russland vorbringen kann. Ich anerkenne alle die ehrenwerten Gründe aus religiösen Erwägungen heraus. Ich möchte aber eines zu bedenken geben. Für mich ist jenes neue Heidentum, das in einem andern Reiche entsteht, keineswegs sympathischer als der Atheismus Russlands. Es dämmert aber auch langsam in Russland die Erkenntnis der tiefen Bedeutung der Religion, die feindliche Einstellung gegenüber der Kirche hat aufgehört; man hat wirklich erkannt, was Herr Wick mit Recht erwähnt hat, dass man die Technik nicht einfach vergotten kann, weil sie sonst zur Vernichtung führt. Im Übrigen möchte ich eines bemerken. Wenn Sie sagen: Man ist gerecht, tönt es mir manchmal fast so, wie man sagte: Man ist gerächt. Es ist meine feste Überzeugung, dass die ewigen Wahrheiten des Christentums sich im Sturme der Zeit bewahren und bewähren werden; denn diese grossen, absoluten Wahrheiten können wohl vorübergehend verdunkelt werden, aber vernichten kann man sie nicht

[...]

Es ist sicherlich so, und da bin ich mit Herrn Nationalrat Wick einverstanden, dass die russische Revolution letzten Endes nicht nur in Russland zur Auswirkung kam. Die russische Revolution ist ja gewiss für die europäischen Ideen etwas absolut Unerfreuliches, ja sie ist etwas vom Grauenhaftesten, was wir erlebt haben. Ich bin auch der Ansicht, dass das ein marxistisches Experiment an einem absolut unmarxistischen Volk gewesen ist. Aber all das ändert, und es kommt wieder zu einem Neuaufbau der Gesellschaft. Man kann übrigens ruhig die Agenten und Propagandisten ausschliessen und sie erschiessen, aber Ideen kann man nicht töten. Und diese revolutionären Ideen sind nicht nur in Russland vorhanden, sondern sie treten auch in antibolschewistischen Formen auf. Wir Schweizer müssen uns mit diesen Ideen auseinandersetzen. Wir sind jetzt schon mitten in der Umwandlung begriffen und müssen danach trachten, die gute schweizerische Form zu finden, wir müssen uns mit diesen Ideen auseinandersetzen. Die Zeit ist nämlich vorbei, in der wir einen massgebenden Einfluss auf die politischen, finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Europas ausübten. Heute haben wir keinen nennenswerten Einfluss mehr. Wir müssen uns deshalb hüten, uns als Gouvernante Europas aufzuspielen. Es wird nötig sein, uns mit den gegebenen Tatsachen abzufinden. Dabei haben wir uns allerdings auf unsere gute schweizerische Tradition zu besinnen. Wir haben die schweizerische Gestaltung der Ideen zu finden. Das ist die Aufgabe unserer Generation. Ich bin mit Herrn Vallotton einverstanden: Wir sind gegen jede Diktatur, ob sie schwarz, braun oder rot sei. Schaffen wir die nötigen geistigen Voraussetzungen für diesen harten Kampf, der uns bevorsteht. Schaffen wir eine soziale und wehrhafte Demokratie nach innen und aussen. Dann können wir mit sämtlichen Völkern normale Beziehungen pflegen

Amtliches stenographisches Bulletin der Bundesversammlung, 1936; darin: Vormittagssitzung vom 11. Juni 1936, S. 1059 f., ebenda die Rede von Nationalrat Vallotton (S. 1044)

Der Ustertag erinnert an die am 22. November 1830 abgehaltene Volksversammlung in Uster, zu der im Nachgang der Pariser Julirevolution von 1830 einberufen wurde, um die Forderung nach einer neuen Kantonsverfassung zu formulieren, welche die Landschaft der Stadt Zürich gleichstellen sollte. Er gilt als Beginn der zürcherischen Regeneration. Als Gedenktag anfänglich umstritten, fand er ab 1931 wieder jährlich statt. Am Ustertag vom 22. November 1936 war Hans Widmer der Hauptredner. Er war zu diesem Zeitpunkt Stadtpräsident von Winterthur, Zürcher Kantonsrat und seit dem 27. Oktober 1935 Nationalrat.

Seiner Rede, die danach im «Landboten» Winterthur und als Separatdruck erschien und breit in der damaligen Tagespresse besprochen wurde, gab er den Titel «Demokratie im Kampf». Er begann sie mit der Erinnerung an den Bundesbrief vom August 1291, den er nicht als revolutionäres Manifest, sondern als ein Bündnis zur Sicherung und Erhaltung des Bestehenden beschrieb, mit dem Ziel, Recht, inneren Frieden und Verteidigung nach aussen zu gewährleisten. Selbstverständlich waren seine Ausführungen geprägt von seinen Erfahrungen als Winterthurer Stadtpräsident aus Töss während der Wirtschaftskrise sowie von der politischen Aktualität in Europa. Auch sprachlich ist sie eine Zeiteugin.

Nach der Einleitung führte er nach der Erwähnung der Zeiten von 1803 und 1830 über zur Gründung des modernen Bundesstaates von 1848.

Die Generation von 1848 verstand es, die schweizerische Lösung für die damalige Zeit zu finden, heimische Überlieferung und fremde Einflüsse zu einer Einheit zu verbinden. Und diese Schöpfung war im Gegensatz zur Umwelt, erregte den Unwillen anderer Staatenlenker. Die sprachlich getrennte, konfessionell zerrissene und in verschiedene Rassen zerfallene Eidgenossenschaft schuf die ihr passende Organisation, während andere Völker erst um diese Gestaltung rangen.

Dann weist er darauf hin, dass das im Kleinen organisch Gewachsene nicht einfach für das Grosse, Unvorbereitete Gültigkeit hat. In den grossen Nationen befiehlt leider nicht das Recht, sondern die Gewalt. Auch kritisiert er, wie sich die ursprünglich geniale Schöpfung des Völkerbundes ins Negative entwickelte, indem dort zwischen Siegerstaaten und den Besiegten unterschieden würde.

Es folgte eine Auseinandersetzung mit der Schweiz in der Mitte von Europa einerseits und ihrer Neutralität andererseits.

Die Schweiz bildet im kleinen Raum ein Abbild der Strömungen und Bestrebungen Europas, seiner Rassen und Sprachen, seiner Kulturen und Religionen. Vom Gotthard fliessen die Wasser zum nordischen und südlichen Meer. Wir haben Anteil an dem, was Europa bewegt – wir sind Norden und Süden, Westen und Osten – weder links noch rechts, sondern beides, keines Volkes Freund und keines Volkes Feind. Diese zwiespältige Fülle ist das Geheimnis der Schweiz, in ihr liegt Gefahr und Erlösung – die Gefahr des Zerfalls, die Errichtung von Fronten durch unser Volk – aber Erlösung in der Synthese, in der schöpferischen Gestaltung der europäischen Bestrebungen, im Erringen der ertümlich schweizerischen Form.

Neutral sein heisst nicht unbewegt sein, ist miterleben, mitleiden, ist nicht ausschliessen, sondern einschliessen. Neutral sein ist eine gewaltige Verpflichtung, die wir jeder im Einzelnen und in der Gesamtheit auf uns zu nehmen und zu erfüllen haben. Fürwahr, es ist leichter, nach fremden Melodien zu singen, als selbst schöpferisch tätig zu sein. Für manche ist das Lied der Heimat zu wenig interessant, zu wenig tönende Fanfare. Und es ist leichter, über all das, was einem unerfreulich erscheint, zu schimpfen, Fremdes, das wir nicht zu begreifen vermögen und das uns bedrängt, zu verdammen, als es besser zu machen, selbst zu gestalten. Wir meinen noch oft, die Lehrmeister aller Völker sein zu müssen. Lernen wir uns ein wenig bescheiden. Die anderen Völker brauchen unsere Ratschläge keineswegs. Wir haben genug Werg an der Kunkel [sinngemäss: Abfall beim Spinnen], die anderen können ihren Faden ohne unsere Hilfe spinnen.

Damit leitete er über zur Aktualität und betonte, dass es mehr brauche, als einfach stolz zu sein auf das Erreichte.

Die Zeit ist endgültig vorbei, in der die schweizerische Organisation in der Welt als nachahmenswert angesehen wurde. Wir haben weder politisch noch wirtschaftlich irgendwelche Einflüsse mehr auf die grossen Geschehnisse. Wir sind für die historischen Entscheidungen zu einem recht unbedeutenden Gebilde herabgesunken. Man achtet uns nur noch soweit, als wir die Kraft zur Verteidigung aufbringen, als wir uns im Zeitensturm bewähren und die schweizerische Eigenart bewahren.

Wiederum bedrängt uns die Arglist der Zeit – aber diese Arglist ist nicht nur um uns, sie ist auch in uns. Im gewaltigen Umbruch meinen wir, mit allerlei technischen Hilfsmitteln durchzukommen, aber damit ist es

zwischenspiel ustertag

nicht getan. Unsere Generation muss um die schweizerische Lösung ringen, wir müssen Mut zu neuen Dingen haben

Mit deutlichen Worten schilderte er den europäischen Konflikt der Gegensätze, der sich auch bereits in der Schweiz bemerkbar machte

Segen und Fluch unserer Väter liegen über der heutigen Zeit, beide mit einer ungeheuren Wucht, die wir manchmal kaum zu ertragen vermögen. Im Heute berühren sich Ende und Anfang. Es ist die Verdammnis der heutigen Generation, dass sie im Zwielficht leben muss, dass der Boden der gefestigten Ansichten oder vermeintlich gefestigten Ansichten plötzlich zu wanken beginnt, dass das stolze, etwas prunkvolle Gebäude, das unsere Väter errichtet haben, allerlei Risse zeigt, die man nicht ohne weiteres nur ausflicken und ausbessern kann. Begriffe, die wir für absolute Wahrheiten hielten, wie Freiheit, Demokratie und Liberalismus, haben ihren hehren Glanz verloren. Ein beträchtlicher Teil der Jugend läuft in einer wilden Besessenheit anderen Zielen nach. Dem bürgerlichen, etwas geruhsamen Zeitalter mit seinen relativen Sicherheiten setzt sie die heroische Weltanschauung entgegen, das vivere pericoloso, das gefährliche Leben, statt Freiheit zwangsweise Einordnung und Unterordnung, statt Demokratie autoritäre Staatsführung, statt Liberalismus Faschismus und Kommunismus

Die beiden Prinzipien scheinen heute die europäische Welt zu beherrschen. Sie liegen im Kampf miteinander, ein Drittes wird nicht mehr möglich sein, auch wir haben uns zu entscheiden, so wird behauptet. Und die Führer jener Staaten hämmern in unzähligen Reden diese gefährliche Ideologie den Ungläubigen ein. Wir sind einer ungeheuren Propaganda fast wehrlos ausgesetzt. Beide Staatsprinzipien haben in ihren Erscheinungsformen weitgehende Ähnlichkeit. Beide sind Gegner des bürgerlichen Staates, sind antidemokratisch und antiliberal, das Parlament ist politisch bedeutungslos, nur noch Resonanzboden für das Auftreten der Führer; beide treiben militarisierte Politik – erheben den Staat zum herrschenden Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet, wollen über ihre Grenzen hinauswirken, sind in diesem Sinne Exportwaren, wenn das auch von den Führern immer wieder abgelehnt wird, werden zum Glauben der Völker, zum Mythos des 20. Jahrhunderts. Und wie aller Streit um Glauben sind sie im gegenseitigen Kampf fanatisch, rücksichtslos, der Gegner muss vernichtet und ausgerottet werden

So sehr sich Faschismus und Kommunismus zu gleichen scheinen, so sind doch die tragenden Grundgedanken recht verschieden, der eine stützt sich auf die Lehre von Marx, auf die materialistische Geschichtsauffassung, ist ökonomischer Staat, und der andere geht auf die Lehre von Darwin zurück, ist Kampf, dirigierte Züchtung, ist biologischer Staat

Die Wirtschaft ist unser Schicksal, so verkünden die einen und geben damit der Meinung Ausdruck, die Wirtschaft sei für die Geschichte der Menschheit das Bewegende. Das historische Geschehen lasse sich aus den wirtschaftlichen Spannungen erklären. Die Geschichte der wirtschaftlichen Klassenkämpfe sei die Menschheitsgeschichte. Nur durch Vernichtung der Unternehmer als Ausnützer der Wirtschaft könne der Klassenkampf überwunden, die klassenlose Gesellschaft herbeigeführt werden. Erst der klassenlose Staat sei eine wirkliche Demokratie, eine wahre Volksgemeinschaft, darum müsse das, was wir heute als Volksinheit betrachten, zertrümmert werden. Volksfronten sind in allen Ländern zu bilden, denn der ökonomische Staat nach Marx kennt keine Landesgrenzen, er wendet sich an alle wirtschaftlich Unterdrückten, er will die Vereinigung der Proletarier aller Länder

Das andere Staatsprinzip, das in seiner letzten Konsequenz besonders im Nationalsozialismus zum Ausdruck kommt, will den Tüchtigen zur Führung bringen, das Starke, das sich im harten Kampfe bewährt, soll sich durchsetzen – der Kampf ums Dasein ist wie im Naturgeschehen auch in der Geschichte das Bewegende

Darum muss das Volk zu höchster körperlicher Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit erzogen werden, darum sind Kanonen wichtiger als Butter, denn nur der Starke und Gerüstete siegt, schafft sich über die Grenzen hinaus den Lebensraum – und um die Gesetze der Auslese durchführen zu können, ist eine Zuchtwarte nötig. Die naturgegebenen Grundlagen sind Blut und Boden, der Mensch ist weitgehend durch sie bedingt. Heimat und Ahnen formen ein Volk. Fremdrassiges muss fremd bleiben, ist auszustossen. Der Feind ist darum der Jude, er muss vernichtet werden, damit eine wirkliche Volksgemeinschaft entsteht, eine Gemeinschaft im Blut [er bezieht sich hier auf die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935]. Die Landesgrenzen werden nicht verwischt, sondern eher betont, das Nationale soll überall zur vollen Geltung kommen

Nationalsozialismus und Bolschewismus betrachten die Welt nur unter einem engen Gesichtswinkel,

gleichsam nur einen Teil der Ganzheit, und dieser hell beleuchtete Teil wird als absolute Wahrheit und Gesamtheit gewertet. Beide sind Ausflug gestriger Theorien, die im Innern tief im Materialismus verwurzelt sind, ob dieser Materialismus nun in Anbetung der Maschine und Technik oder im Glauben an Blut und Boden zum Ausdruck kommt. Der Geist ist oft nur ein Anhängsel, oft leider ein sehr unbequemes für manche, die sich als Führer berufen fühlen

Beide Ideen sind kämpferisch, richten gegen Ungläubige und Andersgläubige Fronten auf, beide überwerfen die Möglichkeit der menschlichen Eingriffe in die Geschehnisse. Aus dieser Allmachtstellung der Menschen heraus werden Pläne für Jahre aufgestellt – Pläne, die sehr schön sich darbieten, die alle Zufälligkeiten auszuschliessen scheinen. Aber das Leben ist so geheimnisvoll, dass all diese Pläne immer wieder überholt werden

Nach diesen Ausführungen führt er zurück in die Schweiz und deren aktuelle Bedrohung, die sich von aussen in ihre politische Aktualität eingeschlichen habe

Die fremde Propaganda, die durch Radio und Zeitungen auf uns einströmt, hat allerlei gefährliche Ideologien gezüchtet. Es gibt manche, die meinen, es gehe wirklich nur noch um Faschismus und Kommunismus, und zu ihrer Durchführung seien Front und Plan notwendig. Es sind die Extremen rechts und links, die besonders mit diesen Begriffen arbeiten, die einen nennen sich schlankweg Front, und ihr Plan ist der absolute Ständestaat, die andern möchten sich heute Volksfront nennen, ihr Plan ist das kommunistische Himmelreich. Der Mantel für die weltanschauliche Bekleidung des nackten Schweizerknaben beziehen beide von auswärts, das eine Mal verbrämt mit russischen Pelzen, das andere Mal verziert mit römischen Spitzen. Manchmal drücken sich die feindlichen Brüder die Hand, lachen sich verständnisvoll zu. Im Kampf gegen den verhassten Liberalismus sind sie sich ja einig und ihre Einstellung zur Demokratie ist recht unklar; auch wenn man heute gerne diese Fassade nach aussen aufzieht, um sich und seine wahre Absicht dahinter zu verstecken. Die einen nennen ihr Ziel autoritäre Demokratie, was wohl nicht sehr weit von der Diktatur weg ist, und die andern agieren heute als besondere Hüter der Demokratie, weil diese Einstellung Moskau wohl für wichtig hält und von ihm auch gefordert wird

Kein Entweder-Oder. Es ist reichlich oberflächlich und falsch, zu meinen, die komplexe Fülle der heutigen politischen Geschehnisse liesse sich auf eine solche einfache Entweder-Oder-Formel bringen. Nein, fürwahr, es gibt noch etwas jenseits von Gut und Böses, neben den Ohrenmarken [als Symbolik für bolschewistische Linientreue] und Nasenringen [von den Faschisten benützte Symbolik für das am Nasenring gehaltene Deutschland]. Da sind die recht lebenskräftigen Demokratien des Nordens und der angelsächsischen Länder, die keineswegs irgendwelche Verfallserscheinungen zeigen, da ist noch der katholische Staat Österreich, der sich hütet, weder das eine noch das andere zu sein [Österreichs «Anschluss» ans Deutsche Reich erfolgte am 13. März 1938]

Und ist es für unser Land auch gefährlich, dieser Ideologie des Entweder-Oder zu huldigen, das muss in seiner letzten Konsequenz zum grauenhaftesten Kriege führen, zum Volkskrieg, zur gegenseitigen Vernichtung – oder kann Veranlassung sein, dass fremde Mächte sich in unsere Verhältnisse einmischen – und das Ende mit Schrecken würden anheben – finis helvetiae infolge der Zwietracht der Eidgenossen

Es folgten Vorschläge für notwendige Massnahmen, denn er war der Meinung, dass sich die Schweiz vom unheilvollen Aberglauben frei machen müsse, anders zu sein als die Leute um die Schweiz. Es hiesse nun zu erkennen, dass die heutige Form der Demokratie nicht eine endgültige, ewige Lösung sei. Es brauche immer wieder die Suche nach neuer Gestaltung. Das Leben stehe nicht still, es bildeten sich stets neue Probleme, neue Aufgaben. Was unter dem Himmel der liberalen Epoche wohlgefügt gewesen sei, genüge im Zeitensturm nicht mehr. Die Demokratie könne an den Demokraten zugrunde gehen und der Liberalismus durch die Liberalität vernichtet werden

Er konkretisierte einige Punkte mit dem Hinweis, dass jeder politische Umbruch auch einen Kern neuer Erkenntnisse beinhalte, die von aussen kommend auch die Neugestaltung des Schweizer Bundes auf irgendeine Weise beeinflussen werde – wenn dies nicht sogar bereits in Ansätzen verwirklicht worden sei

Wir sind immer stärker zu einem Wohlfahrtsstaat geworden, darauf bedacht, im Ökonomischen einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Volksschichten zu schaffen, die Sozialgesetzgebung auszubauen, aber nicht etwa aus einer marxistischen Einstellung heraus, sondern aus einem sozialen Gewissen, aus der Erkenntnis heraus, dass wir alle, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Bauern und Arbeiter, Gewerbetreibende und Wissenschaftler auf Gedeih und Verderb zu einer Schicksalsgemeinschaft verbunden sind

zwischenspiel ustertag

Und wir bemühen uns vermehrt um die Ertüchtigung unseres Volkes, wenn wir auch in dieser Richtung noch manches zu tun haben [...] Wir wollen unserer Jugend ihre Spiel- und Sportplätze geben, ihre körperliche Ausbildung leiten und fördern, damit auch die Schweizer Jugend vor der Jugend der Welt zu bestehen vermag. Spitzenleistungen sind nicht notwendig, aber immer mehr soll die Ausbildung in die Breite gehen

Es folgte weitere Kritik an gewissen schweizerischen Ausprägungen der damaligen Zeit

Aber in den letzten Jahren hat man sich immer wieder mit der Dringlichkeit beholfen, hat Initiativen über die gültige Zeit hinaus in den Schubladen zurückgehalten. Es ist, als scheue man sich vor des Volkes Entscheid [...] Es geht der Kontakt der Regierung mit dem Volke verloren. Man hat an manchen Orten keinen Mut mehr zur Demokratie

So wird in die Wirtschaft eingegriffen, und wir kommen immer mehr von der Handels- und Gewerbefreiheit weg und gelangen zu einer verbändischen Wirtschaft. Die Verbände dirigieren und die einzelne initiative Persönlichkeit wird verdrängt. Die Übergänge sind nach den jeweiligen Forderungen eines Verbandes erfolgt, nicht organisch gewachsen, sondern zufällig entstanden [...] Die Verbände haben wohl Rechte, aber wenig Pflichten [...] Eines scheint mir allerdings klar, dass die ungebundene Wirtschaftsordnung sich Einschränkungen gefallen lassen muss. Der Staat hat die Wirtschaft zu fördern, zu unterstützen und zu ordnen

Oder es werden zum Schutze der Ruhe und Ordnung Vorschriften erlassen, die im Widerspruch stehen zu den bisherigen Rechtsgrundlagen, ohne dass das Volk sich dazu äussern kann

Ich weiss, es gibt Ereignisse, die sofortige Massnahmen verlangen. Der Beschluss der Abwertung zeigt, dass in solchen Momenten auch eine Demokratie einmal schlagartig handeln kann. Das mögen sich jene Kreise links und rechts merken, die an der Schlagkraft unserer Demokratie zweifeln und von der Arterienverkalkung der Regierung sprechen [...] Aber die dringlichen Bundesbeschlüsse dürfen nicht zur Regelung werden, sie sollen Notrecht bleiben für Notzeiten

Gross war Hans Widmers Vertrauen in die Kompetenz des Schweizer Stimmbürgers, indem er das Folgende festhielt, aber auch – bei Einflussnahme von aussen – forderte

Die Abstimmungen zeigen doch, dass unser Volk reif ist zur Selbstregierung – dass es nicht ohne weiteres auf Propaganda und Reklame hereinfällt, dass es meist regierungstreuer ist und überlegter handelt, als manche Zeitungen von links bis nach rechts es sonst verkünden; ja, dass es disziplinierter ist und überlegter denkt, als einige Zeitungsschreiber und Parlamentarier es behaupten

Ich bin überzeugt, dass das Schweizervolk jene, die in Ausnützung der Freiheiten alles tun, um unsre Demokratie zu unterhöhlen, energisch zur Ordnung weisen und ihnen die demokratischen Rechte verweigern wird, seien es nun jene, die ihr politisches Süssplein mit russischem Öl kochen, oder jene, die hierfür deutsche Kohle verwenden

Eine solche Willensbekundung des Volkes würde einen gewaltigen Eindruck im Auslande machen, ähnlich wie der prachtvolle Erfolg unserer Wehranleihe [im Juni 1936 billigte das Parlament ein ausserordentliches Rüstungsprogramm, das mit einer Staatsanleihe finanziert wurde. Deren Erfolg war aber auch von der Abwertung begünstigt]. – Das wäre geistige Landesverteidigung, heiler Egoismus, Mut zur Demokratie

Wer von ausländischen Instanzen für politische Zwecke Gelder erhält, wer unsere Demokratie beschimpft, mit politischen Importwaren Unruhe stiftet und unsere Ordnung stört, der hat seine Treueverhältnisse zum Staat verletzt und darf für sich und seine Tätigkeit nicht demokratische Rechte und Freiheiten fordern

Programmatisch fuhr er weiter, indem er die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller aufbauwilligen Kräfte betonte. Er formulierte, dass es nun ein Gentleman Agreement brauche, weil die Not dies verlange. Er forderte, dass sich die Verbandsvertreter nicht weiterhin nur um die Interessen ihres Verbandes und ihrer Berufsgruppen kümmern, sondern dass es noch eine Gesamtheit der Eidgenossen gäbe, der sie auch angehörten und der sie auch zu dienen hätten. Schliesslich sprach er sich deutlich für den Einbezug jenes Teils der Sozialdemokratie aus, der auf vaterländischem Boden stehe, und betonte, dass ein so grosser Teil des Volkes nicht weiterhin von der Mitverantwortung ausgeschlossen werden könne. Auch die Arbeiterschaft sei berufen, am Umbau des Schweizerhauses mitzuwirken

Erst 1943 wurde mit Ernst Nobs ein Vertreter der SP in den Bundesrat gewählt. Er war vorher von 1935 bis 1942 Regierungsrat des Kantons Zürich. Vor ihm amtierten bereits ab 1929 zwei SP-Mitglieder als Regierungsräte im Kanton Zürich, im Winterthurer Stadtrat seit 1920, in der Stadt Zürich schon einiges früher

Hans Widmer fuhr weiter mit Themen, die ihm als Stadtpräsident von Winterthur, als Tössemer und früherer Hausarzt vermutlich sehr am Herzen lagen

Noch sind Tausende von Menschen ohne Beschäftigung. Wir gewähren ihnen Geldhilfen, ein Genügen, das eben zum Leben knapp noch ausreicht. Die Demokratie kann nur bestehen, wenn sie getragen ist von einem tüchtigen und tätigen Volk. Darum muss alles getan werden, um unseren arbeitslosen Mitmenschen wieder Arbeit und Brot zu geben [...] Alte und Junge müssen wieder in den Arbeitsprozess aufgenommen werden. Das ist das dringende Problem der Zeit. Ob wir es zu lösen vermögen, davon hängt nicht zuletzt die Zukunft unseres Landes ab

Die Volkswirtschaft ist nicht nur Produktion und Konsumation, Export und Import, Geld und Gold, sondern sie ist vor allem menschliche Arbeitsleistung, Arbeit einzelner Menschen, nicht nur eine ökonomische Angelegenheit, sondern eine psychologische. Es handelt sich um das Leben, um das Dasein unserer Miteidgenossen, um die Seele der Weggefährten im Leben, um die Seele unseres Volkes. Es ist die Aufgabe aller, die Arbeitslosen aus ihrer Not zu erlösen. Es sind Mitbürger, die leiden, es sind Mitmenschen, die mit uns zusammenleben, die da bedrängt und gefährdet werden

Das Ziel unserer Volkswirtschaft muss sein, möglichst allen Mitbürgern einen gerechten Anteil am Gesamt-ertrag der Volkswirtschaft zukommen zu lassen

Aber auch für die Kranken und Alten, für alle diejenigen, die nicht mehr tätig sein können und nicht vor-sorgen konnten, hat die Volkswirtschaft aufzukommen, hat die Gesamtheit zu sorgen. Das ist Sozialpolitik, die über Parteilichem erhaben ist. Die Lösung des sozialen Problems kann nur im Geiste der Botschaft erfolgen, die uns im Evangelium verkündet wird, im Geist und im Namen des Menschensohnes, der da am Kreuze um der Menschheit Schuld verblich

Nach diesen Worten bekräftigte er nochmals die Notwendigkeit zu Taten mit Hinweis auf die Aktualität im Ausland, die ihm grosse Sorge bereitete

Aus diesem inneren Frieden wächst die Kraft zur Verteidigung nach aussen, dem dritten Grundsatz der alten Eidgenossen. Wir sind ja überzeugt, dass kein Volk und kein Führer der Schweiz übel will, so wenigstens lauten immer wieder die Versicherungen der Staatenlenker um uns, und dass höchstens in General-stäben, selbstverständlich aus rein theoretischen Erwägungen, der Durchmarsch durch die Schweiz stu-di-ert wird. Aber wir wissen auch, dass Theorien oft den gesunden Menschenverstand zu verwirren vermögen, und wir wollen lieber unserer Kraft und unserer Bereitschaft vertrauen, als allerlei Versprechungen und Versicherungen

Der Liberalismus ist der grossartigste Versuch, einen Ausgleich zwischen Individuum und Allgemeinheit zu schaffen, die Persönlichkeit in ihrer Eigenwüchsigkeit zu erhalten und sie in die Gemeinschaft einzu-ordnen. Der Liberalismus bleibt als ewige Menschheitsidee, als ewiger Menschheitstraum. Und wenn er heute auch in die Defensive gedrängt ist, er wird den Zeitensturm überstehen, denn jeder Zwang wider-spricht dem Wesen des Geistes. Nur der freie Mensch kann schöpferisch tätig sein, nur er formt das Bild der Welt, bringt die Menschheit vorwärts

Freiheit verlangt eine Freiheitsgesinnung, die in unserem Gewissen wurzelt, die herauswächst aus der Ehr-furcht vor dem Walten des Göttlichen, das unser Sein und Dasein bedingt

Seine Rede schloss er – nicht ohne dazwischen noch einmal die Gefahr der Verzettlung der Kräfte und Atomisierung der verschiedenen Meinungen im Gegensatz zum Wunsch der Bevölkerung nach Einigkeit zu betonen – mit folgenden Worten

Und es heisst im Bundesbrief zum Schluss, dass Streitigkeiten unter den Eidgenossen durch einen Schiedsspruch der Einsichtigen zu schlichten seien. Wir möchten manchmal in der Verwirrung der Zeit einen solchen Rat der Einsichtigen und Weisen wünschen, der da über Parteien und über Gezänk, über Verbände und Interessen hinweg den Schiedsspruch fällen könnte

Selbst die drei Parteien, die wir heute zum Ustertag uns versammelt haben, betonen eher das Trennende als das Einende, meinen, das Ja oder Nein bei einer Kanalisationsvorlage habe weltanschauliche Bedeu-tung, und jede unwirsche oder sogar humoristische Äusserung wird von einzelnen weisen Parteirichtern aufs peinlichste geprüft, ob sie volksfröntlerisch oder faschistisch gedeutet werden könne, und es werden Zensuren erteilt und jeder in die Farbenskala von braun bis rot eingereiht

zwischenspiel ustertag

Doch das Volk denkt anders, es sehnt sich darnach, dass man endlich über die Häge hinweg sich die Hand reicht und gemeinsam am Werk tätig ist, dass man endlich Persönliches beiseite schiebt, um zusammen am Aufbau und Ausbau unseres Staatswesens zu arbeiten. Die Not darf nicht trennen, sie muss uns einen Seien wir offen und bereit und verzichten wir auf kleinliche Nörgeleien. Es ist Götterdämmerung. Nicht alle alten Götter werden ins neue Reich eingehen

Kraft, Mut und Glauben für den Marsch in die Zukunft

Wir wollen voller Kraft für unser Volk uns einsetzen, alles tun, um Brot und Arbeit zu beschaffen

Wir wollen den Mut zu neuen Dingen aufbringen

Und dieser Mut und die Kraft kommen aus dem Glauben an unsere Sendung, aus dem Glauben an unser Volk, aus dem Glauben an die Funktion der Schweiz

Der Glaube ist die grosse Tat

Er fügte an – mit Hinweis auf den Bund von 1291

Lasst uns die Reihen enger schliessen und gemeinschaftlich ans Werk gehen, jeder an seinem Ort und jeder mit ganzer Hingabe

Lasst uns gemeinsam kämpfen und gemeinsam sorgen

Ein einzig Volk in Arbeit und in Wehr

Es gilt, einen neuen Bund zu schaffen. Das ist die Aufgabe unserer Zeit. Auch über diesem Bunde sollen die Worte stehen: Im Namen Gottes des Allmächtigen

Das war voll im Stil der geistigen Landesverteidigung, die ihren Ursprung im Grossen Krieg hatte und ab 1933 von Parlamentariern, Intellektuellen und Medienschaffenden zur Stärkung der kulturellen Grundwerte der Schweiz explizit verlangt wurde, aber erst mit der bundesrätlichen Botschaft vom 9. Dezember 1938 als geistige Landesverteidigung aus der Feder des damaligen Bundesrates Philipp Etter eine offizielle Formulierung erhielt

Hans Widmer-Schoellhorn mit seinen Söhnen Urs, Klaus und Balz, um 1933

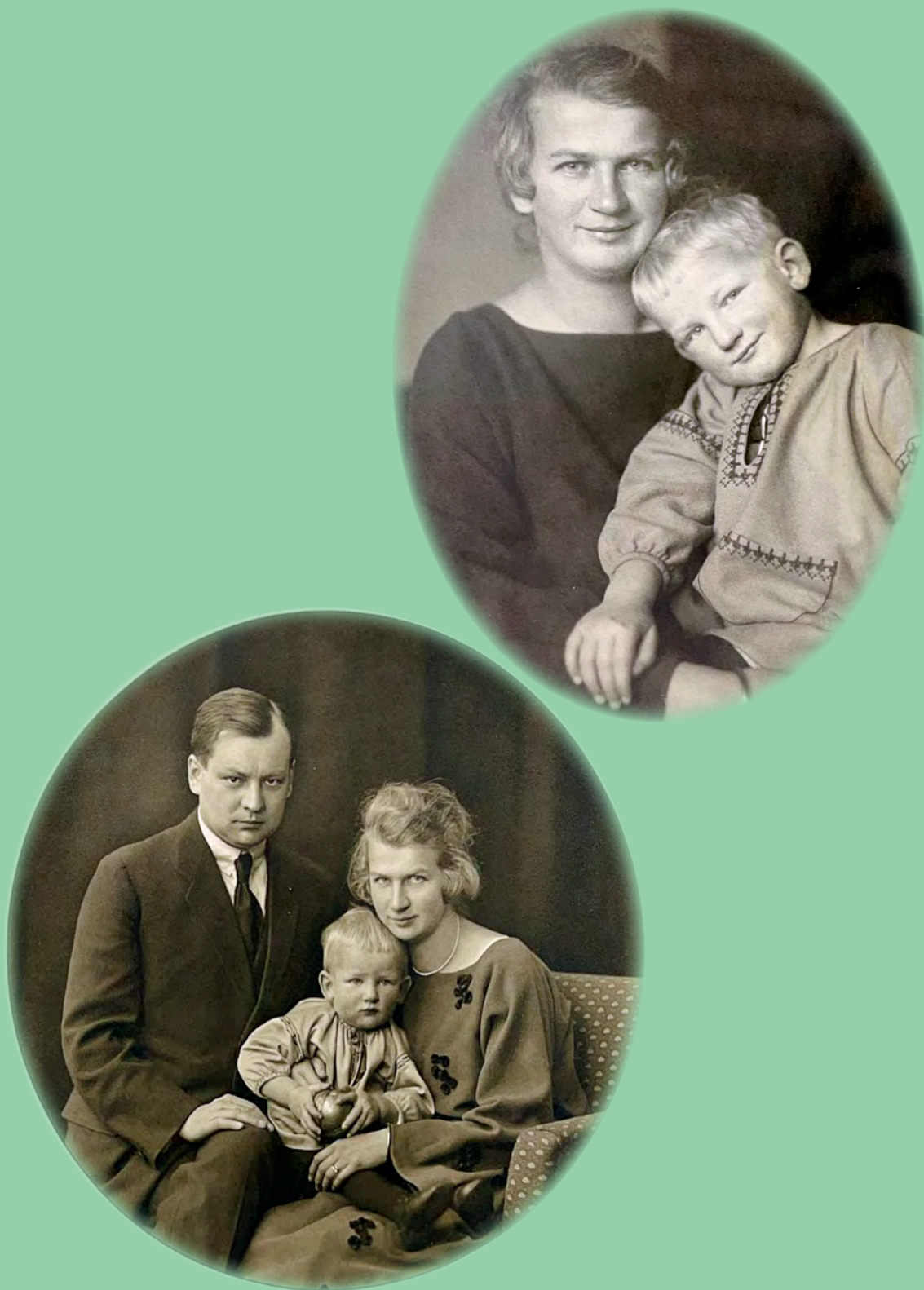


Klaus Widmer mit seiner Grossmutter Maria Widmer-Sieber, um 1924



zwischenspiel bubi

Klaus Widmer mit seinen Eltern Hanna und Hans Widmer-Schoellhorn, um 1924



Hans Gottlieb Widmer * 08.08.1889 Zürich † 21.05.1939 Winterthur	∞ 19. Juli 1917	Hanna Lilly Schoellhorn * 05.03.1896 Winterthur † 07.06.1983 Winterthur	
Hans Rudolf Widmer * 1919 Winterthur † 1919 Winterthur			Gemäss Klaus Widmer nach der Geburt an einem Hydramnion verstorben
Hans Nikolaus «Klaus» Widmer * 06.12.1920 Winterthur † 05.02.2002 Winterthur	∞ Freitag, 13. März 1948	Margrit Veronika Oechsli * 05.07.1922 Winterthur † 24.05.2016 Winterthur	
Hans Balthasar «Balz» Widmer * 24.04.1926 Winterthur † 06.02.2013 Aegeri ZG	∞ 13. Januar 1955	Judith Nussbaumer * 12.08.1932 Lüterkofen	Arzt in Grabs SG, später dann wohnhaft in Aegeri ZG
Urs Christian Widmer * 20.12.1927 Winterthur † 02.09.2018 Winterthur	∞ 12. September 1957	Anne-Marie Rinderknecht * 17.03.1927 † 10.10.2000 Winterthur	

Im Winterthurer Glossar heisst es zu Urs Widmer (leicht redigiert/ergänzt):

Ab 1934 besuchte er die Volksschulen in Töss. Rapid brachte Urs der frühe Tod seines Vaters in die Realität des Lebens. Während der Gymnasialzeit von 1940 bis 1946 erschütterte ein Schädelbruch das Leben von Urs ein weiteres Mal

Von 1946 bis 1950 folgte das Studium als Bauingenieur an der ETH Zürich. Anschliessend arbeitete er als Ingenieur bei Geilinger & Cie in Winterthur und ab 1952 bei der Firma Seeberger & Cie in Frutigen. Erfahrungen im Ausland sammelte er 1953 und 1954 in den USA, vorerst bei Ammann & Whitney in New York und dann bei Robert D. Dewell in San Francisco. Von 1955 bis 1958 war er als Ingenieur mit einem Bauführungsauftrag im Zermattetal bei der Motor-Columbus AG in Baden engagiert. Ab 1959 betrieb Urs in Winterthur ein eigenes Ingenieurbüro

Mit der Wahl in den Grossen Gemeinderat begann 1962 seine politische Karriere. 1966 wurde er als Mitglied der damaligen Demokratischen Partei in einer Kampfwahl gegen den Sozialdemokraten Arthur Bachmann als Stadtpräsident gewählt. Nach 24 Amtsjahren trat Urs 1990 zurück. Seine Schaffenskraft stellte er anschliessend von 1990 bis 1998 dem Kunstverein Winterthur als Präsident zur Verfügung

Wichtige städtische Bauten während seiner aktiven Zeit sind das Theater Winterthur und der Erweiterungsbau des Kunstmuseums Winterthur

Hans Widmer-Schoellhorn mit seinen Söhnen Klaus, Balz und Urs, um 1934



Auch in seinen öffentlichen Reden äusserte sich Hans Widmer regelmässig pointiert zur internationalen Politik und zur zunehmenden antidemokratischen Einstellung eines Teils der Schweizer Bevölkerung und suchte nach dem Schweizer Weg in den herausfordernden 1930ern **zwischen-
spiele beziehungen zur ussr 1936 und uster tag 1936**

Es sind vielleicht jetzt vier Jahre her, da habe ich in Basel an einer Europakundgebung aktiv teilgenommen. Fast alles, was wir damals wünschten und erhofften, ist anders gekommen. Die Zeit lief gegen die Gedanken der internationalen Zusammenarbeit, gegen die Abrüstung, gegen die Völkervereinigung und den Völkerbund. Das Recht verlor immer mehr seine Gültigkeit im Verkehr unter den Nationen, Macht und Gewalt regieren die Stunde. Es droht Europa in die Fronten der Ideologien zu zerfallen, die gemäss ihrer Lehren sich bis aufs Messer bekämpfen [...]

Hans Widmer, Manuskript für eine Rede «Erneuerung der eidg. Politik», undatiert

Es ist, als ob eine wohlbehütete und wohlorganisierte Welt versinken würde [...] Segen und Fluch unserer Väter liegen über der heutigen Zeit, beide mit einer ungeheuren Wucht, die wir manchmal kaum zu ertragen vermögen, und doch müssen wir mit beiden fertig werden, darüber hinauskommen, um frei zu werden für die heutigen und künftigen Aufgaben, denn heute berühren sich Ende und Anfang. Es ist die Verdammnis der heutigen Generation, dass sie im Zwielficht leben muss, dass der Boden der gefestigten Ansichten oder vermeintlich gefestigten Ansichten plötzlich zu wanken begonnen hat, dass gleichsam das stolze, etwas prunkvolle Gebäude, das unsere Väter errichtet haben, überall Risse zeigt, die man nicht ohne weiteres ausflicken und ausbessern kann

Hans Widmer, Manuskript für eine unbekannte Rede, undatiert

Und nun das politische Geschehen! Wir kommen nicht um die Tatsache herum, dass ein Viertel des Volkes antidemokratisch eingestellt ist, so die Kommunisten, gewisse Schichten der Sozialdemokraten und die verschiedenen Rechtsgruppen bis zu den Faschisten. Dabei ist für uns nur die demokratische Staatsform, unter Wahrung eines gesunden Föderalismus, möglich

Nach einer Rede von Hans Widmer «Zwischen gestern und morgen»,
«St. Galler Tagblatt», Nr. 222, 14. Mai 1934

1924 unternahmen Hanna und Hans Widmer mit Hans Schoellhorn eine längere Ferienfahrt nach Frankreich, Spanien und Marokko. Von dieser Reise ist ein von Hans Widmer geschriebener und von Hans Schoellhorn illustrierter Reisebericht überliefert. Gleichzeitig hielt Tante Hanna (die Schwester von Hans Widmer) Kläuslis elternlose Zeit fest **zwischen spiel spanien und nordafrika**. Eine weitere grosse Autotour führte Hanna und Hans 1930 nach Griechenland

Immer wieder verbrachte die Familie Urlaubswochen in Klosters, wovon die Einträge im Madrisa-Gästebuch zeugen

Die kleinen Buben machen ihre Sache recht gut, purzeln wie kleine Gummibälle im Schnee, Klaus bekommt den Skifimmel, erhebt sich zu parsennlicher Höhe und wird nächstens im Skifahren weniger ausgleiten als in lateinischen Extemporalien

Hanna, die sorgende Mutter – ein Skikapitel für sich, die Säuglingsschwäche, von Onkel Emil Sträuli hie und da erzählt, scheint noch nicht aus den Beinen ganz geschwunden zu sein, aber seither haben die oberen Partien an Umfang etwas zugenommen, sodass nicht immer das richtige Gleichgewicht erhalten werden kann [...]

Der Hausvater und Stadtpräsident fühlt sich auf den Skiern keineswegs präsidentlich, man rutscht auf dem Schnee noch eher aus als in der Politik, aber unter der bewährten Führung [...] könnte, wenn die Zeit es erlaubte, man doch noch parsennliche Fähigkeiten erringen

Hanneli; die Schwester, auf den Skiern ein Sammelsurium von Känguru, Strauss und Stelzenjäger – ach, wenn der Schnee doch weniger hart und der eigene Podex etwas weicher wäre

Winterferien 1933/1934

Vieux port.

Marseille, - Ostermorgen, - - Hast und gellen-
der Verkehr wie an allen Tagen, der Himmel unergründlich
blau, die Luft beissend, voll Meeresduft und Fischgeruch.
Cannebière, - Auto flitz hinter Auto, mit Ge-
heul und Gequitsch herrisch Weg heischend, ohne Ende.

Elegante Damen und Herren flanieren lebhaft und plaudern
in der singen-

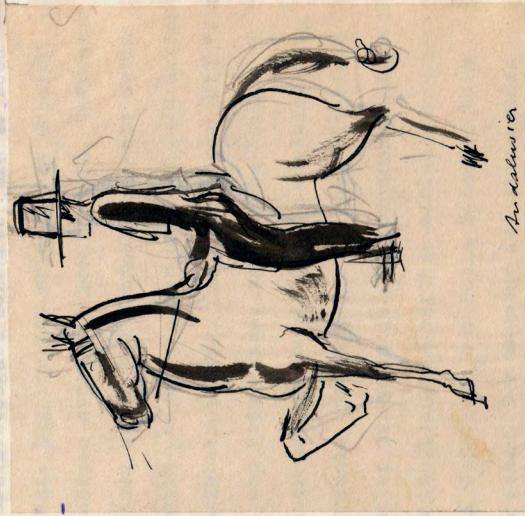
den Sprache
Südfrankreichs,
die die dumpfen
Erklängen
lässt. Uner-
schöpflich
scheint der
Strom, sich
immer wieder-
holend und doch
immer wieder
anders. Plötzlich
endet die
glanzvolle
Strasse, -
Vieux port, -
vom Meer



San Antonio.

Rodrigo, der Bauer, steigt jede Woche einmal mit
seinem Esel hinab nach Granada; er bringt Gemüse in die
Stadt oder Oliven oder Wolle von seinen Schafen oder Ringe
mit Dürrholz und nimmt allerlei mit nach Hause. Auch wenn
er unten gar

nichts zu geschäf-
ten hat, so rei-
tet er doch hin;
er muss mit sei-
nen Kameraden
schwätzen, mit
ihnen über die
Regierung schim-
pfen, in der
Kirche des hei-
ligen Antonio
ein paar Gebete



herrsagen, den Berichten über die letzten Stierkämpfe
lauschen, bei Donna Consuelo vom starken, kerben Wein
trinken; soviel gibt es zu erledigen, dass es immer
Abend wird, bis er heimwärts kehrt.

Der Esel kennt den Weg recht wohl, er stolpert
gemächlich den Berg hinan, auch wenn sein Herr nicht mehr

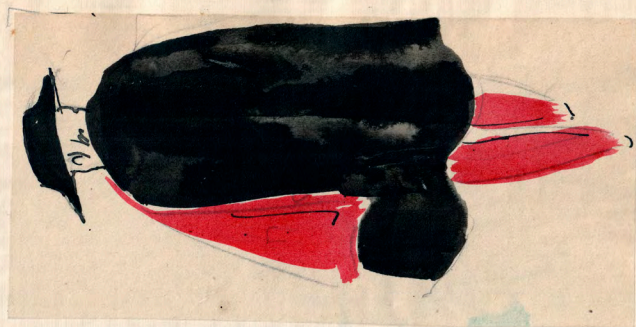
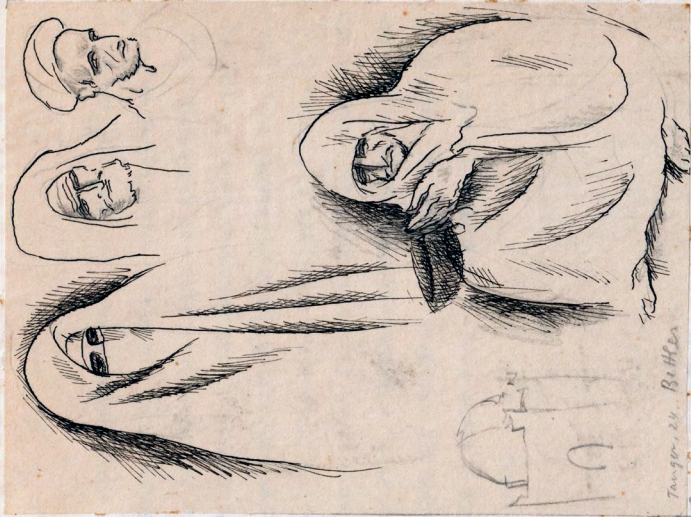
P r e s e n t a t i o n .

=====

Schwarz Peria, das Frühlingsfest voller Sonne und Blumen. Auf den Markt zu Sevilla treiben Bauern ihr schönes Vieh auf und feilschen; Zigeuner liegen unter bunten Fetzen und schmoren im Lagerfeuer Kartoffeln und Mais; Häuschen stehen reihenweise an Strassen, die von farbigen Bogen überspannt sind.

Ostern hat alle erlöst vom schweren Druck der Karwoche, vorbei ist die "Semana santa" mit den vielen,

kirchlichen Feiern, mit den tausend flackernden Kerzen und dem schwelenden, duftenden Rauch, mit den unzähligen nächtlichen Wallfahrten zu der heiligen Kathedrale, mit den verummungen Gestalten und den wandelnden Altarbildern, all das Mystische, Dunkle und Erhabene, das Gottsuchen, Gott-bitten und Gottlobpreisen ist von der lieblichen Heiterkeit und der sprudelnden Lebenslust der Peria abgelöst worden; Tanz und Stierkämpfe, wiegende Mädchen und federnde Streiter.



T a n g e r .

=====

Afrika, - Orient, - Märchen der Tausend und einer Nächte, - man steht in Tanger zagend an der Schwelle, sieht etwas Unklares, fast Unheimliches vor sich und spürt ein leises Ahnen von all dem Seltsamen und Wunderbaren des uralten Erdteiles.

Auf kleinen Booten, nach Sprung und Klettern gelangt man vom Schiff ans Ufer.

Tante Hanna Widmer (Hans Widmers Schwester) hat während der Zeit der Spanien- und Nordafrika-Reise ein Tagebuch über den zurückgebliebenen Kläusli verfasst. Hierzu ein paar Ausschnitte

Tagebuch über Kläusli

und die Ferien von Grosi und Hanneli, während Vati und Mutti nach Spanien reisten. Hanneli und Grosi kamen und wohnten mit Kläusli wieder im «Daheim» in Töss

Dienstag, 15. April 1924

Grosi und Tante Hanneli sind noch an der Tellstrasse und packen eifrig die verschiedenen kleinen und grossen Dinge zusammen für ihren Aufenthalt nach Töss. Da grad das Grosi etwas sitzen und eine kleine Stärkung, einen [Schluck] Chinawein, zu sich nehmen will, es ist unterdessen 10 Uhr geworden, läutet die Glocke und wie Hanneli die Tür aufmacht, steht der kleine Klaus mit ernster Miene auf der Treppe und sagt: «Ich han eu nu welle hole.» Er sieht reizend gnomenhaft aus in seinem rostbraunen Jumper, den dunkelblauen Hosen und einer braunen Zipfelmütze, die hoch aufsteht

«Ja bisch du elei», fragt Tante Hanneli. «Ja», lacht er verschmitzt, schaut aber zugleich über das Geländer auf die untere Treppe, wo auch s Muetti lachend auftaucht

Zum Mittagessen sitzen wir alle im Esszimmer in Töss. Im Gang steht das Handgepäck und vor dem Haus wartet schon das Auto. Kläusli findet alles sehr amüsant. Mit der Plaid-Kugel macht er Spargimenter, will noch alles Mögliche von Papa und Mama. Noch werden Wichtigkeiten nochmal wiederholt [...] und dann auf einmal ist die Zeit zum Aufbruch da

Die guten Eltern haben sich jedenfalls die Trennung von ihrem Herzenskind leichter vorgestellt. Der kleine Klaus fing plötzlich zu weinen an und sich ans Mami zu klammern, ja konvulsivisch zu schluchzen. Vati kam und beruhigte, drängte zum Aufbruch, es nützte nichts, gewaltsam war schliesslich das Voneinandergehen. Das Auto surrte davon, und Grosi und Hanneli versuchten alles Menschenmögliche, den weinenden, erregten Kläusli zu trösten. Er rannte die Treppen hinunter dem Auto nach die Strasse hinauf und schrie immerfort: «Winke, Muetti, mitcho Vati!»

Zu dritt gingen sie dann an die Tellstrasse, Grosi, Tante Hanneli und Kläusli. An der Tellstrasse war es ihm nicht besonders behaglich – er wollte wieder fort, an den Bahnhof, und winken

Mittwoch, 16. April 1924

Grosi war ganz ängstlich, wenn uns der Bub nur nicht krank wird, und Tante Hanneli dachte, ja wenn man den Bub so an sich kettet, muss man auch die Folgen tragen und bei ihm bleiben und nicht fortgehen, wenn es ihm so Schmerz bereitet, eine Trennung

Es sah schlimmer aus am Morgen, als dann der Tag wurde. Man konnte in den Garten gehen, Vater Hofmann war da und Kläusli vergnügte sich herrlich mit ihm. Schon zum Mittagessen kam er jubelnd, setzte sich nett an sein Plätzchen und ass gut und machte allerlei Spässe. Er fand es nun auf einmal köstlich, Grosi und Tante Hanneli mit seinen Witzen zu unterhalten. Noch mit Spinat um den Mund rannte er auf die Chaiselongue, hüpfte dort wie ein Clown auf und ab und schrie: «Ihr müend immer lache, wänn ich öppis säge!» Was Grosi und Tante Hanneli auch sofort gehorsamst taten

Am Nachmittag schlief er bis halb 5 Uhr, erwachte fidel und war nun ganz munter und guter Dinge. «Gäll, s Muetti isch nach Spanie», sagte er mit grösster Tröstlichkeit. Beim Essen wollte er zunächst auf Vatis Stuhl sitzen: «Ich bin de Vati.» Dann einen kurzen Moment sagte er: «Ich isse nüt bis s Muetti zrug chunnt.»

Freitag, 18. April 1924

Ideli Gubler kommt ein Stündchen. Kläusli verkriecht sich. Ideli ist aber sehr freundlich, bestaunt alle Spielsachen, sodass Kläusli Vertrauen fasst, und langsam nach einer halben Stunde sagt er: «So jetzt sägi Grüezi.» Er gibt Ideli die Hand. Und als es fort ist, meint er: «Momoll ich fürchte halt d Fraue, wenns eso Hüet ahänd.»

Beim Spazieren macht er Spässe; plötzlich bückt er sich und spuckt und spuckt, so viel er kann: «Jetzt tuen ich speuze wi d Manne, gäll ich dörf?»

zwischen spiel spanien und nordafrika

Samstag, 19. April 1924

Abends wird er gebadet, Grosi und Tante Hanneli wetteifern und der kleine Prinz lässt es sich gefallen. Einmal legt er sich ganz hinunter, schliesst die Augen und sagt: «Ich mache jetzt wie de Vati, ich schlafe. De Vati tuet amis schlafe im Bad.»

Sonntag, 20. April 1924

«Ich ha Hunger», sagt er nach einem Weilchen, nachdem er den Biskuithasen lange genug betrachtet hat. Grosi erlaubt und bald sind Kopf und Ohren verschlungen

Beim Essen will er alles Mögliche, nur nicht das, was auf dem Tisch steht. Der Löffel ist zu gross ... Der Hängel ist nicht sauber genug ... Der Platz behagt ihm nicht ... Spinat und Pastetli, da wird nicht viel gegessen

Dann kommt eine Crème. «Hui, das ist fein ... Viell wotti ...» tönt es da. Und die braune Crème fliegt nur so herum

Dienstag, 22. April 1924

Als Grosi ihm die Pantöffeli anzog und er es artig geschehen liess, wunderte er sich über sich selbst und meinte: «Was machst au du, dass ich so artig bin?»

Am Nachmittag besuchten wir Tante Elsi. Kläusli war recht höflich und artig. Auf Tante Elsis Buffet prangten verschiedene Osterhasen, in Biskuit und Nuga. Die nahmen für den Anfang Kläuslis ganzes Interesse in Anspruch: «Woher häsch au du die ville Osterhase?»

Auf dem Heimweg fuhr uns das Tram grad vor der Nase weg, Kläusli wurde zornig: «Ich tue s Tram metzge.» Und richtig, als wir dann einsteigen, sagt er ganz laut, dass der Kondukteur es hört: «Wenn du mir namal fortfährst, dann aber ...»

Donnerstag, 24. April 1924

Kläusli erwacht: «Jetzt bin ich verwachet. Guete Tag.» Er sagt es fest zu sich selbst, denn niemand gibt ihm Bescheid. Erst nach einer Weile stehen wir dann alle vergnügt auf

Zum Spazieren nimmt er den Güggel, den man aufziehen kann, mit. Alle Kinder schauen dem lustigen Spielzeug nach und Kläusli wird verlegen und zugleich etwas eingebildet und streckt es den Kindern hin. Auf einer Steinplatte zieht Tante Hanna den Güggel auf, viel Kinder springen hinzu, lachen und haben ihren Spass an dem Gerassel-Güggel. Kläusli ist sehr stolz und marschiert dann im Hochgefühl mit seinem Güggel wieder heim

Später

Und am Samstag beim Baden, da ist grosse Freude. Der kleine Schatz ist zu niedlich in der Badewanne. Vom Wickeltuch aus dirigiert er: «Tante Hanna du dörfsch mi abzie und ie träge – und s Grosi dörf mi wäsche – und Tante Hanna dörf mi wieder use träge!»

Donnerstag, 15. Mai 1924

6.15 Uhr morgens Telefon von Basel: Vati und Muetti sind da – sie kommen um 9 Uhr – Was tun?

Grosi springt aus dem Bett, Kläusli wird etwas nachdenklich. Dann jubelt er auch, und Tante Hanna lässt sich mittreiben

Jetzt sind sie da – grosses Willkommen. Kläusli ist ganz bleich vor Freude. Lange kann er nicht viel sagen. Plötzlich bringt er es heraus und zu Muetti zugewendet: «Warum bisch furt gfahre im Auto, ich han der na welle winke.»

Zugabe

Tante Hanneli betrachtet ihn: «Los, bisch du eigetli en Widmer oder en Schöllhorn oder en Sträuli?» Kläusli: «Ich bin doch de Chläusli!»



zwischenenspiel sporty klaus

In Hans Widmers Amtszeit als Stadtpräsident fiel die Weltwirtschaftskrise. Nebst Krisenversicherung wurden Familienzuschüsse, Winterhilfe und Wohnungsbeiträge eingeführt. Die Unternehmer erhielten Fabrikationszuschüsse und Exportgarantien. Notstandsarbeiten und Vorantreiben des Erstellens öffentlicher Bauten waren weitere Massnahmen, aus denen zum Beispiel die «Badi» am Kanal in Töss hervorging. Mit der Durchführung von Arbeits- und Ausbildungslagern für Arbeitslose in den Räumen der Gross-Spinnerei Hard in Wülflingen beschritt Winterthur auf Betreiben von Widmer neue Wege, die weitherum Beachtung fanden. Im Kantonsrat bemühte er sich um ein zürcherisches Gesetz für Arbeitslosenversicherung. Es gelang mit diesen und vielen anderen Massnahmen und mit dem Aufgebot aller Kräfte, Winterthur durch die Wogen der Krisenjahre zu führen

Er führte bei der Krankenkasse in Winterthur den Selbstbehalt ein, eine Regelung, die später vom Bund übernommen wurde. Beim Schweizerischen Turnverband erlangte er für die Verdienste der Durchführung des Eidgenössischen Turnfestes 1936 in Winterthur die Ehrenmitgliedschaft. Aber auch der Kultur widmete er seine volle Schaffenskraft: Er förderte den Ausbau der Bibliothek, griff den Plan auf, im alten Gymnasium Oskar Reinharts Sammlung auszustellen, und unterstützte das Vorhaben zur Einrichtung eines Heimatmuseums

In seine Zeit als Stadtpräsident fiel der sogenannte Fröntler-Krawall in Töss. Die Nationale Front veranstaltete am 25. Januar 1934 eine öffentliche Kundgebung im Restaurant Freihof in Töss. Autocars brachten auch rund hundert Fröntler aus Zürich nach Winterthur. Nach Rücksprache mit dem Tössemer Stadtpräsidenten Hans Widmer hatte man sich bei der SP Töss im Vorfeld nach kontroverser Diskussion entschieden, den Nazis die Argumente der Arbeiterschaft entgegenzuhalten, doch sollte die Versammlung unbedingt ruhig und sachlich zu Ende geführt werden. Die Frontisten hielten aber die erschienenen Arbeiter mit Gewalt vom Betreten des Lokals ab, worauf die Sache eskalierte. Vergebens wurde versucht, mässigend einzuwirken, und auch die angerückte Polizei konnte die Frontisten in der aufgebracht Menge nicht vor weiteren Schlägen schützen. In der durch eine Interpellation von Oscar Sulzer [1888–1967, Freisinn] ausgelösten Diskussion im Gemeinderat versuchte die SP ihr Vorgehen zu erklären, während viele Bürgerliche, welche die Front wohl unterschätzten, für die Versammlungsfreiheit plädierten

Aus dieser Zeit findet sich in Hans' Gästebucheinträgen in Klosters Folgendes

Wie man abends den Radiomeldungen zuhört, wird dies Bangen vor der Zukunft noch stärker – die brutale Gewalt herrscht – überall Unruhe, Mord, Hinrichtungen – Recht ist, was uns nützt, Unrecht, was uns schadet – also schlägt den Schädling tot. Dollfuss erschossen, Aufstand in Österreich, standesrechtliche Hinrichtungen – Reichspräsident Hindenburg gestorben – Hitler unumschränkter Diktator – in der Schweiz aber feiern wir in patriotischer Begeisterung das Schützenfest in Freiburg, und alle Bundesräte reden

Hans Widmer, Gästebuch, Sommerferien 1934

Als im Jahr 1938 im Bundesrat eine sogenannte Zürcher Vakanz entstand, wurden als mögliche Kandidaten die Namen von gleich vier Tössemern genannt: Ernst Wetter (Freisinn), Johannes Huber und Emil Klöti (beide SP) sowie Hans Widmer, der Demokrat. Der «Bund» schrieb über ihn: «... ein weitblickender Mann, der als Demokrat die Forrer'sche Tradition erneuern könnte». Hans musste aber eine Kandidatur ablehnen, denn schon zu jenem Zeitpunkt war er von seiner schweren Krankheit – einem Nierentumor – gezeichnet, mit einer Operation schon im November 1938

Am 3. August wollte sich Vater nun auch von Politik und Amt erholen, aber das Schicksal meinte es anders und allerlei Gebrechen machten sich bemerkbar

Hans Widmer, Gästebuch, Sommerferien 1938

Elsi zog am 23. im Madrisa ein, es hatte sich schweren Herzens von Winterthur losgemacht, da es seine Schwester Hanna in grossen Sorgen um ihren Gemahl zurücklassen musste: Bummerli ist ernsthaft erkrankt und liegt im Spital. Hoffen wir auf Besserung

Gaudel Müller-Schoellhorn, Gästebuch, 7. Januar 1939

Ein Bubi hab ich, einen kleinen Klaus, der 4½ kg schwer ist und seinem Mütterlein nicht allzu schwere Sorgen und Schmerzen machte; um 2 Uhr morgens merkte Hanny etwas, um 3.15 Uhr war die Hebamme hier und um 3.50 schrie zum ersten Mal der kleine Erdenbürger mit lauter Stimme, er ist kugelrund und sieht prächtig aus

Tagebuch Hans Widmer, 6. Dezember 1920

Aus dem kleinen Bubi hat sich ein strammes rundes Kerlchen entwickelt, das, obwohl die Muttermilch fehlte, prächtig gedieh [...] Seit 14 Tagen bekommt er nun Gemüse, Fleischbrühe und Obst. Eine leichte Bronchitis und das Impfen haben in der Gewichtszunahmekurve einen kleinen Anhalt bewirkt. Der kleine Klaus lacht, faucht, strampelt, wie ihn die Lust umkommt, er weint nur wenig und ist nachts recht brav. Hie und da zeigt sich schon ein kleines Trötzchen, wenn irgendetwas ihm nicht recht passt. Zeitweise benützt er artig das Häfeli. Die Äuglein, die tiefblau sind, gucken vergnügt in die Welt, und wer ein paar liebe Worte zu ihm sagt, bekommt dafür ein lachendes Gesichtchen zum Dank. Er «fremdelt» vor niemand; und ist so nicht nur seinen Eltern ein liebes Sonnenscheinchen, sondern auch für die Grosseltern und weiteren Verwandten. Am 17. April bekam er einen kleinen Vetter, einen Jürg Schoellhorn. So möge unser Chlausli weiter gedeihen, und all die Wünsche, die an seiner Taufe ausgesprochen wurden, mögen in Erfüllung gehen

Unser Kind, 6. Juni 1921

Unser kleines Männchen feiert heute seinen 1. Geburtstag. Er hat sich recht wacker herum gemacht; ein lebhaftes fröhliches Kerlchen, da gibts den Tag über keine Ruhe; immer beschäftigt, ein Hügel auf und ab, und im Zimmer wie der Bisiwetter kriechend von einer Ecke in die andere, oder den Stühlen und Möbeln entlang. Ein frohes Jauchzen, ein liebes Plappern und Lachen, nachts beim Zubettgehen wird herumgetollt, bis das Sandmännlein den Bubi sitzlings übermannt, und s Mami den schlafenden Liebling hinlegen muss. Am Sonntag darf er mit dem Vati baden, da wird gespritzt und geplantscht, dass Mami ganz nass wird; nach dem frohen Spiel sind immer abends die Wänglein rot. Der Aufenthalt im Sommer in Klosters hat unserem Bubi prächtig getan; 6 Zähnnchen sitzen jetzt im kleinen Mündchen; das immer wieder isst und trinkt, was es nur alles gibt. Heute feierten wir mit den Grosseltern Widmer, mit Tante Hanny und Gretli das schöne Fest, Mama hat eine feine Torte gemacht und darauf prangte 1 rotes Kerzlein

Der liebe Vati hat fast alles berichtet von unserem Goldbub, nur seine Fahrten auf dem Häfi und die Entdeckungsreisen hat er vergessen. Und von den grünen und blauen Hösli mit den Trägern und von den richtigen Schuhen hat er nichts erzählt. Und vom schlimmsten aller Streiche, die er bis jetzt geliefert, als er bei Tante Isabel seinen Schoppen zerschlug und mit den Scherben spielte und dabei blutete. Der gute Schatz hat aber kein Tränlein vergossen dabei, und s Müetti machte sich doch so Vorwürfe. Und an einem schönen Morgen, als s Müetti ihn aufs Häfi setzte und schnell ans Telefon musste und zurückkam und die Bescherung in Bubis Händli, Gesichtli und Bettli sah. Das Bad heilte dann aber den Schaden sofort. So gibt's jeden Tag neue Überraschungen

Unser Kind, 6. Dezember 1921

Heute, wo unser Bubi seit Wochen einmal das Haus hüten muss, da habe ich so schön Zeit, unserem Büblein alle Fortschritte zu berichten. Sonst gehen wir ja alle Tage hinaus, ausser wenn es regnet. Und nun heute hat unser Bubi sein Mäglein verdorben, und s Mami macht sich schwere Vorwürfe, weil ich ihm gestern frische Chüechli gab. Als wir aus einem Vortrag heimkamen, lag Kläusli in einem Bach Erbrochenem. Der gute Schatz schlief trotzdem herrlich, erbrachs aber nachher noch zweimal. Heute nun ist er recht müde, hat etwas Temperatur

Unser Kind, 15. Februar 1922

Klaus ist mit Mami an der Tellstrasse. Grossvater ist im Bett, da sein Herz nicht gut tat. Die Türe zum Schlafzimmer ist offen. Auf einmal mitten aus dem Spiel heraus sagt Bubi: «Türe zue mache, Grossvater schläft.»

Hans Widmers Vater Franz Widmer war schon seit einiger Zeit kränklich, was auch aus Hans' Tagebuch hervorgeht

Papa hat nicht eine gute Kur gemacht; immer wieder etwas Atemnot, immer wieder beängstigende Zustände, insbesondere der Tod von Vater Ganzoni hat ihn stark mitgenommen

Tagebuch Hans Widmer, 30. September 1920

Hanni zieht sich mitten im Tag um zu Bubis grösstem Erstaunen. Auf einmal fragt e: Mami nass?

Bubi ist mittags schlecht erwacht. Alle Geduldsruhe von Mami nützt nichts, Mutti schimpft, zuletzt lacht sie ihn aus, bis Bubi empört ruft: Nid lache Mueti

Unser Kind, 1922

zwischen spiel chl äus

Bubi geht mit Mueti in die Farb zum Geburtstag gratulieren. Ich werde zu einem Tässli Kaffee eingeladen und als Bubi sich einigermaßen zurechtgefunden hat, sagt er: ... Tratnlere. Onkel Werner kommt auch und hinkt etwas und Bubi sagt. Pazelent chunt

Bubi hat eine schlechte Gewohnheit. Er will fast jede Nacht zum Mueti ins Bett. Wir wollen es nun abgewöhnen. Heute Nacht musste Vati ein Machtwort sprechen, bis Bubi sich dahin schickte. Eine Stunde lang Ruhe, auf einmal ruft's: Mueti, Bettli cho nur es bitzli

Bubi darf sich nach dem langen Winter wieder einmal im Garten austoben. In allem Übermut wird er plötzlich ganz still, sieht die Gaissenblüemli an im Wiesli und fragt mich: «Wer Blüemli inne gesteckt?»

Unser Kind, Frühling 1923

Papi fragt Bubi beim Nachtessen: «Was wotsch du gäh?» Klaus überlegt und sagt: «Doktor, – dann – ich weiss es nid.» «Gell, du blibsch bi uns, wotscht nid i d Welt use?» «Woll, i d Welt use.»

Grossvater Widmer ist am 1. Mai nach langem Krankenlager gestorben. Seine grosse Geduld, die er während seiner Krankheit zeigte, soll uns unser Leben lang ein Vorbild sein. Bubis Erinnerungen an seinen Grossvater werden nur solche sein, wo er schon krank im Bette lag. Und Grossvater freute sich so sehr über seinen Enkel. Als wir am letzten Tag noch zu Vater gingen und ich aus Rücksicht Bubi in der Stube liess, da streckte Vater Widmer dennoch seine Hand aus, um Kläusli zu begrüßen. Ich holte dann sofort den Kleinen – es war das letzte Mal, wo er seinen Grossvater sah. Jetzt wenn man Kläusli fragt: «Wo ist Grossvater?», dann sagt er: «Im Himmeli obe. Tuet abeluege.»

Berta [vermutlich ein Hausmädchen] trägt jeden Sonntag weisse Strümpfe. Mueti erst einige Wochen später. Kläusli fragt: «Häsch schöni Strümpf. Häsch vo dä Berta übercho?»

Klaus fragte mich einmal, als er sah, dass es draussen dunkelte: «Mami, wer hät abglöscht?»

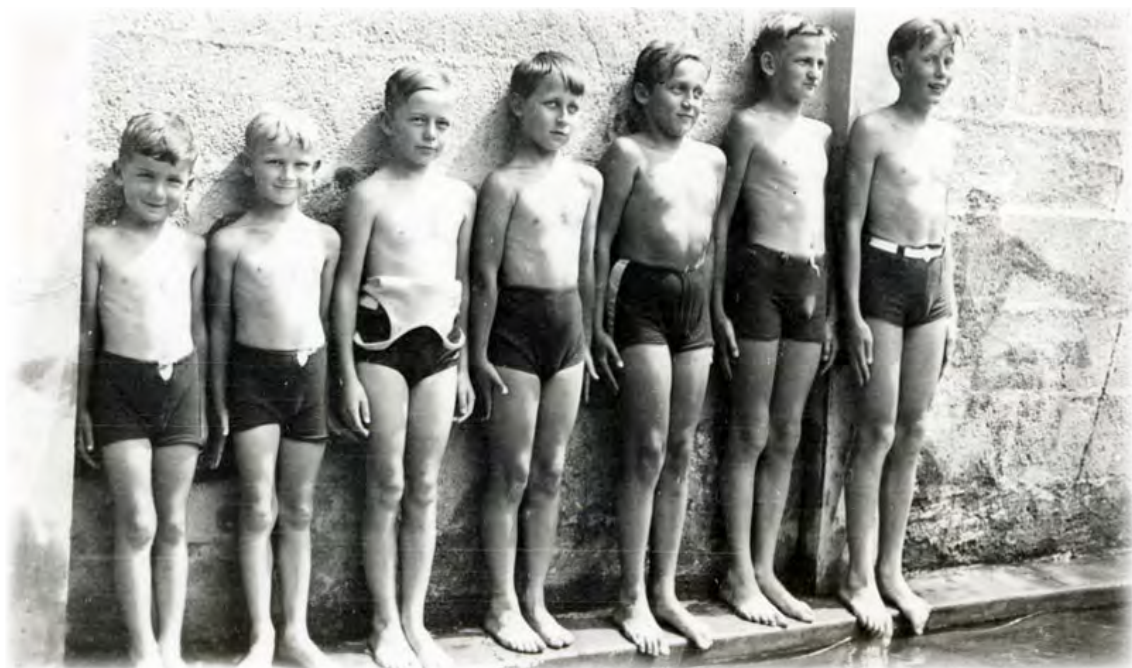
Er kämmt seinen Vati und sagt: «Schöne Ma mache.»

Regensonntag, Tante Hanneli kommt und gibt Kläusli ein Zeltli. Er sagt: «Danke, häschtmameli?»

Unser Kind, Sommer 1923

Lieber Bueb! Nun bist du schon dreijährig. Wie glücklich sind wir, dass du so herrlich gedeihst und uns so wenig Kummer machst. Fahr so weiter und mach uns immer nur Freude. Wir haben deinen Tag fest gefeiert und du hast wacker mitgefeiert. Deine beiden Grosi waren hier, Tante Hanneli, Tante Gretli, Tante Elsi, Tante Rösi und Jürgli. Sogar kam noch ein Samichlaus zu euch und ihr musstet ihm versprechen, immer recht artig zu sein

Unser Kind, 6. Dezember 1923



Die sieben Cousins Urs Widmer, Balz Widmer, Peter Schoellhorn, Ruedi Müller, Ueli Müller, Klaus Widmer und Jürg Schoellhorn im Schwimmbad der Brauerei Haldengut (um 1934, von links nach rechts)

Nach seiner «Kriegsmatura» begann für Klaus am 22. Juli 1940 die Rekrutenschule

Nach langer Fahrt sind wir hier gut angekommen. Gestern wurden wir in Kompanien, Züge und Gruppen eingeteilt. Mit den Vorgesetzten scheine ich Glück gehabt zu haben. In meinem Zug sind alles unbekannte Gesichter, doch die Mehrzahl von ihnen sind Studenten. Gestern fassten wir nur den Brotsack. Die Nacht verbrachten wir in einem Schulhaus auf Stroh. Voraussichtlich bleiben wir bis Freitag hier, nachher beziehen wir unser Quartier in Bretaye. Das ist ein Kurort über Villars und etwa 1700 Meter hoch. Bis jetzt ist es nicht besonders streng. Wir müssen immer warten und pressieren. Am Nachmittag haben wir immer eine Stunde Zeit zum Schlafen

Klaus Widmer-Oechslin an seine Mutter, St-Maurice, 23. Juli 1940

Vielen Dank für deinen lieben Brief. Ich glaube, zu dem Kofferchen brauch ich dir noch etwas Kommentar zu geben. In St-Maurice wurde uns befohlen, alles heimzuschicken und nur eine Notpackung, d. h. nur den Tornister, bereitzuhalten. Jetzt sind wir disloziert und haben in einem Bettschränkchen Platz für einige Wäsche. Viel Raum ist allerdings nicht. Schicke mir Wäsche jede Woche 2 Hemden, 2 Unterhosen, 2 x 2 Socken, 1 Handtuch und 2 Waschlappen. Was ich sonst noch brauche, schreibe ich jeweils. Fürs nächste Mal sollte ich haben: Badehosen, Turnhosen, Turnschuhe, Briefpapier, Füllli (mit Etui), Klosettpapier und mein Aufgebot (irgendwo im Koffer), aber alles im Waschsack, ja kein Koffer. (Selbstverständlich sind gewöhnliche Päckli auch erlaubt). (Nagelschere). Sonst geht es ganz gut. Wir haben nun die gesamte Uniform gefasst. Jeden Tag wird es militärischer und jeden Tag muss man mehr pressieren. Das Essen ist recht. Müde sind alle vom vielen Herumhetzen. Zwar sollten wir jeden Mittag 1 1/2 Stunden schlafen, aber bis jetzt konnte das erst einmal ausgeführt werden. Im neuen Quartier ist es sehr schön. Besonders die Landschaft. Wir schlafen in Betten mit Leintüchern, aber in einem Zimmer sind gleich 40 Rekruten. Recht viel müssen wir uns waschen und duschen. Mit Ausnahme der ersten beiden Tage hatten wir immer 1 bis 1 1/2 Stunden Ausgang

Klaus Widmer-Oechslin an seine Mutter, Bretaye bei Villars, 26. Juli 1940

XI. Dienstleistung oder Bezahl-	
Jahr	Art des Dienstes, Ort und Datum Militärpflichtersatz, Ort und Datum der Zahlung
1940	Geb. San. R. Sch. III, II. K. r. 32.7. - 19.10.1940
1940	Geb. San. R. S. III, Box-Villars 20.10. - 27.10.
1940	Aktivdienst 2.11. - 9.11.
1941	Aktivdienst 24.3. - 5.4.
1941	Aktivdienst 29.10. - 31.12.41
1942	Aktivdienst vom 6.7. bis 12.8.
1943	Aktivdienst vom 9.2. bis 20.4.43.
1943	Aktivdienst vom 16.9. bis 29.10.
1944	Aktivdienst vom 13.2. bis 14.3.44.
1944	Aktivdienst vom 11.2. bis 20.2.

Instruktion:
1. Die Eintragungen über geleisteten Dienst oder bezahlten Militärflichtersatz dürfen nur in der vorgeschriebenen Reihenfolge gemacht werden. Betreffend Rückerstattung von Militärflichtersatz: siehe „Anhang“, Seite 36, Ziffer 1, letzter Absatz.
2. Der für jede einzelne Eintragung bestimmte Raum darf nicht überschritten werden. Dies gilt namentlich auch für Stempel und Unterschrift.
3. Einrückungs- und Entlassungstag sind in der Zahl der Dienstage mitzurechnen.

lung des Militärflichtersatzes.		
Zahl der Dienst- tage	Militärflichtersatz Betrag pro Jahr Ersatz- Kontr.-Nr.	Unterschrift des zuständigen Kommandanten bzw. Beamten
90		Hell. Murscher
8		Hell. Murscher
8	Stabs-Kp. Geb. S. Bat. 10	Hell. Murscher
20		Hell. Murscher
13	Stabs-Kp. Geb. S. Bat. 10	Hell. Murscher
7	18.7. - 24.7.	Hell. Murscher
54	Geb. Fds. Bat. 72	Hell. Murscher
38	Stabs-Kp. Geb. Fds. Bat. 72	Hell. Murscher
33	Stabs-Kp. Geb. Fds. Bat. 72	Hell. Murscher
44	Stabs-Kp. Geb. Fds. Bat. 72	Hell. Murscher
31	Geb. Fds. Kp. 1/72	Hell. Murscher
10	Stabs-Kp. Geb. Fds. Bat. 72	Hell. Murscher

4. Geleisteter Dienst vor der Versetzung ins Spital oder bei vorzeitiger Entlassung ist ebenfalls einzutragen.
5. Spitaltage sind vom Spitalarzt einzutragen.
6. Erfüllung der Schießpflicht kann mit Stempel bescheinigt werden.
7. Betreffend nicht vollendeter Rekrutenschule wird auf die Verfügung des E. M. D. vom 17.1.1944 (SMA 44) verwiesen.
8. Anstellungssposition siehe Seite 18 hiervor.

zwischenspiel sanitätssoldat

Am 21. Mai 1939 verstarb Hans Widmer-Schoellhorn. Anlässlich der Trauerfeier richtete sich der Nationalratspräsident Henry Vallotton an Hans' drei Söhne mit den folgenden Worten

Et vous, Klaus, Balz, Urs, qui avez l'honneur d'être ses fils, regardez courageusement l'avenir, comme votre père l'aurait fait. Marchez sur les traces de celui qui fut aussi bon père que bon citoyen. Soyez dignes au disparu et joignez vos triples forces pour le remplacer auprès de votre mère et plus tard auprès de vos concitoyens

Hans und Hanna hatten vier Söhne, wobei der erste kurz nach der Geburt verstarb. Auch die Geburt von Klaus verlief schwierig und es folgten kritische Wochen für seine Mutter Hanna

An der Tauffeier von Klaus Widmer am 5. Juni 1921 kamen die drei Generationen Widmer und Schoellhorn zusammen: Lilly Sträuli-Schoellhorn und Franz Widmer-Sieber als Pat:innen, die anderen beiden Grosseltern Maria Sieber-Widmer und Fritz Schoellhorn-Sträuli, Hans Widmer, Bruder von Franz Widmer-Sieber, Hans Widmer-Schoellhorns Geschwister Franz und Margret «Gretli» sowie die Geschwister mit Partner:innen Georg, Rösli, Elsi und Gaudenz von Hanna Widmer-Schoellhorn

Später – als sie mit den drei Söhnen einmal in Klosters war – hielt Hans fest

Hanna war überglücklich, sie schrieb mir, dass ein Kindheitstraum Wirklichkeit geworden sei, sie habe sich einst als Puppenmutter gewünscht, mit lebendigen Puppen hier oben spielen zu können, und nun sei alles in Erfüllung gegangen und wie damals fühle sie auch jetzt überall ums Haus die sorgende gütige Hand der Mutter

Hans Widmer, Gästebuch, 2. August 1929

Klaus Widmer besuchte die Schulen in Winterthur – mit einem kurzen Intermezzo in der Privatschule **Glarisegg** am Bodensee (Klaus war nicht der beste Schüler und schrieb später über seine Schulzeit: «Nur die schlechten Schüler übertreffen ihre Lehrer nicht.») Sein Vater Hans schrieb dazu ins Madrisa-Gästebuch

Klaus liess seine Schulbücher, die er in einer dicken Mappe mitnahm, auf dem Tische liegen, in der Hoffnung, im Glarisegg ein «Pennalstar» zu werden (08.1935)

Unser Vater Klaus Widmer erzählte uns manchmal, dass er aus dem **Glarisegg** am Bodensee abgehauen und zu Fuss die 30 km nach Winterthur zurückmarschiert sei

Hans Widmer, Gästebuch, 2. August 1929

Klaus war in seiner Jugend ein überzeugter Pfadfinder und offensichtlich genoss er es auch, den 1. August jeweils mit Feuerwerken zu feiern, was an manchen Stellen im Gästebuch des Madrisa festgehalten wurde. Dies erstaunt, war es ihm doch später beim Feuerwerken mit seinen Kindern sehr unwohl

1940 bestand er die Kriegsmatura und besuchte ab Juli 1940 die Rekrutenschule, gefolgt vom Aktivdienst und vom Studium der Medizin in Zürich **zwischen spiel sanitätssoldat**. In seinem Dienstbüchlein sind 493 Tage für die Zeit von 1940 bis 1945 eingetragen. In einem seiner Briefe an seine Mutter schreibt er hierzu aus Lignoretto TI (Briefe vom 12. und 27. September 1943)

An diesem Tag kamen allein an diesem Abschnitt 3000 Mann über die Grenze und ich habe die Hälfte untersucht. Es war zum Teil grauenhaft und ich spürte hier erstmals so recht, was das Wort Krieg bedeutet. Ich hätte eine Menge zu erzählen, aber ich bin momentan nicht in der richtigen Stimmung dazu

Klaus Widmer-Oechslin an seine Mutter, 12. September 1943

Da die Grenze für die Italiener zugesperrt ist, kommen hauptsächlich Engländer zu uns. Sie schlafen meist bei uns im K.2. Die Engländer machen uns Schweizern einen guten Eindruck, es sind meist Angehörige der berühmten 8. britischen Armee. Sie wurden in Nordafrika gefangen und dann 2 Jahre in Italien als Kriegsgefangene gehalten. Sie sind schweigsam, doch sehr freundlich und diszipliniert. Hochgewachsen, blond und gut trainiert, sie sehen also sehr gut aus. Gestern waren 3 Tommies **[US-Amerikaner]** bei uns, alle 24-jährig. Sie waren in Pavia und hatten eine Autokarte, mit dieser flohen sie alles dem Tessin entlang

Gret und Klaus Widmer-Oechslin, Hochzeit 13. März 1948

Als Gäste waren anwesend, nämlich auf dem Foto unten links:

Hinterer Reihe: Balz Widmer, Marie-Louise Oechslin-Buissière, Hanna Widmer-Schoellhorn, Friedi Oechslin-Huber, Emmy Huber

Vordere Reihe: Max Oechslin-Huber, Karl Oechslin, Gret und Klaus Widmer-Oechslin, Heidi Oechslin

Als Trauzeugen und Fotograf: Urs Widmer



zwischenspiel standesamt

durch feindliches Gebiet, bis sie endlich bei uns waren. Heute sind 3 Serben da, zwei jüngere und ein 36-jähriger. Dieser erzählte uns, er habe zu Hause 3 Mädchen und sei nun seit 1941 schon in Kriegsgefangenschaft. Am Sonntag wurden wieder eine Anzahl Italiener über die Grenze gestellt. Als sie das vorher vernahmen, wollten sie alle krank sein. Vier konnte ich in der Schweiz behalten. Nachher ging ich weg. Nachdem sie nämlich erfahren hatten, dass ich etwas machen konnte, damit sie bleiben können, umlagerten sie mich, baten mich mit Tränen in den Augen und knieten fast vor mir nieder, als wäre ich der Herrgott. Sie sagten, lieber liessen sie sich von den Schweizern erschiessen als von den Deutschen. Einzig die Kriegsgefangenen aus Italien dürfen nun noch bei uns bleiben. Wenn diese dann bei uns im K.2. essen, dann ist es für uns Schweizer eine abgemachte Sache, dass wir, wenn das Essen etwas knapp ist, etwas weniger essen, damit die anderen wenigstens wieder einmal genug haben. Erst wenn man all dieses Leid sieht, dann begreift man etwas, warum wir hier im Dienst sind und was es heisst, in Frieden zu leben

Klaus Widmer, Gästebuch, 29. September 1943

Über seine gesamte Zeit im Militär findet sich von ihm die Notiz: «Insgesamt 3 Jahre und 26 Tage und als Resultat mit 50 000 Schweizer Männern per Du»

Von den drei Brüdern war Balz der Sportlichste. Wie es diesbezüglich mit Klaus stand **zwischen-spiel sporty klaus**, darüber geben die beiden folgenden Einträge im Gästebuch einen Hinweis

Am ersten Samstag radeln Balz und ich nach Klosters (via Pfäffikon, Weesen). Eine wunderbare Fahrt, nur sind die letzten drei Stunden, das Prättigau hinauf, etwas heiss

Klaus Widmer, Gästebuch, 24. August 1945

Acht Jahre später dann

Zur Eröffnung meiner Ferien wollte ich wieder einmal, untrainiert, wie ich war, mit dem Velo Klosters bezwingen. Um 04.00 Start in Töss via Walensee, um 11.00 war ich in Landquart, aber derart angeschlagen, dass ich in Seewis das Velo und mich auf die Rhätische Bahn verlor

Klaus Widmer, Gästebuch, 19. September 1953

Klaus und Margrit «Gret» Widmer-Oechslin heirateten 1948 «nur» standesamtlich im Stadthaus, mit Bruder Urs und der Tante Emmy Huber als Trauzeugen und sonst keinen Hochzeitsgästen **zwischen-spiel standesamt**. Gret hält in ihren Notizen fest, dass sie danach in die damalige Buchhandlung Vogel an der Marktgasse gingen und das Buch «Mutter und Kind» kauften, was zu Gerüchten führte. Gemäss Gret wurde das Buch aber gekauft, um in der Apotheke besser über Kindernahrung beraten zu können. Max Oechslin ergänzte

Gestern wurde unsere Gret mit Klaus Widmer vermählt. Die Sache vollzog sich in aller Einfachheit, indem sie beide auf eine kirchliche Beigabe verzichteten und so lediglich zum Standesamt gingen, wo der Standesbeamte beide kannte und die Sache nach üblichem Recht innert fünf Minuten erledigte. Äusserlich habe man der Feierlichkeit nichts angesehen. Klausens Bruder und Schwägerin Emmy waren die Trauzeugen. So vollzog sich die Sache in aller Nüchternheit

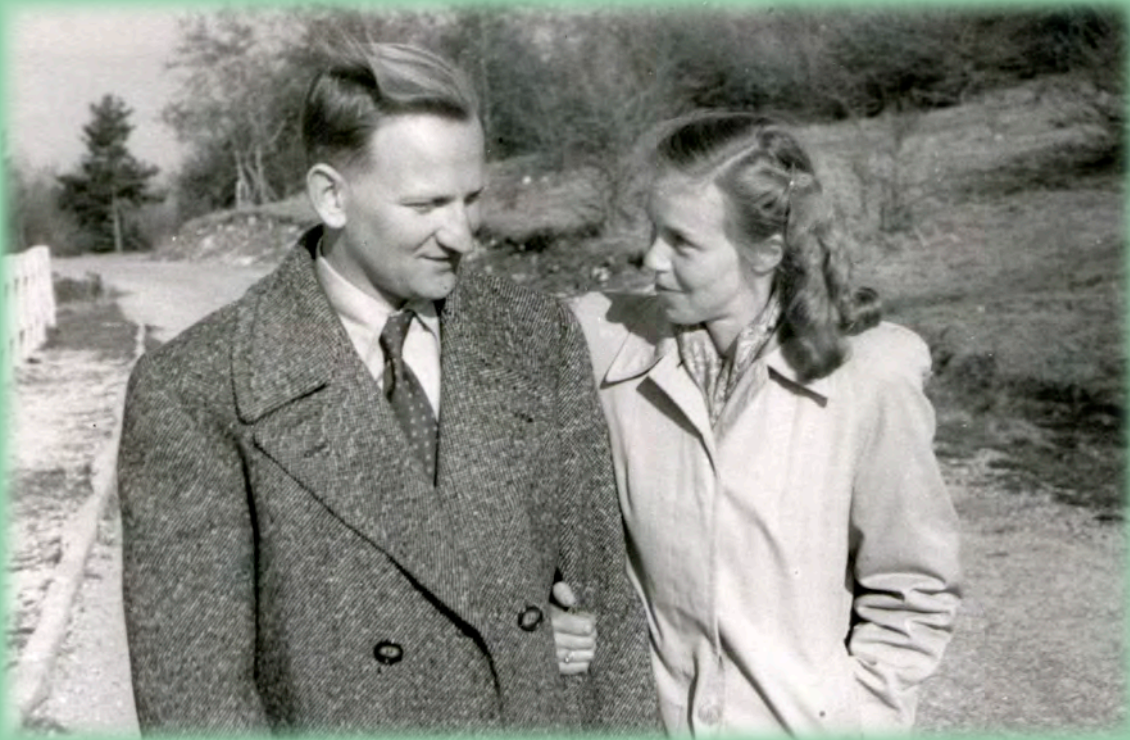
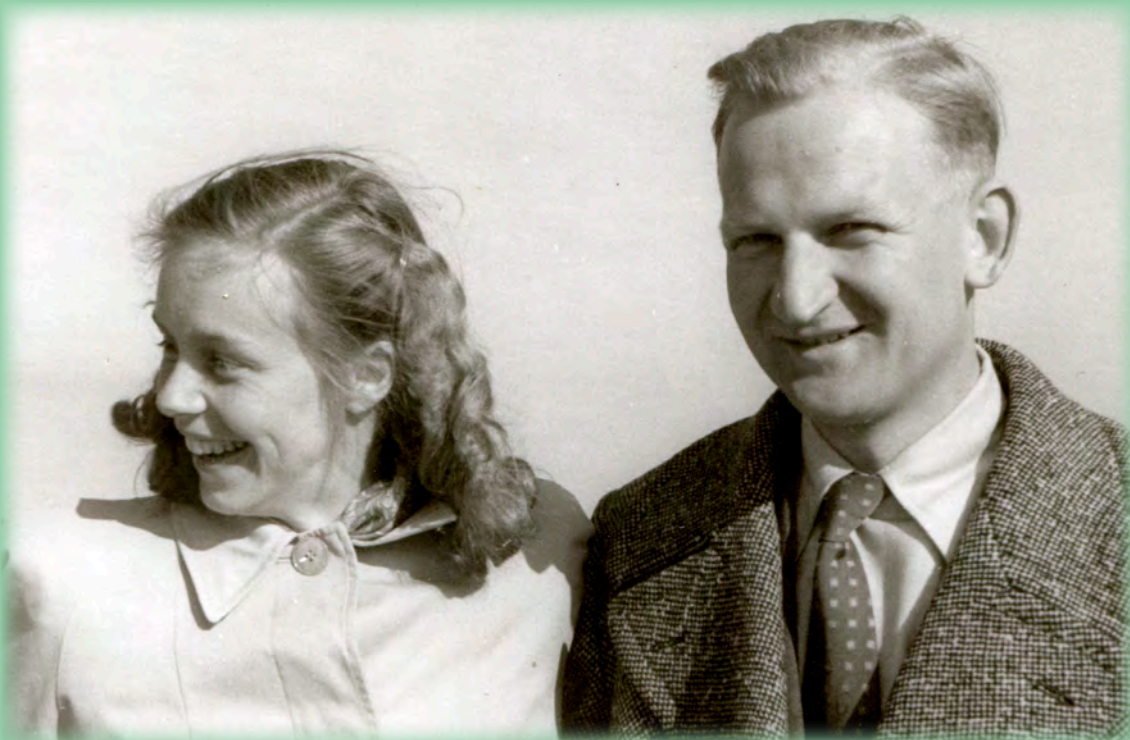
So wurde es Abend, der wieder eine «Attraktion» brachte: Wir besuchten samt und sonders den Familienabend der Winterthurer Pfadfinder, bei denen unsere drei Kinder mitmachen oder mitmachten, und auch Klaus und seine beiden Brüder

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. März 1948, S. 9336 ff.

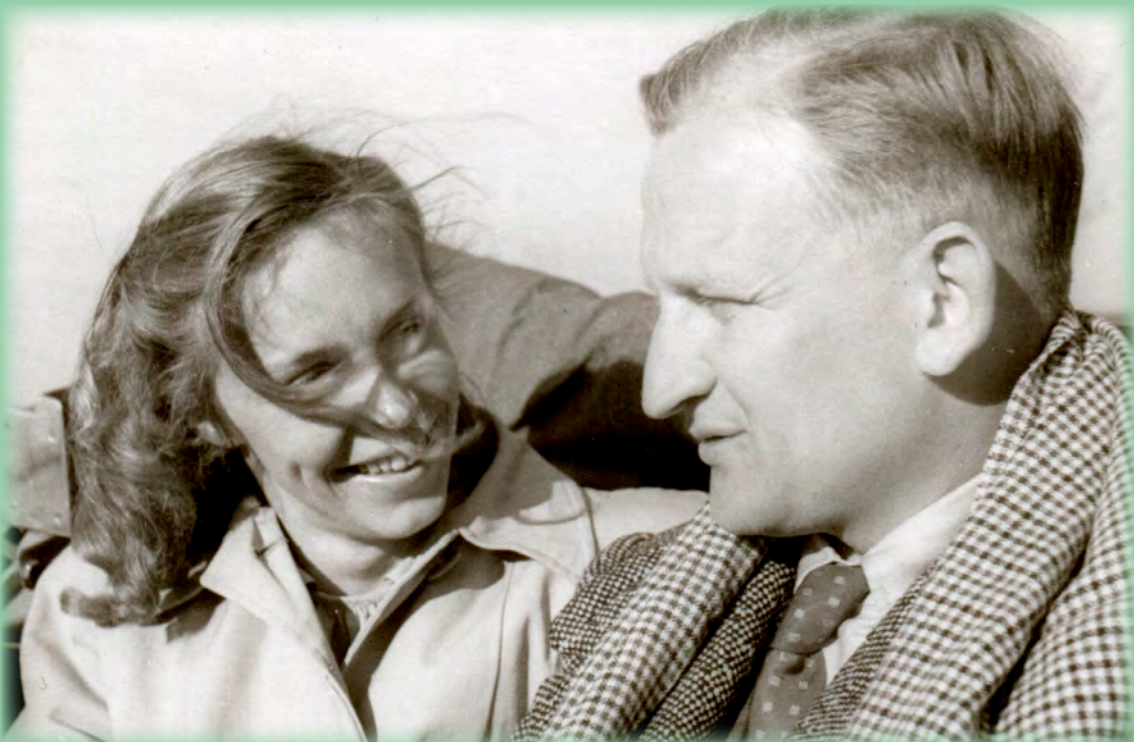
Die Hochzeitsreise **zwischen-spiel honeymoon** führte der Zeit entsprechend nach Villeneuve am Genfersee, wo sich das frisch vermählte Paar in Genf mit den Cousins Jürg und Els Schoellhorn und Rudi Müller-Schoellhorn traf. Zurück ging es durch das Wallis, über Brig und via Lötschberg zu Onkel Max Huber in Lenzburg

Nach dem Staatsexamen 1947 folgten für Klaus die Assistenzjahre bei Dr. Muheim in Altdorf UR (1948 bis 1949). Die standesamtliche Heirat hing gemäss Gret auch damit zusammen, dass es für Klaus' geplante Assistenz in Altdorf UR mit dem damit verbundenen Wohnen im Assistenten-

Gret und Klaus Widmer-Oechslin, Hochzeitsreise nach Villeneuve am Genfersee, 1948



zwischenspiel honeymoon



die widmers

Nun das Wichtigste: Wir haben eine Wohnung: 01.IV.50 – 31.III.1951. Bei Dr. Silberroth. Kosten 1400 Franken für 12 Monate, im Winter kommt noch die Heizung dazu. Die Wohnung besteht also aus zwei riesengrossen Zimmern (Chl äus behauptet, 1½ so gross wie das grosse Zimmer in Töss), einem kleinen Zimmer, Küche mit Boiler, elektrischem Herd, schönem Badezimmer. Die Wohnung liegt im ersten Stock, da das Haus am Hang steht (auf Parsennseite), können wir direkt hinten ins Badezimmer hinauf und müssen gar nicht die offizielle Haustüre benützen. Putzbalkon gegen Nordosten, riesiger Balkon, der sich allen Zimmern entlang zieht gegen Süden, Loggia gegen Westen. Die Loggia hat glaub Chl äus nicht mitgemietet, da sie nur vom Hausgang aus erreichbar ist und an Silberroths Büro angrenzt. 5 Minuten vom Sanatorium entfernt

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 6. März 1950

Wir sind nun also eingerichtet. Wundervoll ist die Wohnung; Stube, Christianzimmer, Badezimmer und Küche sind richtig gemütlich. Nur für das grösste Zimmer hatten halt die Möbel nicht mehr ausgereicht. Aber die Gäste schlafen ja nur drin. Die Stube und der Tanzsaal haben gebeizte Tannenholzwände, gemusterter Linoleumboden. Das Christianzimmer ist hell tapeziert und hat Kästen, Kästen! Du hast im ganzen Haus zusammen nicht so viel. Aber bis überall Schrankpapier lag. Chl äus und ich haben den ganzen Sonntag Papier geschnitten und zum Zmittag nur Brot und Butter gegessen. Vom Haus ist es ein paar Schritte zum Gemüseladen, 5 Minuten weiter ist überhaupt alles vorhanden

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, April 1950

Diese Tage sollte auch der Elektriker kommen, um über Telefoneinrichtung unsern Radio in Hochfrequenztelefonieradio umzubauen. Wir können hier kaum Radio hören, **Beromünster** wird stark gestört, da wir zu nahe bei Vorarlberg liegen, das dieselbe Welle wie Beromünster benutzt

Mit «**Beromünster**» war das Schweizer Radio gemeint, das damals über Mittelwelle vom Sendeturm bei Beromünster gesendet wurde

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 13. April 1950

Weil Chl äus im letzten Monat noch im Sani gewohnt hat, beträgt unser Bargeld abzüglich Mietzins noch 220 Franken für den ganzen Monat. Da muss ich sehr zirkeln, was ich aber sehr amüsant finde. Dass Chl äus das Fleisch nicht gern hat, kommt uns sehr zu Gute. Gemüse kann man ja ganze Taschen voll einkaufen und am Schluss kostet alles 1 Franken 80. Heute haben wir zum 2. Mal «Fleisch» gehabt, 1 Servalat zu 75 Rappen in Scheibchen zerschnitten. Es hat ganz imposant gewirkt auf den Müscheli. Ich nehme jeden Tag im Geldbeutel nur so viel mit, wie ich brauchen darf. Da ich in Davos unbekannt in den Läden bin und folglich nicht Schulden machen kann wie du in Altdorf, muss ich mich ans Budget halten. So unbekannt bin ich zwar schon nicht mehr

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. April 1950

Gestern waren wir mit einigen Kollegen zusammen bei Frl. Dr. Schlesinger [eine Arbeitskollegin von Chl äus] eingeladen. Ein richtiges Budenfest wie einst im **Nr. 14**. Mich hat es sehr angeheimelt. Ich staune noch immer über Chl äus' Geselligkeit [...] Ich hab ein bisschen einen Katerkopf vom gestrigen Nachtleben. Deshalb ist der Brief so knapp

Mit «**Nr. 14**» ist vermutlich Grets Studentenzimmer an der Universitätsstrasse in Zürich gemeint

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. Juni 1950

Übrigens erlebten wir noch ein bisschen Davos. In unserer Nähe findet ein Tennisturnier statt, der Platz ist durch Emballage von der Strasse abgedeckt. Auf dem Heimweg schauten wir noch ein bisschen dem Tournier zu, denn da unsere Strasse erhöht liegt, sahen wir über der Emballage weg. Nun kam plötzlich ein Offizieller mit Billetten, 1 Franken sollten wir zahlen. Chl äus wehrte sich natürlich, da erklärte der Mann, wir sollten bedenken, die Leute hätten Defizit gemacht etc. und 1 Franken sei bescheiden, eigentlich koste der Eintritt 3 Franken. Nun ist es immerhin ein Unterschied, ob man das Turnier sitzend betrachtet oder aus ziemlicher Entfernung durch Bäume hindurch und zudem auf einer öffentlichen Strasse. Chl äus hat natürlich nichts bezahlt und dem Mann den Rat gegeben, nächsten Winter wieder mit Billetten zu kommen, wir könnten nämlich sonst vom Balkon aus gratis die Eishockeymätsche sehen. Wer weiss. Es geht nichts über Fremdenindustrie

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 22. August 1950

Wir freuen uns, bis wieder etwas fremde Leute hier eintreffen, jetzt wirkt das Dorf auch gar verödet. Wenn Davos irgendwo einen netten heimeligen Dorfkern hätte, würde man wohl die Monate, wo man unter sich ist, geniessen. Zu all diesen öden Kästen aber braucht es die Leute auf den Strassen, damit man sich zu Hause fühlt

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 16. November 1950

zwischenspiel davos

zimmer im Spital unabdingbar war, dass er mit Gret verheiratet war. Danach folgen Einsätze bei Dr. Brunner in Winterthur (1949–1950) und Dr. Wissler in Davos (1950–1951) sowie 1952 der Abschluss der Dissertation zum Thema «Über die Prognose der offenen Tuberkulose bei Kindern und Jugendlichen» bei Prof Dr. Löffler

Die Davoser Monate waren etwas Besonderes für das frisch vermählte Paar, wohnten sie mit dem eben geborenen Christian doch zum ersten (und einzigen) Mal gemeinsam in einer eigenen Wohnung fernab der Familien Oechslin und Widmer [zwischen spiel davos](#)

Nach den Wanderjahren und der Geburt von Hans Christian Widmer 1950 zog die junge Familie am 1. April 1951 in die Rieterstrasse 6, wofür Hanna Widmer-Schoellhorn einiges an Vorarbeit leistete

Der oberste Stock in Töss wird nun immer mehr zu einer richtigen Wohnung. Das Badzimmerchen ist herzig geworden, nun wird auch noch der Boden des Ganges neugemacht. Die ganze Platteneinrichtung kommt hinaus, die Wickelkommode bleibt nur, sodass wir uns den Gang in ein Zimmerchen für den Föt umwandeln können. S Mami gibt sich alle Mühe, dass ich mich nicht als Gast, sondern als zu Hause fühlen werde

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 25. August 1950

Ab 1952 konnten sie auch einen Teil der Zimmer im ersten Stockwerk für sich alleine beanspruchen [zwischen spiel ein drittel haus](#). Eine Kleinküche wurde dafür im Badezimmer im ersten Stock eingerichtet. Die nobleren Zimmer im Erdgeschoss gingen später allmählich an die wachsende Familie über. Eines (das zentrale Zimmer) blieb aber noch – zwar immer seltener benutzt – bis Mitte der 1960er-Jahre in der Obhut von Grosi Widmer-Schoellhorn, die bis zu ihrem Tod die beiden Zimmer im zweiten Obergeschoss bewohnte. Eigentumsmässig erfolgte die Übertragung der Rieterstrasse Ende 1961

Am 2. September 1954 erhielt Klaus das Spezialarzt Diplom FMH und eröffnete am 15. November 1954 die Arztpraxis in Töss. Die Praxis war bis am 29. April 1992 an der Grenzstrasse 42, dann aufgrund der Sanierung der Grenzstrasse-Liegenschaft an der Rieterstrasse 3 im neu erbauten Mehrfamilienhaus auf dem früheren Gaswerkareal gleich gegenüber der Rieterstrasse 6

Es ist einfach alles liegen geblieben im Haushalt. Abends kamen nämlich immer Kollegen samt Frau zur Praxisbesichtigung auf Besuch, zum Teil brachte sie Chläus in seiner Gastfreundlichkeit jeweils gleich noch zum Nachtessen mit!

Die Praxis ist nun tiptopp bereit und ist ein richtiges Schmuckkästlein. Wir haben sehr Freude, alles ist so geraten, dass es unsere Erwartungen übertrifft. Eine sehr nette eifrige Laborantin – es ist ihre erste Stelle – kommt jeden Nachmittag, bis dann Ende Dezember Schwester Rösli aus England zurück ist. Und Chläus wartet nun also auf seine Patienten, ein Zustand, der ihn letzte Woche sehr hernahm

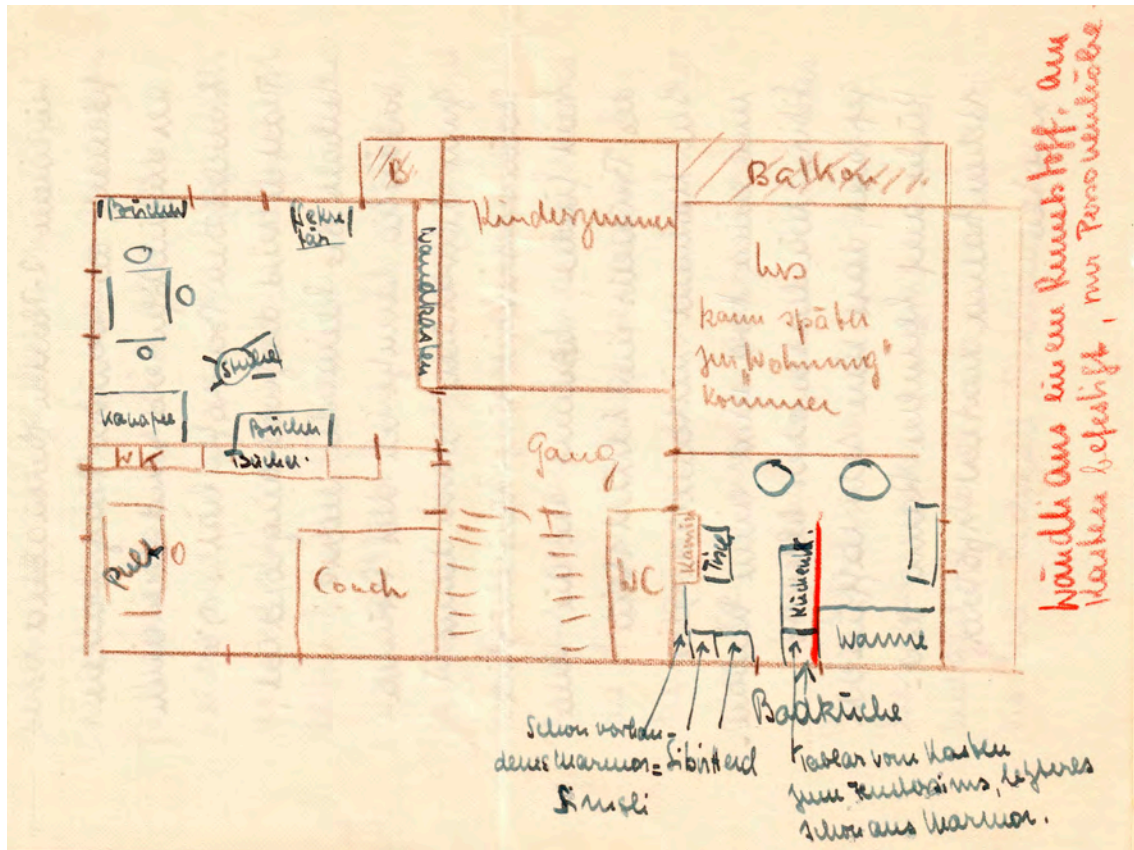
Er wurde zwar vom Schicksal sehr verwöhnt, indem schon am ersten Tag sich ihrer fünf einstellten, sodass er täglich einige zu besuchen hatte. Bis Ende Woche waren es ihrer neun und gestern sind wieder fünf Neue hinzugekommen und eben jetzt, Dienstagabend, musste er zu einem Notfall, von dem er jetzt nach 2 Stunden noch nicht zurück ist

Die letzte Woche hatte er einfach die nötige Ruhe nicht, um sich die Freizeit mit Lesen auszufüllen, er fieberte nach Tätigkeit. Jetzt ist aber glaube ich die kritische Zeit vorbei, und Chläus beginnt die ruhige Zeit zu geniessen, steht spät auf, isst lange Zmorgen mit den Kindern und ist sehr aufgeräumt und gemütlich

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 23. November 1954

Klaus' anfängliche Sorgen erwiesen sich sehr schnell als unbegründet, wie nur eineinhalb Jahre später aus einem Brief von Gret hervorgeht

Chläus hat viel Arbeit, im Moment zu viel. Wir essen bald nach 6 Uhr Zmorgen, dann geht er fort und ausser der halben Stunde zum Mittagessen muss er ununterbrochen pressieren, bis um 20 Uhr endlich der letzte Patient zur Praxis hinausbugsiert ist. Wir hoffen, es sei nur vorübergehend so, zwar hat es fast keine Grippe- oder Erkältungskrankheiten, aber immer



Vorletzten Sonntag hatte Mami die Erleuchtung und 5 Tage darauf kamen 2 Zügelmäner. Denn es war eine richtige Züglete, nur das Kinderzimmer blieb verschont, jeder Kasteninhalt musste umgeräumt werden. Nun sitze ich also ganz plötzlich mitten in einer eigenen Wohnung, und was für einer! Eine schönere hätten wir nicht finden können, ich sehe in Gedanken Elisabeth im Gatter in der ersten Frühlingssonne auf dem Balkon vor der Stube, das wärmste Sonnenplätzchen gehört nun uns und es wird sehr benützt werden. Wisst ihr, der kleine Balkon, dort, wo der Stubenwagen jeweils stand. Nun wohne ich also mitten unter meinen Kindern, ich höre Elisabeth morgens pläuderlen und den Christian nachts krähen, d. h., seit ich hier unten schlafe, hat er merkwürdigerweise noch nie gekräht. Die Stube ist mit unseren Davosermöbeln sehr heimelig geworden. Das Bett steht nebenan in Chläus' Zimmer, ebenso die dunklen Büchergestelle. Fürs Wohnzimmer haben wir uns bei der «Wohnform» aus Ulme ein Büchergestell, das in die Höhe und Breite wachsen kann, gekauft mit unten einem Kästchen. So etwa wie in Paps Büro. Das Kästchen steht aber etwas mehr vor

Das grosse Zimmer unten, vorher eher verschupft, ist zu einem mordsgemütlichen Wohnzimmer geworden. S Mami kommt sich also gar nicht verdrängt vor, im Gegenteil, es wird sich zuunterst und zuoberst allein Meister fühlen, und ich hab mein mittleres Reich. Wie zufrieden es über die Lösung ist, sagt eigentlich am besten Folgendes: Gestern hat es mit seinem Coiffeur allen Ernstes die Lippenstiftfrage besprochen! Es kam dann aber doch ohne heim, will aber den meinigen ausprobieren

Nun sind wir an der Küche: Das Chuchikästli wurde im Kreis herumgeschoben und steht nun endgültig dort wo am ersten Tag. Via Herd, Rechaud, Rechaud mit Backofen sind wir nun endgültig bei einem 2-Platten-Thermoherd gelandet, der weniger Platz braucht als ein richtiger Herd und doch einen brauchbaren Backofen hat. Die Platten sind diagonal angeordnet, deshalb die kleineren Masse. Vorläufig benutze ich das Brünneli zum Abwaschen, wenn dann Chläus wirklich eine Praxismöglichkeit findet, kommt an die Stelle des Brünnelis ein Schüttstein. Im Moment installieren wir uns einen Herd und einen Einbau-Sibir. Wir haben aber alles so geplant, dass eine sehr raffinierte Küche auf kleinem Raum entstehen kann

Später einmal wird ringsum in der Küche eine durchgehende Kästliwand sein mit Abschlussbrett, auf dem gearbeitet werden kann. Nun habe ich also für längere Zeit nochmals meinen gemütlichen kleinen Haushalt, ab 1. Januar zahlen wir Zins und ich muss wieder spärten beim Posten. Wie ich mich sogar auf Letzteres freuen

Wenn ich sagen soll, wie mir zu Mute ist, so plötzlich wieder mit einem richtigen Haushalt, so kann ich nur sagen, verdutzt. Es ist so wie am 12. Februar nach der so geschwinden leichten Geburt. Ich hatte mich eingestellt auf weitere 2 Jahre plus ½ Jahr Vorfriede und nun hat sich plötzlich innert 5 Tagen alles ergeben

Gret Widmer-Oechsli an ihre Eltern, 15. Oktober 1952

zwischenspiel ein drittel haus

kann es so nicht weitergehen. Auch für Schwester Rösli wäre das viel zu viel verlangt auf die Dauer. Chläus kann oftmals nachts nicht schlafen, weil ihm die Aufgabe, am folgenden Morgen alle fälligen Besuche zu erledigen, unlösbar scheint. Er studiert dann immer der günstigsten Reihenfolge nach. Es ist verrückt so etwas

Wenn es so weitergeht, können nur Ferien helfen, wenn nur im April nicht ausgerechnet wieder ein WK käme

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 16. Januar 1956

Mit den Jahren vergrösserte sich nicht nur die Familie Widmer-Oechslin, zuletzt 1970 mit Verena Tanner als fünftem «Geschwister» (ihre Schweizer Eltern lebten in Mazumbai/Tansania), sondern auch die Arbeitsbelastung der Eltern, was sich am besten mit den sich verändernden Ferienreisen [zwischen spiel ferienreisen](#) manifestiert

Vieles veränderte sich in dieser Zeit in Töss

War es ursprünglich von 1895 bis 1897 ein schienenloses Rösslitransport, das Töss mit dem Hauptbahnhof verband, so folgte dafür für längere Zeit ein Schienentransport. Das Tössemer Tram verschwand erst 1951 mit der Umstellung von Tram- auf Trolleybusbetrieb

Bis 1964 war die Bahnunterführung Zürcherstrasse abgeschlossen, und für eine kurze Zeit gab es keinen Stau mehr wegen der geschlossenen Barriere. Dem Bauvorhaben wichen viele der alten Häuser an der Strasse, und was übrigblieb, ging durch den Bau des Zentrums Töss bis 1970 auch noch verloren. Sohn Christian nutzte die Bauzeit für eine Pflanzung mit Gemüse für die ganze Familie

Gleich anschliessend begann der Bau der Nationalstrasse, der 1968 abgeschlossen wurde. Ab 1970 ging es durchgehend per Autobahn nach St. Gallen, nach Zürich aber erst 1974. Spektakulär war während der Bauarbeiten am 27. Oktober 1966 der Einsturz des Lehrgerüsts der Tössbrücke bei Wülflingen

Hinter dem Haus wurde 1965 die Schlosstalstrasse nach Wülflingen gebaut, und auf der Kuhweide von Nachbar Köbi Weilenmann wurde ein grosses Mehrfamilienhaus errichtet. Gret hätte lieber ein Flachdachhaus gehabt

Auch an der Rietterstrasse gab es bauliche Veränderungen. So wurde 1957 das Gartenhäuschen gebaut und 1962 wurde das kleine gemauerte Plantschbad in der Nordecke des Gartens durch ein provisorisches Schwimmbecken ersetzt. Eigentlich war geplant, das Bestehende zu renovieren und sanft zu erweitern, aber die Hochkonjunktur im Baugewerbe machte dies unmöglich, hiess es doch von den Baufirmen «zwei Jahre Wartefrist, wir haben zu tun»

Vorher ging es zum Baden an die Töss. Die Gelegenheit «verschwand» 1970 mit der Eröffnung des Schwimmbads Töss

Wir haben jetzt ein herrliches Badeleben. Ich habe mit den Kindern das Tössemer Schwümbi entdeckt. Gleich am unteren Rand der Rietterstrasse zwischen Tösskanal und der Töss hat es ein kleines Schwimmbassin, Tiefe gerade recht für Christian und Elisabeth. Es ist zwar dreckig, da das Wasser ungereinigt aus dem Fabrikkanal kommt. Aber die ganze Anlage ist in ihrer Primitivität eigentlich viel schöner als die gepflegten Schwimmbäder. Chläus war zuerst entsetzt, als ich sagte, ich würde mit meinen Kindern auch in den Kanal gehen, statt den weiten Weg ins Schwümbi zu unternehmen. Nur Italienerfrauen seien dort im Badekleid, hiess es. So begleitete ich am ersten Tag die Kinder im Rock, traf dann aber andere nette Kindermütter, allerdings wirklich alle bekleidet. Doch am Tag darauf zog ich trotzdem meine Badehosen an, denn Elisabeth ist beängstigend mutig und ich bin nicht gerade auf eine Rettungsaktion im Rock erpicht. Das hat auch Chläus eingesehen, so sind wir gestern sogar die ganze Familie samt Grosi in das «Tschinggenbad» gegangen. Christian spielt in der Töss mit den Steinen, Elisabeth versucht im Bassin zu schwimmen, ich schwimme im fließenden Kanal, Regula sitzt mäuschenstill am Ufer und ist froh, wenn niemand daran denkt, sie auch etwas ins Wasser zu nehmen. Auch Christian ist sehr wasserscheu. Geradezu lächerlich macht er sich einmal mehr vor seinen Schulkameraden. Glücklicherweise hat er nun also die Töss gefunden, so fällt er nicht so auf

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 20. Juni 1957

Ferienreisen spielten in der Familie Widmer-Oechslin lange in unterschiedlichen Besetzungen eine grosse Rolle

Als junges Ehepaar ging es für Gret und Klaus ab den frühen 1950er-Jahren ins nahe Ausland

1952 Regionen Toscana bis Rom • 1956 Spanienrundreise • 1959 Sizilien [erste Reise mit den Dr. Rublis vom Schlachthof Töss] • 1960 Franken • 1961 München • 1962 Burgund und die Loire • 1963 Provence und die Camargue

In Erinnerung blieb auch die Erzählung darüber, dass auf der Reise in die Toscana Professor Kurt Leibrand dabei war. Seit 1950 Professor an der ETH, wurde ihm Anfang der 1960er-Jahre in Frankfurt der Prozess wegen Kriegsverbrechen gemacht. Ebenso wurde uns immer wieder über die Zerstörungen in Spanien wegen des Bürgerkrieges erzählt

Es folgten die Familienreisen, zuerst in gemietete Ferienhäuschen im Tessin und dann mit vollgepacktem Auto auf die Campingplätze in Italien und Frankreich. Das Zelt hierfür kaufte Klaus bei Spatz in Zürich, der «seit immer» die Schweizer Pfadfinder mit Zelten ausgerüstet hatte

Die Fahrten, zuerst mit dem schicken Borgward Isabella und dann mit dem biedereren Ford Taunus, waren abenteuerlich. Damals durften auf der Vorderbank noch drei Personen sitzen, was natürlich immer den Kleinsten traf. Und häufig begann die Reise mit einem kaputten Auspuff oder sonstigen Unwägbarkeiten

1960 Agno • 1962 Ascona • 1963 Ponte Brolla • 1964 Hauptprobe in Klosters, dann Ernstfall in Zerneusee mit Nationalpark und Expo in Lausanne • 1965 Burgund und Atlantik • 1966 Siena • 1967 Fréjus • 1968 Garda • 1969 Garda und Siena mit Charly Brown, Austauschstudent aus Amerika • 1970 Paestum mit den Schiessers • 1971 Ober-Ammergau • 1972 Paestum mit der Familie Balz Widmer • 1973 Bretagne mit der Familie Balz Widmer und mit Adrian Gygax

Chläus schläft mit den 4 Kindern im Zelt zur Hauptprobe. Ich fühlte mich ein bisschen vereinsamt allein im Haus. Doch habe ich das Bett vorgezogen, freiwillig bin ich nicht gerne heroisch. Meinen Ehemann habe ich allerdings ein bisschen enttäuscht damit, ich werde das sicher noch lange hören müssen. Trotzdem, wenn es nicht sein muss, mag ich nicht

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 14. Juli 1964

Mit zunehmendem Arbeitspensum von Klaus Widmer sowie dem schwindenden Interesse der Kinder an Familienreisen folgten eine Anzahl von Kulturreisen mit Gret und wechselndem Teilnehmerkreis

1973 Nord-Holland – Nord-Deutschland – Lüneburger Heide mit Regula, Thomas und Verena • 1974 Dänemark mit Christian, Regula und Thomas • 1974 Provence – Côte d'Azur – Riviera mit Klaus, Regula, Thomas und Verena • 1975 Holland mit Elisabeth, Thomas und Verena • 1975 Wien mit Regula • 1976 Rom mit Regula • 1977 München mit Regula, Thomas und Verena • 1977 Frankfurt mit Elisabeth und Katrin Gygax • 1977 Schwarzwald mit Elisabeth • 1978 Burgund mit Elisabeth, Lucie Tanner und Verena • 1980 London mit Regula • 1980 Paris mit Elisabeth • 1981 London mit Elisabeth • 1981 München mit Heidi Gygax • 2003 und 2004 Amrum mit der Familie Wetzstein

Im vorgerückten Alter folgten für Klaus und Gret die Einladungen von Klaus' Jugendbekanntem Hugo Erb auf Luxusreisen mit der «Sea Cloud»

8. bis 16. Oktober 1993: von Athen über Korinth – Delphi – Ithaka – Korfu – Trani – Taormina nach Malta • 25. Oktober bis 1. November 1996: von Málaga über Motril – Cádiz – Safi – Lanzarote nach Gran Canaria • 30. Oktober bis 7. November 1997: von Málaga über Tanger und bei starkem Sturm nach Teneriffa und schliesslich nach Las Palmas • 30. Oktober bis 7. November 1998: von Venedig nach Dubrovnik – Olympia – Santorin – Mykonos – Delos nach Athen

Den Zusammenbruch der Erb-Gruppe musste Klaus Widmer zum Glück nicht mehr miterleben. Gret meinte nur, dann hätte er die Kosten der Reisen zurückzahlen wollen

Und dazwischen, davor und danach immer wieder Aufenthalte im Chalet Madrisa in Klosters

zwischenspiel ferienreisen

Später kamen 1969 eine Doppelgarage sowie 1974 die Vergrösserung und Verglasung der Veranda im Erdgeschoss hinzu. Die alte Substanz mit hölzerner Umrandung und einem roten Fliesenboden ging verloren. Der neue Raum hiess nun «Schneewittchen». Zum Bau der Doppelgarage schrieb Gret an ihre Eltern

Seit Freitagmorgen hausen die Holzfäller im Garten. Es sieht grausig aus, gut, dass Schnee die Stätte zugedeckt hat. Anschliessend werden dieselben Männer Lisethes [die Nachbarin in der Rebwiesenstrasse 2] zwei kleinere Birken und die riesige Linde von Schillers fällen. Wir haben tatsächlich Töss seines einzigen schönen Strassenstücks beraubt, man muss fast die Augen schliessen, wenn man die Strasse herunterkommt, so öd wirkt unsere Gegend schon jetzt und noch steht die Linde. Von der Strasse her wird es nie mehr so schön werden, wie es war, während der Garten mit den Bäumen gegen den Block hin und frei Richtung Sonne gewinnen wird. Hoffentlich ärgert sich wenigstens Herr Weilenmann [der Nachbarsbauer, dem alles Land um die Häuser gehörte], der immer so eklig hochnäsiger gesagt hatte: «Baut doch die Garage im eigenen Land, ihr habt Platz genug», als ich um 2 m Land «betteln» (zu 300 Franken) ging für eine Garage. Die neuen gesetzlichen Vorschriften hätten tatsächlich den Bau im Haus (was wir wegen des zerschnittenen Gartens nicht wollten) oder auf der Ostseite des Hauses gar nicht gestattet

Gret Widmer-Oechsli an ihre Eltern, 8. Februar 1969

In den folgenden Jahren war die Arztpraxis eine Dauerbelastung. Sie blieb es bis in die 1990er-Jahre, nur ein paar Jahre, bevor sie am 28. Februar 1995 an Dr. Georg Stoffel übergeben wurde

Das ganz grosse Ereignis ist im Moment für uns die Praxisumgestaltung. Da es sich scheinbar in Töss herumgesprochen hat, dass die beiden Kollegen Doktoren Kind und Lütolf schliessen werden ab Frühling 1972, kamen solche Menschenhorden zu uns (sie führten sich scheusslich auf, je weniger krank, umso schlimmer) schon jetzt, dass es zu einem Chlapf kam. Als ein Patient zu Chläus sagte, von den Tötschen lasse er sich nichts sagen [mit den Tötschen waren die Mitarbeiterinnen Frau Matthey und Frau Herzog gemeint], hatte Chläus genug. Er schloss die Praxis, da er überhaupt nicht mehr arbeiten konnte, schrieb neue Täfel und hob die Sprechstunde auf. Er kehrt etwas mehr den «Herrn» heraus und empfängt nur noch auf Vereinbarung. Das hat gewirkt! Die Leute sind lieb und höflich und schlucken leer, wenn Frau Matthey am Telefon Auskunft gibt: Patienten mit Husten und Schnupfen sollten in der Apotheke irgendetwas holen und ohne Fieber gar nicht zum Arzt gehen. Denn natürlich funktioniert das neue System nur, wenn die Italiener lernen, nicht gleich alles als «molto malato» und «veramente urgentissimo» zu betrachten. Endlich auch beginnt er nachmittags um 13.30, sodass unser Mittagessen nicht mehr so gehetzt ist

Gret Widmer-Oechsli an ihre Eltern, 12. November 1971

Unterstützung kam von Praxisassistentinnen, Haushilfengestellten und Bürokräften, die auch an unserem Familienleben teilnahmen und zu entsprechend grossen Mittagstafelrunden führten

Gleichzeitig begann sich Gret weitere Wirkungskreise zu erschliessen. Sie wurde aktiv in der Frauenzentrale Winterthur. Dort engagierte sie sich sehr für die Einführung des Frauenstimmrechts, dies vor allem 1971 bei der nationalen Kampagne, wo die Rieterstrasse einmal als lokaler Stützpunkt fungierte und wir Kinder mit «Den Frauen zuliebe – ein männliches JA»-Luftballonen im Quartier operierten und überall – natürlich ungefragt – Kampagnenkleber platzierten

Weitere Schwerpunkte ihres Wirkens waren das Konsumentinnenforum, für das sie regelmässige Bulletins erstellte, selbstverständlich Jahre vor dem «Kassensturz» im Schweizer Fernsehen, sowie das Anfang der 1970er-Jahre eröffnete erste Frauenhaus (damals Mütterheim genannt)

Möglich, dass Schwager Urs' Wahlkampf zum Stadtpräsidenten sie hierzu auch motivierte, wobei sich Gret erst Ende der 1960er zu einer Befürworterin des Frauenstimmrechts mauserte

Im Übrigen haben wir lustige Zeiten, der Wahlkampf greift ins Familienleben hinein. Wie eine Suffragette ziehe ich mit Chläus nur noch in verschiedene Männerversammlungen, Volkshaus, Tössemerbeiz, Casino und geniesse das Schauspiel des Red und Antwort stehen der Kandidaten und amtierenden Stadträte. Urs ist dabei so ruhig und überlegen, dass wir die

Ich arbeite nur im Garten, wenn Christian nicht in der Nähe ist, sonst beginnt er sofort auch zu schaffen: ausgraben und wieder setzen. Er beobachtet ausgezeichnet, was wir tun, und macht alles sofort auch. Er hilft mir nun jeweils ein bisschen, er weiss genau, wo jede Serviette hingehört, und war über Ostern gar nicht einverstanden, als alles etwas anders getischt werden musste wegen Urs und Balz. Wir können ihn nun auch für Botengänge benutzen von Grosi im 1. Stock zu Mueti soberst

Die Freude am Schwesterchen wird immer grösser. Sie liegt nun den ganzen Tag auf dem kleinen Balkon draussen, da steigt Christian oftmals mitten im Spielen auf sein Schemeli, um durch das Fensterchen hinaus in den Stubenwagen zu blicken. Heute sah er sie mit blutten Beinen strampeln. Eingehend hat er vor sich hin lächelnd die Zehen bestaunt. Mit dem Reden ist noch kein Fortschritt zu verzeichnen, er bleibt ein Tierstimmenimitator. Doch merke ich immer mehr, wie er vieles versteht, alle Möbel dem Namen nach kennt, alle Leute um ihn herum kennt, die Frau Schöni im Laden usw. Er hält noch immer lange Reden ohne Abwechslung, aber zum Schüsse herzig. «Dasis ä Gagg, dasis ä Gagg» kann er immer und immer wieder sagen, dazu auf dem Schemeli stehen und jedes Mal auf irgendetwas zeigend

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 17. April 1952

Endlich das Tierlibilderbuch. Es hat so blöde Texte, aber sonst hatten sie leider kein Büchlein mit Tieren. Da Christian zuerst alle Tierlaute nachgeahmt hatte, denke ich, auch Dieter habe vielleicht zuerst an den Tieren Freude. Anscheinend hat er seinen älteren Vetter nun eingeholt, Christian muss sich anscheinend einmal als Tierstimmenimitator durchs Leben schlagen oder ist eventuell noch als Tarzan zu gebrauchen. Er interessiert sich gar nicht für die menschliche Sprache. Allmählich werde ich etwas ungeduldig, man bekommt doch mehr Einblick in die Gedankengänge des kleinen Mannes, wenn er einem ab und zu ein Stichwort gibt

Aber wenigstens gibt es in Klosters keinen Blumengarten. Heute Morgen hat nämlich Christian die frisch erblühte Lupine gepflückt und wieder gründlich. Alle 8 wunderschönen blauen Kerzen lagen in seiner «Bänne». Ich brauchte einige Stunden zur Verdauung dieses neuerlichen Vandalismus

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 15. Mai 1952

Wir haben ein Kinderzimmeridyll, Christian hat überhaupt alle seine Spielsachen am Boden ausgebreitet. Er hat einen romantischen Tiergarten gebaut, die Äntebibis spazieren drin herum: «Log etz Moti, da dönds abegumpe. Log etz Moti, da dönds ufetschättere (das Wort, beim Rollladenaufziehen aufgeschnappt, imponiert ihm mächtig). Ohä, uf d Nase gfaller ...» So erzählt er unermüdlich. Elisabeth beschäftigt sich Stunden mit Ringen, sie steckt sie auf den Stecken, dann lehrt sie sie wieder aus und beginnt von neuem. Sie kann nun sogar einhändig zielen. Christian hat offensichtlich dieses Spielzeug 1 Jahr zu spät geschenkt erhalten. Zwischendurch erholt sie sich auf eigenartige Weise, ich muss schon lachen, wenn ich nur wieder daran denke. Also plötzlich legt sie jeweils das Spielzeug auf die Seite, beugt sich nach vorne nieder, stützt den Kopf auf dem Boden auf und betrachtet sich die Welt von unten zwischen den Beinen hindurch. Sie bleibt ziemlich lange ganz unbeweglich so, mit ernstem Gesicht und einem Kopf, der immer röter wird. Ich muss jedes Mal immer wieder Tränen lachen, wenn sie dieses Kunstwerk ausführt. Sie lässt sich durch mein Lachen gar kein bisschen aus dem Konzept bringen. Es ist unbeschreiblich komisch, wenn sie einen so von unten her anblickt

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 11. März 1953

Christian ist braungebrannt, auch nach dem Bade! Er spielt immer irgendwo im Urwald und gleicht bis gegen Abend mehr einem Kohlengrubenarbeiter als einem Doktorbüebli. Seine Phantasie ist unerschöpflich. «Chomm Mueti, chomm etz cho d Müh aluege. Ggesch, das sind die mit de grosse Hörner, da sind die chline» [...] Oder weisse und schwarze Hühner, det en Güggel wo bösch, da Truthäne (= Plural von Truthahn) [...] Also Phantasie hat er. Der ganze Garten, bei Regenwetter das Haus, ist bevölkert mit einer supponierten Menagerie. Die Maggipapierli sind nun schon die dritte Woche seine liebsten Äntebibi und werden allabendlich ins Tschitschi zum Schlafen verpackt. Grad jetzt spielt er überhaupt nicht mit richtigem Spielzeug

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 3. April 1953

Zum 60. Geburtstag von Grossvater Max Oechslin-Huber [Opapa]

Aber einen Rat gibt dir dein ältester Enkel für die weiteren 60 Jahre: «Neinei Opapa, me dörf nit mit de Finger id Röschi lange. Nur mit em Gäbeli.» Also letztthin spielte Christian mit Kartoffeln in der Küche, und plötzlich hörte ich ihn obigen Satz deutlich vor sich hin plaudern. Ich frage Christian, was er denn dann erzähle. Da erzählte er mir «Weisch, dä Opapa hät mal mit em Finger id Röschi glanged. Do hät s Grosmueti gschumpfe.»

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 17. Mai 1953

Von Tante Emmy erhielt Elisabeth ein Bäbibadwänneli. Zuerst glaubte sie, das sei ein neues Häfi für sie. Sie begriff erst, als Christian begann, in der bis jetzt als Badewanne gebrauchten Schüssel den Bär zu baden. Dennoch geschah es gestern, dass sie, als sie sich aufs Häfi setzte, aufs Badewänneli hinüber wechselte und dort hinein ihr Brüni machte

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 15. Dezember 1953

Für die Geburtstagsbatzen danke ich herzlich. Während Bus [Elisabeth] immer alles mit Freude ins Kässeli versenkt, tut Christian es mit Bedauern. Er möchte jeweils lieber ein Zootier daraus kaufen. Er hat zu diesem Zweck 2 Kässeli, der Inhalt des einen kommt auf die Bank, der Inhalt der zweiten wird zum Kauf von Zootieren verwendet

zwischenspiel kinderhaus

Christian marschiert nun (mit Schiern) im Garten herum, ebenaus, oder fährt mit ausgestreckten Armen und Beinen das kleine Rainlein unter dem Tannenbaum herunter. Stürze gibt es so kaum, zum Frieren kommt er auch nicht und ist deshalb hell begeistert vom Skifahren. Heute haben wir alle 3 eifrig im Garten den Schnee zusammengeschaufelt und auf das Rainlein getragen, schliesslich war der Hügel zu meiner eigenen Überraschung doppelt so hoch. Christian fuhr dann vorerst schräg zum Hang. Er ist so ängstlich. Beim Schlitteln wagt er nicht aufzusitzen, wenn es tief hinunter geht. Elisabeth hingegen, die ist sehr frech und fährt meistens bäuchlings

Regula hat ihre Geschwister sehr vermisst. Allein im Zimmer war sie richtig unglücklich und stand jammernd am Häglirand. Seit die Kinder hier sind, ist sie aber wieder der alte liebe Schatz den ganzen Tag. Sie ist sehr lebhaft. Auf dem Wickeltisch mach ich ihr kaum Meister. Das Wickeln kann einen zum Schwitzen bringen. Nicht einen Moment lässt sie sich auf den Rücken legen

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. Februar 1956

Christian zeichnet jetzt ständig. Seine Phantasie überquillt förmlich. Wenn ich an meine eintönigen Bilder denke! Alles ist voll und farbig bei ihm. Es entstehen ganz verschiedene Bildchen und so ganz aus ihm allein, gar keine konventionellen Zeichnungen. Ich habe sehr Freude, dass ihm nun dieser «Knopf» endlich auch aufgegangen ist. Meist trällert er dazu ein Liedlein

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. April 1956

Regula fehlt uns sehr. Christian malt sich immer wieder aus, wie es wäre, wenn s Grossmueti sie plötzlich in einem Paket schicken würde. Der übernächste Dienstag, wo wir alle zusammen Regula holen werden, scheint ihm noch in unerreichbar weiter Ferne

Wir haben diese Woche zu Hause sehr genossen, d. h. vor allem unseren Vati gemütlich am runden Tischchen am warmen Ofen. Ich war ziemlich beschäftigt mit Kleiderrestaurieren und Zimmerumräumen. Die beiden Meiteli werden nun zusammen unten schlafen und haben einen grossen Kasten erhalten und die Wickelkommode. Dadurch hat es bei Christian Platz gegeben, oder sie haben dann Raum zum Spielen und im Wandkasten Platz für die Spielsachen

Elisabeth schwankt noch zwischen Freude über ihr neues Zimmer und Traurigkeit darüber, dass sie nach 5½ Jahren ihren Bruder verlassen muss: «Mit Regula cha me ja nüt rächts schwätze.» In Christians Zimmer kommt noch ein Klappbett mit Vorhang. Eigentlich wollte ich eines von der Wohnhilfe, das aufgeklappt eine Wandtafel aufweist. Das diese Konstruktion jedoch 100 Franken. teuer ist, habe ich diesen Plan aufgegeben

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, vermutlich Ende 1957

Christian beginnt sich für Fahrzeuge zu interessieren. Im Moment studiert er alle Tössemer Barrieren und erklärte mir «also es git sonigi wos kei Barriere-Frau brucht, e langs Drahtseil wo um de Rank äxtra rund isch gaht bis zur Züristrass und nur det mues d Frau trüle, bim Bahnhof müends nid trüle, det gats eläkttrisch etc.»

Auf Weihnachten wünscht sich Christian einen Trolley mit Bügel, elektrisch sei nicht nötig, aber der Bügel schon

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 15. Dezember 1957

Grad beim Datumschreiben merke ich, dass unser Thomas eben 3 Monate alt geworden ist. So lieb wie Thomas war keines von unseren Kindern. Er ist immer lieb und fröhlich, es vergehen Tage, ohne dass er einmal weint, und wenn er einmal schimpft, kommen alle und sagen: Mueti, de Thomas brüelet

Regula macht köstliche Sprüche. Ich nähte ihr eine Puppe nach dem Muster der Morgenthalerpuppe. Sie war fertig, hatte aber noch keinen Kopf, hiess aber bereits Annemarieli. Regula spielte glücklich mit der neuen Puppe, um Elisabeth mit dem Ruf zu begrüssen: «Lueg emal s Annemarieli mit ohne Grind.» Oder sie sagt, auf die Frage, wie denn das kleine Brüderchen heisse: «Thomas Mikimaus». Oder sie betrachtet Thomas tiefsinnig und sagt: «Ich chas fasch nid glaube, dass dä würkli i dim Büchli gsi isch.»

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 20. Oktober 1958

Wir haben ein grosses Kaninchenhaus kaufen können in der Nähe mit vier grossen Abteilungen. Chläus baute zudem ein Gitter zum Weiden. So haben wir vorläufig immer noch unsre 14 Kaninchen, zu denen nun noch 5 Fische in einem Aquarium hinzugekommen sind nebst Meersau. Es geht uns nun so wie Paps einst mit seinen Geweihen: Wer hat, dem bringt man noch! Während Christian für seine Kaninchen noch immer ganz selbstständig sorgt (deshalb macht es ihm wohl auch Freude), interessieren ihn die Fische gar nicht, ohne mich würden sie verhungern und versterben. Ich muss sagen, ich finde so Fischchen, sie sind einige cm lang, auch nicht gerade interessante Tierchen. Doch kann ich sie nicht einfach sterben lassen. Ich hoffe nur, diese Fische rufen dann nicht immer nach weiteren

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 22. Juli 1961

Chläus kam früh, der Samichlaus spät. Die Grossen waren eingeweiht über die Person des Samichlaus, Regula jedoch war es leicht unheimlich zu Mute, auch Thomas hatte sichtlich allerhand zu sorgen. Beide waren sehr still und lieb, Thomas gab nur ab und zu durch eine lustige Bemerkung uns zu bedeuten, wie ihm zu Mute war. So, als das Stichwort «Bet» einmal fiel, sofort erleichtert «ja gömmer alli is Bet». Oder: «Hät ächt s Eseli de Samichlaus gfrässe?» Und «Gäll Mueti, s Chrischtkindli hät kein Bart!» Als der Samichlaus dann endlich läutete, ward Thomas bleich und starr

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 8. Dezember 1961

Heute war ich mit Thomas an der Sonntagsschulweihnacht. Ein Cembalo stand dort, ich erklärte ihm, das sei ein Klavier. Dann ward es dunkel, das Cembalo begann zu klingen, nach 4 Tönen sagte Thomas mit seiner lauten Stimme (er kann leider nicht flüstern): «Nei Mueti, es Klavier tönt nid so!» 5 Reihen weit drehten sich die Köpfe, mir wars sehr peinlich, ich freute mich aber über sein Gehör. Übrigens kommt mir noch etwas Ähnliches von ihm in den Sinn: Wir hörten im Radio ein Cembalo, da fragte er mich staunend: «Händs im Radio au e Lismernadle im Klavier?» (wir hatten eine drin mit entsprechend metallischen Tönen als Folge)

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 16. Dezember 1962

Es hat sich eingebürgert, dass er [Chláus] sich um Thomas kümmert. Thomas kam übrigens sehr still mit seinem Zeugnis nach Hause, richtig ein bisschen verlegen. Er hatte wie einst Regula ein generelles 4–5. Dem kleinen Grossmaul war das sichtlich zu wenig. Etwas unsicher tröstete er sich dann selbst mit seiner Frage an mich: «Gäll, es hät aber 5 debi.» Er kann aber herzig lesen, ich muss beim Posten mich immer wieder wundern, was er alles so schnell irgendwo abliest, sogar bis zum Schinkenbrötli, das auf der schwarzen Tafel vor der Metzg stand

Elisabeth ist im Rechnen eine unglaubliche Nuss, sehr viele Rechnungsfehler, aber auch ungelöste Aufgaben. Sie hat im Durchschnitt eine 2–3 im Rechnen, ich weiss nicht, kommt so eine Note auch ins Zeugnis. Auf jeden Fall ist das erstmalig in unseren beiden Familien, oder? Die Probezeit hat sie jedoch trotzdem bestanden, wie ich bei dem Gespräch mit dem Mathelehrer hörte. Nun hat sie gottlob Algebra, dessen Aufgaben sie mit Leidenschaft löst. Die Zahlen sind klein, es gibt da weniger Fehler vorläufig. Ich muss nun aber doch mit ihr schaffen, denn ewig kann bei ihr nicht $9 \times 7 = 79$ geben (sic). Wir haben nun mit der Flötenstunde aufgehört, damit sie ein geruhsameres Leben hat, denn im Französischen muss sie hart arbeiten, da jedes Wörterlernen unfehlbar ein Ex gibt mit strengen Noten, doch ist sie in Orthographie fast besser als im Deutschen. Wer hätte gedacht, dass ich lauter Rechnungenüsse gebären würde

Ich bin stolz darauf, dass ich am Wege [zum Atlantik] ein Eselzuchtzentrum mit Besichtigungsmöglichkeit gefunden habe, dies für Christian. Regula wünscht sich Schlösser, dies zu bieten ist nicht schwierig, für Thomas braucht es eher Burgen, doch auch diese gibt es ja häufig in Frankreich. Ich bin gespannt auf mein Französisch, ich habe das Gefühl, ungeheure Fortschritte darin zu machen mit meinen zwei Schülern

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 5. Juli 1965

Nun etwas ganz Herziges von Thomas. Er studiert eifrig ein altes Schweizergeschichtsbuch mit vielen wimmelnden Schlachtenbilder, unter anderem ist der Sempacherbrief abgebildet. Ich musste ihn ihm dann vorlesen in der Übersetzung. Ich war überzeugt, dass er die altertümliche Sprache ja gar nicht verstehe. Er hörte aber eifrig zu. Nun schrieb er gestern eifrig etwas mit 4 Durchschlägen. Als ich näher hinsah, wurde Thoms sehr verlegen. Was hatte er geschrieben

Wir sint Kinter Widmer • Wir tönt ni Streiten und Kenfen • Wir fanen ni an • Wir machen Friten

Erst als er fragte, wie man ein Siegel machen könne, merkte ich, dass er selbst einen Sempacherbrief abgefasst hatte, als Versprechen der Kinder, mit dem Streiten aufzuhören. Ist das nicht das Rührendste, das er je gemacht hat?

Christian metzget jeden Mittwoch ein Kaninchen in der Waschküche! Chláus weiss nichts davon, ich möchte eigentlich auch nichts davon wissen. Doch habe ich doch hingeschaut, wie er's macht. Ein Nachbar hat es ihm erschossen, d. h. das Kaninchen [...] Das Fleisch sieht am Ende so aus, dass jede gute Metzg es ins Schaufenster hängen dürfte. So bringt er sein Werk dann dem jeweiligen Käufer. 1 Kaninchen = 20 Franken. Ich sehe ein, die 20 Kaninchen sind zum Essen da. Er macht alles vollkommen gut. Auch keine Spuren sind sichtbar nachher, nur ein Pelzchen mehr hängt in seinem Zimmer. So muss ich das also wohl gestatten, auch ohne Vaters Mitwissen

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 5. Juli 1965

Thomas hat sich letzten Sonntag, als es ununterbrochen in Strömen regnete, anscheinend ganz auf Winter eingestellt: Er begann plötzlich mit den Weihnachtsgeschenken. Er laubsägt einen Elephanten mit Holzrahmen -> Bild. Seither sägelt er ununterbrochen

Im Moment hat Thomas einen Schulkameraden bei sich, den Jürg [Felber] aus dem Häuserblock (sie mussten in der Schule zusammen Cello und Flöte spielen, seither sind sie nun doch Freunde). Es geht sehr laut zu, denn dieser Jürg ist genau derselbe Bub wie Thomas, mit derselben Vitalität, derselben Lautstärke, demselben harten Schädel. Thomas tut es sehr gut, einen echten «Gegner» zu haben. Mit Christoph [Schönbächler] ging es ruhiger zu!

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. September 1968

Regula und Thomas haben seit 1 Woche Ferien und sind schon 3-mal nach Fischenthal Skifahren gegangen. Der Zug fährt erst um 10 Uhr weg, so wirkt das Skifahren ferienhaft, ohne Ghetz. Es ist übrigens das erste Jahr, dass ich es wage, Thomas der Regula anzuvertrauen. Er wirkt sehr erwachsen. Während ich dieses schreibe, wird mir erst bewusst, dass ich eigentlich nur mehr morgens ihm einen Abschiedskuss geben und Geld einstecken muss, die ganze Kleiderfrage und alles Drum und Dran macht er allein

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 8. Februar 1969

Regula ist letzte Woche die äussere Treppe hinuntergefallen. Schön geputzt im weissen Mantel wollte sie ein bisschen in die Stadt schlendern gehen und sass dann eine Minute später mit zerschlagener Nase und geschwollener Lippe weit weniger edel vor der Haustüre. Im Knie hatte sie einen so tiefen Schnitt, dass uns Chläus in den Spital zur Wundversorgung schicken musste. Über eine Stunde haben sie abgeklärt, dass wirklich kein Schleimbeutel verletzt sei, und alles zugenäht. Jetzt humpelt sie für zwei Wochen mit steifem Knie und ist froh, so gut davongekommen zu sein

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 22. Oktober 1969

Thomas hat sich gut unterhalten [in den Sportferien 1970], da er bei Grosi eine Schachtel voller alter Münzen gefunden hatte, die ersten Tage vergingen mit Münzenputzen (der getreue Christoph war dabei, 3 Büchsen Sigolin wurden benötigt), dann ordnete er alle und ging sich am Sonntag auf der Münzenbörse umschauen. Seit heute hat er aber schon wieder ein neues Hobby: er löst die Rechnungen, die er auf alten Gymiprüfungen fand [von Elisabeth]. Da er in einer Doppelklasse 5/6 ist, hört er eben mit einem Ohr die 6. Klasse mit und kann deshalb ein Jahr verfrüht Bruchrechnen und Dreisätze lösen. «Er muss sich aber noch fest anstrengen, wenn er in die Seki will», sagte mir sein Lehrer, als ich ihn abmelden ging. Ich hätte am liebsten die Zunge herausgestreckt, hatte aber dann noch die Freude, Regulas ehemaligem Lehrer zu begegnen. Dieser frug nach Regula und konnte sichtlich nur leer schlucken, als er hörte, sie sei in der 2. Seki. Damit habe ich meinen letzten Besuch im Tössemer Primarschulhaus hinter mir und bin froh, das kleine alte Schulhäuslein an der Museumstrasse ist mir viel sympathischer

Dort, wo das alte Schulhaus der Freien Schule stand, steht heute das Stadttheater

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 21. Februar 1970

Thomas half Vati eifrig bei den grossen Diphtherieimpfaktionen. Als sie zusammen als Impfequipe im Technikum hantierten, sagte Thomas in voller Lautstärke, d. h. sehr laut, zu seinem Vati: «Also du bisch doch en Tollpatsch!» 50 Technikumstudenten schmunzelten

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 21. Februar 1970

Regula backfischelt vor allem, mit den Freundinnen zog sie in der Stadt herum, entdeckte das Neustadtcafé, wo sich bei 50 Rappen Konsumation die Jungen treffen, und ging ausgiebig ins Jugendhaus tanzen. Sie erlebt im Moment das seltene Glück, genau das tun zu können, wonach sie Lust hat; wenn sie eine Freundin will für eine Unternehmung, ist die richtige bereit, will sie auf den Tanz, so geht sie allein und findet ein Opfer für einen glatten Abend. Dazwischen hilft sie mir zu Hause und strickt vor dem Fernseher mit Verena einen Pullover. Ihre Ohren hat sie «abgeschnitten», es war eine Kleinigkeit von einem Tag Ohrenweh, sie hatte auch neu einen Tag lang einen Verband, nachher genügte das gewöhnliche Haarband. Nun hat sie normale Ohren und sieht tatsächlich netter aus so. Vor dem Schulbeginn ist ihr etwas gschmuck, vor allem findet sie es schade, dass unter Umständen eben keine der künftigen Kameradinnen mehr aus Winterthur stammt. Doch hat sie etwas vorgesorgt und besucht mit einer alten Freundin zusammen im Migros einen Tenniskurs

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, Anfang 1971

Von Thomas muss ich nichts berichten, er macht uns Freude in jeder Beziehung. Hinter dem unscheinbaren Weihnachtsgeschenk steckt viel Arbeit und «Forschung», bis es so weit gelang. Rohmaterial war nicht ein Schubiger-Zinnkasten, sondern Lötdraht, ein Sack Gips und Kerzenwachs. Auf die Idee kam er durch die Kopien griechischer Münzen, die uns eine pharmazeutische Firma periodisch sendet. Thomas versuchte Kopien der Kopien zu machen, Resultat: Zinnsoldaten, eine ruinierte Bäbipfanne, ein Teppich voller Wachsspritzer und viele froh verbrachte freie Stunden

Mir wird wieder einmal bewusst, wie wir viel viel glücklicher sind, seit s Grosi eine unbedeutende Randfigur ist und sich nicht über Wachstropfen ärgern darf. Welch Katastrophe wäre dies früher gewesen! Wieso ich mich nicht ärgere, weiss ich nicht, obwohl ich ja dann irgendeinmal mit Plätteneisen und Fliessblättern die Bescherung wegmachen darf

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 20. Dezember 1971

Chläus brachte mir eine Schuhputzmaschine auf Weihnachten. Nun glänzen die Schuhe der ganzen Familie so, dass es auffallen muss nach soviel Monaten nicht mehr einwandfreier Schuhe. Praktisch dabei ist vor allem, dass Chläus und die Kinder ihre Füsse selbst unter die Maschine halten aus Freude am Motor

Thomas hat nun einen Schulfreund, und zwar aus der Nähe mit einer rechten, feinen Mutter. Peter heisst der neue Freund. Bis jetzt hat Thomas mit jedem Gspanen stundenlang ruhig gespielt, mit diesem Peter [Aerne] wird aber nur alles herausgerissen, dann findet er sicher irgendeine Pistole oder etwas Schusswaffenähnliches und päng fliegt nur alles in der Stube herum. Es ist so, dass ich kaum wage, das Zimmer zu verlassen, weil ich um Christians Tierli oder Thomas' bisher behütete Autos fürchte. Oder sie gigelen nur endlos am Boden herum. Zudem kam der benachbarte Altstoffhändler sich beklagen, die Buben hätten drei Scheiben in der letzten Woche zerschlagen. Nun darf ich also drei Scheiben bezahlen, allerdings werden sie mir rückerstattet, aber Thomas gehört nun doch auch plötzlich in einen Lausbubenkreis, nachdem er 1½ Jahre lang so im Schuss aus der Schule gekommen ist, dass für Lausbübereien wirklich keine Zeit bleiben konnte

Nun muss ich leider den Znacht machen, da ich in eine Adventsfeier der Freien Schule muss. Elisabeth spielt Flöte im Orchester, da muss ich natürlich hingehen. Am Sonntag dann kommt Thomas' Sonntagschulweihnacht, und anfangs Woche spielt Regula Geigen in einem Schulorchester in ihrer Schuladventsfeier. Ich bin direkt froh, dass Christian kein Instrument spielt, sonst müsste ich sicher noch an eine Adventsfeier in Brütten

Elisabeth hält noch in den Kellergemächern einen Silvesterfz mit ihrer Klasse nebst Lehrerehepaar ab. Sie schworen mir aber, noch mit der Klasse aufzuräumen

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 14. Dezember 1966

Thomas verbrachte die Ferien im Garten. Zusammen mit Christoph [Schönbächler] hat er im ehemaligen Sandhaufen ein Häuschen aus Backsteinen gebaut. Zuerst hatte er ein richtiges Planungsbureau mit Zeichnungsbrettern über 2 Wäscheböcken, und dann wurde genau nach den Plänen gebaut, auch als sich nach Legen der ersten Runde Backsteine (das Haus ist halbrund mit Treppenhausvorbau) ergab, dass der Eingangsvorbau etwas eng ist in der Realität. «Wir können die Pläne jetzt nicht mehr ändern», sagte Thomas, und legte die 2. Runde. Das Haus bietet Platz für ein Tischchen und 3 Stühle. Ober unter dem Dach haben sie ringsum Haken eingemauert, damit man Wandteppiche und Bilder aufhängen könne. Die Fensterrahmen sind eingesetzt (3 Fenster genau nach Plan), ebenso der Türrahmen. Wie die Türe gemacht wird, weiss ich nicht, nach allem bin ich aber überzeugt, dass eine Türe entstehen wird. Glücklicherweise konnte ich sie von der Idee, richtige Fenster zu konstruieren, abbringen. Sie sind einverstanden mit Plastikscheiben, die an Haken nach oben aufgeklappt werden können. Nur das Dach bot Schwierigkeiten, denn ich schwatzte ihnen an Stelle des schweren Eternitwellblechs, für das alles vorbereitet war, leichtes Plastikwellblech aus der EPA auf

Den Vogel abgeschossen hat Herr Weilenmann: er kam das Haus verdächtig genau besichtigen. Ich bin überhaupt nicht im Zweifel darüber, dass er abgeklärt hat, ob der Grenzabstand in Ordnung sei! Da wir aber das Haus nur 1,60 Meter hoch gebaut haben, ohne natürlich an den Grenzabstand zu denken, es steht einfach zufällig so da, wie es dasteht, scheint die Sache zu klappen, wenigstens kam von Bauamt noch keine Aufforderung, den Bau wieder abzureissen. Hingegen hat der Baumeister Stutz den Bau begutachtet und mir versichert, es bestehe absolut keine Einsturzgefahr, nur sollten die Buben es nur 1,60 Meter hoch bauen, die Stabilität sei dann besser. Auch Herr Schönbächler gab seinen Segen. Im Gegensatz zur Garage wurde das Haus pünktlich auf Ferienende fertig, am letzten Samstag haben die Buben sogar die Umgebung aufgeräumt und ein Tulpenbeetchen vor dem Häuschen angelegt

Christian hat seine Chüngelzucht abgebrochen und den neuen Stall neben Thomas' Häuschen aufgestellt auf einem Gestell, damit er sich nicht bücken müsse. Beim Bau des Gestells hatte er nicht an das Dach gedacht. Aus Stabilitätsgründen musste dieses etwas weiter nach hinten verschoben werden als erwartet, sodass es zum Schluss genau auf die Höhe des Gartenhaages reichte. Dies nun wurde von Herrn Weilenmann beanstandet, da damit das Wasser auf seine Wiese (die seit 5 Jahren nicht mehr genutzt wird, sondern nur dem Spekulieren dient) tropfe. Entweder muss nun Christian nochmals alles um 5 cm verschieben, oder es gelingt mir zu beweisen, dass der Haag schief verläuft (so wurde uns 1956 anlässlich des Baues des Gartenhäuschens gesagt), womit das Wasser dann doch auf unsere Wiese tropfte und gleichzeitig Herr Weilenmann unrechtmässig seit 1889 20 cm unseres Landes genutzt hätte. Jedenfalls war mir diese Episode Beweis genug, dass Herr Weilenmann Thomas' Häuschen nicht aus wohlwollendem Interesse besichtigt hat

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 22. Oktober 1969

zwischenspiel (laus)buben

Abende wirklich geniessen. Schon haben wir als Geschenk eine Fahnenstange und eine Winterthurerfahne gekauft, die wir Ende Woche, während Urs in Lausanne bei Freunden ist, montieren wollen

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 18. April 1966

Bei uns «frauenstimmrechtlets» sehr. Ich für mich bin indifferent, mich interessiert alles, wie Mutts [Grets Mutter Friedi] lese ich zuerst den Hauptteil der Zeitung und am Schluss die Todesanzeigen, aber zu stimmen hatte ich nie das Bedürfnis. Wegen derer, die so viel Wert darauflegen, bin ich aber doch dafür. Sobald ich aber mit vielen Frauen zusammen bin, gestern z. B. in einer Kundgebung von Frauenvereinen, bin ich doch wieder dagegen. Es stimmt so vieles nicht, was sie vorbringen, und ich bin gar nicht so scharf darauf, darnach von Iris von Roten & Co. vertreten zu werden. Da sind mir die Männer doch noch lieber. Also ich habe Sorgen, ob ich ja oder nein stimmen soll (Chläus gab mir den Stimmzettel, er ist dagegen, seit ich eher dafür bin). Geben wir mehr auf oder gewinnen wir mehr? Stelle mir zu Ende vor, ich müsste 6 x im Jahr einen Sonntag opfern zum Stimmzählen! Oder es fällt nachher jemandem ein, nicht nur Steuerpflicht und Stimmrecht zu vergleichen, sondern auch von Militärflicht zu reden [...] Elisabeth ist ganz ungeteilt dagegen und Regula dafür

Iris von Roten 1917–1990 war eine Schweizer Juristin, Journalistin und Frauenrechtlerin. 1958 erschien von ihr das Buch «Frauen im Laufgitter», was sie gleich zur meistkritisierten Schweizerin ihrer Zeit machte

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 17. November 1966

Mitte der 1960er-Jahre machte Gret – relativ spät – die Fahrprüfung und war ab nun hauptsächlich die Familien-Chauffeuse

Im Januar 1979 «erweiterte» der Kauf der Rebwiesenstrasse 2 das Grundstück. Gebaut worden war die Rebwiesenstrasse 2 um 1895/1896 vom Schlossermeister Johann Ulrich Keller (Gebäude-Schätzung vom 4. Mai 1896). Bis zum Verkauf an die Familie Widmer 1979 wurden die zwei Mansardenzimmer mit schlichtem Küchen-/Badezimmer von der Nachbarin Elisabeth «Lissette» Keller bewohnt. In der Folge gab es beträchtliche bauliche Massnahmen

1980	Sanierung des Dachs
1988/1989	Bau der Balkone, in der Zeit auch Einbau einer Zentralheizung
1991/1992	Zweistöckiger Anbau
2003	Neugestaltung des ersten Obergeschosses mit Bau einer Küche
2005	Neugestaltung des zweiten Obergeschosses
2010	Neugestaltung der Gartenanlage
2018	Ersatz des Dachs, Ergänzung mit einer Fotovoltaikanlage
2021/2022	Sanierung der Flachdächer und des Wintergartens
2022	Umstellung der Gas- auf Wärmepumpenheizung

Klaus Widmer-Oechslin verstarb am 5. Februar 2002 nach einer schleichenden körperlichen und geistigen Schwächung im Familienhaus «Daheim» in seinem Schlafzimmer, in dem er schon zur Welt gekommen kam. Gret Widmer-Oechslin folgte ihm 14 Jahre später, am 24. Mai 2016, nach kurzer Bettlägerigkeit nach einem Sturz. Nach dem Tod von Klaus zog Gret ins «Stöckli» an der Rebwiesenstrasse 2, um an der Rieterstrasse 6 Platz zu machen für die nächste Generation, so wie sie es eigentlich schon lange geplant hatten, aber Klaus es dann plötzlich nicht mehr wollte

Die vier Kinder Widmer-Oechsli, von oben nach unten

Linke Seite	Hans Christian 10. Januar 1950	Elisabeth Margrit 12. Februar 1952
Rechte Seite	Regula Therese 24. Januar 1955	Thomas Nikolaus 20. Juli 1958



nachspiel



Heinrich Escher 1626–1710

Bürgermeister von Zürich

Enkel von Heinrich Künzli. Früher Vorfahre von Maria Widmer-Sieber

Quelle: Zentralbibliothek Zürich

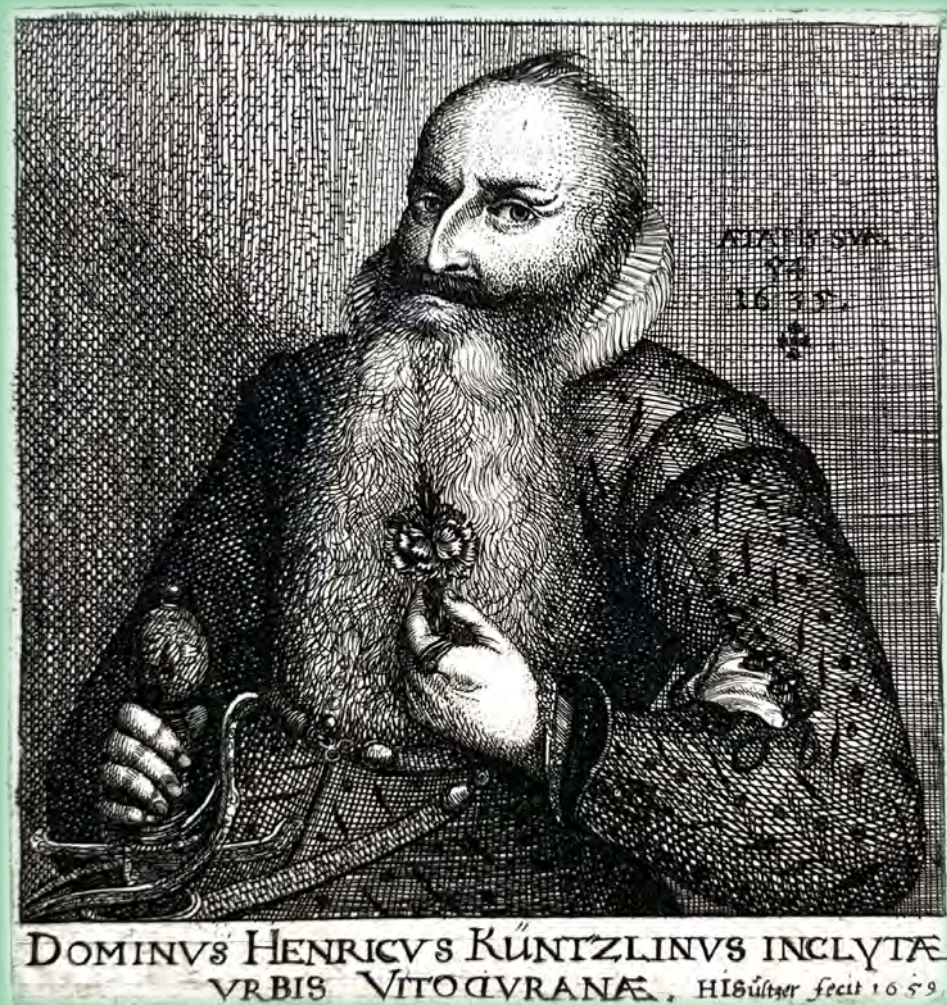


vorspiel zwei heinrichs

Heinrich Künzli 1580–1634

Schultheiss von Winterthur. Früher Vorfahre von Maria Widmer-Sieber

Quelle: Familienbesitz

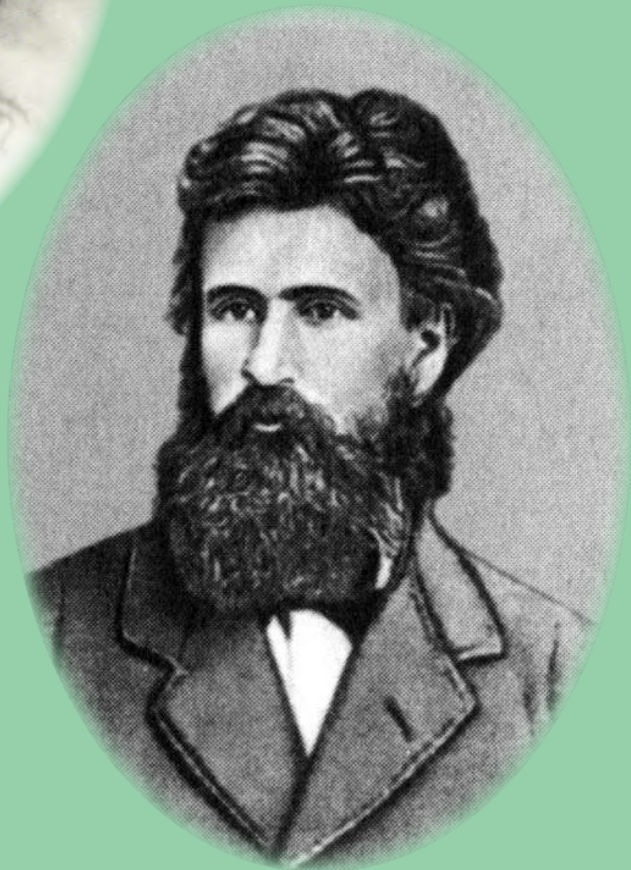


Angaben zu den Porträts

Heinrich Escher, Bürgermeister löblicher Stadt Zürich ...: Signiert Joh. Meyer delineavit; Joh. Hen. Huber sculpsit Lipsiae 1703. Johannes Meyer der Jüngere 1655–1712 in Zürich. Kupferstecher und Maler. Mitglied der Künstlerfamilie Meyer. Sohn und Schüler von Conrad Meyer 1618–1689, ebenfalls in Zürich

Heinrich Künzli, Dominus Henricus Küntzlinus inclytæ urbis Vitoduranae: Signiert HI Sulzer fecit 1653. Jakob Sulzer 1631–1665 in Winterthur. Maler, Kupferstecher und Radierer. Werner Ganz schreibt in seiner Geschichte von Winterthur (292. «Neujahrsblatt der Stadt Winterthur», 1961, S. 202): «Es ist durchaus bezeichnend, dass die Malerei erst nach 1600 wieder deutlicher in Erscheinung trat; denn die Reformation bot ihr wenig Anregung [...] Als Vorbote der grossen Entwicklung des 18. Jahrhunderts muss Hans Jakob Sulzer genannt werden. Er war Maler, Handwerker und Künstler zugleich; neben verschiedenen Porträts schuf er auch das erste Neujahrsblatt der Stadtbibliothek.» Der Stich wurde posthum geschaffen. Die Vorlage – vermutlich ein Gemälde – ist unbekannt

Emma Augusta Abegg-Arter und Nikolai Iwanowitsch Siber
Cousine und Cousin von Maria Widmer-Siebers Vater Johann Friedrich Sieber, um 1875
Bisher haben sich keine Bilder von Maria Siebers direkten Vorfahr:innen gefunden



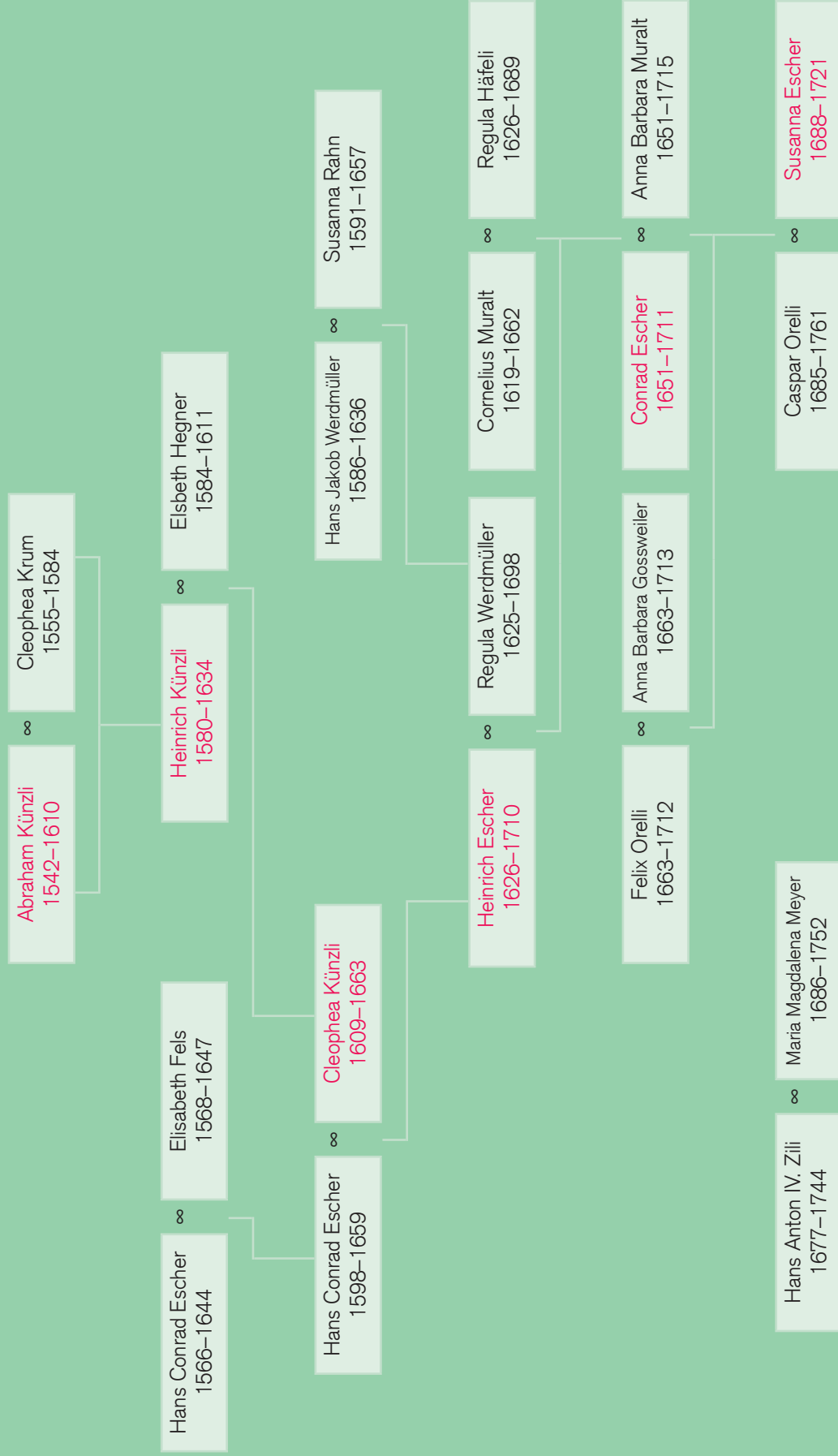
vorspiel in weiter welt

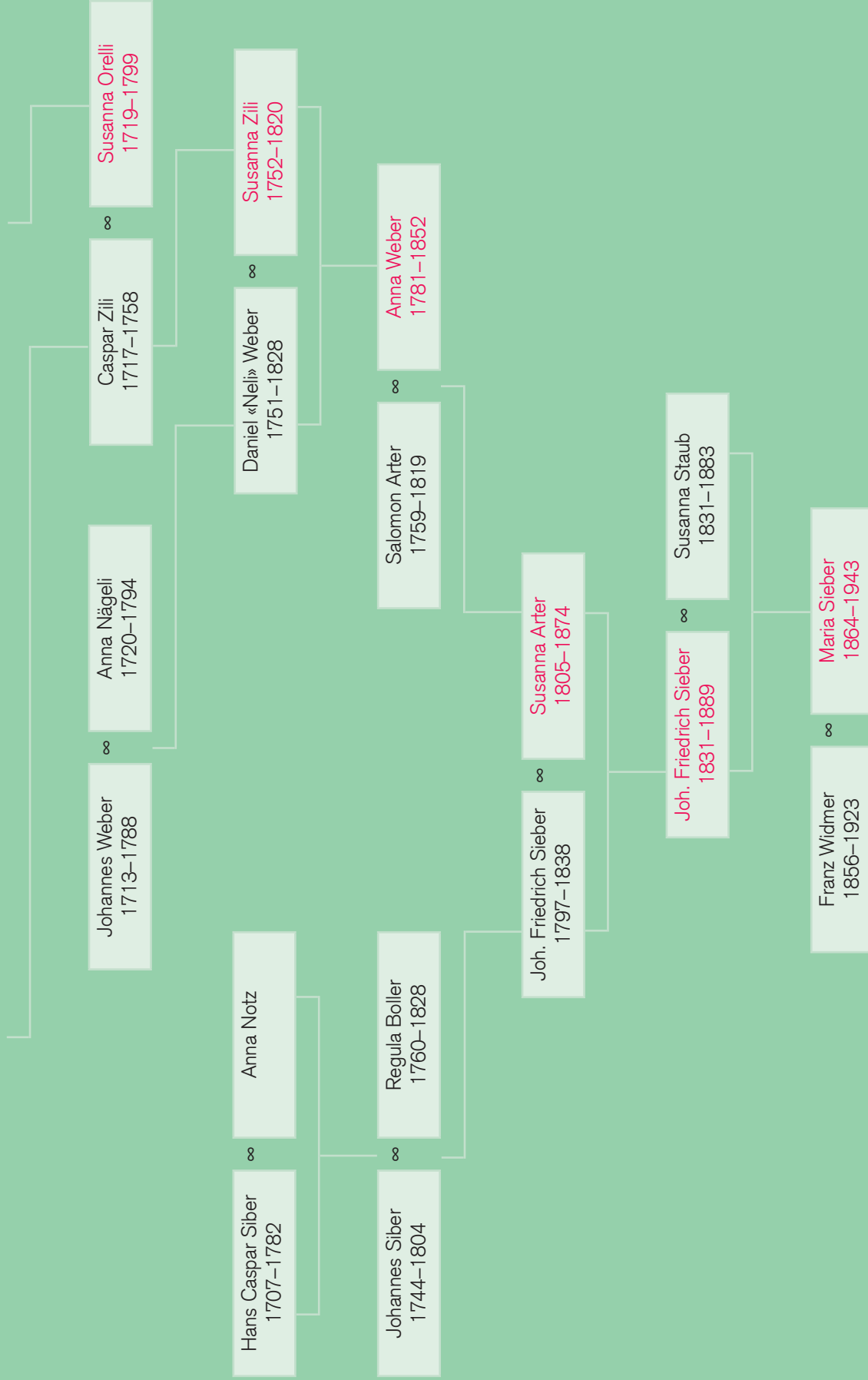
Maria Widmer-Sieber mit ihrem Bruder Fritz, dem «Onkel Fritz aus Amerika», um 1925
(vermutlich noch an der Tellstrasse 50 in Winterthur, wo Maria bis 1926 wohnte)

«Onkel Fritz» brachte das Verlobungsbild Sieber-Staub zurück aus Amerika



vorspiel kompliziert





Beat «Bart» Siber Um 1560–1630	∞ um 1596 in Rümlang	Dorothea Waser * um 1565 † 1643	Eintrag in FamilySearch
Heinrich Siber * 1597 oder Heinrich Siber * 1602	∞ um 1626 ∞ 20. Oktober 1623	Margaretha Meyer * 1602 Magdalena Kuhn * 1605	Gemäss Eintrag im Ehenbuch Wagner zu Beruf
Conrad Siber * 1635 oder 1638	∞ 6. Juli 1658	Elisabeth Spillmann † 1674	Von 1671 bis 1692 Schulmeister in Seebach (Ortsgeschichte Seebach)
Hans Conrad Siber * 11.10.1674 Seebach † in Fluntern	∞ 10. März 1696	Anna Spörri	Allgemeine Quelle: Ortsgeschichte Küsnacht

Von Ernst Sieber 1927–2018, dem bekannten Zürcher Obdachlosenpfarrer, stammen folgende Zeilen zur Geschichte der Sibers/Siebers

Als Stammvater dieses alteingesessenen Seebacher Geschlechts gilt der 1526 erstmals erwähnte Rüedi Siber, der dem Almosenamt in Zürich für das von ihm innegehabte «Winkelgut» im Schärenmoos den Grundzins entrichtete. Schon 1549 gehört ihm, neben dem «Winkelgut», [...] auch der grösste Hof in der Gemeinde, den er selbst bewirtschaftet. 1551 kauft er im Hinterdorf zwei weitere grosse Lehenhöfe sowie das Spitalergüetli, dazu den dritten Teil des Chorherrenhofes im Ausserdorf und bald darauf den Capperhof am Bach unten, jenen Hof, der später den Namen «Siebersenhof» tragen wird [...]

Neben den wohlhabenden Lehenbauern im 16. und 17. Jahrhundert zählt die Sippe in ihren Reihen aber auch immer arme, landlose Tauner [Kleinbauern]. Ein Zweig nennt sich über lange Zeit «Siber genannt Gyger», Leute, die sicher nicht zu den hablichen Bauern gehörten [...] In den 1670er-Jahren nennen von den sechzehn Namensträgern nur gerade drei einen Zug Tiere ihr Eigen, sind also Vollbauern. Die anderen werden als Wullenbänkler, Reisläufer, Schulmeister und Siegrist bezeichnet. Siegrist und Schulmeister sind beide armengenössig und haben «nüt eigens», die Gemeinde schenkt jedem für das Jahr 1680 ein Paar Schule. Die Sieber amten drei Generationen lang – von 1671 bis 1743 – als Seebacher Schulmeister

Hans Conrad Siber * 01.02.1698 Fluntern † 20.08.1773 Enge zwischen spiel die anderen	∞ 15. März 1718	Magdalena Schweizer * 1700 † 1781	Geschworener in Fluntern Begründeten «Engen»-Linie (Siber Brennwald Yokohama)
Heinrich Siber * 22.04.1703 Fluntern † um 1781 zwischen spiel die anderen	∞ 10. November 1726	Regula Nägeli * 29.04.1706 Fluntern	1749 zum Seckelmeister von Fluntern gewählt Begründeten Linien «Fluntern», «Aussersihl», «Stadelhofen»
Heinrich Siber erwähnt in seiner Autobiografie (1819/1820), dass sein Grossvater «in seinen jüngeren Jahren mehrmalen die Leipziger Messen besuchte, in der Folge auch einen Theil Italiens bereist» (S. 61). Es ist unklar, ob er damit den Grossvater Heinrich Siber oder den Grossvater Hans Heinrich Notz * 1703 meinte			
Hans Caspar Siber * 10.08.1707 Fluntern † 1782	∞ 1. März 1733	Anna Notz von Küsnacht (siehe Bemerkungen unten)	Begründeten Linien «Fluntern», «Goldbach», «Hirslanden»
	∞ 17. Juli 1753	Anna Maria Ziegler	Begründeten Linie «Unterstrass»

Anna Notz gehört vermutlich auch ins Notz'sche Familiennetz [zwischen spiel familiennetze am zürichberg](#). Es bestehen zwei Möglichkeiten:
a) Bei ihr handelt es sich um Anna Cleophea * 21. April 1710, eine der weiteren Schwestern von Heinrich Notz, oder wahrscheinlicher ist
b) Anna Notz eine Tochter aus der Ehe des Wipkingers Mathias Notz mit Anna Bodmer aus Küsnacht, die in zweiter Ehe 1734 Conrad Rosenstock heiratete. Rosenstock war Seidenferger, der den Seidenwebern die Arbeit vergab und die fertigen Stoffe an die Grosshändler verkaufte (Quelle: Ortsgeschichte Küsnacht). Conrad Rosenstock war auch der Pate von Hans Rudolf Siber, was b) bestärkt

Die ältesten Spuren im Staatsarchiv Zürich für eine Familie Notz finden sich für 1350 in Höngg. Für das Jahr 1663 findet sich dort auch eine Urkunde, in der ein Untervogt Marx Notz 1607–1671/1678 sowie ein Geschworener Notz erwähnt werden, was darauf hinweist, dass auch dort eine Familie Notz schon früh sesshaft und einflussreich war. Dies lässt vermuten, dass Mitglieder der Familie Notz sich am Zürichberg bewegten und ein einflussreiches Familiennetz darstellten

Die Siber (einige begannen am Ende des 18. Jahrhunderts, sich Sieber zu schreiben) stammten ursprünglich aus Seebach und sind dort seit Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisbar:

Vor Bürgermeister und Rat von Zürich erscheinen einerseits Heinrich Liechti, Hans Breitenstein und Rudolf Schlatter als Vertreter der Gemeinde Rümlang, andererseits Hans Schnorf in der Rüti zu Seebach und dritterseits Müller Felix Bintz und Rudolf Sieber als Vertreter der Gemeinde Seebach. Die Abgeordneten von Rümlang beklagen sich über Hans Schnorf, da er sein Vieh widerrechtlich auf ihre Weiden treibe. Schnorf verweist auf frühere Rechte, die ihm das Weiderecht in Rümlang und Seebach erlauben. Dagegen protestieren die Seebacher. Bürgermeister und Rat von Zürich entscheiden, dass Schnorf gemäss früherer Dorfföfnung bei seinem Hof kein Weiderecht in Rümlang und Seebach in Anspruch nehmen dürfe. Dieses Verbot gelte aber auch für die beiden Gemeinden hinsichtlich der Weiden von Hans Schnorf

Urkunde vom 26. Juli 1540

Ein Siber übersiedelte um 1695 von Seebach nach Fluntern («Fluntern – Ortsgeschichte»), gemäss anderen Quellen («Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz») ist die Familie Siber/Sieber bereits ab 1650 in Fluntern ansässig

Fluntern war zu jener Zeit keine geschlossene Siedlung, sondern bestand aus drei Siedlungsgruppen – auf der Platte, am Vorderberg und am Hinterberg – und einigen Einzelhöfen. Wichtigste Landwirtschaftsarten waren der Reb- und Obstbau, es begannen sich aber bereits auch Auswirkungen der sich in der Stadt Zürich entwickelnden Seidenindustrie abzuzeichnen [zwischen spiel zürcher seide](#)



Zürich um 1672 mit Blick Richtung Fluntern (Conrad Meyer 1618–1889, «Werd aelter in Gerechtigkait und gruen in steter Fridenszeit / C. M. fecit», Radierung: 15,8×28 cm, Zentralbibliothek Zürich)

Das Siber-Stammhaus stand entweder auf der Platte (heute Kantonsspital) oder am vorderen Schmelzberg (Ecke Schmelzberg-/Hochstrasse, abgerissen 1948); von 1725 bis 1806/1852 gehörten auch Häuser an der Schneckenmannstrasse 2 und der Zürichbergstrasse 58 (beide am Vorderberg) der Familie [zwischen spiel müllerplan 1788–1793](#)

Mit den drei erforschten Söhnen von Hans Conrad Siber und Anna Spörri verzweigt sich die Familie in der Mitte des 18. Jahrhunderts in drei Linien. Während die Vorfahr:innen von Maria Widmer-Sieber der Linie Hans Caspar Siber 1707–1785 entstammten, folgten aus den anderen zwei Linien Nachfahr:innen wie der Begründer der Handelsfirma Siber Brennwald, dann Siber Hegner [zwischen spiel die anderen](#)

Seit dem 16. Jahrhundert spielt die Seide eine wichtige Rolle im Leben Zürichs und begründete dessen Wohlstand mit. Zur Sonderausstellung «Mustergültig. Zürcher Seidengeschichte» des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich im Museum Bärengasse Ende 1999 / Anfang 2000 erschien 1999 die Publikation «Seide: Stoff für Zürcher Geschichte und Geschichten», aus der im Folgenden zitiert wird. Ebenso dienten die Geschichte des Kantons Zürich, Band 2, und das Historische Lexikon der Schweiz (HLS) als Quellen

Nach einer kurzen Zeit der Voile- und Seidenbandweberei im 13. Jahrhundert stieg Zürich zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert zu einem Zentrum der Seidenverarbeitung auf. Dies ist dem Zusammenreffen einer ganzen Reihe verschiedener Faktoren zu verdanken. Der steigende Reichtum der Stadt einerseits und die grosse Zahl der Armen auf dem Land andererseits bildeten im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die Voraussetzung, dass neue Formen von Investitionen getätigt werden konnten. Vor diesem Hintergrund entstand im ausgehenden 16. Jahrhundert die Zürcher Textilindustrie, eine eigentliche **Proto-industrie**. Wolle, Baumwolle und Seide wurden in einer komplexen Zusammenarbeit von städtischen Unternehmen und Händlern mit von ihnen abhängigen Lohnarbeitern im Umfeld der Stadt verarbeitet und dann exportiert

Protoindustrie bezeichnet jene gewerbliche Produktion vom 15. bis 19. Jahrhundert, deren komplexe Organisationsformen den Rahmen eines einzelnen handwerklichen Betriebs sprengten: das Kaufsystem, das Verlagssystem und die Manufaktur. Abgesehen von der Manufaktur finden die meisten Produktionsschritte ausserhalb der Eigenbetriebe der Unternehmer in Heimarbeit statt. Die Güter wurden für überregionale oder internationale Märkte produziert

Protestantische Glaubensflüchtlinge

Die protestantischen Glaubensflüchtlinge aus Locarno – unter ihnen die **Orelli** und die **Muralt** – und aus Chiavenna waren ab 1555 respektive 1564 am Aufbau dieses Handels- und Produktionsnetzes massgeblich beteiligt. Sie brachten sowohl das nötige Know-how als auch die unerlässlichen Geschäftsbeziehungen mit. Gerade für die Seidenindustrie war dies entscheidend, denn es stammten weder Rohstoffe aus der Zürcher Umgebung noch wurden die Endprodukte ausschliesslich im Inland abgesetzt. Die zu verarbeitende Rohseide gelangte fast ausschliesslich aus Oberitalien nach Zürich, wobei Bergamo eine Schlüsselstellung einnahm

Zürcher Seidenherren

Als eigentlicher Begründer der Zürcher Seidenindustrie gilt **Hans Jacob Werdmüller** 1480/1481–1559. Er entstammte einer der einflussreichsten Handwerkerfamilien der Stadt Zürich und war der Bruder unseres Vorfahren **Heinrich Werdmüller** 1480–1548. Als Landvogt 1530–1532 in Locarno lernte er dort das Verlagssystem kennen, das er auch in Zürich ausbaute. Das System sah vor, dass die Unternehmer, ausschliesslich Zürcher Stadtbürger, das Rohmaterial beschafften, das sie durch Heimarbeiter:innen auf dem Land verarbeiten liessen, um dann die fertigen Produkte im In- und Ausland zu verkaufen. Dieses System brachte es mit sich, dass das Gewerbemonopol der Zünfte an entscheidenden Produkten aufgebrochen wurde. Ländliche Gebiete wurden zur Arbeitsstätte der in der Stadt residierenden «Fabric». Mehr und mehr bildete sich der protoindustrielle Unternehmertyp heraus, der Verlag, Manufaktur und Handel gleichermaßen beinhaltete. Die Basis bildeten einzelne Familien, die ihre Unternehmen zumeist über mehrere Generationen weiterführten. Hans Jacob Werdmüller war es auch, der zusammen mit **Heinrich Bullinger** 1505–1575 gegen harte Widerstände 1555 die Aufnahme der Locarner Reformierten in Zürich durchsetzte

Ablehnung und Verbote

Die zugewanderten Seidenfabrikanten stiessen in Zürich mitunter auf Ablehnung und Verbote. Ihnen wurde bereits 1558/1568 die gewerbliche Tätigkeit eingeschränkt und der Erwerb von Liegenschaften verboten, was zu einer Abwanderung vieler Seidenfabrikanten vorzugsweise nach Basel führte. Gründe für die Einschränkungen waren die zünftische Opposition und wohl auch der Neid auf die geschäftlichen Erfolge der Zuwanderer. Sie wurden bald von einheimischen Kaufleuten abgelöst, die dank ihrer Erfahrung in der Baumwollindustrie in der Lage waren, die für die Produktion notwendige Infrastruktur bereitzustellen

Städtisches Monopol

Die 1590er-Jahre waren die Gründerepoche der grossen Textilverlage. Altzürcher, eingewanderte Locarner und Kaufleute aus Chiavenna liessen Burat, Beuteltuch und Barchent weben und Florettseidengarn spinnen. In grossen Mengen wurden diese Produkte sowie Bombassin und Baumwoll-«Tüchli» exportiert. Der Handel spielte sich zwischen den Städten Zürich, Bergamo, Mailand, Turin und Lyon ab, allmählich kamen auch Venedig, Strassburg, Nürnberg, Frankfurt am Main und Leipzig hinzu

zwischen spiel zürcher seide

Ab 1670 lässt sich eine einheitliche Tendenz in der obrigkeitlichen Gewerbepolitik im Textilexportgewerbe beobachten. Es bestand ein Fabrikationsmonopol für stadtzürcherische Unternehmer im Seiden- und Wollgewerbe. Die Verlage mussten zwingend in der Limmatstadt domiziliert sein. Emanzipationsbestrebungen von Untertanen wurden systematisch bekämpft und unterdrückt

Innovation durch Zuwanderung

Die Einwanderung der französischen Hugenotten nach dem Widerruf des Edikts von Nantes 1685 brachte neue Impulse und machte die Seidenstoffweberei und Baumwollverarbeitung zum dominierenden Textilexportgewerbe, das der bisher führenden Wollverarbeitung den Rang ablief. Wiederum bewirkten aber Einschränkungen der Wirtschaftstätigkeit, dass auch die zugewanderten Hugenotten bald auswichen auf andere Gebiete in der Schweiz. 1699 wurden schliesslich alle französischen Kaufleute und Fabrikanten aus Zürich ausgewiesen. Nutzniesser waren wiederum die stadtzürcherischen Kaufleute und Verleger

Liberalisierung dank Frankreich

Mit der Französischen Revolution und der darauffolgenden Franzosenzeit sowie der Helvetik wurde 1798 der Zunftzwang abgeschafft und die wirtschaftspolitischen, protektionistischen Handels- und Gewerbeschränkungen wurden aufgehoben. Das endgültige Ende der alten Ordnung brachten erst die neuerlichen Verfassungsänderungen der 1830er-Jahre. Der wirtschaftspolitische Einfluss der Zünfte wurde definitiv aufgehoben und die Landschaft vollständig der Stadt Zürich gleichgestellt

Im 19. Jahrhundert wurde die Seidenverarbeitung im Kanton Zürich zum wichtigsten Industriezweig. Die Rechtsgleichheit von Stadt und Land nach 1830 setzte nun andere Akzente. In grosser Zahl traten auch ländliche Unternehmer auf; meist entstammten sie jenen Kreisen, die bisher mit untergeordneten Aufgaben in der komplexen Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land tätig gewesen waren. Das Verlagssystem, bei dem der Handel und die Kontrolle der dezentralen Produktion in einer Hand waren, brach auf und machte einer spezialisierten Arbeitsteilung Platz. Der Seidenhandel konzentrierte sich weiterhin auf die Stadt, während die ländliche Produktion nun von Industriellen, die von ausserhalb der Stadt stammten, organisiert und kontrolliert wurde. Waren 1824 noch alle Seidenunternehmen in der Stadt ansässig, so hatten zwanzig Jahre später bereits zwei Drittel ihren Sitz auf der Landschaft. Die Seidenindustrie konzentrierte sich entlang der beiden Ufer des Zürichsees und die Zahl der Beschäftigten stieg rasant an

Nicht gut genug

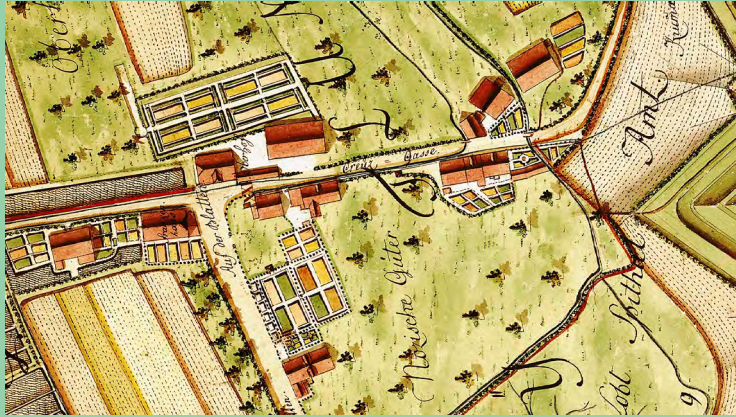
Die Zürcher Seidenindustrie zwischen Produktion und Handel prägte die Stadt Zürich des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die modebewussten Zürcher:innen des 18. Jahrhunderts gaben aber für ihre kostbaren Roben fast durchwegs den Lyoner Seiden den Vorzug. Der französische Hof bestimmte die modischen Richtlinien. Diesem Vorbild wurde in ganz Europa nachgeeeifert. Die Zürcher Seidenindustrie produzierte eher leichtere Stoffe, die sich beispielsweise für Halstücher eigneten

Steter Wandel

In der Seidenindustrie wie auch in der restlichen Textilindustrie verlagerte sich die Verarbeitung unter dem Druck der internationalen Märkte über die Zeit von einfacheren auf immer komplexere Produkte. In einer ersten Phase – im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert – dominierten die Seidenzwirnerei und die Produktion von Florettseide [minderwertige Seide aus den äusseren Schichten des Cocons], beides Nebenprodukte der eigentlichen Luxusindustrie, die in Oberitalien und Frankreich ihre Zentren hatte. Die Produktion von Seidenstoffen setzte erst Ende des 17. Jahrhunderts ein, als – in einer tiefen Agrarkrise – ein zweiter Aufschwung stattfand. In den Jahren 1656/1657 nahm die Herstellung von Flor, einer Gaze aus Rohseide, ihren bedeutenden Anfang. Ab den späten 1680er-Jahren – als Folge der Niederlassung der Hugenotten – ist in Zürich eine Erweiterung der Produktpalette erkennbar. Schliesslich prägten hochwertige Seidenstoffe und -garne im 18. Jahrhundert die Zürcher Seidenindustrie. Technische Innovationen und erste Ansätze der Mechanisierung und Rationalisierung der Arbeitsabläufe erlaubten eine grössere und qualitativ hochstehende Verarbeitung, die die Zürcher Produkte auf dem immer heisser umkämpften Weltmarkt konkurrenzfähig hielten



zwischenspiel müllerplan 1788–1793

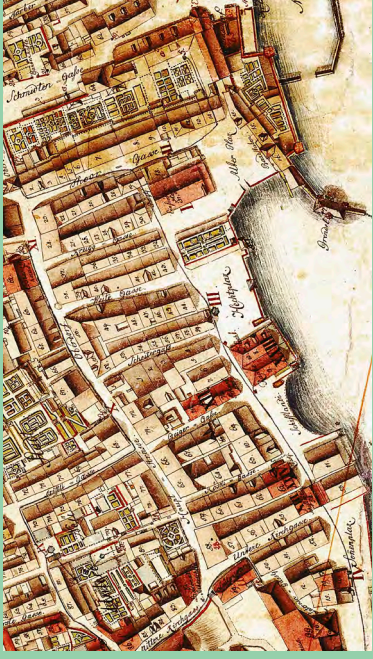


Markierung 2 [Kartenausschnitt links]
 Flurtern «Auf der Blätter» [heute Gebiet der Universität Zürich]
 Vielleicht das erste Wohngebiet der Familien Siber nach ihrer Übersiedelung von Seebach nach Flurtern. Sicher wohnte hier «unsere» Familie Siber-Boller vor ihrer Übersiedelung nach Hirslanden
 Im gleichen Gebiet wohnte auch die einflussreiche Flurtener Familie Notz
 Andere Vertreter der Familie Siber siedelten im Schmelzberg [Markierung 1], im Vorderberg [Markierung 3] und in der Enge [Markierung 4]

Markierung 5 [Kartenausschnitt unten links]
 Hottingen und Hirslanden bei der damaligen Kreuzkirche [heute Kreuzplatz]

Am oberen Bildrand links wohnte die Familie von Anna Weber und Salomon Arter. Das nach ihnen benannte «Artergut» besteht noch heute
 Im «Kreuzhof» – am oberen Bildrand rechts – wohnte ursprünglich die Familie Siber-Boller, später dann die Familie von Susanna Arter und Johann Friedrich Sieber. Das Haus steht nicht mehr

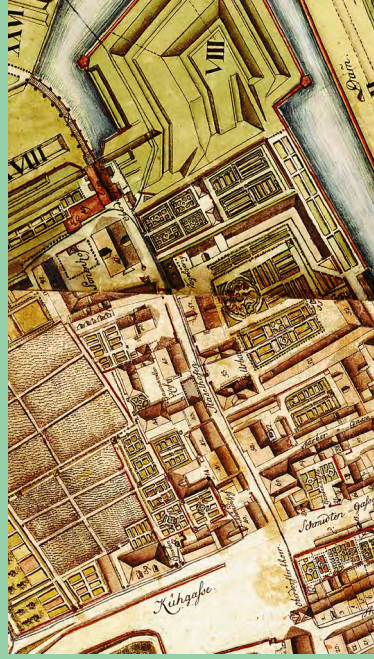
In den damals noch nicht überbauten Wiesen zwischen dem «Artergut» und dem «Kreuzhof» bauten die Bleulers das Haus «Eidmatt», in dem die Familie Bleuler-Arter später wohnte. Das Haus wurde abgetragen



Markierung 6 [Kartenausschnitt rechts]
 «Grosse Stadt» rechts der Limmat
 Die Familie von Anna Nägeli und Johannes Weber wohnte im Haus «Zur Straussenfeder» an der Kruggasse 10
 Ihr Sohn Daniel kaufte in den 1790er-Jahren ein Gut im niederen Hard [Markierung 7], wo er ein beschauliches Leben als Landwirt mit Musterbetrieb führen wollte

Markierung 8 [Kartenausschnitt unten rechts]
 Gebiet des heutigen Bahnhof Stadelhofen

Anfang des 19. Jahrhunderts besaßen oder benützten einige Sibers Liegenschaften am Stadelhofen, so Johann Friedrich Sieber-Arter das Haus «Baumwollenhof» und die Familie Siber-Waser das Haus «Sonnenhof». Das Haus «Zum Bockkopf» dazwischen gehörte nach 1860 für eine kurze Zeit Johann Friedrich Sieber-Staub. Mit Ausnahme des «Bockkopf» stehen die Häuser heute noch und bilden den alten Teil des Areals «Bahnhof Stadelhofen»



Quelle: Müllerplan 1788–1793; Grundriss der Stadt Zürich von Stadtgenieur Johannes Müller, Massstab 1916; Bildnachweis: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich

Familien Notz in Fluntern und Weber in Hirslanden

Familiennetze bestanden zwischen der Familie Siber und zum Beispiel den Familien Notz in Fluntern und Weber in Hirslanden sowie zu weiteren Familien am Zürichberg, die früh in der Zürcher Seidenindustrie aktiv waren

Es waren angesehene und wohlhabende Familien in Fluntern und im Balgrist in der Gemeinde Hirslanden, die neben der Bebauung ihrer Bauerngüter auch die Seidenweberei betrieben, und zwar nicht nur als einfache Weber, sondern auch als sogenannte Trager oder Fergger

In dieser Funktion erhielten sie von den städtischen Handelsherren den Rohstoff Seide und mussten ihnen die daraus verfertigten Stoffe wieder abliefern. Selbst Handel zu treiben, war den Trägern verboten. So blieb die Seidenweberei bis Ende des 18. Jahrhunderts Heimindustrie, aber vollständig unter der Kontrolle der städtischen Handelsherren

Die Fabrikordnung von 1717 verbot auch «Gemeinschaften» zwischen Stadtbürgern und Landleuten oder Fremden, weil darin Gesetzesumgehungen gesehen wurden

Ein «legales» Mittel zur Umgehung der Fabrikordnung war hingegen die Einheirat eines Stadtbürgers in die Familie von Landleuten. Sowohl der Schwiegervater wie der Schwiegersohn profitierten von solchen Verbindungen. Die Familie Weber machte wiederholt von dieser Möglichkeit Gebrauch

Andersherum boten die Seidenherren den intelligentesten und unternehmerisch aktivsten Söhnen der Landfamilien Arbeitsmöglichkeiten in der Stadt mit dem Vorteil, dass diese sich nicht selbstständig machen konnten, und selbst in der Fremde durften sie ihre technischen Kenntnisse nicht zur Gründung eines eigenen Geschäftes anwenden. Siedelten sie für diesen Zweck in einen anderen Kanton oder ins Ausland, dann wurden sie geächtet und zur Auslieferung ausgeschrieben

Erarbeitet nach Corrodi (1925), bei Pfister (1992) und Trachsel (1952)

Insbesondere die Familie Notz mit Heinrich Notz 1707–1781, der ab 1749 auch der Untervogt («Gemeindepräsident») von Fluntern war, und die Familie Weber in Hirslanden waren sehr einflussreich und untereinander verschwägert

Im HLS – mit anderen Quellen ergänzt – steht über Heinrich Notz

Sohn des Rudolf, Regionalseidenhändlers. ∞ Dorothea Weber, Tochter des Hans Georg, Seckelmeister

1737 Einstieg in die Seidenfabrikation mit der Übernahme der illegalen Produktionsstätten des Genfer Färbers Pierre Louis Affonti [Affourti] in Fluntern. Verschwägerung mit dem Zürcher Bürger Caspar Thomann zur Umgehung des Fabrikationsverbots für Nichtstadtbürger. Als Untervogt von Fluntern reformierte Notz das Schulwesen der Gemeinde und stiftete das Schulhaus

Denzler (1858, S. 320) erwähnt neben Heinrich auch seinen Bruder Alexander Notz und dessen Söhne Alexander, Gründer der Seidenfabrik «Notz und Diggelmann», sowie Caspar 1752–1827

Ebenso erwähnt Denzler (1858, S. 321) die Geschäftsbeziehung zwischen Caspar Notz und Johann Heinrich Pestalozzi, bei der Letzterer als Strohmann aus der Stadt Zürich diente und in seinem Namen, aber auf Rechnung von Notz eine Seidenfabrikation betrieb. Pfister (1992, S. 246) schreibt dazu: «Als bürgerlicher Strohmann ... der sich stets auf Geldsuche befindende Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi, ein entfernter Vetter ...»

Bei Corrodi-Sulzer (1925, S. 14 ff.) werden zwei weitere Geschwister von Heinrich Notz erwähnt: Hans Heinrich * 1703 sowie Anna Catharina, die mit dem Stadtbürger Johann Caspar Thomann (1726–1768) verheiratet war, was Thomann gemäss Corrodi-Sulzer die Möglichkeit gab, sich als Seidenfabrikant zu etablieren

zwischenenspiel familiennetze am zürichberg

Rudolf Notz	∞ 18. November 1700	Barbara Forster	
Seidentrager für Zürcher Seidenfirmen aus Fluntern Einige seiner Kinder geben interessante Eindrücke über das damalige Wirtschaftsgeschehen am Zürichberg			
Hans Heinrich Notz 06.05.1703	∞ 14. November 1723	Cleophea Baltensperger Bassersdorf	
Die Tochter von Cleophea Baltensperger und Hans Heinrich Notz war mit einem Siber verheiratet			
Regula Notz *1728	∞ 3. Oktober 1751	Hans Conrad Siber 1728–1816	Eltern von Heinrich Siber, dem Verfasser der «Erho- lungsstunden»
Hans Heinrich Notz 28.09.1707–1781	∞ 24. Juli 1729	Dorothea Weber 1704 – vor 1769	Kinderlos, ab 1749 Untervogt von Fluntern
Denzler (1858), S. 312: «Er war auch einer der geschicktesten Seidenfabrikanten seiner Zeit. Obschon er nach damaligen Gesetzen nicht für eigene Rechnung arbeiten konnte, sondern nur als Trager arbeitete, so erwarb er sich doch ein grosses Vermögen ...»			
Alexander Notz *1717	∞ 24. September 1748	Anna Margaretha Appenzeller Höngg	
Denzler (1858, S. 320) schreibt über ihn: «... war ein grosser Freund des Militärwesens. Er wohnte nicht nur allen damaligen militärischen Übungen bei, sondern errichtete aus der jungen Mannschaft der Gemeinde ein eigenes Korps, die er auf eigene Kosten mit der blauen Pörtler-Uniform und den nötigen Waffen versah, und mit demselben die damaligen Finale mitmachte» Denzler (1858), S. 321: «... Die Seidenfabrikation [vom kinderlosen Heinrich Notz] wurde von den zwei Söhnen des Alexander Notz als Erwerbszweig fortbetrieben» Während Sohn Alexander die erfolgreiche Seidenfabrik «Notz und Diggelmann» begründete, war Bruder Hans Caspar wenig erfolgreich: Er betrieb gemeinsam mit Johann Heinrich Pestalozzi eine Seidenfabrikation. Auch gründete er in Wien-Neustadt eine grosse Seidenfabrik namens «Fries und Comp.», die für ihn zu grossen Verlusten führte. Darüber hinaus brachte ihm dies den Stadtzürcher Bann ein und es war ihm bis zur Revolution versagt, die Stadt zu betreten (Denzler 1858, S. 321) Dazu steht im «Fluntener Quartierspiegel» von 2020: «In den 1790er-Jahren schloss Caspar Notz mit dem damals noch ziemlich unbekannten und auf der Platte wohnenden Johann Heinrich Pestalozzi eine Geschäftsallianz ab: Pestalozzi gab als Stadtbürger seinen Namen, und Notz durfte damit die ihm sonst verbotenen Geschäfte als Seidenhändler betreiben» In Kurt Werder: Johann Heinrich Pestalozzi / Sämtliche Briefe / Kritische Ausgabe / Band 14, Zürich 1995 «Hans Caspar Notz (1752–1827) betrieb in Fluntern ... eine Seidenweberei. Als Nichtbürger konnte er das Geschäft nicht auf eigene Rechnung betreiben und verband sich deshalb mehrfach mit Stadtbürgern zu gemeinsamem Betrieb. Eine solche Verbindung führte 1795 zum Konkurs, worauf Notz flüchtete. Am 8. April 1796 wurde die Firma «Heinrich Pestaluz» ins Ragionenbuch des städtischen Direktoriums eingetragen und hatte bis Frühjahr 1798 Bestand. Notz war wohl für die Fabrikation zuständig, während Pestalozzi für den Vertrieb besorgt war»			
Anna Catharina Notz 1727 (oder 1721)–1799	∞ 24. September 1748	Johann Caspar Thomann 1726–1768	
Bei Johann Caspar Thomann handelte es sich gemäss Ulrich Pfister (1992, S. 246) um einen stellenlosen Geistlichen, der unmittelbar nach seiner Heirat mit der Schwester des Seidenfabrikanten Heinrich Notz als Fabrikant erscheint. Dem Anschein nach pflegte er mit seinen Schwägern keine direkte Partnerschaft. Eine solche ist erst in der nächsten Generation belegt Bereits in den Jahren 1749 bis 1799 stand am Zeltweg, am ungefähren Standort der heutigen Liegenschaften Zeltweg 29–51, eine erste Fabrik. Diese Fabrik erzeugte Seidenstoffe und wurde von Johann Caspar und seinen Söhnen, Johann Caspar Thomann 1750–1830 und Johann Ludwig Thomann 1752–1799, betrieben Das umliegende, nicht etwa zu knapp bemessene Land wurde nach dem Namen der Besitzerfamilie Thomann als «Tomanisches Gut» bezeichnet 1767 mietete Johann Caspar Thomann das «Steinhaus» am ehemaligen Hottingersteg, um eine Samtweberei («Sammet Wäberey») darin einzurichten. Dieses Gebäude, am heutigen ungefähren Standort des Schauspielhauses an der Rämistrasse 34, wurde ihm vom Untervogt Heinrich Notz von Fluntern vermietet, mit dem Thomann verschwägert war Merkwürdig der Widerspruch zu den folgenden Angaben zu Hans Heinrich Weber bei Corrodi-Sulzer (1925) – 1759 Verkauf der Besitzungen am Hottingersteg (S. 13) an Johann Caspar Thomann (den Schwiegersohn von Heinrich Notz) – Bereits 1763 verkaufte Thomann diese Immobilien weiter an Heinrich und Hans Heinrich Notz (S. 13)			

Auch in Heinrich Sibers «Erholungsstunden» wird Johann Caspar Thomann erwähnt, hier als zweiter Grossonkel (S. 38). Die Tochter Regula Notz (∞ mit Hans Conrad Siber 1728–1816 von der Siber-Linie «Fluntern»/«Stadelhofen»/«Aussersihl») war die Tochter von Hans Heinrich Notz und die Mutter von Heinrich Siber, dem Verfasser der «Erholungsstunden» (dort auf S. 4)

Nach dem gescheiterten industriellen Abenteuer von Alexander Notz' Sohn Hans Caspar wurde im «Plattengarten» (früher auch Notzenviertel genannt, heute Plattenstrasse 10), dem Stammhaus der Familie Notz, das Seidengeschäft durch eine Gastwirtschaft verdrängt. Neben einer Bierbrauerei richtete die Familie 1824 auch ein Musik- und Tanzlokal ein, das sich zu einem beliebten Ausflugslokal entwickelte. In einem Anbau wurde später ein Theater eröffnet, das Platten-theater, das vor allem für Varietés genutzt wurde. Es gab Zauberkünstler und dressierte Bären zu sehen, aber auch Hundepremierungen, Schwänke und Operetten

1882 wurden im «Plattengarten» gar vier Männer, vier Frauen und zwei Kinder als «Die Wilden von den Feuerlandinseln» vor ständig ausverkauften Rängen vorgeführt. Und im August 1893 fand ein internationaler Anarchistenkongress statt

Ab 1895 versammelte sich hier die Zunft Fluntern. Schliesslich musste der «Plattengarten» 1956–1959 dem Neubau des Schwesternhochhauses weichen, dem heutigen Personalhochhaus des Universitätsspitals

Über Hans Heinrich Weber 1707–1775 wird im HLS ausgeführt, wiederum ergänzt mit anderen Quellen

Sohn des Hans Georg, Seckelmeister von Hirslanden, und der Dorothea Theiler. ∞ Anna Barbara Hotz, Tochter des Hans Jakob, Chirurgen

Der Kaufmann und Seidenweber Hans Heinrich Weber war Landverleger, der als Nichtstadtbürger nur über eine geheime Assoziation mit seinem Schwager Conrad Hans Finsler selbstständig geschäften konnte. Mit dem Umzug nach Leipzig und der Übernahme des Geschäfts seines Neffen Hans Jakob Bürkli löste sich Weber erfolgreich von den Zürcher Fesseln

Hans Heinrich Weber war der Schwager von Heinrich Notz. Über die Familie Weber bestand auch die Bekanntschaft zur Familie Finsler, die im 18. Jahrhundert eine wichtige Rolle im Zürcher Handel innehatte (siehe HLS). Über die Finslers ergibt sich auch eine Beziehung zu Heinrich Zeller (1746–1820) im Balgrist, der mit den Arter-Brüdern und Johann Caspar Bleuler 1805 die Seidenweberei Zeller & Co. gründete

Heinrich Zellers Grossvater Rudolf Zeller † 1735 stammte aus dem appenzellischen Hundwil und gelangte über Rümlang nach Hirslanden, wo er als Baumwollweber tätig war. Sein gleichnamiger Sohn 1713–1768 war zuerst Angestellter der Seidenfabrik Johann Conrad Finsler im Sihlhof. Dieser war der Vater von Hans Conrad Finsler 1711–1785, dem Ehemann von Heinrich Webers Schwester Anna Weber 1712–1745. 1748 erwarb Zeller Heinrich Webers Besitz im Balgrist und richtete dort selbst eine Baumwollweberei ein. Sein Sohn Heinrich Zeller-Pfenninger 1746–1820 gründete hier die erwähnte Seidenweberei Zeller & Co.

Bei Corrodi-Sulzer (1925, S. 8 f.) findet sich zur Familie Weber zudem, dass Heinrichs acht Jahre älterer Bruder Hans Jakob * 1699 in der Zeit der Besitzer des «Kreuzhofs» (heute Forchstrasse 26) gewesen sei und es dort am 1. Januar 1748 eine Hausdurchsuchung gegeben habe wegen möglicher Umgehungsgeschäfte des städtischen Fabrikationsmonopols

Es ist davon auszugehen, dass es sich dabei um den «Kreuzhof» in Hirslanden handelt, den später die Familie von Johannes Siber und Regula Boller kaufte (siehe unten). Dies lässt vermuten, dass Johannes' Schwägerin Anna Weber (verheiratet mit Johannes' Bruder Hans Conrad Siber * 1738) aus dem Hirsländener Weber-Geschlecht stammte (über ihre Eltern Salomon Weber ∞ 30. Juli 1733 mit Anna Maria Wiederkehr respektive ihre vermutlichen Grosseltern Hans Jakob Weber * 1671 und Elisabeth Pfenninger ∞ 10. Oktober 1702)

zwischenspiel familiennetze am zürichberg

Heinrich Weber	∞ 14. Mai 1666	Regula Sommerauer	Vom Balgrist gemäss StAZH
Heinrich Weber und Regula Sommerauer hatten mindestens vier Kinder. Von diesen sind hier die Söhne Johann Jakob und Johann Georg Weber detailliert aufgeführt			
Johann Jakob Weber *1671	∞ 10. Oktober 1702	Elisabeth Pfenninger	Seckelmeister von Hirslanden
Wurde 1705 verwarnt und ermahnt, sich an die Zürcher Regeln zu halten und auf das Fabrizieren von Seidenfloren, Damasten und anderen Waren zu verzichten und dagegen allein bei den hiesigen verbürgerten Fabrikanten um den bestimmten Lohn und nach der vorgeschriebenen Ordnung zu arbeiten (Corrodi-Sulzer, S. 3, auch Trachsel, S. 48 f.)			
Johann Jakob Weber und Elisabeth Pfenninger hatten zusammen mindestens die zwei Söhne Johann Jakob und Salomon			
Johann Jakob Weber †1743	∞ 13. Dezember 1717	Anna Tauenstein 1692–1756	Seckelmeister von Hirslanden, ab 1733 in Schaffhausen
Ursprünglich selbst Seidenweber im Balgrist, floh er um 1733 mit seinem ganzen Webereigeschirr und einigen Arbeitern nach Schaffhausen, wo er für 4000 Gulden das Bürgerrecht erwarb. Mithilfe der Schaffhauser Regierung errichtete er im Haus Wildbrunnen (oder Haus «Zum wilden Mann») eine Seidenweberei, was nach gescheitertem Auslieferungsbegehren von Zürich zu einem ewigen Bann durch die Stadt Zürich führte. Jegliches Geschäften mit ihm war den Zürcher Bürgern und Landleuten verboten			
Zwei seiner Söhne betrieben in Bozen die Firma «Gebrüdere & Jacob Wäber». Der erwähnte Jacob Wäber war der Enkel des folgenden Hans Georg Weber *1671			
[Siehe hierzu auch im Bürgerbuch der Stadt Schaffhausen zu den Webers, wo erwähnt wird, dass er ein Seidenfabrikant von Hirslanden sei. Erwähnt sind fünf Kinder, eines davon in Schaffhausen, eines in Venedig, bei zwei der anderen steht: «Aufenthalt unbekannt»]			
Salomon Weber *1704	∞ 19 Juli 1733	Anna Maria Wiederkehr 1716–1780	Vermutete Eltern von Anna Siber-Weber , der Schwägerin von Johannes Siber
Johann Georg Weber 1674–1735	∞ 7. Juni 1697	Dorothea Theiler	Schlüsselmeister, dann 1710–1735 Seckelmeister von Hirslanden
Der Familientradition folgend von Beruf Seidenweber im Balgrist, mit eigenem Haus im Balgrist			
Das Leben der folgenden vier hier aufgeführten Kinder von Hans Georg Weber und Dorothea Theiler illustriert sehr gut die Situation der damaligen Textilindustrie			
Hans Jakob Weber *1699	∞ 27. August 1714	Anna Müller	Vermutete Heirat
Besass und bewohnte den « Kreuzhof » in Hirslanden, der später in den Besitz der Siber-Bollers kam. Am 1. Januar 1748 fand dort eine Hausdurchsuchung statt, die im Zusammenhang mit der Bozener Firma seines Sohnes Jacob («Gebrüdere & Jacob Wäber») stand			
Dieser Sohn Jacob wohnte in Roveredo und betrieb mit den Söhnen von Johann Jakob Weber-Tauenstein eine Firma, was nicht den damaligen Regeln des Stadtstaates Zürich entsprach. Auch wollte er später mit Johann Baptist Pestalozzi (dem Schwager von Heinrich Notz und Vater von Johann Heinrich Pestalozzi) sowie mit seinem Cousin und den Schaffhauser Webers eine Firma gründen mit dem Ziel des Direktimports von Rohseide, um dadurch von den Zürcher Rohseidehändlern unabhängig zu sein			
Hans Jakobs Tochter Anna Weber heiratete 1742 den Stadtzürcher Hans Rudolf Kölliker, der Tischmacher in Stadelhofen war. Nach der Heirat gründete er sofort die Firma «Hans Rudolf Kölliker», in der auch sein Schwiegervater gegen Salär agierte			
Dorothea Weber 1704–1769	∞ 24. Juli 1729	Hans Heinrich Notz 1707–1781	Sein Bruder war der Grossvater von Heinrich Siber , Verfasser der «Erholungsstunden»
Hans Heinrich Weber 1707–1775	∞ 26. März 1730	Anna Barbara Hotz 1714–1791	Beim Hottingersteg, Seckelmeister von Hottingen
Über seine Frau verschwägert mit Johann Baptist Pestalozzi, über seine Schwester mit dem Fluntener Hans Heinrich Notz und dem Stadtbürger Hans Conrad Finsler, schlug Hans Heinrich Weber nach seiner handwerklichen Ausbildung zuerst eine militärische Karriere ein in Hauptmann Conrad Eschers Kompagnie, um dann 1734 «stillen» Teilhaber in der Firma seines Schwagers Hans Conrad Finsler zu werden			
Anna Weber 1712–1745	∞ 16. Mai 1730	Hans Conrad Finsler 1711–1785	Sohn des Buchbinders Finsler-Bräm aus der Stadt
Finslers Vater Johannes Finsler nahm 1729 die städtische Papierfabrik am unteren Mühlesteig (Limmatquerung beim heutigen Hauptbahnhof) in Pacht, in der sein Sohn als «Papiermüller» tätig war. Nach seiner Heirat in die Familie Weber wurde er schon 1734/1735 Seidenfabrikant beim Hottingersteg (beim heutigen Schauspielhaus/Kunsthof). 1738 kam es zu einem Konflikt mit der städtischen Obrigkeit, dies, weil Geschäfte gemacht wurden mit der Firma des geächteten Veters Weber in Schaffhausen. Involviert war auch Heinrich Notz aus Fluntern			
1747 erwirbt Hans Conrad Finsler vom Seidenhaus Heinrich Escher den Sihlhof (abgebrochen 1865 für den Bau des HB Zürich). Finslers Stiefsohn Jakob Bürkli (Hans Conrad Finsler war in zweiter Ehe mit der Witwe des Buchhändlers Hans Jakob Bürkli verheiratet) zieht 1750 nach Leipzig, um für seinen Stiefvater eine «Handlung» zu eröffnen. Diese wird bald von seinem Stiefonkel übernommen und Jakob heiratet 1753 seine Stiefschwester Anna Cleophea Finsler-Weber, die das Familiengeschäft im Sihlhof bis zu ihrem Tod 1804 leitet. Danach geht das Geschäft an ihren «doppelten» Schwiegersohn Johann Jakob Füssli über (er heiratete zuerst die eine und nach deren Tod die andere Tochter aus Anna Cleopheas zweiter Ehe mit Leonhard Gessner)			

Familie Abegg aus Küsnacht ZH

Erwähnenswert ist schliesslich die Verbindung der Familien Siber und Arter mit der Familie Abegg, die ursprünglich aus Rüschlikon stammte und sich dort ab 1500 nachweisen lässt

Hans Rudolf Abegg * 1604 übersiedelte nach 1610 zuerst nach Kilchberg und dann nach Küsnacht und begründete so die rechtsufrige Abegg-Familie. Hier amtierte er bald als Geschworener und Seckelmeister, einer seiner Enkel schaffte es zum Untervogt

Über Johann Caspar Abegg 1803–1850, der über seine Frau Anna Regula Bleuler ein Siber-Nachfahre war, lässt sich die Brücke schlagen zu Carl Abegg-Arter 1836–1912

Über Carl Abegg-Arter schreibt das HLS

20. April 1836, Küsnacht ZH, 23. August 1912, Zürich, reformiert, von Küsnacht, ab 1877 von Zürich. Sohn des Hans Caspar, Tuchhändler, Weinbauer und Gemeindeammann, und der Anna Regula, geborene Bleuler

Heiratete 1859 Emma Arter, von Hottingen [heute Zürich], Tochter eines begüterten Seidenfabrikanten [Salomon Arter jun., Bruder von Susanna Arter]. Besuch der Industrieschule Zürich, Mitarbeit im väterlichen Seidenverlag, 1852 bis 1855 Ausbildung in der Seidenfirma Heinrich Fierz-Etzwiler in Mailand. 1856 bis 1861 Stelle bei Seidenfabrikant Salomon Rüttschi, Hottingen. 1861 bis 1884 Mitbesitzer der Firma Rübel & Abegg, Seiden-, Bank- und Effektengeschäft in Zürich. 1885 Beteiligung an der von seinem Sohn Carl gegründeten Firma Abegg & Co. Grosse Bedeutung als Finanzmann mit ausgedehnten, auch internationalen Verbindungen. Diverse Verwaltungsratsmandate im Banken-, Versicherungs- und Eisenbahngeschäft, u. a. seit 1868 bei der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA), die er 1883 bis 1911 präsidierte und stark prägte. Langjähriges Mitglied des Zürcher Handelsgerichts

Carl Abeggs beruflicher Einstieg illustriert exemplarisch die Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen

Äusserst ausgeprägt zeigt sich die Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen für die Kapitalbildung beim Aufbau der neuen Industriekomplexe im Bereich der Textil- und später der Maschinenindustrie sowie der grossen Handelshäuser von Zürich und Winterthur

Unterstützt von seiner verwitweten Mutter, nahm der Tuch- und Seidenhändler Carl Abegg aus Küsnacht die Planung der Karriere und damit verbunden auch die Planung seiner Heirat an die Hand. Er war noch jung, aber bereits Prokurist in der Firma Salomon Rüttschi & Co., als er im Februar 1859 um die Hand der drei Jahre jüngeren und wohlbehüteten Emma Augusta Arter [Nichte von Susanna Arter, der Urgrossmutter von Klaus Widmer] anhielt

Deren Vater war der begüterte Seidenfabrikant Salomon Arter aus Hottingen. Sie lernte er durch seine Schwester Lina Abegg kennen, die mit Emma das Pensionat Presbytère du Rocher in St-Saphorin bei Vevey besuchte. Obwohl die Mutter Arter-Dürr für ihre Tochter eine Heirat mit einem Sohn aus nobler Stadtzürcher Familie vorgesehen hatte, widersetzte sie sich der Verbindung nicht; die Hochzeit fand ein halbes Jahr später statt

1861, zwei Jahre nach der Heirat mit Emma, gründete Carl Abegg zusammen mit August Rübel die Firma Rübel & Abegg. An der Firma beteiligte sich Rübel mit 100 000 bis 120 000 Franken, Carl Abegg-Arter mit 150 000 Franken und seine Frau Emma Abegg-Arter mit 100 000 Franken. 1884 zog Abegg-Arter sich mit 3,6 Millionen Franken und dem eingeschossenen Eigenkapital zurück, um als Nachfolger von Alfred Escher den Verwaltungsrat der Schweizerischen Kreditanstalt zu präsidieren

Zitiert nach: Hans Rudolf Schmid: Die Familie Abegg von Zürich und ihre Unternehmungen, Zürich 1972; und: Albert Tanner: Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen, Bürgerinnen und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995

Ebenso interessant ist, dass August Abegg, 1861–1924, 1881 zusammen mit Emilio Wild in Borgone Val di Susa in Italien eine Baumwollspinnerei gründete, handelte es sich doch bei Emilio Wild um den Ehemann von Anna Siber, einer Nachfahrin von Hans-Conrad Siber 1698–1773. Ob das der Grund für die Zusammenarbeit war, bleibt unbestätigt

zwischenspiel familiennetze am zürichberg

Hans Caspar Siber * 10.08.1707 Fluntern	∞ 1. März 1733	Anna Notz von Küsnacht	Vorfahr:innen unseres Siber-Stamms, siehe dort
Hans Caspar Siber * 1735 Fluntern † 1797 Goldbach-Küsnacht	∞ 4. November 1755	Elisabeth Wirz * 1732 Erlenbach	Bruder unseres Vorfahren Johannes Siber-Boller
Heinrich Bleuler * 1756 Küsnacht	∞ 2. Dezember 1777	Anna Siber * 1756 † 1808	Anna Siber war die Cousine unseres Joh. Friedrich I. Sieber
Heinrich Bleuler * 1778 † 1850	∞ 8. Juni 1813	Anna Pfenninger aus Stäfa Regula Schärer	
Anna Regula Bleuler * 27.02.1815 † 03.03.1857 Goldbach	∞ 10. September 1832	Johann Caspar Abegg * 17.09.1803 † 06.09.1850	Tuchhändler, Gemeinderat und Quartiermeister
Carl Abegg * 20.04.1836 † 23.08.1912	∞ 4. Oktober 1859	Emma Augusta Arter * 14.01.1839 † 13.05.1909	Emma Augusta war die Nichte unser Vorfahrin Susanna Arter
Carl Abegg senior besucht die Industrieschule Zürich. Danach Mitarbeit im väterlichen Seidenverlag, 1852–1855 Ausbildung in der Seidenfirma Heinrich Fierz-Etzwiler in Mailand. 1856–1861 Stelle bei Seidenfabrikant Salomon Rüttschi-Bleuler im Zeltweg. Rübels Ehefrau Karoline Bleuler war eine Enkelin von Anna Siber und eine Cousine seiner Mutter Anna Regula Bleuler. 1861–1884 Mitbesitzer der Firma Rübél & Abegg, Seiden-, Bank- und Effektengeschäft in Zürich Söhne von Carl Abegg und Emma Augusta Arter			
Carl Abegg * 1860 Hottingen † 1943 Zürich	∞ 10. März 1890	Anna Henriette Stockar * 1868 † 1969	Gründer der Firma Abegg & Co. mit seinem Vater als Teilhaber
1877–1881 Ausbildung in der Fabrikation und im Handel von Seide in Norditalien. 1882–1883 Angestellter in New York, 1883–1884 Studienreise in den Fernen Osten. 1885 Gründung der Firma Abegg & Co. in Zürich (Seidenproduktion in Norditalien und internationaler Rohseidenhandel). 1894–1918 Aufbau und Betrieb einer Seidenzwirnerei in Kolomna bei Moskau. 1919 Übergabe der Firmenleitung an seinen Sohn Carl Julius. Bedeutende Verwaltungsratsstätigkeit bei der SKA (1911–1939), der Schweizer Rück (1910–1935), der Zürich Versicherungsgesellschaft (1912–1937), der Maggi (1913–1941) und der Horgener Seidenweberei Stünzi (1899–1935)			
August Abegg * 1861 Zürich † 1924 Turin	∞ 15. August 1889	Anna Rüegg * 1868 Zürich † 1924 Karlsbad	Anna Rüegg war die Tochter eines Zürcher Kaufmanns
1878 Handelsschule in Genf, danach im Büro der väterlichen Firma Rübél & Abegg tätig. 1881 zusammen mit Emilio Wild und mit finanzieller Hilfe seines Vaters Gründung der Baumwollspinnerei Wild & Abegg in Borgone Val di Susa (I), 1882 Betriebsaufnahme. Dank Einsatz modernster Technik, u. a. 1905 der ersten Dampfturbine der BBC, und genauer Beobachtung der Absatzmärkte entwickelte sich das Unternehmen zum grössten und besteingrichteten Textilbetrieb im Piemont. 1923 umfasste die Firma sieben Spinnereibetriebe (über 200 000 Spindeln) sowie eine Weberei (575 Webstühle). Nach dem Ausscheiden Wilds 1913 ging das Unternehmen, das 1907 in die AG Cotonificio Val di Susa umgewandelt worden war, vollständig in den Besitz der Gebrüder Abegg über. Abegg galt als bedeutendster Baumwollindustrieller Oberitaliens und leistete Pionierarbeit bei der Einführung der Kunstfaserherstellung (insbesondere der Viskose) in Italien. Zahlreiche finanzielle Beteiligungen an Elektrizitätsgesellschaften und Banken. Ab 1896 Besitzer des Landguts Brölberg (Gemeinde Kilchberg). Nach seinem Tod übernahm sein Neffe Werner, Sohn von Carl Abegg und Anna Stockar, die Leitung des Unternehmens			
Söhne von Carl Abegg und Anna Stockar			
Carl Julius Abegg * 1891 Zürich-Enge † 1973 Zürich	∞	In erster Ehe mit Katja Weiss In zweiter Ehe mit Lotti Haegler	
Ausbildung in Mailand, Praktika in den Fabriken seines Vaters. Führung der väterlichen Textilfirma Abegg & Co. in der Schweiz. Verwaltungsratspräsident der Nestlé SA (1948–1961) sowie der Zürich Versicherungsgesellschaft (1954–1962). Abegg spielte 1947 eine wichtige Rolle beim Zusammenschluss der Nestlé SA mit der Maggi Alimentana SA			
Werner Abegg * 1903 Zürich † 1984 Zürich	∞ 1941	Margaret Daniels * 1901 New York † 1999	
Industrieschule in Zürich, danach Lehre im Familienunternehmen in Perosa (Piemont). 1924 Übernahme der Leitung aller oberitalienischen Textilfabriken der Familie von seinem Onkel August. Der Erfolg von Abeggs technisch-organisatorischen Modernisierungen wurde bald durch den Faschismus und die Weltwirtschaftskrise gedämpft, die zu Umstellungen und Spezialisierungen (z. B. Kunstleder, Hanfprodukte) zwangen. 1947 verkaufte Abegg das Unternehmen, das bald danach zerfiel. Bereits in jungen Jahren hatte er begonnen, frühe Textilien zu sammeln, bald erweitert um Objekte angewandter Kunst. Im Dezember 1961 gründete er die Abegg-Stiftung , die 1967 in Riggisberg ihre Gebäude bezog. Darin untergebracht sind die in die Stiftung übergeführte Privatsammlung des Paares (v. a. Textilien), ein Museum mit jährlich wechselnden Ausstellungen, eine weltweit führende Werk- und Ausbildungsstätte zur Restaurierung von Textilien sowie eine kunsthistorische Fachbibliothek			

Hans Caspar Siber * 10.08.1707 Fluntern † 1782 Fluntern	∞ 1. März 1733	Anna Notz von Küsnacht	
---	-------------------	------------------------	--

Hans Caspar Siber * 1735 Fluntern † 1797 Goldbach-Küsnacht	∞ 4. November 1755	Elisabeth Wirz * 1732 Erlenbach	Linie «Goldbach»
--	-----------------------	------------------------------------	------------------

Der Name «Goldbach» gründet auf einem Grundstück in Goldbach, das **Conrad Rosenstock** (zweiter Ehemann von Anna Notz, der Mutter von Anna Sieber-Notz), 1745 von einem Hans Jakob Ziegler erwarb. Später übernahm Hans Caspar Siber den Besitz aus dem Rosenstock-Erbe. Der an den See anstossende Teil des Grundstücks wurde im November 1881 an Hermann Hintermeister, den Begründer von **Terlinden**, verkauft

Aus der Linie «Goldbach» ist neben der bereits erwähnten Anna Siber **zwischen spiel familiennetze am zürichberg** vor allem auch die Linie von deren Bruder Hans Heinrich Siber 1764–1828 anzufügen. Dessen Urenkel war der **Bildhauer Gustav Siber** (er schuf z. B. das Jonas-Furrer-Denkmal in Winterthur und gewann den ersten Preis im Wettbewerb für das Telldenkmal in Altdorf UR, das aber schlussendlich nicht zur Ausführung kam). Die beiden **«Saurien»-Sibers-Brüder im Aathal** sind seine Enkel

Hans Heinrich Siber * 16.08.1736 Fluntern	∞ 11. März 1766	Susanne Meyer * 1742 Hottingen	Linie «Fluntern»
--	--------------------	-----------------------------------	------------------

Führten den landwirtschaftlichen Betrieb in Fluntern weiter. Bekannte Persönlichkeiten in diesem Zweig sind:

Jean Henri Sieber-Seydoux * 1804 † 1882, Industrieller in Frankreich und Regent der Banque de France

Albert Heinrich Sieber-Maag * 1836 † 1904, letzter Gemeindepräsident von Fluntern vor der Eingemeindung

Johann Albert Sieber † 1940, Gründer der Zunft Fluntern

Albert Heinrich Sieber-Blatter * 1899 † 1980, Zürcher Oberrichter

Pfarrer Ernst Sieber * 1927 † 2018, Obdachlosenpfarrer

Hans Conrad Siber * 06.1738 Fluntern † 30.09.1794	∞ 26. Juni 1768	Anna Weber * 28.07.1743 Hirslanden † 28.03.1796 Fluntern	Nach Hirslanden gewandert zwischen spiel familiennetze am zürichberg
---	--------------------	---	--

Verkündigung im Ehenbuch der Prediger-Kirche aufgeführt, das Bürgerbuch von Fluntern 1784 erwähnt bei ihnen «absent»

Die Bevölkerungsstatistik der Kirchgemeinde Neumünster weist einen Conrad Siber mit einer **Ferggstube** (Webstube) in Hottingen aus (im Moment der Aufnahme mit einem Sohn und einer Tochter, das Paar hatte aber später noch weitere Töchter). Es ist denkbar, dass es sich dabei um den Haushalt von Hans Conrad Siber und Anna Weber handelt

Hans Rudolf Siber * 15.01.1741 Fluntern † in Zürich	∞ 14. April 1765	Emerenziana Hausheer * 16.10.1740 Wiedikon † 10.12.1799	Nach Zürich gewandert Ohne weitere Abklärungen
---	---------------------	---	---

Im Fluntener Bürgerverzeichnis mit fünf Töchtern in Zürich ansässig ausgewiesen, ebenso im Zürcher Ansässenbuch. Ein Sohn, Hans Rudolf * 5. September 1770, taucht später nicht mehr auf

Bei den Taufen steht «wohnhaft Seidenhöfe» respektive «Schreiber im Seidenhof», was darauf hinweist, dass Hans Rudolf als Commis im **Handelshaus der Werdmüllers** tätig war

Johannes Siber * 04.11.1744 Fluntern † 31.12.1804 Hirslanden	∞ 16. Oktober 1781	Regula Boller * 16.05.1760 Küsnacht † 11.04.1828	Linie «Hirslanden» / «Sieber-Widmer»
--	-----------------------	--	---

Als Paten von Johannes Siber sind im Kirchenbuch der Prediger-Kirche aufgeführt: Rudolf Kilchberger und Anna Muralt

Regula Boller war die Tochter des Küsnachter Landwirts Johann Jakob Boller 1728–1790. Dieser kaufte 1772 dort das **Landhaus «Wangensbach»** (auch «Wampisbach», «Wamisbach», «Wammisbach»), dessen Spuren bis ins Jahr 1284 zurückgehen

Gebaut wurde der «Wangensbach» um 1624 vom Seiden-Grosskaufmann und -fabrikant Beat Werdmüller 1583–1640. Nach dessen Tod ging er durch seine Tochter in den Besitz der Stadtzürcher Familie Hirzel, die ihn bis zum Verkauf an die Bollers 1772 im Eigentum besass. Im Boller'schen Besitz blieb er bis 1830. 1930 kaufte ihn die Gemeinde Küsnacht

Regulas Bruder Johann Jakob * 1764 nahm am **Stäfer Handel** 1794 teil und wurde in der Folge kurz in Haft gesetzt

Von 1876 bis 1877 hielt sich der Dichter Conrad Ferdinand Meyer im Wangensbach auf, um an seinen Werken «Der Rappe des Komturs», «Huttens letzte Tage» und «Jürg Jenatsch» zu arbeiten

	∞ 17. Juli 1753	Anna Maria Ziegler	
--	--------------------	--------------------	--

Salomon Siber * 14.07.1756 Fluntern	∞ 22. November 1778	Regula Guggenbühl * 07.04.1759	Linie «Unterstrass»
--	------------------------	-----------------------------------	---------------------

Kinder: Johann Conrad * 1779, Salomon * 1784, Anna Regula * 1786, Susanna * 1788, Elisabeth * 1791, Johann Georg, von denen sich für Johann Conrad ∞ Anna Sabina Bleuler und Elisabeth ∞ Johannes Siber (Nachfahre Heinrich Siber 1703–1781) Nachfahr:innen nachweisen lassen

Einige Sibers begannen früh, in der sich im 18. Jahrhundert rasant entwickelnden Textilindustrie mit Heimarbeit in der Landschaft mit starker städtischer Regulierung Rollen zu spielen, so als Tüchler (Direktverkäufer), Trager oder Fergger (Unterfabrikanten und Zwischenhändler), als Angestellte (Commis) in der Stadt, aber auch handwerklich als Blattmacher und Tapezierer oder im Transport als Karrenzieher, was sich auch durch eine dafür günstige Heiratspraxis und gezielte Wahl der Taufpatinnen und -paten ausdrückte (siehe hierzu auch Pfister, 1992, insb. S. 244 ff.)

Endlich, es mochte Jenner [1769] seyn, ward ich eines Abends zu meinem Grossvater in die obere Stube gerufen, mein Vater und sein Bruder und ich weiss nicht mehr wer, waren zugegen. Ich musste mich an des lieben Greisen Seite setzen. Heiri, fing er an, du wirst ohne Zweifel in dem Alter, wo du jetzt bist, auch schon über deine künftige Bestimmung nachgedacht haben. Du hast bis dahin eine sehr guten Erziehung genossen [...]

Sein Vater fuhr dann weiter: [...] dass wir besonders auch durch die thätige Mitwirkung deines Herrn Götti [Heinrich Notz] so glücklich waren, eine solche [Ausbildungsstelle] aufzufinden, [...] Er nannte mir dann die in einem der diesigen Handelshäuser [Seidenfirma Muralt] ledig gewordene Stelle [...] Nun, fuhr er fort, kommt es noch darauf an, wie deine Person gefalle, darum sollst du übermorgen mit deinem Vater hingehen, und dich selbst empfehlen [...]

Sein Grossvater ergänzte: Er ermangelte auch nicht des Ruhmes zu gedenken, den mehrere unserer Verwandten sich in diesem Stande erworben hätten [...]

Heinrich Siber, Erholungsstunden, Band III, 1819/1820, S. 45 ff.

Mit den Verwandten gemeint sein könnten die Brüder Hans Rudolf *1741 und Johannes *1744, beides Söhne von Hans Caspar Siber 1707–1782. Hans Rudolf arbeitete in dieser Zeit vermutlich im Seidenhaus der Werdmüllers, Johannes vermutlich bei Usteri und Söhne im Thalhof

Die Veränderungen zeigten sich auch beim Familienverband der Sibers, die sich nicht nur beruflich, sondern damit verbunden auch örtlich veränderten. Während einige in Fluntern blieben, wanderten andere Richtung Hirslanden und Küsnacht, in Gemeinden um die Stadt oder sogar in die Stadt, die sich erst allmählich öffnete für die Hintersässen, also Nichtbürger

So blieb von den sechs männlichen Nachkommen von Hans Caspar Siber – fünf aus erster und einer aus zweiter Ehe – nur ein Zweig in Fluntern. Die anderen bewegten sich nach Hirslanden, Küsnacht, Unterstrass oder in die Stadt

Wie damals in Fluntern gewohnt wurde, beschreibt Heinrich Siber eindrücklich

Es (die neue Heimat) bestand aus einem wohl gebauten Haus, das bei weniger zahlreichen Familien sehr leicht für zwei Haushaltungen hätte eingerichtet werden können, und mit einem fürtrefflichen Keller versehen war. Eine sehr wohl gebaute Scheune stand gerade hinten daran, an eine Trotte angebaut, die bis zur Hälfte dem nächsten Nachbar gehörte. Zwei gute Schweinställe und ein geräumiges Hühnerhaus bedeckten noch die Niederung des Daches; und ein artiger Gemüsegarten, nebst einem sehr wohl gebauten Wasch- und Brennhaus, endeten von dieser Seite diese Beszung, die nächst dem Haus noch ein schöner Brunnen zierte. Oberhalb dieser Gebäude lag ein sehr schöner Baumgarten, und über demselben ein von meiner Mutter neuangelegter Gemüsegarten, mit ungefähr einer starken Juchart in 3 Theile abgetheiltem Ackerland, das sich hier allgemach in die Höhe zog, und auf der Seite der Bergstrasse einen gäben Abhang bildete, der mit sehr schönen Kirsch- und Nussbäumen besetzt war. Hinter diesem Ackerfeld, zwischen der hintern Strasse und dem Gässchen, das die Gemeinschaft mit der vorderen Strasse bildet, und dieses Gut von obenher einschliesst, lag ungefähr ein Juchart Reben, und unten an diesen eine sehr schön bis in die Mitte herunter mit Bäumen besetzte Wiese. Dies, und ein ¼ Juchart auf dem Berge liegender Waldung, machten die Beszung aus, die jetzt mein Vater gekauft hatte

Heinrich Siber, Erholungsstunden, Band III, 1819/1820, S. 12 f.

Wiederum in Heinrich Sibers Lebenserinnerungen findet sich eine Stelle, die aufzeigt, wie die aufkommende Moderne das Leben der ursprünglich aus Seebach stammenden Bauersleute internationalisierte [zwischen spiel messe frankfurt](#)

Heinrich Siber 1754–1823 war ein Cousin zweiten Grades unseres Johann Friedrich I. Sieber 1797–1838. In seiner Autobiografie von 1820 (Siber, Erholungsstunden, Band III, 1819/1820) beschreibt Heinrich eine etwa vierwöchige Reise zur Frankfurter Messe im Herbst 1773. Geschätzt legte er 900 Kilometer mit der Kutsche zurück, auf der Rückreise häufig auf dem Bock neben dem Kutscher. Die Reise unternahm er für das Seidenhaus Muralt an der Sihl, für das er ab 1769 arbeitete. Bei dem im Text erwähnten Patron oder Prinzipal handelt es sich um Martin von Muralt 1714–1789. Einer der zum Schluss des Textes erwähnten Tochttersöhne ist Heinrich Bodmer 1742–1814, der 1784 die Firma Muralt an der Sihl von seinem Schwiegervater übernahm und zu noch grösserem Erfolg führte.

XV. Kapitel. Die unerwartete Reise

Ich war wie vom Himmel gefallen, als mir mein alter Herr Patron nach der Frankfurter Ostermesse 1773 erklärte, die Herbstmesse wollen wir zwei dann zusammen machen. Die Frankfurter Messen wurden nämlich seit einigen Jahren von den beiden jüngeren Herren wechselweise besucht, nun aber wollte Herr M diesen Sommer den Brunnen zu Schwalbach besuchen, wohin er einen seiner jüngeren Neffen mit sich nahm, von da aber wollte er auf die Herbstmesse nach Frankfurt kommen, und ich sollte auf die bestimmte Zeit ihn in Mainz treffen, um dann unter seiner Anleitung die Messegeschäfte zu machen.

Mit Herrn M ist Martin von Muralt gemeint. Sein Name wird im ganzen Text sehr selten ausgeschrieben, das gilt auch für jenen seines Schwiegersohns respektive Tochttersohns Heinrich Bodmer.

Das im Taunus gelegene Schwalbach, heute Bad Schwalbach, wurde schon im Mittelalter wegen seines Sauerbrunnens als Heilbad benutzt und entwickelte sich nach dem Ende des Dreissigjährigen Krieges zu einem der führenden Luxusbäder Deutschlands.

So ein gütiges Zutrauen hatte der vortreffliche Mann in den vier Jahren, da ich das Glück hatte, in seinen Diensten zu stehen, zu mir 19-jährigem Bürschchen gefasst, und nichts in der Welt hätte mich mehr freuen, mehr zur Anstrengung meiner Kräfte ermuntern können, als dieses. Daher denke man sich meine Freude, als der gütige Herr mich nicht nur mit einem schönen tüchern Kleide beschenkte, sondern vor seiner Abreise den Schneider kommen liess, um mir das Mass zu einem neuen Caputrocke nach damaligem Gebrauche zu nehmen, und einen Schuster anwies, der mir ein Paar neue Stiefel für die Reise machen sollte. So aufgerüstet, konnte es meinen Eltern nicht mehr schwerfallen, mich reisen zu lassen, und ich benutzte bloss diesen Anlass, sie um die Erlaubnis zu bitten, mir auf der Messe Tuch zu einem schwarzen Kleide kaufen zu dürfen, was denn endlich auch geriet, und einen meiner grossen Wünsche erfüllte.

Meine Reise ging sehr glücklich vonstatten, und hatte bis auf die zwei letzten Tage gar nichts Ermüdendes für mich, da ich sowohl in Basel als auch in Strassburg einen Ruhetag halten musste, und mir an beiden Orten die Zeit mit einigen kaufmännischen Besuchen verkürzen konnte, auch von ersterem Orte das benachbarte Hünningen besuchte und am anderen mich besonders an der schönen Wachtparade ergötzte und am Nachmittag mit Nachhause Schreiben unterhielt. An einige Ausritte auf meiner Reise denke ich immer mit Vergnügen, da sie aber nicht so wichtig sind, um die Aufmerksamkeit meiner Leser zu verdienen, so finden sie auch hier keinen Platz. Nur eine einzige, die wenigstens etwas zu lachen gibt, kann ich nicht übergehen: Da die meisten Passagiere auf die Frankfurter Messe gingen, so erzählten wir einander, was die Geschäfte machten. Da war dann auch ein junger Franzose bei uns aus Amiens, der mit Feuersteinen handelte; diesem sagte ich scherzend, er werde wohl keine guten Geschäfte machen, und als er mich fragte: warum denn?, erwiderte ich, weil die französischen Feuersteine seit der Schlacht bei Rossbach in Deutschland ihren Kredit verloren hätten. Das nahm der junge Brauskopf für Beleidigung und wollte Genugtuung von mir haben; ich entschuldigte mich, dass ich nie fechten gelernt habe, anbot ihm aber, die Sache auf gut Schweizerisch mit der Faust auszumachen (im Grund wäre mir eines so gelegen gewesen wie das andere), zwei Strassburger Kaufleute aber vermittelten die Sache – und sagten mir lachend, es wären doch auch Schweizer bei Rossbach gewesen.

Im Rahmen des Siebenjährigen Krieges fand am 5. November 1757 die nach dem Ort Rossbach benannte Schlacht statt, bei der der preussische König Friedrich der Grosse die französische Armee unter dem Fürsten von Soubise und die mit ihr koalierende Reichsexekutionsarmee unter dem Kommando des Reichsgeneralfeldmarschalls Prinz von Sachsen-Hildburghausen besiegte.

Als wir in Mainz ankamen, empfing mich beim Aussteigen aus dem Postwagen der Bediente meines Herrn Patron und führte mich gleich zu ihm auf sein Zimmer, wo ich auf das Liebreichste empfangen ward. Nach den ersten Fragen, wie es bei Haus stehe und wie es mir auf der Reise ergangen – bat ich mir die Erlaubnis aus, mich zur Ruhe begeben zu dürfen, denn da ich freitags in Weissenberg und samstags in Worms Fastenspeisen gegessen hatte, die meine Lieblingssache sind, so hatte ich davon sehr grosse Beschwer-

zwischen spiel messe frankfurt

den; allein mein guter Herr wollte davon nichts hören: Ich solle mit ihm zur Tafel kommen, es werde wohl besser werden – sagte er. An dieser Tafel war ich wirklich in einem neuen Elemente; so was Splendides hatte ich weder in Basel noch Strassburg gesehen. Da hatte ich das erste Mal – und seither nie wieder – die Ehre, mit fürstlichen und gräflichen Personen an einem Tische zu essen, sie waren von der bekannten **Familie von Reuss**

Bei der **Familie von Reuss** handelt es sich vermutlich um Angehörige des Hauses Reuss, eines bis 1918 im Gebiet von Deutschland regierenden Herrschergeschlechts. Die thüringische Familie siedelte schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts in das Sorbenland an der mittleren und oberen Weissen Elster über. Hier bauten sie mit Rodung und Siedlung und in Wahrnehmung von Reichsaufgaben eine grössere Herrschaft auf. Die Vögte stiegen rasch in den Herrenstand auf, Kaiser Ludwig der Bayer bestätigte ihnen 1329 fürstengleichen Rang. Sie wurden 1673 zu reichsunmittelbaren Grafen und später – je nach Linie ab 1778, 1790 oder 1802 – zu Reichsfürsten. Die Dynastie regierte in diversen Linien und Unterlinien verschiedene, zerteilte Gebiete; um 1700 gab es zehn reussische Grafschaften beider Hauptlinien. Noch bis zur Novemberrevolution 1918 bestanden als souveräne Bundesstaaten des Deutschen Kaiserreichs das Fürstentum Reuss älterer Linie mit der Landeshauptstadt Greiz und das Fürstentum Reuss jüngerer Linie mit der Landeshauptstadt Gera (nach Wikipedia, abgerufen am 26. November 2022)

Man setzte mich mit meinem Herrn gerade vorüber, und der zu meiner Rechten sitzende Tischnachbar servierte die Suppe. Als ich den ersten Löffel voll von dieser gekostet hatte, glaubte ich nichts anderes, als ihn wieder von mir geben zu müssen, so widrig schmeckte sie mir (es war eine so geheissne Kräutersuppe). Voll Furcht wagte ich es, den zweiten zu nehmen, und der Angstschweiss fing mir an, von der Stirne zu rinnen. Ich spielte beschämt um mich her, und sah, dass alle mit dem grössten Appetite assen. Von Jugend auf gewöhnt, in den Speisen nicht meisterlos zu sein, zwang ich mich nun, so viel ich konnte, und leerte endlich meinen Teller unter den bangsten Besorcnissen. Aber kaum waren einige Minuten vorbei, so spürte ich, dass ich eine heilsame Arznei genossen hatte, meine Blähungen legten sich, es ward mir ganz heiter und ich konnte mit Appetit von den übrigen Speisen geniessen. Ein herrlicher Schlaf vollendete die Heilung, und ich war morgens wieder ein gesunder, frischer, junger Bursche

Am Morgen machten wir noch einen Spaziergang durch die Stadt, und besonders auf ein am Ende derselben auf einer Anhöhe gelegenes Lustschloss der **Churfürsten**, wo wir eine prächtige Aussicht hatten, und den Ausfluss des Mains in den Rhein sahen. Die von Gold strotzende **St.-Petri-Kirche** sahen wir nur am Eingange, weil just darin gepredigt wurde, und die Kirch gepfropft voll von Leuten war. Der Weg führte uns noch am Churfürstlichen Marstalle vorbei, den wir besahen, darüber zu urteilen aber ich nicht im Stande, weil ich nicht weiss, was dem Churfürst von Mainz als Primas Regni gebührte oder wie weit seine Einkünfte gingen, was doch dazumal noch eine ernstere Frage als heutzutage war, wo man die Einkünfte so ziemlich nach dem Bedürfnis zuzuschneiden gelernt hat. – In dem Gasthofe angelangt, ward eingepackt, dann zu Mittag gespiesen, und gleich nach dem Tische gings über den Rhein nach Höchst, wo eine Boutheille Rheinwein getrunken war, und dann auf das von mir ersehnte Frankfurt am Main

Die **Churfürsten** von Mainz hatten ihren Sitz in Churmainz. Dieses gehörte mit Churköln und Churtrier zu den drei geistlichen Kurfürstentümern. Den drei rheinischen Erzbischöfen stand zusammen mit den Pfalzgrafen bei Rhein, den Markgrafen von Brandenburg, den Herzögen von Sachsen und den Königen von Böhmen seit dem 13. Jahrhundert das alleinige Recht zur Wahl des römisch-deutschen Königs und Kaisers zu. Seit 1512 gehörte Kurmainz dem Kurrheinischen Reichskreis an. Zum Zeitpunkt des Aufenthaltes herrschte noch Emmerich Joseph Freiherr von Breidbach zu Bürresheim 1763–1774. Die Bedeutung Emmerich Josephs ist vor allem in der Durchsetzung eines aufgeklärten Reformprogramms zu sehen. Dies betraf zunächst einmal alle Bereiche der Verwaltung, der Wirtschaft, des Rechtswesens und der Finanzen. Auch die Fürsorge für Volk und Arme wurde deutlich ausgebaut, was die Bürgerschaft vor allem bei den immer wiederkehrenden Hungersnöten zu schätzen wusste (nach Wikipedia, abgerufen am 26. November 2022)

Die **St.-Petri-Kirche** ist eine der bedeutendsten Rokokobauten in Mainz. Ihr Bau dauerte von 1749 bis 1756/57

XVI. Kapitel. Die Messe

Laudat venales, qui vult extrudere merces

Waren lobt, wer den Preis hochtreiben will / Der Krämer rühmt seine Waren

Wer sich von der Wahrheit dieses Sprichworts recht überzeugen will, der darf nur auf eine solche Reise gehen. Aber im eigentlichen Verstande gilt es auch nur von dem Krämer. Der Grosshändler und der Fabrikant glauben, dass sich ihre Waren von selbst rühmen müssen, und das kam gerade mir wohl, denn wahrhaftig mit dem Anrühmen wäre es ziemlich böß gestanden, dazu hatte ich gar keine Anlagen, auch belehrte mich die eigene Erfahrung, dass rechtschaffene Bedienung und ein gerades, offenes Wesen mehr Kunden pflanzen als das gelehrteste Anrühmen einer schlecht gearbeiteten oder verdorbenen Ware, denn der Kenner siehet auch diese, und wenn er Kenner ist, so wird ihn die grösste Beredsamkeit nicht überzeugen, dass das Schwarze weiss, das Grobe fein, das Raue glatt, aber das Dünne dick sei. – Und nun zu meinen Geschäften

Sobald wir in Frankfurt angekommen und in dem berühmten **Gasthof zum rothen Haus** abgestiegen waren, wo mein Herr Prinzipal über die Messe logieren wollte, sagte er mir, nachdem er sein Zimmer bezogen

hatte: Komm, ich will nun auch dich in dein Logis einführen, und so folgte ich ihm zu **Madame Debary** an der Neukräm, die sich herzlich freute, ihren alten geschätzten Hausfreund wieder einmal bei sich zu sehen. Ich ward dann auf unserer Stube eingeführt und empfing die Schlüssel zu unsern Gerätschaften und die Anweisung des Herrn Prinzipals, was ich morgens bis zu seiner Ankunft zu tun habe. Dann befahl er noch seinem Bedienten, mich in den **Gasthof zum goldenen Apfel** zu führen, wo dazumal die Zürcher Kaufleute gewöhnlich zu speisen pflegten, und wünschte mir eine gute Vorbereitungsnacht zu den bevorstehenden Geschäften

Der **Gasthof zum rothen Haus** entstand nach 1766 anstelle eines Gasthofes gleichen Namens im Stil des Neubarocks. Er stand bis etwa 1890

Vermutlich handelt es sich bei **Madame Debary** um eine Angehörige der de Barys, die in dieser Zeit als Handelskaufleute auch in Frankfurt ansässig waren. Das würde heissen, dass Heinrich Siber in Frankfurt in einem Privathaus logierte

Der **Gasthof zum goldenen Apfel** befand sich vielleicht an der Schüppengasse, die in der Nähe der Handelsplätze der Messe lag. Als Messeplätze dienten das Mainufer, der Römerberg, die Neukräm, der Liebfrauenberg, der Heumarkt und der Rossmarkt

Diesen widmete ich mich nun mit aller Aufmerksamkeit, deren ich fähig war, die aber auch in den Pflichten eines Jünglings liegen musste, der durch ein so gütiges Zutrauen und die grossmütigsten Geschenke seiner Herren Prinzipalen gleich stark verbunden war. – Gewöhnlich kam der Herr Prinzipal morgens gegen halb zehn Uhr auf die Stube, wo ich dann relaxierte, was etwa früher vorgefallen war; nach elf Uhren begann er seine Besuche bei unsern Freunden und nach Tische war er wieder fleissig bei mir. Bei den bestimmtesten Instruktionen über jeden sich ereignen könnenden Fall konnte es mir nicht fehlen, mir durch pünktliche Befolgung seiner Befehle das Wohlwollen meines Herrn zu gewinnen, das er mir besonders auch dadurch bewies, dass er mich einige nicht ganz unwichtige Briefe schreiben liess, da er sonst gewöhnlich jeden wichtigeren Brief zu diktieren pflegte. Er überliess mir gänzlich alle Scripturen, liess die Einnahmen der Gelder durch meine Hände gehen, und bei grossem Verkehr mit den Wechslern stand er an meiner Seite und lehrte mich, wie man durch Aufmerksamkeit und Ordnung in den Geschäften sich dieselben erleichtern und vor Fehlern bewahren könne, die oft aus einer unglücklichen Fertigkeit entstehen, die nichts als Anmassung von Geschicklichkeit ist; oft aber auch Folge einer angewöhnten Ängstlichkeit sein könne, die das Oppositum von jener ist. Dagegen brachte die gütige und kluge Anleitung meines Herrn Prinzipals in mir ein so glückliches Selbstvertrauen hervor, das mir die Geschäfte äusserst leicht machte, sodass ich am Ende der Reise sowohl meine Waren als Cassa Scontro mit solcher Genauigkeit und Ordnung schliessen konnte, worüber mein Herr selbst Freude hatte

Von den Vergnügungen, die man sich gewöhnlich an der Messe macht, genoss ich sehr wenige. Ich war zweimal im Schauspiel, woran ich mir aber nicht viel Geschmack abgewinnen konnte, obgleich ich es ja ganz anders fand als dasjenige im Schützenhaus zu Baden, wo ich auch schon Langeweile hatte. Einmal besuchte ich eine Seiltänzer-Gesellschaft und konnte nicht umhin, die unnütze Kunst dieser geschickten Leute zu bemitleiden. Mein Vergnügen fand ich am meisten auf den anmutigen Promenaden, auf denen ich meist in einsamen Betrachtungen umherging, die heute gemachten Geschäfte überdachte und mich mit den Gedanken unterhielt, was es wohl morgens Nützliches oder Erfreuliches zu tun geben möchte. An den drei Sonntagen, die wir in Frankfurt zubrachten, spies mein Prinzipal mittags mit uns Zürchern allen im «Goldenen Apfel», was seinen Mitbürgern viele Freude machte, zum Nachtessen aber musste ich sein Gast im rothen Haus sein, was mich dann nicht weniger freute, dem aufmerksamen Herrn Prinzipal aber Gelegenheit gab, mein Betragen in grösserer und allenfalls zufälliger Gesellschaft beobachten und nötigenfalls zurechtweisen zu können

Am Sonntag der dritten Messwoche schickten wir unsere Scontri durch die Post nach Hause. Eine Gewohnheit, die als goldene Regel für jeden Grosshändler gelten sollte, denn da sie im Kurzen alle und jede Messgeschäfte enthalten, so sind sie die nötige Vorsorge, dass wenn durch irgendeinen Zufall den Reisenden ein Unglück begegnen würde, man dennoch die Bücher in Ordnung fortführen und jedem Rechnung geben könnte

Es blieb uns von unserem nicht unbeträchtlichen Lager noch einiges Bällchen rohe Seide übrig – und mein Herr Prinzipal konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er die närrische Freude sah, die ich hatte, als ich es Montag morgens noch an den Mann bringen konnte. Nun ist's aufgeräumt!, jauchzte ich

XVII. Kapitel. Die Rückreise

Nach Beendigung aller Geschäfte sagte der Herr Prinzipal zu mir: Du weisst, dass du nicht anders mit mir heimreisen kannst als neben meinem Bedienten auf dem Bock; wenn du dieses nicht aushalten zu können glaubest, so steht es dir frei, wieder mit der Diligence zurückzukehren, besinne dich. – Das ist schon längst

zwischen spiel messe frankfurt

ausgemacht – sagte ich, ich reise mit Ihnen. Ich sah dem gütigen Herrn seine Zufriedenheit mit meiner Antwort an der Miene an. – Ich spies noch mit ihm im Gasthof zum rothen Haus zu Mittag, und wir reisten dann noch auf Darmstadt, wo wir übernachteten. Als wir am Morgen wegfuhr, waren die Tore noch nicht geöffnet, und so hatte ich einige Augenblicke Musse, ein Münsterchen von den berühmten Hessen-Darmstädtischen Truppen zu beschauen, da nämlich die Wache beim Aufschluss des Tors ins Gewehr trat. Es waren ungefähr zwanzig der schönsten wohlgewachsensten Jünglinge, die ich je gesehen habe. So voll Bewunderung ich sie damals anschaute, so sehr graute es mir jetzt vor dem Gedanken, dass in unseren Tagen hunderttausende solcher Opfer geschlachtet wurden – bloss dem Ehrgeize einiger Herrscher zu fronen

In Mannheim besahen wir in dem **Churfürstlichen Schloss** die prächtige Gemälde-Galerie, wo mein Auge nur Anschauen und mein Herz voll Verwunderung war. Was für herrliche Genüsse müssen dergleichen Werke der Kunst einem Kenner gewähren, wenn selbst ein Ungelehrter sich nur mit Schmerzen von einem solchen Anschauen trennet. Da der Hof abwesend war, so wurden uns auch die Churfürstlichen Zimmer gezeigt, über deren Pracht ich, wie leicht zu erachten, staunte. Wer einen solchen Wohnort der menschlichen Grösse gesehen hat, kann sich dann von allen übrigen eine Vorstellung machen, und das hätte ich, wäre ich nicht in der Gesellschaft meines Herren gereist, in meinem Leben nicht zu sehen bekommen. Wir besuchten dann noch die prächtige Jesuiten-Kirche, die mich beim Eintritt in dieselbe mit Ehrfurcht und Anbetung erfüllte. Der blendende Marmor, die grösste Simplizität und Erhabenheit greifen hier das Herz an, ich hätte mit Petro ausrufen mögen: Hier ist gut wohnen!

Beim **Churfürstlichen Schloss** in Mannheim handelte es sich vermutlich um das Residenzschloss. Die Ursprünge des Schlosses liegen in der katzenelnbogischen Zeit aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, es wurde aber immer wieder durch Kriege oder Brände zerstört. Landgraf Ernst Ludwig beauftragte 1715, nachdem die Kanzlei des Schlosses abgebrannt war, den französischen Architekten Louis Remy de la Fosse damit, ein neues Barockschloss mit vier grossen Flügeln zu planen. Dieses sollte das alte Schloss komplett ersetzen. Wegen Geldmangels wurden bis 1726 allerdings nur zwei Flügel fertiggestellt, es blieb eine «Entwicklungsruine»

Am Morgen darauf besuchten wir in Schwetzingen den **Churfürstlichen Schlossgarten**, dessen weite vielfältige Anlagen mir wieder reichen Stoff der Bewunderung gaben. Mich zogen besonders ein paar schöne Wasserpartien an, und die schattigen Gehölze, in deren angenehmen Spaziergängen zu lustwandeln himmlische Wonne war. – Hier bat mich der junge Reisecompagnon meines Herrn, ich möchte ihn auch eine Station auf dem Bock fahren lassen, es müsse eine so herrliche Wonne sein, bei dem schönen Wetter in der frischen Luft dahin zu fahren, anstatt in der Chaise so eingeeengt zu sein. – Ich willigte sehr gern ein, und das gab dann auf der nächsten Station Waghäusel Anlass zu einem kleinen Spasse, da nämlich der Posthalter beim Aussteigen fragte: Ob die Herrschaften allein speisen wollten, so verwies ich den jungen Herrn mit dem Bedienten in die Wirtsstube, über welchen Einfall der gute Herr selbst zu lachen beliebte. – Auf der nächsten Station Graben hatte ich den Anlass, eins der unverschämtesten und grössten Weibsmäuler zu hören, die mir je in meinem Leben aufgestossen sind. Als wir ankamen, war ein einziges Pferd in dem Posthofe, es war Saatzeit und die Tiere alle pflügten das Feld. Die Frau Posthalterin, eine schöne und gesprächige Wirtin, schickte zwar sogleich aus, um einen Knecht mit vier Pferden rufen zu lassen, und wir liessen uns unterdessen das Warten bei einer Bouteille Wein und ein paar Teller Konfekt und Haselnuss nicht übel gefallen

Mit der Erstellung des **Churfürstlichen Schlossgartens** wurde durch den Kurfürst Carl Philipp 1661–1742 begonnen. Als er 1718 in die Kurpfalz kam, liess er Schwetzingen als Sommerresidenz und Jagdschloss ausbauen. Der Garten war wesentlich kleiner als heute und erstreckte sich nur bis zum Arionbrunnen. Hier stand die alte Orangerie, denn der Kurfürst schätzte exotische Gewächse. Carl Philipps Nachfolger, Kurfürst Carl Theodor 1724–1799, liess den Garten der Sommerresidenz zunächst im französischen Barockstil erweitern. Hofgärtner Johann Ludwig Petri entwarf 1753 das Parterre inmitten eines kreisförmigen Raumes, der durch Zirkelgebäude und Laubengänge gefasst wurde. Die vom Schloss nach Westen verlaufende Hauptachse wurde aufwendig mit Blumenrabatten, Wasserspielen und Heckenzonen geschmückt

Als aber die Sache zu lange dauerte, fing bei meinem Herrn die Geduld an auszugehen, worauf die bisher so artige Frau sehr höhnisch und spöttisch ward. Der Wortwechsel hatte einige Zeit gedauert, als mein Herr ein Wort von Klagen bei der Regierung in Karlsruh fallen liess – da war bei dem Weibe das Feuer im Dach – das kann er und die Regierung – fluchte sie, und das in solch einem Tone, dass uns jungen Leuten ordentlich anfang bange zu werden, endlich kam der Postillon mit den Pferden und spannte an. Du wirst die Pferde zu schonen wissen, schrie ihm die Posthalterin zu, und wir fuhr fort

Wir waren kaum dem Posthof aus dem Gesicht, als mein Herr Prinzipal mir befahl, dem Schwager ein doppeltes Trinkgeld zu versprechen, wenn er uns bald nach Karlsruh bringen würde. Nicht so bald war das Versprechen getan, so hätte man glauben sollen, man hätte den Pferden das doppelte Futter versprochen, eine solch magische Kraft fuhr in sie, und niemand hätte wohl glauben sollen, dass die guten Tiere von frühe morgens das Feld gepflügt hätten

In Karlsruh besahen wir noch am Abend den herrlichen **Schlossgarten**, dessen schönste Partien eine vortreffliche Orangerie und sehr viele mit dem grössten Geschmack angelegte Spaliers von den köstlichsten Obstbäumen waren. Da Herr M von dem Markgräflichen Herrn Hofgärtner in Person vergesellschaftet wurde, und hier recht in seinem Elemente war, so bekamen wir jungen Leute die Anweisung, mittlerweile das Schloss zu besuchen, wo wir besonders Freude an der prächtigen Aussicht des Schlossturms hatten, dessen Lichter jedes nach einer der symmetrisch angelegten Strassen der Stadt und, wenn man sich umwendet, nach einem Durchschnitte im Parke gehen. Auch in einige Zimmer des Schlosses wurden wir geführt, wo mir die Abstufung von dem Churfürstlichen auf das Markgräfliche Schloss sehr auffiel. – Zwischen Karlsruh und Rastatt kamen wir durch die berühmten **Mühlberger-Linien**, die der tapfere Eugen im Jahr 1734 mit seiner Reichsarmee von 15000 Mann gegen die Franzosen verteidigen sollte, sich aber aus Furcht, überflügelt zu werden, zurückziehen musste. – Beim Ausgang einer prachtvollen Waldung, die eben einem mit Kunst angelegten Garten als einem Gehölze gleichsah, präsentierte sich das **Rastatter Schloss**, berühmt durch mehrere ewige Friedensschlüsse, die es alle überlebte. Das muss ein vortreffliches Mauerwerk sein! In Rastatt ist auch die grösste Weinmass, allein das hilft einem zu nichts: die Leute machten grosse Augen, wenn man nur eine halbe Mass begehrt – so bekomme ich die ganze gar nie, und es ist als ob mir die Menschen vergönnten, was mir der liebe Gott in reichem Masse zuteilen wollte

Die Anlage des **Schlossgartens** geht auf Markgraf Karl Wilhelm 1679–1738 zurück, der Karlsruhe 1715 gründete. Zunächst wurde, ungewöhnlich für das 18. Jahrhundert, nicht hinter, sondern vor dem Schloss ein Barockgarten angelegt. Auf dem heutigen Schlossplatz wurden exotische Pflanzen, vor allem Tulpen, angepflanzt. Von 1731 bis 1746 legte der Hofgärtner Christian Thran den heutigen Schlossgarten im französischen Barockstil hinter dem Schloss an. Der Nachfolger von Karl Wilhelm, sein Enkel Grossherzog Karl Friedrich 1728–1811, übernahm 1746 die Regierung und liess Bereiche des Gartens durch die Hofgärtner Johann Bernhard Saul und Philipp Ludwig Müller umgestalten. Zwischen 1767 und 1773 wurde der westliche Teil als Chinesischer Garten angelegt, dessen Zentrum ein Gartenhaus bildete. Von einer Terrasse blickte man auf ein künstlich angelegtes Tal. Das Tal sowie eine Höhle sind von der Anlage erhalten und grenzen an die Orangerie (nach Wikipedia, abgerufen am 26. November 2022)

Der Hinweis auf Kämpfe um die **Mühlberger-Linien** im Jahr 1734 ist unklar. Vermutlich handelt es sich um ein Geplänkel im Vor- oder Nachgang der im Rahmen des Polnischen Thronfolgekriegs stattfindenden Belagerung der Festung Philippsburg vom 1. Juni 1734, bei der Prinz Eugen von Savoyen 1663–1736 als österreichischer Kommandant fungierte. Philippsburg liegt nördlich von Karlsruhe, Rastatt aber südlich. 1733, also ein Jahr vorher, kam es um die Festung Kehl ebenfalls zu Kämpfen zwischen französischen und österreichischen Truppen

Das **Rastatter Schloss** wurde vom Markgrafen Ludwig Wilhelm 1655–1702 ab 1697 gebaut. Zuerst als Jagdschloss begonnen, wurde es ab 1699 zu seinem Residenzschloss im Barockstil ausgebaut und bereits 1701/1702 bezogen

Bei Kehl fuhren wir über die Rheinbrücke nach Strassburg, wo wir in der einst dem Einzuge der unglücklichen Königin **Marie Antoinette** so geheissenen rue Dauphine im Gasthof zum Ochsen abstiegen. Wer **«Carl Grandison»** und **«Pamela»** gelesen hat, der kann nicht anders, als sich von den engelländischen Schönen grosse Begriffe machen. Hier wurden sie bei mir realisiert, denn in diesem Gasthofe logierten drei junge Frauenzimmer, die man mit Recht Englisch nennen konnte, und an denen ich nichts auszusetzen fand, als dass zwischen ihnen und mir eine grössere Kluft befestigt war, als zwischen Lazarus und dem reichen Manne. Doch auch das bloss Anschauen der schönen Geschöpfe Gottes erhebt unser Herz, und zwar oft auch da, wo das fatale: Du sollst dich nicht lassen gelüsten! mit Fraktur-Buchstaben am Aushängeschild steht

Mein Herr Prinzipal beliebte diesmal nicht an der Tafel, sondern in unserem Kreise zu Nacht zu speisen. Wir jungen Leute verloren nichts, denn seine Unterhaltung war immer lehrreich, und er wusste dieselbe durch Erzählungen von seinen früheren Reisen so zu beleben, dass man immer gern um ihn war. Er hörte es auch sehr gern, wenn man durch bescheidene Fragen oder Einwürfe Aufmerksamkeit auf seine Erzählungen verriet, und half jedes Mal der jugendlichen Wissbegierde mit Vergnügen und Munterkeit nach

Dass er Königin **Marie Antoinette** 1755–1793 hier erwähnt, hängt damit zusammen, dass Heinrich Siber seine Lebenserinnerungen erst um 1815 niederschrieb, also einige Zeit nach der Französischen Revolution. 1770 wurde sie die Dauphine von Frankreich. Vermutlich hiess die Strasse zum Zeitpunkt der Reise schon rue Dauphine

Mit **«Carl Grandison»** und **«Pamela»** meint Siber die Briefromane **«Pamela»** (1740) und **«The History of Sir Charles Grandison»** (1753/1754) des englischen Autors Samuel Richardson 1689–1761, die damals sehr erfolgreich waren

Am Morgen schickte er uns jungen Leute mit dem Bedienten nach dem Münster, wo wir die Zinne des Turmes erstiegen, aber ohne Grauen die Waghälse sahen, die sich bis in die oberste Spitze wagten. Wir besahen dann die schönen Glocken und das über alles luftige Zimmer der Turmhüter, die ich aber um ihre schöne Aussicht nicht beneidete und mich froh fühlte, als ich wieder von der schwindelnden Höhe herunter war. In der Kirche besahen wir noch das Grabmal des berühmten Marschalls von Frankreich, **Moritz von Sachsen**, das ich (ohne von seiner Schönheit urteilen zu können) lieber in einem Exerzier-Haus als in der Kirche gesehen hätte

zwischen spiel messe frankfurt

Hermann Moritz Graf von Sachsen, genannt «Maréchal de Saxe» 1696–1750, war ein deutscher Feldherr und Kriegstheoretiker in französischen Diensten und von 1726 bis 1729 Herzog von Kurland. Er war ab 1747 einer von nur insgesamt sieben Generalmarschällen von Frankreich (nach Wikipedia, abgerufen am 26. November 2022)

Vor Tische machten wir einen Besuch bei der Gemahlin des Herrn **General von Muralt**, die damals in Strassburg wohnte, wo wir ausnehmend höflich empfangen wurden und fast eine halbe Stunde blieben. Diese visite de cérémonie vermehrte meine Begriffe von der Lebensweise der Grossen wieder um eine Stufe, ich war froh, als sie vollendet war. Wieder im Gasthofe angelangt, spiesen wir noch einmal privatim beisammen, und der gütige Herr munterte uns da scherzweise auf, uns recht satt zu essen, da wir bis morgen Mittag nichts mehr kriegen würden, zugleich aber gab er dem Wirte Befehl, uns einen schönen Braten auf den Weg parat zu halten, und in dem Kutschenkeller waren noch mehrere Bouteillen vorhanden, die keinen Durst befürchten liessen, sodass wir mit dem besten katholischen Christ bei seinen vortrefflichen Tisch und Speisen hätten sagen können: So ist gut fasten

Ob es sich bei **General von Muralt** um Wilhelm Bernhard von Muralt 1737–1796 handelt, ist unklar. Von 1759 bis 1772 stand dieser in französischen Diensten, wurde dann aber 1792 General des eidgenössischen Truppenaufgebots in der Waadt mit Garnisonen in Genf und Basel gegen den französischen Aufmarsch bei Genf. 1796 präsidierte er die von der eidgenössischen Tagsatzung eingesetzte Friedenskommission für Verhandlungen mit Frankreich (nach HLS, abgerufen am 26. November 2022)

Wir verreisten von Strassburg, unsere Stunden waren berechnet, wir sollten bei Nacht das Elsass passieren. Doch bei der ersten Poststation in Kraft genossen wir noch einen Abendtrunk, mit dem wir uns dann gar wohl bis zur anbrechenden Morgendämmerung behelfen konnten. Ein vorgespannter Riemen sicherte meinen Kameraden und mich auf dem Bocke vor plötzlichem Herabfallen, und ich lernte, dass sich auch da, wie in der Kutsche, eine Partie Schlafs gut mitmachen lasse (scilicet) auf den damaligen prachtvollen Chaussées im Elsass. – Bei anbrechendem Tage versäumte unser Herr nicht, mit uns das mitgenommene Frühstück einzunehmen. Unter diesem Genusse näherten wir uns der letzten französischen Poststation, dem nun wieder umgetauften St-Louis, während den Revolutionsjahren Bourgelibre genannt, wo wir die letzten französischen Pferde wechselten, und damit das nahe eidgenössische Basel so geschwind durchrannten, als wenn es uns nicht genug zum Absteigen gewesen wäre

Wir kamen nach Rheinfelden. Es war ein prächtiger Tag, und dem jungen Herrn Reisecompanion kam wieder einmal die Laune an, eine Station auf dem Bock fahren zu wollen. Ich durfte ihn nicht merken lassen, wie angenehm mir dieser Vorschlag war, denn von Basel aus schon waren es nicht mehr die französischen Chaussées, man empfand nicht selten unfreundliche Stösse, und ich dachte bei mir selbst: Hast du den guten gehabt, so bade den bösen auch. Als wir zu Mumpf ankamen, war der junge Herr wie gerädert, er verwünschte nun Bock und Aussicht und freie Luft und alles! Wir spiesen hier zu Mittag und – wer sollte es glauben? – wurden mit den zwei Dauben auf Noahs Arche regaliert, die ihren Heimweg nicht mehr fanden, und zufälligerweise sich da um den Schwarzwald verirren und uns zuteil werden mussten. Wir kannten sie zwar nicht an den Federn, aber das edle Fleisch bewies, dass sie notwendig aus der Vorwelt sein mussten

Als wir an den Fuss des Bözbergs kamen und ausstiegen, schickte der Herr Prinzipal seinen Neffen und den Bedienten mit der Chaise, mich aber nahm er mit sich, um auf einem ihm bekannten näheren Fusswege den Weg zu passieren. Dieser Weg bleibt mir ewig unvergesslich. Der vortreffliche Mann sprach auf dem ganzen Wege mit mir über die häusliche Lage meiner Familie, über meine eigenen Verhältnisse und Aussichten in einem so vertrauten herablassenden Tone und gab mir so viel gute Erinnerungen, Lehren und Ermahnungen, rühmte mein redliches Zusammenhalten mit meiner tätigen und haushälterischen Stiefmutter und versprach mir bei fortgesetztem Fleisse und getreuer Anwendung meiner Talente seine fernere Unterstützung, dass ich voll innigen Dankes gegen den gütigen Herrn und den lieben Gott, der mich zu ihm geführt hatte, mit den edelsten Entschlüssen beseelt ward, mich seines fernern Wohlwollens auf alle Weise würdig zu machen

Wir übernachteten nun noch in Brugg und fuhren am Morgen frühe auf Baden hinüber, wo die Frauen, Töchter und Herren Töchtermänner, der Herr Bruder und die Jungfrau Schwester, mit dem Herrn Papa und der Mama des jungen Herrn, die Langgemissten erwarteten. Da ward nun noch ein erfrischendes Bad genommen, dann ein herrliches Mittagmahl genossen, und nach der gewohnten **Abend-Parthie, in Dietikon**, langten wir wieder gesund und glücklich in Zürich an

Die erwähnte **Abend-Parthie in Dietikon** muss in der dortigen Taverne (Gasthaus Krone) stattgefunden haben, die auch im Teil über die Widmers erwähnt wird. Zu jener Zeit gab es in Dietikon nur einen Gasthof. Dass damals Martin von Muralt mit Familie dort einkehrte, dokumentiert, dass die Taverne einen hohen und auch in Zürich bekannten Standard bot

Zu «Kirchenörtern» (siehe Seite rechts) nach Bluntschli, Johann Caspar, Privatrechtliches Gesetzbuch für den Kanton Zürich, mit Erläuterungen, zweiter Band, Sachenrecht, Zürich 1854, S. 6 f., § 6

Das Recht auf bestimmte Kirchenörter ist in der Regel ein persönliches Gebrauchsrecht, nicht eine Gerechtsame des Haus und wird auch nicht als Zubehör derselben angesehen

Die Erwähnung des Rechtes auf die Kirchenörter [Benutzung der Kirchenstühle, Sitze in der Kirche] passt eigentlich nicht in dieses Kapitel, das von Sachen, nicht von Rechten handelt. Da aber über die Frage, ob dasselbe zu dem Haus gehöre oder nicht, sich gelegentlich Zweifel erhoben haben und der Begriff nicht wichtig genug schien, eine besondere Behandlung in dem Rechtssystem zu erfahren, so verstand die Kommission es noch angemessen, jene Frage zu entscheiden und eine neue Bestimmung einzuschalten. In älterer Zeit kam es häufig vor, dass die Benutzung der Kirchenörter mit den Wohnhäusern innerhalb einer Kirchgemeinde noch verbunden war und dann allerdings als eine rechtliche Zubehör dieser betrachtet wurde. Seither aber sind diese Rechte von dem Zusammenhang mit Hausbesitz regelmässig abgelöst worden und gelten nun als Recht der Person. Sie sind daher auch zu einem Gegenstand des freien Verkehrs geworden, und zwar ohne, dass es der Vermittlung des Grundbuches dabei bedarf. Gewöhnlich sind in einem der Kirche zugehörigen Buch die sogenannten Eigenthümer der Kirchenörter verzeichnet, und jeder derselben hat einen Schein [Kirchenschein], der bei der Veräusserung auf einen neuen Erwerber auf diesen übertragen wird

Johannes Siber * 04.11.1744 Fluntern † 31.12.1804 Hirslanden	∞ 16. Oktober 1781	Regula Boller * 16.05.1760 Küsnacht † 11.04.1828	
Anna Regula Siber * 09.10.1782 Fluntern			Ohne weitere Abklärungen
<p>Vermerke im Taufbuch der Prediger-Kirche in Zürich: Johannes Siber, auf den Blatten, Regula Boller, von Küsnacht</p> <p>Die Patin und der Pate weisen bereits auf eine Verbindung der Familie mit der Stadt Zürich hin</p> <p>Patin: Frau Hauptmännin Anna Usteri, geborene von Muralt</p> <p>Ihr Ehemann war Martin Usteri 1722–1803 aus der Familie des Seidenunternehmens «Martin Usteri & Söhne», das 1684 durch seinen Grossvater Paulus Usteri gegründet wurde. Aus diesem Unternehmen ging 1798 die Handelsgesellschaft Usteri, Nüscherer & Co. hervor. Ein Neffe von Martin Usteri war Teilhaber der Porzellanmanufaktur im Schoren bei Kilchberg</p> <p>Pate: Doktor und ... Johann Georg Locher</p> <p>Vermutlich handelt es sich bei ihm um den Naturforscher Johann Georg Locher 1739–1787, der von 1767 bis 1787 den botanischen Garten in Wiedikon leitete</p>			
Elisabetha Siber * 16.01.1784 Fluntern			Ohne weitere Abklärungen
<p>Vermerke im Taufbuch der Prediger-Kirche in Zürich: Johannes Siber, Kirchenpfleger auf den Blatten, von Fluntern, Regula Boller, von Küsnacht</p> <p>Pate: Hans Jakob Boller, ab dem Wammisbach (entweder der Vater oder der Bruder von Regula Boller)</p> <p>Patin: Barbara Nägeli, geborene Meyer, von Hottingen</p>			
Johannes Siber * 28.02.1791 Fluntern † 17.04.1860 Sudak	∞	Anna ? * Um 1789 † 05.11.1837 Sudak	Johannes Siber wanderte 1830 nach Sudak auf der Krim aus zwischen spiel ein siber bei karl marx
	∞ 9. Januar 1838	Anna Fierfort * 02.01.1813 † 05.05.1887	
Johann Friedrich I. Sieber * 05.09.1797 Hirslanden † 06.06.1838 Hirslanden	∞ 6. Juni 1824	Susanna Arter * 23.06.1805 Hottingen † 11.01.1874 Frauenfeld	Mit ihm änderte sich die Schreibweise von Siber zu Sieber
<p>Vermerk im Taufbuch der Prediger-Kirche in Zürich: alt Kirchpfleger Johannes Siber v. Fluntern, sesshaft Kreuzhof, Regula Boller</p> <p>Pate: Johannes Fries, Tischmacher</p> <p>Es könnte sich bei ihm und den Tischmacher Johannes Fries 1751–1824 handeln, der zum Beispiel 1782 die Kanzel für das Fraumünster anfertigte. Seine Werkstatt hatte er gemäss damaligen Annoncen am unteren Hirschengraben, in seinem Besitz waren auch die Häuser «Zum Golden Winkel» und «Zum Kleinen Golden Winkel» (heute Trittligasse 34/32, Quelle KDS III.II, S. 251)</p> <p>Patin: Magdalena Lisbeth Kilchsperger, geborene Boller</p>			

Johannes Siber und Regula Boller hatten gemäss Bürgerbuch von Fluntern vier Kinder Anfänglich noch in Fluntern auf dem Blatten (heute «Platte» mit Universität, ETH und Kantons-spital) wohnhaft, übersiedelten sie in den 1790er-Jahren nach Hirslanden in den «Kreuzhof» (Langgasse 9/10, heute Forchstrasse 26, 1930/1936 abgebrochen), den sie urkundlich am 25. August 1796 von **Franz Bartholomäus Högger** für 6500 Gulden erwarben («eine Behausung und zwei **Kirchenörter** in der Kirche beim Kreuz»)

Franz Bartholomäus Högger, geboren am 6. Januar 1763. Wurde Lehrer, als solcher tätig zuerst im Institut Bertout in Neuenburg, dann als Hauslehrer bei Hauptmann Nüscher in Zürich. Vorübergehend verliess er den Lehrerberuf und war als Buchhalter während neun Jahren bei Adolf Burkhard in Zürich angestellt. Zurück im Lehrerberuf, übernahm er ein Institut in Stäfa, wo zwölf 14- bis 15-jährige Knaben unterrichtet wurden, und später in St. Gallen ein Töchterinstitut

Website der Familie Gsell, abgerufen am 17.12.2021

Gemäss Corrodi-Sulzer (1925) war der «Kreuzhof» vorher auch im Besitz der Hirslandener Familie Weber [zwischen spiel familiennetze am zürichberg](#)

Die Familie Siber besass das Haus bis 1865, zusammen mit einer weiteren Hirslandener Liegenschaft, die Johann Friedrich I. Sieber 1835 erwarb. Ein Jahr vorher, am 23. März 1834, hatte sich dieser für seine Familie in das Hirslandener Bürgerrecht eingekauft

Als Johannes Sibers Beruf wird in der Urkunde Kirchenpfleger angegeben. Gleiches findet sich auch in den Taufbüchern ab 1784. Ob dies immer sein Haupterwerb war, ist unklar. Aufgrund der Patenschaften für seine erste Tochter Anna Regula kann vermutet werden, dass bereits Johannes mit der Stadt stark vernetzt war. Als Patin amtierte nämlich Anna Usteri, geborene Muralt. Die Familie ihres Ehemannes Usteri führte seit 1683 die Firma Martin Usteri & Söhne, eine der bedeutendsten Firmen der Zürcher Seidenindustrie. Denkbar ist, dass Johannes dort eine Zeit lang tätig war

Kirchenpfleger verwalteten in der Regel als Treuhänder das Kirchenvermögen. Dazu gehörten neben dem Kirchengebäude samt Grundstück, Ausstattung und Kultgegenständen sowie dem Friedhof auch Zehntrechte, Liegenschaften und Kapitalien, von denen die Kirchenpfleger den Zins einzogen. Sie waren von den Gemeinden wie die Geschworenen, Ehegaumer etc. auf Zeit eingesetzt. Die Kirchenpflegschaft war ein Element kommunaler Selbstverwaltung im kirchlichen Bereich

Auch sonst ist wenig bekannt über die Familie. Im Nachruf zum Tod seines Sohnes Johann Friedrich I. heisst es über die Familie Siber-Boller nur

Schon im 7. Jahre verlor Johann Friedrich I. seinen Vater; die fromme Mutter liess ihn dann die Schulen in Zürich, später ein geachtetes Privatinstitut auf der Landschaft besuchen und stellte ihn so auf den Weg seiner geistigen Entwicklung, während sie dann im häuslichen Kreise durch Wort und Vorbild jenes religiöse, christliche Leben in ihm weckte, das später sich immer mehr unter allen Zeiten und Erfahrungen in ihm befestigte

Aus: Neue Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Fünftehnter Theil. Glarus 1844, S. 283

Aus dem gleichen Nachruf erfahren wir weiter

Nach Vollendung seiner Schulzeit trat er in ein Zürcher Handelshaus, wo er bald durch Fleiss, Pünktlichkeit und gute Sitten die Achtung seiner Prinzipalen erwarb, in deren Geschäfte er zweimal nach Italien reiste

Johann Friedrich Sieber heiratete 1824 Susanna Arter. Sie war die älteste Tochter von Salomon und Anna Arter-Weber und wuchs im «Artergut» in Hirslanden auf [zwischen spiel st. galler und zürcher noblesse](#)

Johann Friedrich war gelernter Kaufmann und Teilhaber im Geschäft seines Schwagers Salomon Arter (Salomon Arter Seide- und Baumwollhandel) mit Domizil in Zürich. Gemäss HLS bestand dieses ab 1835. Wo er vorher tätig war, ist nicht bekannt

Der Bruder unseres direkten Vorfahren Johann Friedrich I. Sieber [manchmal noch Siber] wanderte um 1830 zuerst nach Nischni Nowgorod und dann nach Sudak auf der Krim aus. In der Region um Sudak befanden sich bereits einige Zentren süddeutscher und schweizerischer Zuwanderung. Ob diese aber der Grund für seine Übersiedelung waren, ist unbekannt

Über die Motive seiner Auswanderung ist uns bisher nichts bekannt. Es kann aber vermutet werden, dass sie nicht im Rahmen einer Gruppenauswanderung passierte, sondern als sogenannte Einzelauswanderung als Naturwissenschaftler

Zu seiner Auswanderung finden sich Hinweise sowohl im Russlandschweizer-Archiv der Universität Zürich respektive im Sozialarchiv (unter #7098 [sein Sohn unter #7099]; der Datensatz erwähnt als Beruf Chemiker, was vermutlich Apotheker meinte) als auch im Staatsarchiv des Kantons Zürich (Entscheide des Regierungsrats von 1837 betreffend die Vermögensauslieferung an ihn, die auch seinen Bruder Johann Friedrich I. Siber erwähnen). Als Wohnort wird Sudak auf der Krim erwähnt

Im Buch «Schweizer im Zarenreich, Zur Geschichte der Auswanderung nach Russland» heisst es über ihn und seinen Sohn: «Von einem letzten grossen Zürcher Gelehrten, dessen Andenken in der Sowjetunion unvergessen ist, hat die Schweizer Öffentlichkeit nie so recht Notiz genommen: Gemeint ist Niclaus Siber, der 1844 in Sudak auf der Krim als Sohn des Chemikers Johannes Siber, Bürgers von Fluntern ZH, geboren wurde. Die Spuren des Vaters, der in den 1830er-Jahren nach Russland ausgewandert sein muss, verlieren sich im russischen Süden.» (S. 297)

Trotzdem lässt sich dank den Informationen einer direkten Nachfahrin eines Bruders von Anna Fierfort sowie darauf aufbauenden Recherchen einiges über seine Zeit in Sudak rekonstruieren. Ebenso liefern vor allem die Beiträge von Andreas Kappeler (Kappeler 1989/2020) wertvolle Informationen über Nikolai Siber. Schliesslich findet sich zu Nikolai Siber eine umfangreiche wissenschaftliche Auseinandersetzung, z. B. auch im Rahmen eines Nationalfondsprojektes bei der Universität Lausanne Ende der 2010er-Jahre

Der aus Épernay in der Champagne stammende Jean Pierre Fierfort (um 1763 bis 1841) übersiedelte im Rahmen der Ansiedelungskampagne von Zarin Katharina II. nach der Annexion der Krim von 1783 noch vor 1790 nach Sudak, wo er einerseits in den staatlichen Weinbergen als Traubenmeister, andererseits in der staatlichen Weinbauschule als Dozent tätig war. Entsprechend wird er in einer französischen Quelle als Angestellter der taurischen Regierung ausgewiesen («dans le gouvernement de Tauride en 1793», nach: Anne Mézin et al.: Les Français en Russie au siècle des Lumières, Dictionnaire des Français, Suisses, Wallons et autres francophones en Russie de Pierre le Grand à Paul 1^{er}, Ferney-Voltaire: Publications du Centre international d'étude du XVIII^e siècle, 2011)

Über einen Besuch des Weinguts der Fierforts im Jahr 1793 berichtet Heinrich Christoph von Reimers: Reise der russisch-kaiserlichen ausserordentlichen Gesandtschaft an die othomanische Pforte im Jahr 1793. 3. Teil. St. Petersburg 1803, Band 3, S. 57 ff.

[...] und befand mich hierauf, nachdem ich 17 Werst von Elburu und 3 Werst vom Meer entfernt war, in einer schweizerischen, rund umher mit Weinbergen umgebenen Gegend, in der Herr Fierfort, ein Winzer aus Champagne, ein kleines, niedliches Häuschen bewohnt. Er steht im Sold des Herrn Viceadmirals Mordwinov und hat die Aufsicht über die demselben zugehörigen, hieselbst gelegenen Weinpflanzungen

[...] Der wackere junge Mann, der natürlicherweise den feinen, geschrobenen Ton der französischen grossen Welt nicht kennt, empfing mich mit einem herzlichen Willkommen und gefiel mir bald wegen seines guten, offenen Charakters. Da ich noch nichts zu Mittag genossen hatte, musste mir seine deutsche Haushälterin gleich ein wenig kaltes Essen vorsetzen [...]

1832 konnte Fierfort im Rahmen einer Privatisierungskampagne einen eigenen Weinberg erwerben. Nach seinem Tod ging der Weinberg 1841 testamentarisch an seine Tochter Anna über, die diesen zusammen mit ihrem Ehemann Johann Siber weiter bewirtschaftete

zwischenspiel ein siber bei karl marx

Johannes Siber * 04.11.1744 Fluntern † 31.12.1804 Hirslanden	∞ 16. Oktober 1781	Regula Boller * 16.05.1760 Küsnacht † 11.04.1828	Unsere direkten Vorfahr:innen
Johannes Siber * 28.02.1791 † 1860 Sudak in Russland	∞	Anna ? * um 1789 † 05.11.1837 Sudak	Bruder unseres Vorfahren Johann Friedrich I. Sieber
	∞ 9. Januar 1838	Anna Fierfort * 02.01.1813 Sudak † 05.05.1887 Jalta	

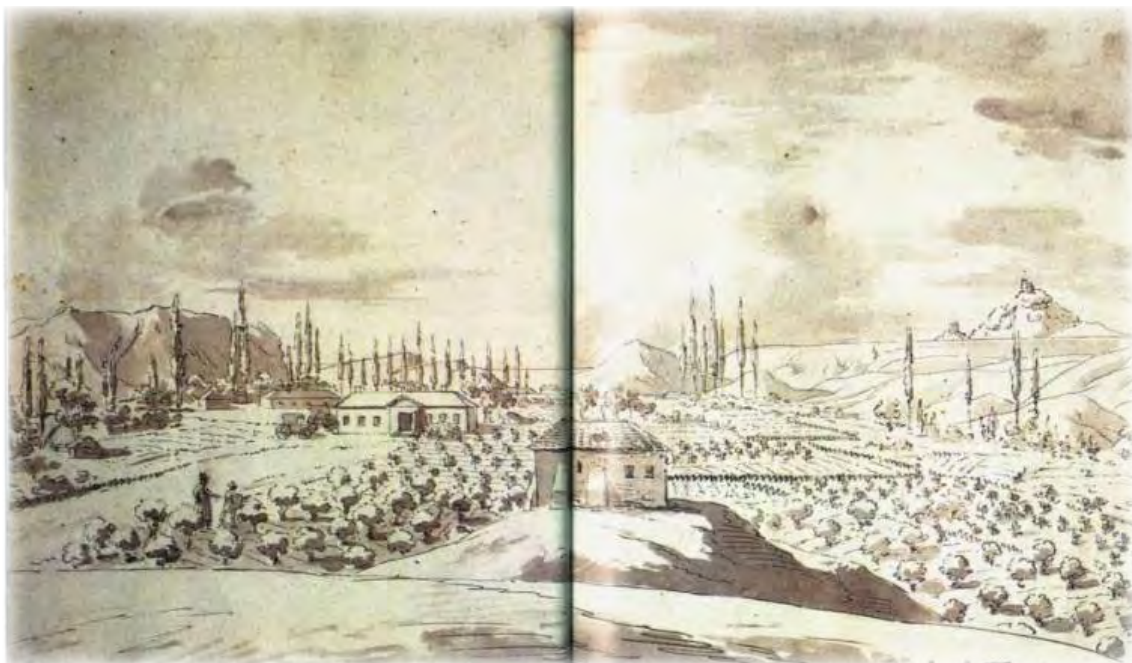
Um diese Zeit plante Johann die Errichtung einer Fabrik zur Herstellung eines Schädlingsbekämpfungsmittels für Reben (eine Speziessalbe, die Reben gegen Würmer schütze). Der hierfür beim Ministerium für ländliche Industrie beantragte Darlehen wurde nach längeren Verhandlungen gewährt, ob die Fabrik aber errichtet wurde, ist unbekannt (Quelle: Nachfahrin der Familie Fierfort)

Auf obige Angabe könnte sich auch Kappelers (2020) Hinweis beziehen, dass Johannes Siber um 1850 in einer regionalen Zeitschrift einen Aufsatz über die Bekämpfung von Schädlingen auf Weinreben veröffentlichte. Kappeler bezieht sich dabei auf Mykola Tkačenko, 1928

Nach dem Tod ihres Mannes Johann übersiedelte Anna Siber Fierfort nach 1860 nach Jalta auf der Krim, wo sie mit ihrer zweiten Tochter Sophia lebte

Von einem Fürsten Woronzow erwarb sie in Jalta ein Grundstück auf dem Polikurovsky-Hügel, an dessen Hängen in dieser Zeit die Überbauung begann. Selbst baute sie um 1865/1866 ein Haus, das auch in einem Buch von 1866 erwähnt wurde

Am Eingang von Simferopol, in der Nähe der Kirche des Heiligen Johannes Chrysostomus, steht am Berghang das neue Haus von Frau Siber, in dem ein Teil von ihr bewohnt wird und die anderen Teile vermietet sind



Anfang der 1870er verkaufte sie das Haus auf einem Grundstück von 2500 Quadratmetern an einen Largier/Larguier (?), den ehemaligen Verwalter des Mordinov-Gutes in Jalta. Dieser verkaufte das Haus weiter an den Makler Buchstabu, von dem Anna Siber Fierfort es schliesslich 1879 für 900 Rubel zurückkaufte

Wenig später baute sie auf einem weiteren Grundstück ein zweites Haus, ebenfalls zweistöckig und mit einem Balkon an der Vorderseite (Ecke Tolstogo-Strasse / Nagornaya-Strasse)

Noch 1915 waren beide Grundstücke im Besitz von Annas Tochter Sophia Iwanowa Siber. Sie verkaufte während des Bürgerkrieges eines der Grundstücke an Asan Khayali, das andere bewohnte sie weiterhin

Schliesslich weist ein Gutachten von 2019 über die Schutzwürdigkeit des Hauses «S. P. Bonnier» an der Puschkinskaja-Strasse 13 darauf hin, dass Anna Siber Fierfort dieses Haus ebenfalls besass, heisst es doch im Gutachten, dass das ursprüngliche Gebäude – erbaut um 1880 – ihr gehörte, bevor sie es an Fürstin Obolenska verkaufte, die es wiederum 1898/1899 an Sophia Pawlona Bonnier weiterverkaufte

Wie und wo Sophia Iwanowa Siber unter der sowjetischen Herrschaft lebte, ist nicht bekannt. Ob ihr das Haus überlassen wurde oder ob sie weiterhin als Mieterin darin wohnte, ist ebenfalls nicht überliefert, hingegen wissen wir von der Cousine von Johann Friedrich II. Siber:

Im Haus von S. I. Siber befanden sich in den vorrevolutionären Jahren die möblierten Zimmer von Sofya Iwanowa Siber, die aus eigenen Mitteln eine Bibliothek mit einem kleinen Lesesaal unterhielt, die bei den Bewohnern der nahe gelegenen Slobodas beliebt war. Der Maler I. I. Lewitan wohnte bei seinem ersten Besuch in Jalta (im Mai 1886) in diesen möblierten Zimmern

In einem Beitrag über I. I. Lewitan findet sich zudem folgender Hinweis

Einige Briefe des Künstlers selbst sind erhalten. Sie erlauben uns, seine Eindrücke von der Reise auf die Halbinsel Krim zu beurteilen, der er etwa zwei Monate seines kurzen Lebens gewidmet hat. Vermutlich besuchte Lewitan Jalta, Gurzuf, Massandra, Alupka und tatsächlich Sewastopol, wo er mit der Bahn in der 2. Klasse mit drei Umstiegen in Kursk, Charkow und Lozovaya ankam. In Briefen an Tschechow gab Lewitan als Absenderadresse an: «Jalta. Siber-Bibliothek». Sofya Iwanowa Siber war Semstwo-Lehrerin und unterhielt die erste private Bibliothek in Jalta. Dies erklärt die Adresse. Genauer gesagt, das Haus, in dem sich Lewitan niederliess, befand sich auf dem Polikurovsky-Hügel, an der Ecke der Strassen Nagornaya und Tserkovnaya

Der gleiche Hinweis findet sich bei Alexander Kolesnik (in: «Die Krim in der Umarmung des Konsums», Simferopol 2005/2010) im Abschnitt über I. I. Lewitan

In der Altstadt von Jalta gibt es ein kleines Haus, das die Aufmerksamkeit der Passanten nicht auf sich zieht. Es steht an einem Hang des Polikurovsky-Hügels, an der Ecke zweier steiler Strassen – Nagornaya und Tolstogo (früher Kirche). Das Haus hat sein ursprüngliches Aussehen bis heute bewahrt. Inzwischen hat es eine interessante Biografie. Dieses Haus gehörte Ende des 19. Jahrhunderts der Lehrerin Sofya Iwanowa Siber, die die erste Privatbibliothek in Jalta besass. Die Zeitschrift «Sovremennik», die 1874 herausgegeben wurde, befindet sich noch immer in der Stadtbibliothek mit dem Exlibris «Die Bibliothek und der Lesesaal von Sofya Siber in Jalta». Gleichzeitig wurden in dem Haus möblierte Zimmer für Gäste mit geringen Mitteln vermietet. In den Reiseführern jener Zeit stand unter den Ankündigungen eine solche: «Wohnungen zu vermieten ..., billiger in der Datscha Siber ...»

Kolesnik könnte sich dabei auf den Eintrag in Bechinskys Reiseführer von 1908 zu Jalta beziehen, wo es heisst

Wohnungen können in Häusern angegeben werden: Shtangeeva, Kondakov, Ovchinnikov, billiger – bei Datschen: Siber, Klimenko, Solonikio, Drobyazgin, Onishchenko, Kalmanovich, Feinberg usw.

zwischen spiel ein siber bei karl marx

Johannes Siber * 28.02.1791 † 17.04.1860 Sudak	∞ 9. Januar 1838	Anna Fierfort * 02.01.1813 † 05.05.1887	Bruder unseres Vorfahren Johann Friedrich I. Sieber
In Transkriptionen aus der kyrillischen Schrift findet man auch Ziber statt Siber			
Maria Siber * 09.07.1838			Über Maria ist uns bisher nichts bekannt
Sophia Iwanowa Siber * 20.01.1840 Sudak † nach 1915			Cousine unseres Vorfahren Johann Friedrich II. Sieber
Nikolai Iwanowitsch Siber * 10.03.1844 Sudak † 28.04.1888 Jalta	∞ 1874	Nadeschda Schumova * 18.05.1854/56 Samara † 16.05.1916 St. Petersburg	Cousin unseres Vorfahren Johann Friedrich II. Sieber

Über ihren Sohn Nikolai Iwanowitsch Siber, den Cousin unseres direkten Vorfahren Johann Friedrich II. Siber, finden sich viele Informationen, die meisten davon im Zusammenhang mit seiner wissenschaftlichen Arbeit

Nikolai besuchte das Gymnasium in Simferopol und studierte dann mit einem Stipendium ab 1863 an der Juristischen Fakultät der Universität Kiew. Dabei fiel er auch den Rechtshistoriker A. V. Romanovič-Slavatinskij auf, der später über ihn schrieb

Er war ein sehr aufmerksamer Besucher meiner Vorlesungen, vor allem derjenigen über ausländisches Staatsrecht, das ich damals so ausführlich erläuterte. Siber sass immer auf der ersten Bank und hörte gespannt zu, was der Professor zu sagen hatte

Nach seinem Studium bis 1868 an der Universität Kiew und nach einer kurzen Tätigkeit als Friedensrichter im Gouvernement Wolhynien verschafften ihm seine Lehrer und Förderer Nikolaj Christianovič Bunge (1823–1895) und Grigorij Cechanovskij ein Stipendium. Nikolai arbeitete dann von November 1868 bis 1. November 1871 an seiner Dissertation zum Thema «Preis- und Kapitaltheorie David Ricardos», die ihm den Titel des Magisters der politischen Ökonomie eintrug. A. V. Romanovič-Slavatinskij schrieb darüber

Ich erinnere mich an die brillanten Antworten von Siber. Der Prüfer Bunge forderte ihn auf, die Theorie von Marx vorzustellen, die damals eine grosse Neuheit war. Ich erinnere mich an das Feuer in Sibers Wangen, als er über die Theorie sprach, deren glühender Anhänger er wurde. Dem Examen folgte eine Magisterarbeit über «David Ricardos Wert- und Kapitaltheorie», die er später mit Marx verglich

Bunge wurde 1880 stellvertretender Minister für Finanzen und dann 1881 selbst Finanzminister unter Zar Alexander III. Von diesem Amt trat er 1887 auf Druck konservativer Abgeordneter zurück

Nach seinem Abschluss schickte die Universität Kiew Nikolai auf einen Studienaufenthalt ins Ausland. Anfang des Jahres 1872 war er deshalb an der Universität Heidelberg, für das Sommersemester 1872 an der Universität Zürich und für das Wintersemester 1872/1873 an der Universität Leipzig

Zum Dozenten für den Lehrstuhl für Politische Ökonomie und Statistik der Universität Kiew empfahl ihn sein Lehrer Nikolaj Christianovič Bunge (1823–1895). Die Wahl fand im Herbst 1873 statt. Sie führte Nikolai Siber 1874 nach Kiew zurück

1874 wurde er gemäss Kappeler (2020) Mitglied der im Jahr davor in Kiew begründeten Südwestlichen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft und gehörte drei ihrer Kommissionen an

Darüber schreibt Kappeler

An der Universität Kyiv trat Siber in Kontakt mit hervorragenden Vertretern der ukrainischen Nationalbewegung. Unter ihnen war der ebenfalls nach Kyiv zurückgekehrte und an der Universität lehrende Drahomanov, der Siber als «engen Freund» bezeichnete. Siber gehörte zur Kyiver Hromada, der sogenannten alten Hromada, der damals im Zarenreich wichtigsten nationalen Gruppierung der Ukrainer. Er stand der radikalen Richtung der Hromada nahe, die

von Drahomanov angeführt wurde und der die gemässigte Richtung um den Historiker Volodymyr Antonovyč, auch er Professor der Kyiver Universität, gegenüberstand. Siber war Mitglied der Südwestlichen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft, der legalen Organisation der Hromada, und einer der Redakteure der Zeitung «Kievskij Telegraf», für die er (teilweise anonym) zahlreiche Artikel schrieb. Diese führte eine Polemik mit dem reaktionären russisch-nationalistischen «Kievljanin», an der sich auch Siber beteiligte. Wie Drahomanov schreibt, waren es nur vier bis fünf Ukrainophile, auf denen die Hauptlast der Arbeit lag, unter ihnen Podolyns'kyj und Siber. Die zarische Geheimpolizei berichtete auf der Grundlage von Denunziationen, Siber sei in Kyiv «Haupt einer Organisation der Ukrainophilen-Sozialisten» gewesen. Das klingt reichlich übertrieben, denn die sogenannten Ukrainophilen verfolgten keine umstürzlerischen politischen Ziele

Trotzdem beobachtete die russische Regierung die Aktivitäten der sogenannten Ukrainophilen mit Misstrauen, und 1875 schloss sie die Südwestliche Abteilung und 1876 den «Kievskij Telegraf». In diesem Jahr erliess Alexander II. den berüchtigten Emser Ukaz, mit dem der Druck ukrainischsprachiger Schriften zum zweiten Mal nach 1863 verboten wurde. Drahomanov wurde des «kleinrussischen Separatismus» beschuldigt und von der Universität entlassen, worauf er in die Schweiz emigrierte. Siber war schon im April 1875 auf eigenen Wunsch beurlaubt worden, im Dezember wurde seinem Gesuch auf Entlassung stattgegeben, und zu Beginn des Jahres 1876 emigrierte auch er in die Schweiz. Für seinen Entschluss, das Russländische Reich zu verlassen, spielte die Solidarität mit seinem Freund wohl die entscheidende Rolle: «Mein Freund Siber hat seinen Lehrstuhl an der Universität Kyiv aufgegeben aus prinzipiellem Unwillen, nach der Willkür mir gegenüber im Dienst zu bleiben», schrieb Drahomanov 1876 in einem Brief. Ausserdem dürfte der Wunsch mitgespielt haben, zu seiner Frau **Nadeschda Siber-Schumova**, die er 1874 geheiratet hatte und die seit dem Wintersemester 1874/1875 an der Universität Bern studierte, zu ziehen

Nadeschda Siber-Schumova 1854/1856–1916/1917 wurde nach ihrem Studium und ihrer Assistenzzeit unter Nencki in Bern (Abschluss 1880 mit dem Dr. med.) zu einer sehr erfolgreichen russischen Wissenschaftlerin. Ab 1892 war sie Assistentin in der chemischen Abteilung des Kaiserlichen Instituts für Experimentelle Medizin (IEM) in St. Petersburg, wiederum unter Nencki, deren Leitung sie nach Nenckis Tod 1901 übernahm. Ab 1912 war sie als erste Frau überhaupt ordentliches Mitglied des IEM

Über Nikolai Sibers Zeit in der Schweiz (bis 1884) ist wenig bekannt. Er entfaltete eine vielfältige wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit und veröffentlichte zahlreiche Arbeiten in russischen liberalen Zeitschriften. Er pflegte persönliche Kontakte mit Intellektuellen aus Russland, die ihn und seine Frau in Bern besuchten, andere wie Petr Lavrov traf er in Paris

In London war er im Januar 1881 bei Karl Marx zu Gast und traf in der Folge noch mehrmals mit Marx und Engels zusammen. In der zweiten Ausgabe des «Kapitals» von Marx und Engels wird er im Vorwort explizit erwähnt, ebenso finden sich Hinweise auf ihn in den Briefen von Marx und Engels

Eine treffliche russische Übersetzung des «Kapitals» erschien im Frühling 1872 zu Petersburg. Die Auflage von 3000 Exemplaren ist jetzt schon beinahe vergriffen. Bereits 1871 hatte **Herr N. Siber, Professor der politischen Ökonomie an der Universität zu Kiew**, in seiner Schrift: «D. Ricardos Theorie des Werts und des Kapitals etc.» meine Theorie des Werts, des Geldes und des Kapitals in ihren Grundzügen als notwendige Fortbildung der Smith-Ricardo'schen Lehre nachgewiesen. Was den Westeuropäer beim Lesen seines gediegenen Buchs überrascht, ist das konsequente Festhalten des rein theoretischen Standpunkts

Karl Marx: Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie, erster Band, Nachwort zur zweiten Auflage, gezeichnet mit London 24. Januar 1873 – Karl Marx; in der Werkausgabe von 1962 in Band 23, S. 22

zwischen spiel ein siber bei karl marx

Weiter finden sich Hinweise von Karl Marx auf Nikolai in seinen Briefen, so in seinem Brief an Nikolai Franzewitsch Danielson vom 12. Dezember 1872

Ich wünschte sehr, das Buch des Prof. Siber (Kiew) über Ricardos etc. Lehren vom Wert und Kapital – das auch eine Besprechung meines Buchs enthält – zu Gesicht zu bekommen

Marx/Engels, Werkausgabe von 1962 in Band 33, S. 549

sowie in seinem Brief an Nikolai Franzewitsch Danielson vom 19. Februar 1881

Vorigen Monat hatten wir hier russischen Besuch, darunter Prof. Siber (jetzt in Zürich) und Herrn Kablukow (Moskau). Sie haben den ganzen Tag über im Britischen Museum gearbeitet

Marx/Engels, Werkausgabe von 1962 in Band 35, S. 157

Siber machte auf seine Gesprächspartner nun zunehmend einen bedrückten und kranken Eindruck. Offensichtlich hatte ihn schon die Nervenkrankheit erfasst, die im Jahr 1884 voll ausbrach. Er kehrte auf die heimatliche Krim zurück, wo seine Mutter ein Haus besass, und lebte dort, gepflegt von seiner Mutter und seiner Schwester, noch vier Jahre. 1888 ist Nikolai Siber in Jalta im Alter von 44 Jahren gestorben

Hierzu schreibt A. V. Romanovič-Slavatinskij

Sein Arbeiten beeinträchtigte seine Gesundheit: Es traten Symptome einer langsamen Lähmung des Zentralhirns auf. Diese Symptome verschlimmerten sich 1884, als N. I. Siber in seine Heimatstadt Jalta an der Schwarzmeerküste übersiedelte, doch weder die Heimat noch die Sorge durch seine Schwester und seine Mutter retteten den dahinsiechenden Ritter der Wissenschaft: Im April 1888 entschlief er in den ewigen Schlaf

Er war eine nervöse Natur, zutiefst beeinflussbar, mit der sein ausgeglichener, eher positiver Geist nicht immer zurechtkam. Irgendwie zitterte er, fieberhaft verbunden mit den Phänomenen des Lebens und der Wissenschaft, die ihm wie eine königliche Göttin erschien, zu deren Füßen er bereit war, sich fastend und betend niederzuwerfen. Als reinrassiger Idealist war er zu keinem Kompromiss fähig: Er war zimperlich und intolerant gegenüber allem, was nicht seinen puritanischen Vorstellungen entsprach. Seine Besonderheit erinnerte an eine «Fass mich nicht an»-Pflanze, die bei jeder Berührung schrumpft und sich verschliesst [...]

Ich erinnere mich an die Leidenschaft, die Siber für seine Arbeit empfand, aber es hat nicht geklappt: Siber konnte die Schläge des Lebens nicht ertragen und verliess seine Universität – der Schweizer kehrte in seine Schweiz zurück und liess sich in Bern nieder. Aber mit russischer Seele arbeitete er hier für die russische Wissenschaft und arbeitete mit der Leidenschaft, die seiner Natur eigen war, wobei er seine schwachen Kräfte nicht schonte und sie nach und nach brach

Johann Friedrich I. Sieber * 05.09.1797 Hirslanden † 06.06.1838 Hirslanden	∞ 6. Juni 1824	Susanna Arter * 23.06.1805 Hottingen † 11.01.1874 Frauenfeld	
		Im Taufbuch des Grossmünsters aufgeführt: Pate: Caspar Daniel Weber, Bruder der Mutter Patin: Jungfrau Regula Arter, Schwester des Vaters	
Anna «Nanny» Emilie Sieber * 08.04.1827 Hirslanden † 09.09.1860 Hirslanden			
<p>Nach der Schulzeit verbringt sie ein Jahr im Institut der Brüdergemeinde im neuenburgischen Montmirail, wo sie den Konfirmandenunterricht besucht. Zurück in Hirslanden, richtet sie im Haus ihrer Mutter eine Sonntagsschule ein, steht Armen und Kranken bei und engagiert sich in sozialen Werken. Als 1855 die Hauseltern der Kinderbewahrungsanstalt Freienstein wechseln, versieht sie neun Monate lang die Stelle der Hausmutter</p> <p>Der Besuch der Riehener Oberschwester Trinette Bindschedler führt sie zum Entschluss, Diakonisse zu werden. Einen Monat bevor die Evangelische Gesellschaft in Zürich die Gründung einer Diakonissenanstalt beschliesst, schickt Nanny Sieber ihren Lebenslauf nach Riehen. Am 5. März 1857 tritt sie dort als Schwester ein</p> <p>Schon im November kommt aus Zürich das Gesuch, die Probeschwester auf Mitte 1858 dem neu gegründeten Diakonissenhaus am Hegibach zu überlassen. In Anwesenheit zweier Mitglieder der künftigen Direktion wird Nanny Sieber am 16. Juni 1858 in Riehen eingeseget. Darauf besucht sie verschiedene Diakonissenhäuser in Deutschland und der Schweiz, und im Herbst übernimmt sie, zusammen mit einer zweiten Riehener Schwester, der Aargauer Pfarrerstochter Julie Kienast, die Stelle in Zürich und trifft die letzten Vorbereitungen, bevor das Asyl am 30. November seine Tür öffnet</p> <p>Knellwolf (2007)</p>			
Johann Friedrich II. Sieber * 06.07.1831 Hirslanden † 05.03.1898 Asunción	∞ 29. Mai 1855 geschieden am 25. November 1875	Maria Susanna Staub * 16.12.1831 Riesbach † 18.08.1883 Herisau	Die Verlobung ist auf einem Aquarell dargestellt
<p>Als Paten von Johann Friedrich II. fungieren: Salomon II. Arter, Bruder von Susanna Arter Elisabetha Weber-Bodmer, Witwe von Daniel Weber, dem Bruder von Susanna Arters Mutter</p>			
Susanna Regula Sieber * 1836	∞	Johann Heinrich Oehninger * 1827 † 1870	Von Schneit-Hagenbuch, in Zürich eingebürgert 1859 Pfarrer in Ellikon
<p>Oehninger war Mitglied der Asketischen Gesellschaft, einer Vereinigung von Zürcher Pfarrern, die – gegründet um 1768 von Johann Caspar Lavater – im Sinn der Aufklärung neue Arten von Seelsorge sowie Aus- und Weiterbildung für das Pfarramt diskutierten und einführten</p> <p>Bekannt sind vier Kinder: Maria Susanna * 1856, heiratete Johann Alber Schwank 1848–1928 von Altnau TG Anna Susanna * 1857, Arbeitslehrerin in Thalwil Johann Heinrich * 1860, Buchbinder in Montreux, ∞ 1919 Louisa Philippe Jaccoud, verwitwete Schowalter * 1863 Theophil Paul * 1864 † 1919, Dr. med. in Horgen, ∞ 1891 Pauline Lewen * 1864 aus Lörrach (D)</p> <p>Bekannt sind zwei Kinder, nämlich: Adele Nanny * 1906 und Theophil Paul * 1907 (denkbar, aber nicht bestätigt ist, dass diesem um 1939 die Firma Th. Oehninger, Handel in Baumwoll-, Leinen- und Seidengeweben gehörte [Quelle: «Mitteilungen über Textil-Industrie», 46, 1939])</p> <p>(Quellen: Bürgeretats/-bücher der Stadt Zürich von 1864, 1911 und 1927)</p>			
Johann Arnold Sieber * 1837	∞ 3. Juni 1860 geschieden am 27. November 1875	Ida Elise Baumann	
<p>In einem Regierungsratsbeschluss des Kantons Zürich vom 23. Juli 1859 wird Arnold als wackerer junger Mann beschrieben, der aber sehr schüchtern sei (es ging darin um Fragen seines Weiterkommens als Artillerie-Offiziersaspirant)</p> <p>In den 1860ern war er in Winikon bei Uster sesshaft, wo er gemäss einer Anzeige in der «NZZ» vom 3. März 1864 den landwirtschaftlichen Verein Uster präsidierte und sich vermutlich im Nebenerwerb als Spezialagent der Magdeburger Hagelversicherung betätigte</p> <p>Gemäss der Scheidungsurkunde vom 27. November 1875 verschuldete er sich in dieser Zeit «mit Lügengeschichten» sehr stark. Am 26. Juni 1869 verliess Johann Arnold Sieber seine Familie und wanderte um 1870 über Basel in die Vereinigten Staaten aus. Die Reise wurde ihm gemäss Gerichtsakten von seiner Familie bezahlt. Auf Briefe seiner Frau antwortete er meist nicht oder wand sich bei der Bitte nach Unterhaltszahlungen mit Ausreden heraus. Die Akten im Staatsarchiv von 1875 halten eine Wohnsitznahme in Sonoma respektive Vallejo bei San Francisco fest</p> <p>Vermutlich betrieb er danach von 1880 bis 1884 die Arnold B. Sieber-Brewery in Bisbee/Arizona. Danach weilte er – gemäss Great Register of San Diego County – 1886 in San Jacinto / Kalifornien als Brauer. Auch in den Bürgerbüchern der Stadt Zürich von 1904 und 1927 finden sich Einträge, dass er in Kalifornien als Bierbrauer tätig war, was die vorherige Information wahrscheinlich macht. Merkwürdigerweise erwähnt hingegen das Bürgerbuch Hottingen seinen Tod bereits für den 26. November 1885 («in Hottingen»)</p> <p>Das Bürgerbuch der Gemeinde Hottingen weist für Johann Arnold und Ida Elise Sieber-Baumann zwei Kinder aus, von denen der Sohn Arnold Carl * 6. August 1861 † 17. Mai 1889 die Jugendjahre überlebte. Er heiratete am 27. Januar 1886 Nanny Frey aus Zürich. Das Bürgerbuch von 1904 ordnet ihm eine Tochter Nanny * 1886 zu, zu dem Zeitpunkt wohnhaft an der Sophienstrasse 9</p>			

Gemäss einer Annonce im «Schweizer Republikaner» um den 21. September 1835 hatte Johann Friedrich I. im Baumwollenhof am Stadelhofen sein Büro. Unklar ist, ob es sich dabei um den Grossen oder den Kleinen Baumwollenhof handelte. (Erwähnenswert ist, dass sein Sohn Johann Friedrich II. den Kleinen Baumwollenhof respektive «Bockskopf» Jahre später für eine kurze Zeit zum Eigentum hatte)

Daneben engagierte er sich in der Gemeinde. 1831 war er Mitbegründer der Gemeinnützigen Gesellschaft (GG) Neumünster (ursprünglich Gemeinnützige Gesellschaft zur Kreuzgemeinde). Mitgründer waren Dr. med. Ulrich Bosshard, Arzt, Schulpfleger und ab 1831 Gemeindepräsident in Hottingen, und Johann-Jakob Streuli, Fabrikant in Riesbach. Bei Letzterem könnte es sich um den späteren Regierungsrat handeln

Stark engagierte er sich für den Bau der Kirche Neumünster (erbaut von Leonhard Zeugheer, einem Nachfahren der Stadelhofen-Sibers)

Den 6. Mai 1840 wurde die Orgel zum ersten Mal in diesem ganzen Tonumfang gespielt durch Musikdirektor Mendel aus Bern. Auch dieses Werk war, wie die Kirche selbst, das Geschenk einer Aktiengesellschaft, die 7717 Gulden zusammenbracht hatte. Der Gedanke für dieses Werk war ausgegangen von dem leider viel zu früh verstorbenen Johann Friedrich Sieber, Seidenfabrikant von Hirslanden, der die Vollendung derselben nicht mehr erlebte

CN 1889, S. 57

In einer Rede anlässlich von Johann Friedrichs Totenfeier vom 11. März 1838 steht das Folgende über ihn

Schon ehe er ins öffentliche Leben eintrat, war er einer von denen, welche die gemeinnützige Gesellschaft gründeten; und zu allen Schöpfungen derselben, zur Gründung der Arbeitsschule für Töchter, der Ersparniskasse, der Waisenanstalt – hat er hülffreich Hand geleistet, in allen dreien, auch so lange es für ihn Tag war [...]

Und schliesslich: Im Jahr 1830 schon erhielt seine ohnehin nicht feste Gesundheit einen heftigen Stoss durch eine Brustentzündung, von der er wohl wieder genas, die aber im Verborgenen einen zerstörenden Keim scheint zurückgelassen zu haben; er erhielt indes seine alte Rüstigkeit wieder, und Tag oder Nacht, Essen oder Nichtessen, Schlafen oder Wache, das war ihm alles gleich; er wollte nur wirken, so lange es für ihn Tag war. Doch mahnten ihn etwa seine Freunde und auch kleine Störungen seiner Gesundheit, dass auch das Mass des Guten nicht überschritten werden soll; allein er haute dann oft auf seine starke Brust und schien nicht zu ahnen, wie sich da allmählich der Keim des Todes zu entwickeln anfang. Im letzten Sommer entschloss er sich endlich, mit seinen Kindern eine kleine Erholungsreise auf den Rigi zu machen; allein auch diese sollte ihm, der nur fürs Arbeiten, nicht fürs Ruhen da war, nicht vergönnt werden. Zwei Tage vor der Abreise stellten sich die ersten bedenklichen Symptome seiner Krankheit ein; allein da nun einmal der Entschluss zur Reise gefasst war, so wollte er sich auch darin nicht stören lassen

Nach seinem Tod führte seine Frau Susanna Sieber-Arter die Wohltätigkeitsarbeit weiter, z. B. indem im «Kreuzhof» 1846/1847 die erste Suppenanstalt der Gemeinde Neumünster eröffnet wurde («Frau Sieber-Arter gab das Lokal und die notwendigen Utensilien unentgeltlich, sie übernahm auch mit einigen Damen die Leitung», in: CN 1889, S. 264). Das Steuerverzeichnis von Hottingen von 1856 weist für sie ein Vermögen von 120 000 Franken aus, weiter sind dort 360 000 Franken für die Kinder ausgewiesen

Johann Friedrich II. Sieber heiratete 1855 Maria Susanna Staub aus Riesbach. Die Familie Staub wohnte im Gebiet der heutigen Seefeldstrasse 67/69, heute Ecke Florastrasse/Mainaustrasse, und betrieb gemäss einer Notiz auf der Rückseite des Verlobungsbilds Sieber-Staub eine Handlung für Ellenwaren und Spezereien und bis 1868 eine der ersten Badeanstalten in Riesbach

Jakob Staub	∞ 16. März 1716	Anna Gugolz	Urgrosseltern von Daniel II. Staub
Hans Conrad Staub * 1716	∞ 27. Mai 1742	Verena Suter * 1720	Grosseltern von Daniel II. Staub
Heinrich Staub * 06.05.1745 Riesbach	∞ 17. Mai 1778	Regula Appenzeller * 06.07.1759 † 24.04.1819	Bruder von Daniel I. Staub
Sohn Heinrich * 04.05.1783 dürfte der auf dem Verlobungsbild aufgeführte «Vetter aus Neapel» sein. Das Bürgerbuch von Riesbach führt an, dass er Kaufmann in Neapel war			
Daniel I. Staub * 30.04.1744 Riesbach † 20.04.1820	∞ 21. Oktober 1770 ∞ 16. Oktober 1781	Susanna Corrodi von Riesbach † 1779 Anna Müller von Thalwil † 1798	1 Kind: Johannes 1777 Kinder: Susanna 1802, Anna 1784, Heinrich 1794, Catharina 1798
Daniel I. Staub	∞ 25. August 1799	Küngold Hüni * 06.04.1764 Horgen	Eltern von Daniel II. Staub, der ihr einziges Kind war
Susanna Mahler * 09.05.1775 Oberstrass † 18.01.1820	∞ 4. Januar 1800	Hans Ulrich Ehrensperger * 24.03.1772 Oberwinterthur † 11.10.1830 Frauenfeld	Eltern von Susanna Ehrensperger
Die Ehrenspergers waren ab Ende des 16. Jahrhunderts Mühlenbetreiber in Oberwinterthur. Hans Ulrich Ehrensperger amtierte zudem als kantonaler Richter			
Daniel II. Staub * 18.02.1801 Riesbach † 27.03.1862	∞ 10. Mai 1831	Susanna Ehrensperger * 04.02.1804 Frauenfeld † 12.11.1870	Vater von Maria Susanna Staub, «Grossvater Staub» und «Grossmutter Staub»
Daniel Staub und Susanna Ehrensperger hatten drei Kinder, die das Kindesalter überlebten Maria Susanna * 1831 † 1883, siehe unten Daniel * 1834 † 1899 ∞ 7. April 1863 mit Lina Meister * 1842 von Benken. Zusammen hatten sie fünf Kinder Karolina * 1838 † nach 1920 ∞ November 1861 mit Johannes Mahler aus Oberstrass: Bei ihr dürfte es sich um die auf dem Verlobungsbild dargestellte «Tante Caroline» handeln. Vielleicht erwähnt Hans Widmer sie in seinem Tagebucheintrag vom 14. September 1920 (oder er meinte Caroline Haggemacher * 1845, die Schwester seiner Schwiegermutter Maria Sträuli-Haggemacher, was altersmässig nicht passt)			
Heute kommt Tante Caroline zu Thee. Tante Caroline ist trotz ihrer 83 Jahre sehr gut daran, lebhaft, sich um alles kümmernd			

Im Regionenbuch finden sich die folgenden Einträge

Für Daniel II. Staub 1801–1862

Ab Dezember 1835

Daniel Staub, Baumwollenfabrikation

Ab März 1854

Daniel Staub, Spezerei- & Ellenwaren (als Änderung der Tätigkeit vermerkt)

Der Hinweis findet sich auch auf dem Verlobungsbild Sieber-Staub: «Ellenwaren und Spezereiwaren von Grossvater Staub». Mit Ellenwaren meinte man früher ein Gut, insbesondere Stoff, das der Länge nach verkauft wurde

Bis Mai 1858

Übergang des Geschäfts an Georg Bossart von Hauptwil TG

Das Häuserverzeichnis von Zürich von 1870 erwähnt für Daniel Staub die Nummern 67 und 69 an der Seefeldstrasse. Im Adressbuch der Stadt Zürich von 1878 findet sich dann ein Eintrag zu Staub, Daniel, Eisenwarenhandlung, Mainaustrasse 8, Bureau Seefeldstrasse 71 R (in der Zeitschrift «Das Werk: Architektur und Kunst», Band 20, Heft 9, 1933, findet man noch den Hinweis auf eine Firma für Baubeschläge namens H. Staub & Co., Seefeldstrasse 71, Zürich)

Es kann vermutet werden, dass Daniel Staubs * 1834 Neffe Friedrich Daniel (siehe unten) bei ihm den Beruf des Schlossers erlernte (im Bürgerbuch von 1927 wird «Alt-Schlosser» angeführt)

Hingegen scheint sich der Eintrag im Regionenbuch von 1866 «Staub & Wegmann, Seidenstoff-Fabrikation» auf einen anderen Daniel Staub zu beziehen. Möglich wäre auch, dass der Onkel von Maria Sieber es zuerst ebenfalls in der Baumwollproduktion versuchte (ab 1864, zusammen mit Hermann Wegmann aus Zürich), sich dann aber bereits 1868 wieder zurückzog

Johann Friedrich II. war wie sein Vater Kaufmann und in der Seidenstofffabrikation tätig. Im Rationenbuch finden sich für ihn die folgenden Einträge, die auch durch Steuerakten bestätigt werden

Ab April 1853	Johann Friedrich Sieber, Fabrikation von glatten Seidenstoffen
Ab Mai 1855	Sieber & Sennhauser in Neumünster, Fabrikation von glatten Seidenstoffen (der Teilhaber Heinrich Sennhauser stammte ebenfalls aus Hirslanden; in der Schweizer Handelsstatistik, von Emil Weber, Band 1, von 1858, steht hierzu: «Seefeld und Zürich, glatte Stoff, Krawatten und Tabliers»)
Ab Februar 1859	Johann Friedrich Sieber, Fabrikation von glatten Seidenstoffen Ab Juni 1863 ist als Domizil Zürich vermerkt
1864	Konkurs gemäss Scheidungsprotokoll vom 3. März 1875 Der letzte Eintrag hierzu: «Auflösung dieser Ration laut Anzeige der Bezirksamtkanzlei, datiert 28. August 1865»
1867	Danach findet sich im Adressbuch «der Stadt Zürich und Umgebung» 1867 nur noch der Eintrag «Sieber-Staub» an der Seefeldstrasse 20

Der Kompagnon Heinrich Sennhauser hingegen gründete 1862 zusammen mit Eduard Egli von Herrliberg eine Egli & Sennhauser, Seidenfabrikation von glatten Stoffen, über die es später hiess, dass dieses Geschäft – mit bescheidenen Mitteln gegründet – sich bald einen Namen erwarb. Die Expansion hatte zur Folge, dass sie Hirslanden den ersten Hochkamin und die erste Dampfmaschine bescherte (CN 1889, S. 606)

Johann Friedrich erwarb (um/nach) 1854 die Liegenschaft «Bockskopf» an der Stadelhoferstrasse 24 (zwischen den noch bestehenden Liegenschaften «Baumwollenhof» und «Sonnenhof») und erhöhte diese – neben weiteren grösseren Umbauten – um ein viertes Stockwerk

Bereits 1865 erfolgte eine öffentliche Gant (siehe hierzu in der «NZZ» vom 21. August 1865 die Anzeige) betreffend die Johann Friedrich Sieber zustehenden Liegenschaften in Stadelhofen

Haus «Zum Bockskopf» Nr. 4

Haus «Zum Kleinen Baumwollenhof» Nr. 5a mit Wasch- und Holzhaus und Nr. 5b

Um 1855 wohnte Johanna Spyri (Autorin von «Heidis Lehr- und Wanderjahre») in einer Wohnung im «Kleinen Baumwollenhof», Stadelhoferstrasse 22 («Hinterhaus», abgebrochen)

Die Beurkundung der Eigentumsübertragung an Martin Brändli, Kaufmann in Zürich, erfolgte am 8. Dezember 1865. Als Johann Friedrichs Aufenthaltsort wird «zur Zeit in Amerika sich aufhaltend» angegeben

Nach längeren Abklärungen bezüglich der Schutzwürdigkeit wurden die Liegenschaften im Zusammenhang mit den Neubauten des Bahnhofs Stadelhofen 1980 abgerissen

1864 und dann endgültig 1867 (Passerteilung am 23. Mai) wanderte Johann Friedrich II. nach Südamerika aus. Die Ehe mit Maria Susanna Staub wurde am 3. März respektive 22. November 1875 geschieden (Ehegerichtsakten im Staatsarchiv Zürich)

Zu diesem Zeitpunkt scheint sich Johann Friedrich II. gemäss Gerichtsakten zuerst in Asunción und dann in Rio de Janeiro aufgehalten zu haben, für Maria Susanna wird Unterstrass angeführt, was der Eintrag «am Milchbuck 93» in Unterstrass im ersten Adressbuch der Stadt Zürich von 1875 bestätigt. Die Gründe für die zweimalige Auswanderung und die Scheidung waren gemäss Angaben von Susanna Sieber-Staub vor dem Ehegericht die folgenden (sinngemäss zitiert nach dem Gerichtsprotokoll vom 3. März 1875)

Johann Friedrich war Seidenfabrikant, vermögend, verstand aber sein Geschäft nicht, machte grosse Ausgaben und geriet 1864 in Konkurs. Die Frau opferte 20 000 Franken, um



zwischenspiel der grosse tag

Maria Susanna Staub * 16.12.1831 Riesbach † 18.08.1883 Herisau	∞ 29. Mai 1855 geschieden am 25. November 1875	Johann Friedrich II. Sieber * 06.07.1831 Hirslanden † 05.03.1898 Asunción	
	∞ 18. September 1876	Kaspar Oetiker * 27.02.1848 Wädenswil † 18.05.1881 Islikon TG	Sohn von Kaspar Oetiker und Sophie Selina Blattmann aus Wädenswil
Friedrich Daniel Sieber * 30.06.1856 Zürich † 06.08.1931 Zürich	∞ 22. Juni 1882 in Paris	Caroline Adèle Jacob * 16.10.1848 † um 1925	Aus Ehe mit Johann Friedrich «Aus Frankreich» im Bürgerbuch für seine Ehefrau
<p>In den Bürgerbüchern von Zürich von 1904 und 1911 wird er als «unbekannt abwesend» erwähnt. Im Heimatschein vom 3. August 1925 wird für ihn ab 29. April 1926 die Zürcher Adresse Hottingerstrasse 60 «Wäldli» angeführt. Dort befand sich von 1893 bis 1972 das Altersasyl Wäldli, wo er auch gestorben ist. Das markante Gebäude steht noch heute</p> <p>Bei Friedrich Daniel handelt es sich um den auf der Rückseite des Verlobungsbilds Sieber-Staub erwähnten «Onkel Fritz», der «das Bild aus Amerika wieder brachte». Für die Zeit in Amerika galt er in Zürich als «unbekannt abwesend»</p> <p>Gemäss den französischen Standesamtsinformationen stammten die Eltern von Caroline Adèle, zu Beruf Couturière, aus Dol-de-Bretagne im Département Ille-et-Vilaine. Ihr Vater war Gabriel Henry Jacob und ihre Mutter Louise Françoise Lemaître, nach dem Tod ihres Ehemanns wohnhaft in Limoges. Für Friedrich Daniel wird hier als Beruf Mechaniker angegeben</p> <p>Friedrich Daniel «Fritz» Sieber kehrte nach dem Tod seiner Ehefrau Caroline Adèle Jacob (das Bürgerbuch von 1927 führt ihn als Witwer auf mit Todesjahr 1925 für seine Partnerin, als Beruf wird dort «alt Schlosser» angeführt) kurz vor dem 3. August 1925 (Datierung des Heimatscheins) in die Schweiz zurück, wohnte eine kurze Zeit bei oder in der Nähe seiner Schwester Maria in Winterthur und übersiedelte am 19. April 1926 ins Altersasyl Wäldli in Zürich</p> <p>Während seiner Zeit in Winterthur notierte seine Nichte Johanna «Hanna» Martha Widmer * 1891 † 1943 am 12. November 1925 die Erklärungen zum Verlobungsbild auf dessen Rückseite</p>			
Maria Susanna Sieber * 14.07.1864 Zürich † 05.05.1943 Winterthur	∞ 13. August 1883	Franz Jakob Widmer * 24.07.1856 Zürich † 01.05.1923 Winterthur	
Walter Karl Oetiker * 1877 † 1882			Aus Ehe mit Kaspar Oetiker

gütliche Vergleiche herbeizuführen. Johann Friedrich floh nach Amerika, kam aber nach einem Jahr nur kurz zurück. Er liess sich wiederum auf bereits in Nöten stehende Geschäfte in Horgen ein, die bald in Konkurs gerieten

Eine Einlage seiner Frau Maria Susanna war wieder verloren. Johann Friedrich begab sich abermals nach Amerika. Lange Jahre war von einer Unterstützung von Maria Susanna und den Kindern nicht die Rede. Einmal von Argentinien und jetzt von Asunción/Paraguay schrieb er ihr, sie solle hierherkommen, wo er sich in angesehener Stellung befinde

Maria Susanna aber hat keine Achtung mehr vor ihm, traut seinen wirtschaftlichen Fähigkeiten nicht und will ihr gerettetes Vermögen nicht aufs Neue aufs Spiel setzen, sondern den Kindern erhalten. Er wird umgehend eifersüchtig, prahlt, wie er unter jungen Damen auslesen könne, und verlangt schliesslich die Scheidung, in die Maria Susanna gerne einwilligt

Gemäss Protokoll bestritt der Vertreter von Johann Friedrich diese Schilderung nicht, bemerkte aber, dass sie ein bisschen in sehr grellen Farben aufgetragen worden sei

Als weitere Gründe, die zur Auswanderung führten, lassen sich vermuten

Ein Eintritt in die Firma seines früh verstorbenen Vaters respektive seines Onkels und Paten Salomon II. Arter geschah nicht. Ob dies ein bewusster Entscheid war oder nicht, wissen wir nicht. Ebenso unbekannt ist, wo er das Handwerk eines Kaufmanns erlernte

Es kann vermutet werden, dass seine frühe ungestüme Selbstständigkeit anfänglich gelang, was z. B. durch die erfolgreiche Teilnahme an der Pariser Weltausstellung von 1855 bezeugt ist

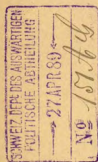
Danach geriet sein Geschäftserfolg ins Stocken. Ein Indiz hierfür mag die Trennung von seinem Geschäftspartner Heinrich Sennhauser sein. In dieser Zeit starb auch sein Onkel und Pate Salomon Arter, der ihm Halt und Rat hätte geben können. All dies passierte in einer Zeit, als im ganzen Kanton Zürich ein massiver Rückgang der in der Textilindustrie tätigen Betriebe begann

Als Auslöser hierfür werden in der Literatur angeführt einerseits die Wirtschaftsrezession in den Vereinigten Staaten von 1857 und danach der Amerikanische Bürgerkrieg [von 1861 bis 1865], andererseits der Krieg zwischen Preussen und Österreich 1866. Hingegen verhalf der anschliessende Deutsch-Französische Krieg [1870/1871] dem Schweizer Seidenhandel zu einem grossen Aufschwung

In der Familiengeschichte der Familie Abegg heisst es zudem: «Schwer zu zählen und zu nennen sind die Seidenfirmen, die in den 1850er-Jahren im Kanton Zürich kamen und gingen. Mit Unternehmungsgeist und hohem Kapitaleinsatz begründet, gingen viele mangels einer fachgemässen und zielbewussten kaufmännischen Leitung oder infolge der Ungunst der Zeit wieder ein.» Und weiter: «So hatte bei vielen dieser Gründungen das spekulative Element die Oberhand, wie denn überhaupt in der Textilindustrie des 19. Jahrhunderts infolge starker Schwankungen der politischen Lage, der Produktion, der Zollpolitik und auch der Mode oft grosse Reichtümer in kurzer Zeit zusammenkamen und viele davon wieder über Nacht zerstoben. Manche liessen sich auch von dem sagenhaften Golde blenden, mit dem vor Zeiten die kostbare, königliche Seide aufgewogen worden war.»

In: Hans Rudolf Schmid «Die Familie Abegg von Zürich und ihre Unternehmung», Zürich 1972, dort S. 37 f.

Eine nächste Spur von Johann Friedrich II. Sieber findet sich in Asunción in Paraguay, wo ihm der Senat am 13. September 1873 für zwei Jahre das exklusive Recht für die Gründung einer Brauerei gewährte. Das im Zusammenhang mit seiner Ernennung zum Schweizer Konsul in Paraguay 1887 entstandene Schreiben von **Santiago Schaerer** erwähnt dazu, dass Sieber von 1874 bis 1875 zusammen mit einem Belgier und Kapital vom kaiserlich deutschen Konsul Dr. Heinrich Mangels in Asunción eine Brauerei mit Brasserie betrieb, die – wiederum gemäss Schaerer – schlecht lief und miserables Bier produzierte (Brief an den Schweizer Konsul Jaccard in Buenos Aires vom 24. Januar 1888)



Auszug aus dem Protokoll der Sitzung des Schweizerischen Bundesrathes

Mitwoch, den 6. März 1889.

Konsul Sieber in
Assuncion, Rückberufung.

Depart. des Auswärtigen; Antrag vom 21. Febr.

Unterm 8. Dez. 1887 beschloss der Bundesrat auf Antrag des polit. Departements ein schweiz. Konsulat für Paraguay zu errichten und erwähnte als Konsul Hrn. Johann Friedrich Sieber, aus Zürich, Kaufmann in Assuncion.

Als nun Hr. Sieber zum Zwecke der Auswirkung des Exequatur der parag. Regierung seine Bestallungsurkunde übermittelte, wurde ihm auf Anstiften einiger in Assuncion niedergelassener Schweizer dasselbe verweigert. Trotz seiner wiederholten Bemühungen vermochte Hr. Sieber weder seine Anerkennung, noch sogar die Rückgabe seiner Bestallungsurkunde von der Regierung von Paraguay zu erlangen.

Unter diesen Umständen ersuchte das Departement nach eingehender Darstellung des Sachverhaltes, ^{Schweiz} ~~Assuncion~~ Gesanten in Berlin, sich beim auswärt. Amt dahin zu verwenden, dass durch die Vermittlung des deutschen Gesanten in Paraguay diesen unerquicklichen Verhältnissen ein Ende gemacht werde.

Das ausw. Amt entsprach bereitwilligst diesen Wünschen und beauftragte seinen Gesanten bei der parag. Regierung, das Zweckdienliche vorzunehmen. Über das Ergebnis dieser Verwendung liegt ein eingehender Bericht des schweiz. Gesanten in Berlin bei den Akten. Aus demselben geht hervor, einerseits, dass Hr. Sieber in der Tat

Polit. Depart.

nicht die geeignete Persönlichkeit ist, um die schweiz. Interessen in Paraguay zu vertreten, anderseits aber, dass in der ganzen dortigen schweiz. Kolonie eine besser qualifizierte Person gegenwärtig nicht zu finden wäre. Die Regierung von Paraguay hat dem deutschen Gesanten die Bestallungsurkunde für Hrn. Sieber zugestellt und dieselbe ist dem Departement zugestellt worden zurückgesant worden.

Nach Antrag des Departements wird beschlossen:

1. Die Wahl des Hrn. Sieber als Konsul für Paraguay wird rückgängig gemacht, und es ist demselben durch das Departement des Ausw., unter ausdrücklichen Hinweis auf die Tatsache, dass das Exequatur für ihn nicht erhältlich sei, in geeigneter Weise Kenntnis zu geben.
2. Das Konsulatsarchiv in Assuncion ist dem dortigen deutschen Konsul zur Verwahrung einzuhändigen.
3. Das Departement wird beauftragt, die nötigen Schritte einzuleiten, damit das schweiz. Konsulat in Assuncion bis auf weiteres vom dortigen deutschen Konsul verwaltet werde.

P. Auszug aus Departement |polit. Abteilung| zum Vollzug.

für gestreuten Auszug,
der Protokollführer:

Staden

zwischenspiel eifer um ehre

Danach scheint er – nach Schaerer, aber auch gemäss einem Schreiben des Schweiz-Argentiniers **Juan Alemann** – mehrere Jahre in Brasilien und Argentinien verbracht zu haben, um nach 1880 nach Paraguay zurückzukehren

Jakob «Santiago» Schaerer 1834 Vordemwald AG – Asunción 1895

Wanderte um 1861 nach Südamerika aus, wo er zuerst in Uruguay 1861/1863 einer der Gründer und ersten Siedler von Nueva Helvecia wurde. Nach einigen Jahren in Argentinien siedelte er 1869 in Paraguay an und gründete dort 1881 die deutsch-schweizerische Kolonie San Bernardino. Santiago Schaerer war als Einwanderungsdirektor von Paraguay sehr einflussreich und einer seiner Söhne (Eduardo 1873–1941) wurde später Präsident von Paraguay (von 1912 bis 1916)

Johann «Juan» Alemann 1826 Jegenstorf BE – 1893 Berna in Argentinien

In der Schweiz im Zeitungs- und Verlagswesen ausgebildet, wanderte er 1874 nach Buenos Aires aus, wo er das «Argentinische Wochenblatt» gründete, das ursprünglich für die deutschsprachigen Siedler der Provinz Santa Fe gedacht war, sich aber schnell zu einer wichtigen deutschsprachigen, aber argentinischen Publikation entwickelte, dies vor allem auch während der Zeit der Weimarer Republik und während des Nationalsozialismus, dem sie sich vehement widersetzte und so zu einem wichtigen deutschsprachigen Sprachrohr der exilierten deutschen Gegner des NS-Regimes wurde

Auf Empfehlung wählte der Schweizer Bundesrat Ende 1887 Johann Friedrich II. Sieber zum Konsul in Asunción, widerrief die Berufung aber um 1890, dies gemäss dem «Schweizerischen Bundesblatt» vom 3. Mai 1890, weil «die Regierung von Paraguay, infolge Intrigue einiger Schweizerbürger, es ablehnte, Herrn Sieber [...] das Exequatur zu erteilen.»

Eine ähnliche Einschätzung findet sich auch in Karl Zbindens Arbeit über die schweizerische Auswanderung unter anderem nach Paraguay und ebenso in Julius Klingbeils «Enthüllungen» über **Förster-Nietzsches** Neu-Germanien von 1889

In Paraguay, vermutlich aber auch in Brasilien und Argentinien, amtierte Johann Friedrich II. Sieber als Handelskaufmann respektive war beratend oder unterstützend tätig bei der Abwicklung von Handelsgeschäften. Juan Alemann schrieb über ihn in seinem Brief vom 26. März 1888 an den Schweizer Bundespräsidenten

Er [Sieber] war ursprünglich in Brasilien, dann längere Zeit in Argentinien und seit mehreren Jahren lebt er in Paraguay. Er ist eine werthe, wohlwollende Persönlichkeit und mit den Verhältnissen der hiesigen Länder genau vertraut. Von jeher hat Herr Sieber seinen Landsleuten im Verkehr mit den Staatsgeschäften vielfache Dienste geleistet

Aus obigen Angaben lässt sich in etwa der folgende Zeitablauf rekonstruieren

1864 bis etwa 1866/1867 Erster Aufenthalt in Amerika nach seinem Konkurs (gemäss Scheidungsakten)

Ende 1867 Endgültige Auswanderung:
Johann Friedrich II. Sieber reist nach Südamerika

Etwa 1870 bis etwa 1875 Erste Zeit in Asunción mit Gründung einer Brauerei und Brasserie

Ab 1875 bis etwa 1882 Aufenthalt zuerst in Brasilien und dann in Argentinien

Ab etwa 1883 Rückkehr nach Asunción/Paraguay

1898 Tod in Asunción

In unserer Familie ging das Wissen über die Familie Siber/Sieber verloren, wobei Gret Widmer-Oechslin immer mal wieder erwähnte, dass sich hinter dem Verlobungsbild **zwischen spiel der grosse tag** bei der Eingangstür an der Rieterstrasse 6 die Familiengeschichte Sieber-Staub verstecke. Ebenso scheint Maria Widmer-Sieber ihrem Sohn Hans Widmer-Schoellhorn ein bisschen Wissen weitergegeben zu haben, worauf auch der Eintrag «Joh. Friedrich Sieber, Seidenhändler» in «Mein Kind», einem Büchlein mit Notizen über seinen ersten Sohn Klaus, erinnert



Blick auf das «Artergut» an der Klosbachstrasse in Zürich-Hottingen, wo Susanna Arter-Sieber als Tochter von Salomon Arter und Anna Weber geboren wurde und aufwuchs. Quelle: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (Aufnahme um 1920)

Über die Familie von Susanna Arters Mutter Anna Weber finden sich im Buch «Neli der Kannengiesser» von 1822 viele Hinweise, so auch über ihre Grosseltern Johannes Weber und Anna Nägeli

Johannes, dem diese Schilderung gemacht wurde, war ein schöner junger Handwerksmann, ein Zinngiesser, der die bedeutendsten Städte Deutschlands durchreiste und sparsamen Fleisses etwas gewonnen hatte. Die ganze Familie bewunderte bey seiner Rückkunft die prächtigen Hemden von feiner Schlesischer Leinwand mit Krös und Manschetten, die holländischen Nastücher, die flächsernen Strümpfe, die Berliner Schuhe mit silbernen Schnallen, den goldbordierten Castorhuth, zwey Kleider von feinem Tuche und zwei Garnitüren silberner Schnallen, dergleichen in Zürich keine waren, aber dann nachgemacht wurden. Bey aller Bewunderung konnte doch die Mutter sich der Frage nicht enthalten: Wo hast du dann die Werktagskleider? Johannes, empfindlich und einbildisch, wie es neu Angereiste zu seyn pflegen, versetzte hochdeutsch: «Mutter, ein Gesell, der zehn Jahre auf der Wanderschaft gewesen ist und unterdessen seine Ältern nichts gekostet hat, geraden Weges von Berlin nach Zürich zurückkommt, bessere Sachen und arbeitssame Hände mitbringt – der schleppt sich nicht mit Werktagskleidern. Aber, liebe Mutter, sieht her – hier zog er seine Kremnitzer Ducaten hervor –, mit dieser Münze kann der Vater [ein Goldschmied] hübsch vergolden, und ihr den Werktagskleiderkummer ersparen.»

Bremi 1822, Neli der Kannengiesser, S. 6 f.

Nach Bossard (1920) zählte Johannes zu den besten Zinngießern Zürichs. Sein Sohn Daniel war auch ausserhalb seines Handwerksunternehmens aktiv, so als Erneuerer und Zunftmeister der Zunft zur Schmiden, als Verwalter des Waisenhauses und als Amtmann von Rüti zwischenspiel neli der kannengiesser

Über ihre Grossmutter heisst es bei Frieda Huggenberg-Kaufmann

Sie [Anna Nägeli] hatte das schönste Antlitz, das man sich denken kann. Nie konnten wir Kinder sie genug betrachten. Gleichviel, ob sie still oder erregt war, stets zeigten die Züge eine Hoheit und Unberührtheit, die einen ergriff, trotzdem sie mehr Strafen anwendete als unser Vater. Aus den Augen strahlte beseelte Herzensgüte, und doch konnte sie sehr stolz und unnahbar sein. Aber ihr Mann brauchte sie nur anzublicken, verwandelte sich ihr Wesen. Eine ausserordentliche Kraft ging von ihr aus. Sie konnte schnell im Urteil, oft gebieterisch und herrschsüchtig sein, leicht gereizt und ebenso schnell niedergeschlagen, eine

zwischenspiel st. galler und zürcher noblesse

Anna Weber * 06.11.1781 Zürich † 22.05.1852 Hottingen	∞ 14. Februar 1804	Salomon Arter * 28.04.1759 Hottingen † 28.02.1819 Hottingen	
Daniel Weber * 28.04.1751 Zürich † 16.06.1828 Zürich	∞ 26. September 1780 St. Margrethen SG	Susanna Zilli/Zili/Zyli * 18.11.1752 St. Gallen † 17.09.1820 Rüti	Daniel «Nel» Weber Susanna, Tochter von Caspar Zili und Susanna Orelli
<p>Zinngiesser, nach anfänglicher Ablehnung durch die Zunft ab 1771 Zünfter zur Schmiden, Waisenhausverwalter 1788, Zunftmeister 1795, 1799 Aufgabe seiner öffentlichen Aufgaben und Kauf eines Gutes im niederen Hard, Amtmann zu Rüti 1810–1822. Zusammen hatten sie sicher vier Kinder, von denen zwei früh verstarben</p> <p>Wie sein älterer Bruder Johannes hätte er dem Wunsch der Eltern folgend Pfarrer werden sollen, konnte das dafür notwendige Studium aber wegen einer schweren Erkrankung nicht abschliessen. Stattdessen beschloss die Familie, dass Daniel das Gewerbe seines Vaters zu übernehmen hatte. Dies auch, weil der Vater Johannes zwar ein ausgezeichnete Künstler, aber kein guter Geschäftsmann war. Ebenso bedrückte die Familie der frühe Tod der Tochter Regula, die drei Kinder hinterliess</p> <p>Früh schon begann er sich auch ausserberuflich zu engagieren, besuchte Vorlesungen z. B. bei Bodmer und Füssli und verschaffte sich mit Gesangsabenden mit Lavaters Liedern einen gewissen Ruhm, was ihm beinahe die Verheiratung in die einflussreiche Basler Familie von Johann Friedrich Münch 1729–1808 bescherte. Auf seine Basler Zeit folgte die Veröffentlichung von zwei Schriften, 1777 «Heilmanns Geburtstag» und 1782 «Scenen aus dem bürgerlichen Leben»</p> <p>Auch in Zürich bescherte ihm sein guter Ruf zunehmend öffentliche Ämter. Er wurde Mitarbeiter des Stadtschreibers, Richter, Stubenmeister der Zunft, Waisenhausverwalter (mit der Wahl stellte er seine handwerkliche Arbeit ein), 1795 auf Druck der Obrigkeit Zunftmeister und dann 1810 Amtmann zu Rüti</p> <p>Nach dem Tod seiner Frau Susanna zog er zurück nach Zürich und kümmerte sich um die verwitwete Tochter Anna Arter-Weber und deren Kinder, wohnte aber bei seinem Sohn Daniel Weber</p>			
Johannes Weber * 28.06.1713 Zürich † 01.11.1788 Zürich	∞ 10. Februar 1743 Wipkingen	Anna Nägeli * 1720 Zürich † 08.12.1794 Zürich	Sie stammte aus einem alten Müllergeschlecht am Stadelhofen
<p>Zinngiesser (gewisse Quellen führen ihn zusätzlich als Goldschmied), wohnte im eigenen Haus «Zur Straussfeder» an der Kruggasse 10. Zusammen hatten sie sicher sechs Kinder</p> <p>Johannes war das sechste Kind aus der Ehe von Rudolf Weber und Cleophea Paur (siehe unten). Weil bereits fünf Mitglieder der Webers Goldschmiede waren, wünschte der Vater, dass einer seiner Söhne Kannengiesser werde. Johannes machte in der Folge seine Lehrzeit nicht in der Werkstatt seines Vaters, sondern in Basel und Strassburg, um danach weitere Kenntnisse in den Städten Deutschlands und Hollands zu erwerben</p> <p>Anna Nägeli war das einzige Kind von Hans Ulrich Nägeli aus der Stadelhofer Mühle und Anna Barbara Streuli von Küsnacht. Hans Ulrich Nägeli 1694–1760, Müller, betrieb seinen Beruf wenig, war Kornett bei den städtischen Truppen und Geschworener. An ihrem Grossvater Hans Heinrich Streuli 1661–1742 hing Anna Nägeli sehr, auch weil sie schon als kleines Kind zu ihm gebracht wurde und von ihm eine sehr sorgfältige Erziehung und reiches Wissen empfangen hatte. Ihr grosser Verstand, die rasche Auffassungsgabe, vereint mit Wissensbegierde und Geschicklichkeit, ermöglichte ihr, nicht nur seine umfangreiche Korrespondenz zu führen, sondern ihm in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine unentbehrliche Hilfe zu sein. Hans Heinrich Streuli war von 1708 bis 1742 Pfarrer von Wiesendangen und entstammte selbst aus einem Küsnachter Streuli-Geschlecht, von dem ab 1666 drei Generationen als Amtmänner des Stiftes Engelberg fungierten</p> <p>Die folgenden Hinweise auf Lösel beziehen sich auf die Einträge im Buch von Eva Maria Lösel: Zürcher Goldschmiedekunst, Zürich 1983. Die Unterscheidung in Johannes I. und Johannes II. etc. folgt ebenfalls Lösel. Ihre Nummerierungen gehen quer über die verschiedenen Goldschmiedefamilien Weber, die nicht immer miteinander verwandt waren</p>			
Hans Rudolf I. Weber * 1676 Zürich † 1749 Zürich	∞ 16. April 1700 Zollikon	Cleophea Paur * 14.10.1677 † 28.07.1748	Lösel 598
<p>Goldschmied, Zünfter zur Schmiden, wohnte seit 1710 im eigenen Haus «Zum Brunnenkessi» an der Kruggasse 1. Zusammen hatten sie sicher acht Kinder, Johannes war das sechste Kind; Vater auch der Goldschmiede Hans Caspar I. und Hans Jacob II., Lösel 599/601</p>			
Johannes II. Weber * 21.01.1647 † 1725	∞ 21. Januar 1673 Albisrieden	Elisabeth Bosshart * 1649 † 1699	Lösel 595
<p>Goldschmied, Stubenverwalter der Gesellschaft zum Schneggen, wohnte 1682 an der Stüssihofstatt im Haus «Zum Schwarzen Garten». Zusammen hatten sie sicher acht Kinder</p>			
Johannes I. Weber * 16.08.1612 Zürich † 1680 Zürich	∞ 20. Juni 1642 Zürich	Anna Huber * 1622 † 04.12.1667	Lösel 594
<p>Bader und Goldschmied, dann Totengräber bei der Kirche St. Peter in Zürich; wohnte 1671 im Haus «Zum Strehl», Strehlgasse 8, auf der linken Limmatseite. Zusammen hatten sie sicher elf Kinder, aus zwei früheren Ehen von Johannes I. stammten mindestens vier weitere</p>			
Felix Weber * 12.02.1581 Zürich	∞ 25. April 1599	Magdalena Bosshard * 07.1575	
Zusammen hatten sie sicher sieben Kinder			
Marx Weber * 1553 Zürich	∞ 20. November 1577	Regula Märer * 1554	
Zusammen hatten sie sicher sechs Kinder			

temperamentvolle Natur, die sie von ihrem Vater geerbt und die ihr Grossvater beflissen war, in dem jungen Mädchen zu dämmen. Alle, die in ihren Lebenskreis traten, vermochte sie anzuziehen und zu beglücken. Nie war sie müssig, sie war sparsam und doch grosszügig gegen alle Armen und Hilfsbedürftigen. Sobald sie unsern Vater betrübt oder traurig sah, weinte sie herzbrechend, bis er sie in seinen Armen tröstete. Oft, wenn wir Kinder sie erzürnt hatten, holte eines schnell den guten Vater aus der Werkstatt hinauf. Er schaute uns mit seinen lieben Augen nur an, nahm die Hand der Mutter und alsobald waren wir eine zufriedene und glückliche Familie und selbst ich kleines Scheusal stampfte nicht mehr, sondern vergrub mein Köpfchen in Mutters Rock. Sie war die Freude und der Trost ihres alten Grossvaters gewesen. Sie wurde es für unsere ganze Familie, bei der jedes Glied, selbst die Vettern und Basen, Rat holte

Frieda Huggenberg-Kaufmann,
nach «Neli der Kannengiesser», in: Zürcher Taschenbuch, 1949, S. 81 ff.

Wie man sich damals kennenlernte

Anlässlich einer Gesellschaft beim berühmten Arzt Dr. Heinrich Rahn wurde Daniel «Neli» Weber Susanna Zili aus St. Gallen vorgestellt, die bei ihrer verwitweten Tante, Anna Barbara Hess, geborene Orelli, auf Besuch weilte. Die jungen Leute fanden sich bald in anregender Unterhaltung. Neli erkundigte sich nach den Verhältnissen, Sitten, Religiosität in St. Gallen, da er die Stadt nicht kannte. Er war überrascht von den einsichtigen, verständnisvollen Antworten und Ansichten der bekannten Kaufmannstochter, angezogen von ihrer Natürlichkeit. Bei seinem Abschied spielte die Gastgeberin, die Cousine von Susanna, welche die beiden beobachtet hatte, einen kleinen Streich. Sie übergab Neli eine auf der Kredenz stehende zinnerne Teekanne und empfahl sie ihm als Patienten. Susanna oder Susette, wie sie genannt wurde, berichtete ihrer Tante angeregt von den Besuchern. Sie konnte jedoch nicht verstehen, was der Richter Daniel Weber, wie er ihr vorgestellt worden, mit einer Teekanne zu tun habe. Lächelnd klärte sie Frau Amtmann Hess auf: «Weber oder Neli, wie er allgemein bekannt, ist von Beruf Zinngiesser und übt daneben das Richteramt aus, übrigens ein charaktvoller, vielseitiger und intelligenter Mann – dazu unverheiratet!» Susette erröte, musste aber nicht lange auf die nähere Entwicklung warten

Ruhig und still entfernte er sich am nächsten Mittag sonntäglich gekleidet und trug Susette in Gegenwart der Tante unverzüglich Herz und Hand an mit der Bitte, sie möchte seinen Antrag überlegen. Da entgegnete Susette: «Mein Entschluss ist gefasst, es bedarf keiner weitem Überlegung, doch will ich mich noch mit der Mutter besprechen.»

Nun galt es, das Jawort von Susettes Mutter zu holen, die sich in zweiter Ehe mit Christoph Schobinger vermählt hatte. Aber trotz des Standesunterschiedes wurden Neli keine Schwierigkeiten bereitet, war er doch von ihren Zürcher Verwandten aufs Wärmste empfohlen worden. Aus eigener Erfahrung wusste sie zudem, dass das Herz und nicht blosse Vernunft bei einer wirklichen Verbindung sprechen muss. Sie selbst hatte einst ihrem Vater erklärt, sie würde ledig bleiben, wenn er die Zustimmung zu der Heirat mit Hans Caspar Zili verweigere

Frieda Huggenberg-Kaufmann, in: Zürcher Taschenbuch, 94 ff.

Anna Webers Mutter Susanna Zili war eine geborene Orelli. Sie entstammte so über ihren Grossvater Caspar Zili 1717–1758 der St. Galler und über ihre Grossmutter Susanna Orelli 1719–1799 der Zürcher Noblesse. Caspar Zili wurde 1741 Teilhaber und 1744 Nachfolger im väterlichen Speditionsgeschäft, das er erfolgreich ausbaute. Mit dem Teilhaberschaftsvertrag von 1741 entstand die Firma Caspar Zili, die auch Geldgeschäfte tätigte. Diese wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur reinen Bank umgewandelt und ab 1893 unter dem Namen Wegelin & Co. fortgeführt. Sie bestand bis 2013 (nach HLS)

Die Tochter Anna, geboren 1781 [...], wünschte den Artilleriehauptmann Salomon Arter von Hottingen zu heiraten. Die Eltern Weber hatten nichts gegen den Bewerber aber etwas gegen dessen Alter einzuwenden. Arter stand im 45., Anna im 25. Altersjahr [...] **Salomon Arter**, der einen Drogenhandel en gros betrieb, dazu stets Land in Hottingen erwarb, um es zu vorteilhaften Preisen wieder zu verkaufen, hatte sein Haus an der Klosbachstrasse umbauen lassen. Da Neli in dieser Zeit oft kränklich war, ruhte die Tochter nicht, bis sich die Eltern entschlossen, die schöne, neu eingerichtete Wohnung («mit so wenig Zimmern») im «Artergut» zu beziehen, während der Bruder noch seine Lehrzeit im Handel [in St. Gallen vielleicht bei den Zilis] durchmachte. Der Schwiegersohn kaufte Neli das Gut im Hard ab und setzte einen Pächter darauf [...] In dem schönen «Artergut» hatte er Gelegenheit, seiner Lieblingsbeschäftigung im Freien nachgehen zu können. Dabei war er so einfach gekleidet, dass ihn einmal der Gemeindegewächter als Hausknecht betrachtete und ein Verhör mit ihm anstellte. Der Rapport, den er diesbezüglich dem Quartiermeister abgab, lautete: «Neli von Zürich, genannt Zunftmeister, seines Alters 57 Jahre. Knecht bei Herrn Salomon Arter in Hottingen.» Das setzte nicht geringes Gelächter ab und Neli freute sich am meisten darüber

Frieda Huggenberg-Kaufmann, in: Zürcher Taschenbuch, S. 100 f.

zwischenspiel st. galler und zürcher noblesse

Anna Weber	∞ 14. Februar 1804	Salomon Arter	
Daniel Weber * 28.04.1751 Zürich † 16.06.1828 Zürich	∞ 17. September 1780 St. Margrethen SG	Susanna Zilli/Zili/Zyli * 18.11.1752 St. Gallen † 17.09.1820 Rüti	

Aus: Zwicky von Gauen (1956): Ahnentafel
von Emma Augusta Abegg-Arter, Abschnitt Zili, S. 255

11. Zylti, Susanna	22. Zylti, Caspar, Junker, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 8.11.1717, † St. Gallen 15.8.1758. Handelslehre in der Firma Orell in Zürich, im Kronentor, seit 1741 Kaufmann (Leinwand- und Tuchhändler) und Spediteur (Inhaber der väterlichen Firma) in St. Gallen und Besitzer des Landgutes „Schwarzes Haus“ ob Tübach.	44. Zylti (Zili), Hans Anton, Junker, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 12.8.1677, † St. Gallen 15.12.1744. Leinwandweber, Kaufmann (Leinwandhändler) und Spediteur in St. Gallen; 1704–1744 Verwalter des Zylischen Familienlegates, 1718 und 1720 Stadtrichter, 1719 Eilfer der Schneider, 1721 und 1729 Windwächter, 1722 Vogteiherrnbeisitzer und Visitor am Ellstecken am Jahrmarkt, 1733 Obmann der Ladenleute, 1735 Zunftmeister zur Schneidern, 1739 Rechenherr, 1740 Ratsherr, 1741 Bußner, Prestamtsverwalter, Schützenoberleutnant und Amtsschützenmeister, 1742 Eherichter, 1743 Stuckhauptmann. ∞ St. Gallen 8.5.1705	88. Zylti (Zili), Daniel, Junker, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 4.2.1643, † St. Gallen 26.2.1706. Kaufmann (Leinwandhändler) in St. Gallen; erlangte 1679 durch Ratsentscheid von Junker Seckelmeister Peter Fels die Rückgabe der der Familie verlustig gegangenen Zylischen Studentenlegats, welche er bis 1706 verwaltete. ∞ St. Gallen 19.3.1670	176. Zylti (Zili), Hans Anton, Junker, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 4.7.1606, † St. Gallen 26.11.1655. Gardehauptmann des Prinzen Wilhelm II. von Oranien in niederländischen Diensten und seit 1649 Stadthauptmann in St. Gallen; 1648–1655 Fischschauer und Verwalter des Zylischen Studentenlegates. ∞ St. Gallen 26.7.1636
	∞ Oberglatt (Toggenburg) 17.3.1744	45. Meyer, Maria Magdalena, ev.-ref., von Arbon (Thurgau), ~ Arbon 25.10.1685, † St. Gallen 4.8.1752.	89. Rothmund, Elisabeth, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 13.1.1643, † St. Gallen 15.6.1725. ∞ Arbon 16.1.1681	177. Schlumpf, Dorothea, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 25.9.1618, † St. Gallen 8.4.1680.
	23. Orell, Susanna, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 1.11.1719, † St. Gallen 6.2.1799. (∞ II. Buchen bei Thal 27.11.1759 Schobinger, Christof, Junker, ev.-ref., von St. Gallen, Leutnant in niederländischen Diensten, * 1717, † 1763.)	46. Orell, Hans (Johann) Caspar, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 5.7.1685, † Zürich 2., □ (Prediger) 6.1.1761. Kaufmann (Seidenhändler) und Seidenfabrikant (Mitinhaber der Firma Felix Orell zum Spiegel und seit 1744 Inhaber der Firma Orell im Kronentor) in Zürich, zum „Spiegel“ und später zum „Löwenstein“; 1734 Zwölfer zur Safran, Direktor der Kaufmannschaft, Commissari; erwarb 1734 das Haus zum „Kronentor“. (∞ II. Schwamendingen ... 1728 Lavater, Anna Margaretha, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich [Prediger] 22.6.1684, □ Zürich [Prediger] 11.1.1758, T.v. Hans Rudolf Lavater, 1681 Landtschreiber zu Künsnacht, 1689 Stiftsschreiber, 1697 Achtzehner zum Rüden, 1699 Unterschreiber, 1701 Obervogt zu Weinfelden, 1712 Verwalter der Landvogtei Thurgau, 1712 Konstafelherr, 1713 Obervogt zu Erlenbach, 1715 Obervogt zu Künsnacht und mehrfach Gesandter, und Susanna Escher vom Luchs.) ∞ I. Zürich (Großmünster) 5.6.1706	90. Meyer, Hans (Johann) Melchior, ev.-ref., von Arbon, ~ Arbon 1.8.1658, † Arbon 25.8.1740. Bleicher, Ratsherr und Stadtseckelmeister in Arbon. ∞ Arbon 16.1.1681	178. Rothmund, Hermann ¹ , ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 25.1.1601, † St. Gallen 17.10.1667. In St. Gallen. ∞ I. St. Gallen 25.1.1631
		92. Orell, Felix, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 23.7.1663, † Baden (Aargau) 1.11.1712, □ Zürich (Großmünster) 3.11.1712. Kaufmann (Seidenhändler) und Seidenfabrikant in Zürich, zum „Spiegel“ und später zum „Kronentor“; 1706 Zwölfer zur Safran. ∞ Zürich (Großmünster) 28.7.1684	91. Huber, Verena, ev.-ref., von Dießenhofen (Thurgau), ~ Dießenhofen 14.4.1659, † Arbon 1.11.1736. ∞ Arbon 16.1.1681	179. Stauder (Studer), Benigna, ev.-ref., von St. Gallen, ~ St. Gallen 19.12.1613, † St. Gallen 8.7.1660.
		93. Goßweiler, Anna Barbara, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 20.12.1663, □ Zürich (Großmünster) 28.4.1713.	94. Escher (vom Glas), Hans Conrad, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Prediger) 21.9.1651, □ Zürich (St. Peter) 6.4.1711. Kaufmann (Seidenhändler) in Zürich, zum Wollenhof, den er kaufte; 1682 Zwölfer zur Meisen. ∞ Zürich (Prediger) 9.6.1672	180. Meyer, Melchior ² , ev.-ref., von Arbon, ~ Arbon 24.1.1623. Gerber in Arbon. ∞ Arbon 21.11.1647 (nicht 1646)
		95. von Muralt, Barbara, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (St. Peter) 26.8.1651, □ Zürich (St. Peter) 25.5.1715.	181. Hen(t)zmann, Eva, ev.-ref., von Arbon, ~ Arbon 30.9.1627, † ... (vor 1679). Eltern: Hentzmann, Wolfgang, Stadtseckelmeister in Arbon, und Ackermann, Anna.	182. Huber, Leodegar ³ , ev.-ref., von Dießenhofen, ~ Dießenhofen 4.8.1639, † Dießenhofen 7.2.1693. Stadtschreiber und seit 1687 Ratsherr in Dießenhofen, im „Klösterli“, das er erbaute. ∞ Dießenhofen 15.8.1658
			183. Brunner, Helena ⁴ , ev.-ref., von Dießenhofen, ~ Dießenhofen 6.4.1637, † Dießenhofen 1., □ 3.7.1725.	184. Orell, Hans Georg ⁵ , ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 15.4.1639, □ Zürich (Prediger) 6.4.1706. Kaufmann (Seidenhändler) und Seidenfabrikant in Zürich, zum „Spiegel“. ∞ I. Zürich (Großmünster) 6.11.1659
			185. Keller (vom Steinbock), Anna, ev.-ref., von Zürich, ~ Andelfingen 5.9.1641, † Zürich 26.11.1682.	186. Goßweiler, Hans Conrad, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Großmünster) 13.6.1633, † Zürich 5.4.1674. Kaufmann in Zürich, zum „Brünneli“. ∞ Zürich (Großmünster) 25.1.1663
			187. Hartmann, Esther, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Prediger) 25.11.1638, † Zürich 4.7.1669.	188. Escher (vom Glas), Heinrich ⁶ , ev.-ref., von Zürich, * Zürich 26., ~ (Prediger) 30.7.1626, † Zürich 20., □ (Prediger) 23.4.1710. Kaufmann (Seidenverleger) und Bürgermeister von Stadt und Landschaft Zürich in Zürich. ∞ Zürich (Prediger) 27.1.1645
			189. Werdmüller, Regula, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (St. Peter) 1.12.1625, □ Zürich (Prediger) 14.12.1698.	190. von Muralt, Cornelius ⁷ , ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (St. Peter) 12.6.1619, □ Zürich (St. Anna) 27.5.1662. Kaufmann in Zürich, an der Sihl. ∞ Zürich (St. Peter) 20.9.1647
			191. Häfeli, Regula, ev.-ref., von Zürich, ~ Zürich (Prediger) 30.11.1628, □ Zürich (Prediger) 13.4.1689.	

¹ Vgl. dessen Aszendenz, welche u. a. auch auf den St. Galler Bürgermeister und Reformator Joachim von Watt, gen. Vadian (1484–1551) führt, in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 162.

² Vgl. dessen Aszendenz in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 159.

³ Vgl. dessen Aszendenz in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 164.

⁴ Vgl. deren Aszendenz in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 164.

⁵ Vgl. dessen Aszendenz im Schweizerischen Geschlechterbuch, Bd. IX, S. 195.

⁶ Vgl. dessen weitere Ämter und Aszendenz in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 19.

⁷ Vgl. dessen Aszendenz in Ahnentafel Rübel-Blaß, Tafel 107.

Huggenberg (1946) sieht in Hans Heinrich Arter (1558 bis ca. 1638) den ersten Hottinger Arter, der 1602 als Lehensnehmer des Grossmünsterstifts aus der Stadt nach Hottingen übersiedelte. Sein Vater Felix Arter – geboren in der Zeit der Reformation – sei Fischer und Zünfter zur Schiffeuten gewesen. Ebenso war auch schon Felix' vermuteter Vater Rudolf Arter (um 1480–1520) Fischer

Da, wo der Hottingerbach in den Wolfbach floss, befand sich das erste Arterhaus in Hottingen. 1609 wurde Hans Heinrich Arter als Zehntenmann gewählt. Um 1620 findet er sich als Geschworener, 1632 als Untervogt der Gemeinde Hottingen

Nach dem gleichnamigen Sohn folgten die Familien seiner drei Söhne Hottinger, von denen sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sämtliche Hottinger-Arter-Haushalte ableiten lassen, so auch die in der Hottinger Betriebsstatistik von 1771 ausgewiesenen Arters

Die Familie blieb einflussreich und stellte mit Rudolf Arter ab 1718 bis Mitte des 18. Jahrhunderts wiederum einen Untervogt. Seine beiden Söhne amtierten als Geschworene. Anfänglich Lehensnehmer, wurden sie mit der Zeit Landwirte mit eigenem Boden, betätigten sich aber gleichzeitig in der als Heimindustrie organisierten Textilindustrie oder bei Seidenherren in Zürich, so zum Beispiel

Matthias Arter 1722–1802, ein Cousin zweiten Grades von Hans Heinrich Arter 1707–1788, hat 61 Jahre lang bei dem Nüscherischen Handelshaus im Talacker bei Grossvater, Vater und Sohn treu und fleissig gearbeitet, als Commis

Bürgerbuch Hottingen

Als Hans Heinrich Arter-Zweifel 1788 starb, waren die Brüder Salomon 1759–1819 und Heinrich 1765–1851 neunundzwanzig bzw. dreiundzwanzig Jahre alt und erwarben noch im selben Jahr das «Klosbachgut» (später «Artergut»)

Kaufte am 16. Mai 1788 von Johann Heinrich Kilchsperger von Zürich für 7200 Gulden das «Klosbachgut» zu Hottingen, bestehend aus Behausung, Scheune, Garten und Wiesen im Umfang von 4 Jucharten. Verkaufte hierauf am 26.2.1789 um 2400 Gulden sein noch verbliebenes väterliches Gut zu Hottingen samt den Arterschen Männer- und Frauenkirchenörtern am Grossmünster an Sigmund Spitteler im Gfenn bei Dübendorf

Zwicky von Gauen 1956, S. 251

Salomon Arter betätigte sich als Kaufmann in Hottingen. Er bewarb sich 1797 um das Stadtzürcher Bürgerrecht, blieb schliesslich jedoch Bürger von Hottingen. Der Umsturz von 1798 gab auch den Landleuten neue Möglichkeiten, unternehmerisch aktiv zu werden. 1798 amtierte er auch als helvetischer Bezirksrichter, 1802 als Artilleriehauptmann bei der Beschiessung Zürichs durch die helvetischen Truppen von General Andermatt und danach als Parteigänger bei der Vertreibung derselben in der Westschweiz, dies immer unter dem Kommando von Johann Jakob Meyer 1763–1819 zwischenspiel helvetik

Der erste Landmann, der nach Freigabe von Handel und Gewerbe im Jahr 1798 hievon Gebrauch machte, war Salomon Arter in Hottingen, der ein Fabrikationsgeschäft für baumwollene Tücher auf eigene Rechnung begründete und betrieb. Er hatte mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen und musste sich anfänglich Geld und Kredit im Ausland suchen

CN 1889, S. 613; vgl. auch HLS

Ihre Eltern Hans Heinrich Arter und Verena Zweifel waren Gewerbsleute, die sich durch ihren Fleiss nach und nach einiges Vermögen erworben hatten. Auch Heinrich musste schon früh Fabrikationsgeschäfte besorgen, während sein älterer Bruder Salomon in einem Handelshaus in Zürich einen Teil der Geschäfte besorgte. Als gegen Ende des vorherigen. Jahrhunderts die Fesseln fielen, die dem Handel und Gewerbefleiss der Landbevölkerung des Kantons Zürich angelegt waren, als dann jeder Kantonsbürger nach Belieben ein Gewerbe treiben konnte, verlegten sich die beiden Brüder für eigene Rechnung auf die Baumwollfabrikation und nahmen auch einige Jahre darauf Anteil an der Errichtung einer Seidenfabrik im Balgrist

Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, Band 33, S. 197 f.

1799 gründete Salomon mit seinem Bruder Heinrich eine Handelsfirma für Textilien, Spezereien und Drogeriewaren, die Heinrich bis 1831 leitete. Beide waren 1805 Mitbegründer und Teilhaber der Seidenweberei Zeller & Co. Heinrich Zeller 1746–1820 verbrachte seine Lehrjahre im Werdmüller'schen Wollenhof und nutzte die Zeit um 1800 zum Sprung in die Selbstständigkeit. Sein Betrieb entwickelte sich schnell zur grössten Seidenfabrik im Raum Zürich (ob und wann die Gebrüder Arter als Teilhaber ausschieden, wurde nicht weiter abgeklärt)

Im Jahre 1805 gründete dieser strebsame Mann, gemeinsam mit Johann Caspar Bleuler 1771–1843 [sein Sohn heiratete Sophia Regula Arter] in Riesbach und den Gebrüdern Salomon und Heinrich Arter in Hottingen, im Balgrist ein eigenes Fabrikationsgeschäft für Fichus, Mouchoirs und Krawatten, das unter der geschickten Leitung seines gleichnamigen Sohnes alle übrigen Firmen gleichen Genres überragte

CN 1889, S. 600

zwischenspiel st. galler und zürcher noblesse

Salomon Arter	∞ 14. Februar 1804	Anna Weber	Eltern von Susanna Arter
Als Paten fungieren: ein Salomon Fries, unter Umständen Buchhändler in der Stadt, und Jungfrau Cleophea Nüscheler			

Felix Arter * um 1520	∞ 22.01.1550	Barbara Bonschinder	Quelle: Frieda Huggenberg
Hans Heinrich Arter 28.08.1558 – um 1638	∞ 03.02.1591 ∞ 19.12.1603	Margaretha Haas (?) Barbara Burkhard	Quelle: Frieda Huggenberg Ab 1632 Untervogt
Hans Heinrich Arter * nach 1603 Hottingen † 01.01.1649 Hottingen	∞ 27. Oktober 1630	Veronika Burkhard	Quelle: Frieda Huggenberg und Zwicky von Gauen
Johannes «Hans» Arter * 18.01.1635 Hottingen † vor 1671 Hottingen	∞ 26. September 1658	Regina Stünzi * um 1635	Quelle: Taufbuch Grossmünster und Zwicky von Gauen
Hans Jakob Arter * 06.07.1662 Hottingen † 15.02.1727 Hottingen	∞ 13. Oktober 1685	Magdalena Merki * um 1665 Hottingen † 13.02.1729	Quelle: Taufbuch Grossmünster und Zwicky von Gauen
Hans Heinrich Arter * 25.04.1707 Hottingen † 28.05.1780 Hottingen	∞ 2. Oktober 1730	Anna Rellstab * 07.03.1706 † 30.12.1749	Quelle: Taufbuch Grossmünster und Zwicky von Gauen
Hans Heinrich Arter * 01.08.1734 Hottingen † 01.09.1788 Hottingen	∞ 30. September 1754	Verena Zweifel * 02.02.1725 Höngg † 03.08.1807	Quelle: Taufbuch Grossmünster, HLS, Zwicky von Gauen

Lehenmann und Kaufmann, gemäss Betriebsstatistik von Hottingen (Blatt Hottingen II) auch Seidenmüller (bei einer Seidenmühle handelt es sich um eine mechanische Maschine, mit der eine grosse Menge von gesponnenem Seidenfaden zu Seidenzwirn verarbeitet wird)

Salomon Arter * 28.04.1759 Hottingen † 10.02.1819 Hottingen	∞ 14. Februar 1804	Anna Weber * 06.11.1781 † 22.05.1852	
---	-----------------------	--	--

Kinder von Salomon Arter und Anna Weber, Geschwister von **Susanna Arter**

Salomon Arter * 28.09.1806 Hottingen † 12.03.1861 Hottingen	∞ 29. Mai 1837	Auguste Friederike Dürr * 31.12.1807 † 10.05.1890	Die Familie wohnte im «Artergut»
---	-------------------	---	----------------------------------

Führte die Firma seines Vaters 1831–1856 weiter, konzentrierte sich aber ab 1835 auf den Handel mit Seide und Baumwolle (mit Johann Friedrich I. Sieber als Teilhaber)

Seine Tochter **Emma Augusta Arter** * 14.1.1839 † 13.5.1909 heiratete **Carl Abegg** * 1836 † 1912, dieser wiederum stammte mütterlicherseits von den Goldbach-Sibers ab (siehe zwischenspiel familiennetze am zürichberg)

Weitere Kinder von Salomon und Auguste Friederike Arter-Dürr:

Emil Salomon Arter * 26.12.1841 † 12.4.1874 und Gustav Balthasar Arter * 1845 † 1846

Carl Adolf Arter * 22.8.1843 † 30.12.1923 und Emma Koch * 1854 † 1912

Kinderlos. **Vermachten 1924 das «Artergut» der Stadt Zürich** zur Nutzung als Kinder- und Jugendheim

Sophie Regula Arter * 16.07.1811 Hottingen † 18.09.1860	∞ 25. August 1835	Johann Caspar Bleuler * 13.09.1801 Riesbach † 19.05.1882 Hottingen	Die Familie wohnte im Haus «Zur Eidmatte» neben dem «Artergut»
---	----------------------	--	--

Zogen 1836 in das vom Vater Bleuler erworbene Gut am Klosbach gegenüber dem «Artergut», das den Namen **«Zur Eidmatte»** erhielt. Nach 1882 wohnte während seiner Zürcher Zeit der Kunstmaler Arnold Böcklin in der «Eidmatte». Sie wurde 1904 abgebrochen

Ihr Sohn **«Oberst» Hermann Bleuler** 22.11.1837–7.2.1912 heiratete 1873 Emma Huber * 1841, Tochter des Zürcher Seidenfabrikanten Johann Rudolf Huber und Schwester von Peter Emil Huber, der 1876 die Maschinenfabrik Oerlikon gründete

Gemäss Bürgerbuch 1904 hatten sie einen Sohn, Walter Bleuler * 1875, der Landwirt in Hombrechtikon war

Hermann Bleuler-Huber erwarb an der ETH bis 1858 das Diplom eines Maschineningenieurs, entschied sich aber 1861 für eine militärische Karriere und stand ab 1888 dem Schweizerischen Schulrat vor. In seine Amtszeit fällt die Reform im Unterrichtsbetrieb der ETH

Im Auftrag von Hermann Bleuler-Huber erbaute der Architekt Alfred F. Bluntschli die **Villa Bleuler** von 1885 bis 1888 im Stil der Neurenaissance. 1901 verkaufte Bleuler die Liegenschaft an die Familie Carl Abegg-Stockar (Sohn der Abegg-Arter). Um den Abbruch der Villa und die durch die Erben von Frau Abegg-Stockar geplante Überbauung des Parks zu verhindern, stellte der Stadtrat 1971 Park und Villa unter Schutz. Die Stadt Zürich erwarb die Liegenschaft 1983 von der Familie Abegg und öffnete die Parkanlage für die Bevölkerung. Heute Sitz des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA)

Verena Emilia Arter * 01.11.1815 † 20.11.1858	∞ 29. Juli 1844	Jakob Streuli * 1811 Hottingen † 29.04.1887 Hottingen	Die Familie wohnte an der da- maligen Gemeindegasse beim «Artergut»
---	--------------------	---	---

Für Jakob Streuli-Arter lässt sich nachweisen, dass er für eine gewisse Zeit als Rechnungsrevisor der SKA waltete (bis 1881, Quelle: «NZZ», 30. März 1881) und als Suppleant bei der Zürcher Aktiengesellschaft für Gasbeleuchtung tätig war (SHaB Nr. 89, 1885)

Daniel Weber, der Ururgrossvater von Maria Widmer-Sieber, war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Stadtpersönlichkeit. Die folgenden biographischen Hinweise entstammen Johann Melchior Schulers Schweizergeschichte «Die Thaten und Sitten der Eidgenossen» (Band 4.1, Zürich 1845)

Was ein **Kleinjogg** und Hägi im Bauernstand, das war Neli der Kannengiesser [**Daniel Weber**] in Zürich (dessen Leben der gelehrte Bremi beschrieb) als Handwerker und unabhängiger Bürger, der erst spät am **Regiment** teilnahm. Aus Liebe für seine Eltern überwand er die Abneigung gegen das Handwerk seines Vaters, dem er sich dann mit Fleiss und Geschick widmete und seine Eltern aus ökonomischer Verlegenheit rettete; verwandte aber auch jede Mussestunde zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse und besuchte Füsslis vaterländisch-historische Vorlesungen

Kleinjogg nannte man Jakob Gujer 1718–1785, den Pächter des Katzenrüthofs bei Rümlang, der durch seine Experimente zur Steigerung der Erträge bekannt wurde. Hans Caspar Hirzels Werk «Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers» (1761) machten ihn europaweit bekannt. Prominente wie Johann Wolfgang von Goethe besuchten seinen Musterbetrieb (nach HLS, abgerufen 5.7.2023)

Die Regierung und deren Regierungstätigkeit wurden im Alten Zürich als **Regiment** bezeichnet

Seine Eltern waren der Kannengiesser Johannes Weber 1713–1788 und Anna Nägeli 1720–1794, eine Müllerstochter, die durch ihren Grossvater Hans Heinrich Streuli 1661–1742 eine breite Ausbildung erhielt. Er war Pfarrer in Winterthur und entstammte selbst einem Küssnachter Streuli-Geschlecht, von dem ab 1666 drei Generationen als Amtmänner des Stiftes Engelberg fungierten

Als Geselle sammelte Neli eine Sonntagsgesellschaft von etwa 18 jungen Handwerkern zu angenehmer und nützlicher Unterhaltung, die nun kein Wirtshaus mehr besuchten und beisammen mitgebrachtes Brot und Obst ohne Wein genossen, wohl aber in Notzeit eine Armensteuer zusammenlegten. Erst spottete man darüber, nannte Neli den politischen Kannengiesser und kannengiesserischen Professor der Sittenlehre; er lachte darüber, ermutigte die Freunde und las ihnen selbst die Komödie «Der politische Kannengiesser» von des dänisch-norwegischen Dichters Ludvig Baron Holberg vor. Angesehene Männer, besonders der **Oberstpfarrer Ulrich**, äusserten Beifall, und brave Eltern freuten sich der wohlthätigen Wirkung auf ihre Söhne. Man schickte auch gern Knaben in seine Werkstatt, den frohen Arbeiter zu sehen, die er dann mit Erzählungen erfreute. Den Eltern ersparte er Knecht und Magd, und um sie nicht zu betrüben, gab er auch den Vorsatz auf, die Welt zu sehen. Für seine Andachtsstunden schrieb er sich selbst Gebete

Vermutlich **Johann Rudolf Ulrich** 1728–1795, ab 1763 Antistes (Vorsteher) der Zürcher Kirche und Pfarrer am Grossmünster. Er war ein Vertreter eines gemässigten Rationalismus und setzte sich für eine aufklärerische Gesinnung der Schulreform von 1775 ein. Sein Schwiegersohn **Johann Heinrich Bremi** 1772–1837, ein Schweizer Altphilologe, war der Verfasser von «Neli der Kannengiesser», einer Biografie über Daniel Weber (nach HLS und Wikipedia, abgerufen 5.7.2023)

Bei vielen Mitzünftern stand er eine Zeitlang Neid und Neckerei, besonders weil er ihre Trinkgesellschaften nicht besuchte; auch sein Zunftmeister war ihm nicht hold. Man übertrug ihm die niedrigsten Zunftdienste, machte ihn zum Feuerläufer, Aufwärter [**Aushilfskellner**] bei Zunftmahlzeiten. Ihn entschädigte dafür die Achtung vorzüglicher Männer in Zürich und Basel, die ihn in die **Helvetische Gesellschaft** einführten. Dennoch blieb er bescheiden ein fleissiger Handwerker. Auch landwirtschaftliche Kenntnisse besass er; durch ihn ward der Gips im Land verbreitet, und dieser Nebenhandel brachte ihm Gewinn. Er tat auch für geringe Belohnung Kanzleidienste; so z. B. erhielt er für 120 Bögen Register nur 15 Gulden. Im Umgang mit angesehenen Freunden mässigte sich sein rasches Temperament, sein scharfes, die Ansichten anderer zu wenig beachtendes Urtheil, ohne Schaden seines freien und gerechten Sinnes

Die **Helvetische Gesellschaft** wurde 1761 bzw. 1762 in Schinznach-Bad gegründet und sammelte die aufklärerisch gesinnten Kräfte der Schweiz des 18. Jahrhunderts. Ausschlag gab die Unzufriedenheit mit der Stagnation in den Alten Orten (nach HLS, abgerufen 5.7.2023)

Er ward Stadtrichter, obgleich ungern, da er lieber seinen Beruf leben wollte. In diesem Amt suchte er besonders den Betrug unter Rechtsformen zu hindern. Da er einen Knecht gefunden, dem er einen grossen Teil der Hausverwaltung übergeben konnte, widmete er sich nun mit eifriger Dienstbegierde Vormundschaften, Witwen und Waisen, Hilfs- und Ratbedürftigen, Entzweiten, die Frieden suchten. Es kamen ihm meist mühsame Vormundschaften zu, die wenig und oft nichts eintrugen. Als er dann einst von Reichen für zwei in wenigen Tagen berichtete Geschäfte 28 Dublonen geschenkt erhielt, schien ihm das gar zu viel. Zurückgeben durfte er nichts; da schenkte er 100 Gulden an das Schulamt zweier Gemeinden. Arbeit war ihm Freude. Noch im 56. Jahre spaltete er in einem Tag ein Klafter Holz oder drosch den ganzen Tag; besonders machte ihm Garten- und Feldarbeit Vergnügen

Er war von der Partei, der das **Französische Bündnis** nicht gefiel, tadelte freimütig das Benehmen der Regierung in dieser Sache und ward deswegen von einem Teil der Regierung nicht wohl angesehen; aber Unruhe zu stiften, verabscheute er und bot gern zu Aussöhnung die Hand

zwischenspiel neli der kannengiesser

Mit dem **Französischen Bündnis** ist die Allianzerneuerung zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft von 1777 gemeint, was einige Aufregung in der Bürgerschaft verursachte betreffend die Einschränkung der Mitspracherechte der Zünfte bei Bündnissen. Der damalige Stadtrichter war einer der Hauptführer der Kritiker und vertrat diese gegenüber dem Bürgermeister Heidegger 1710–1778. So sagte Heidegger in einem Gespräch: «Aber, wo führt das hin [Anmerkung: die Mitwirkung der Bürger]? Soll Zürich ein zweites Genf werden? Könnt ihr das berechnen?» «Nein», sagte Neli, «Zürich soll kein zweites Genf werden, wenn Starrsinn es nicht erzwingt; ich stehe mit meinem Kopf gut dafür.» (S. 134)

Die Vorgesetzten neckten ihn, den Nichtbegüterten, durch den Vorschlag zum Stubenmeister, welche Stelle Geld kostete. Er weigerte sich. Der Zunftmeister sagt: «Herr Richter, es ist Pflicht, der Zunft auch mit dem Beutel zu dienen.» «Ja», antwortet Neli, «wenn es die Not erfordert – wie jeder Zünfter; in solchem Fall fangen Sie an, hochgeachteter Herr, als der Erste in der Zunft, und ich fahre fort.» Nun allgemeines Gelächter, und Neli wird nun einmütig unentgeltlich zum Stubenmeister gewählt

Sich und seine Eltern beglückte er dann durch **eine treffliche Hausfrau**, der er sich zuerst offenherzig nach seiner guten und schwachen Seite in einem Brief geschildert hatte

Die **«treffliche Hausfrau»** war seine Ehefrau Susanna Zili-Orelli

Er bewarb sich um die Waisenvaterstelle, ward einmütig dazu erwählt, führte eine musterhafte Verwaltung und entfernte manche Missbräuche. So nötigte er z. B. Wohlhabende, die sich für geringen Zins bei dem Gut dieser Anstalt Geld geborgt hatten, höheren Zins oder das Kapital zu bezahlen. Den Kindern wusste er die Arbeit zur Freude zu machen und damit der Anstalt zu nützen. Musterhaft war die Erziehung der Waisen; durch weise Zucht ward frühere Verderbnis aus nachlässiger oder unsittlicher Erziehung verbessert. Der Unterricht war ihrer künftigen Lebensbestimmung angemessen

Ergänzend hierzu auf Seite 164: «Hier wurden nun unter der vortrefflichen Verwaltung des Daniel Weber hundert Waisenkinder der Bürger unentgeltlich erzogen, unterrichtet und zu einem künftigen Beruf vorgebildet. Sie erhielten nur gemeine bürgerliche Nahrung, um sie nicht zu verwöhnen; mussten neben der Schule arbeiten, um durch Arbeit zum Erwerb ihres Unterhalts brauchbar zu werden; sie lernten nur ihre Muttersprache kennen, aber daneben so viel, als zu ihrem Fortkommen in der Welt nötig war; sie schliefen nicht in geheizter Stube, um nicht verweichlicht zu werden. Diese Erziehung vollendete die musterhafte sittliche Zucht. Wohlhabende hätten gewünscht, ihre Kinder daselbst erzogen zu sehen.»

Nur ungern liess er sich 1796 bewegen, die Wahl zum **Zunftmeister** anzunehmen

In seine Zeit als **Zunftmeister** fiel der Zusammenbruch der Alten Ordnung, gefolgt vom Einmarsch der Franzosen im Jahre 1798. Mit dem 5. Februar 1798 endete die alte Zeit. Schon am 28. März beschloss die frühere Zunft (sie hiess nun «Gesellschaft») die Inventarisierung des noch verbliebenen Zunftgutes – darunter der Silberschatz, von dem aber ein grosser Teil bereits vor 1798 veräussert worden war. Verwertbares wurde zu Geld gemacht, so das Restsilber am 4. Juni, und zur Hauptsache unter den Zünftern verteilt. Ein anderer Teil ging an Failliten, Witwen, Zünfterstöchter und wenig an Personen in Armenhäusern

Ganz hingegeben der Sorge für das Waisenamt und im Frohgefühl über den Frieden und das Glück des Landes während der Revolutionsstürme und Kriege in den Nachbarländern, hatte er bisher den Fortschritt der Revolutionsseuche im Land zu wenig beachtet und sah mit Schrecken die Gefahr, die nicht nur von aussen, sondern auch von innen dem Vaterland drohte. Er gab sich nun eifrige Mühe bei Abordnungen ans Landvolk, bei dem er Vertrauen zu finden hoffte, zur Treue und Mässigung zu mahnen, Gefühl für Vaterlandsehre und Liebe zu beleben, vor verführerischen Schriften und Reden zu warnen, Verblendeten die unvermeidlichen Folgen des Revolutionierens vor auszusetzen. Man täuschte ihn mit schönen Worten, so dass er erfreulichen Bericht erstatten konnte. Erst später sagte ihm dann mancher: «Wie wahr ist, was ihr uns gesagt habt! Bald ist ein Haus niedergerissen; aber wie lange wird es währen, bis ein neues, besseres dasteht – und wer wird es bauen?»

Ergänzend zu der Revolutionszeit auf Seite 195 f.: So warnte der biedere Zunftmeister Weber (Neli genannt), Freund des Landvolks, Feind aller Willkür und Unrechts, bei Sendungen zum Landvolk vor verführerischen Schriften, von denen, die nicht am Tag wandeln, die regieren und reformieren wollen, ohne Gehorsam und Geldbeherrschung gelernt und geübt zu haben: «Wie leicht tadeln, niederreissen, wie schwer bauen! Wohl ist vieles unvollkommen bei uns; aber vieles schon besser geworden bei unserm Denken; wie manches wird besser werden, wenn man nicht zu viel auf einmal unternehmen will! Wo ist Vollkommenheit in der Welt? Die Obrigkeit ruft ja das Volk auf, seine Beschwerden einzugeben. Lasst ihr euch von grosssprecherischen Verheissungen beschwatzen, so werden feindliche Scharen euch überziehen, eure Vorräte aufzehren und das, was gewisse Leute euch versprechen, sich selbst zueignen. Die Befreiung von Lasten, die man euch vorspiegelt, kann unmöglich lang dauern, denn die Bedürfnisse des Staats werden sich vermehren, und unter irgendeinem oder mehreren Namen fällt die Last auf euch. Kurz, ich sage es bestimmt voraus, ihr würdet Gott danken, wenn ihr wieder in eine Lage zurücktreten könntet wie die, aus der man euch jetzt herauszulocken sucht.»

Johann Melchior Schuler 1779–1859. Von Mollis. Nach seiner theologischen Ausbildung in Schaffhausen amtierte er als Pfarrer und war von 1828–1835 Aargauer Erziehungsrat. Er engagierte sich für die Armenfürsorge und Volksbildung, regte zahlreiche philanthropisch-sozialreformerische Projekte an und bemühte sich um die Verbesserung der Schullehrerbildung. Er wirkte an der ersten Gesamtausgabe der Werke Huldrych Zwinglis mit und veröffentlichte kirchenhistorische und landeskundliche Arbeiten. Als sein populärstes Werk gelten «Die Thaten und Sitten der Eidgenossenschaft (8 Bände, 1807–1857). Theologisch stand er einer rationalistischen Aufklärung nahe, die er als unmittelbare Fortsetzung der Reformation deutete

Am Ende des 18. Jahrhunderts lag im Kanton Zürich die Macht in der Hand von einigen Stadtbürgerfamilien, die über 180 000 Landbewohner:innen herrschten

Wie in anderen Zunftstädten kam es auch in Zürich ab dem Ende des 15. Jahrhunderts zur Aristokratisierung und Intensivierung des Obrigkeitsstaates, begünstigt durch die ab dem 16. Jahrhundert verstärkte Einschränkung bei der Vergabe des Bürgerrechts und infolge der durch die Reformation bedingten Aussicht der Räte auf Übernahme von Vogtei- und Klosterämtern

Eine politische Karriere war unter diesen Voraussetzungen durchaus attraktiv, wobei neben dem Vermögen die persönlichen Beziehungen entscheidend für die Wahl in solche Ämter war. Im ausgehenden 18. Jahrhundert hatten die Zünfte als Körperschaften vor allem organisatorische Bedeutung, politisch massgebend war jedoch die aus den Machteliten der Kaufleute und des Stadtadels hervorgegangene Obrigkeit. Die Kompetenzen der Bürgerschaft beschränkten sich im Ancien Régime auf die bei Bedarf einberufene Bürgerversammlung und auf die Ablegung des Bürgerreids an den Schwörtagen

Die Verwaltung der untertänigen Landschaft erfolgte auf zwei locker miteinander verknüpften Ebenen: Die obere Stufe bestand aus den vom Rat gewählten Land- und Obervögten, die untere aus der dörflichen Selbstverwaltung. Die Verbindung zwischen den beiden Bereichen ergab sich traditionell über den Pfarrer und den Untervogt: Während der Pfarrherr als Stadtbürger im Dorf ein Wächteramt ausübte, war der Untervogt sowohl Vertrauensmann der Untertanen als auch ausführendes Organ des Stadtreiments. Die Gemeindebeamten stammten über Generationen aus der grundbesitzenden «Dorfaristokratie»

Ab Sommer 1789 versetzte die Französische Revolution die Geister auch in Zürich in Bewegung. Während aber die Obrigkeit nicht im entferntesten Sinn daran dachte, ihren Untertanen mehr politische Rechte zu gewähren, wurden die revolutionären Ideen sehr wohl in den prosperierenden Heimindustriegebieten von der wohlhabenden Oberschicht aus Textilverlegern, Gewerbetreibenden und Ärzten mit zunehmendem Interesse aufgenommen. Erste Forderungen wurden noch – wie im Stäfner Handel 1794/1795 – mit rücksichtsloser Härte niedergeschlagen

Das formelle Ende des Ersten Koalitionskrieges und der von Frankreich erzwungene Anschluss der Bündner Untertanengebiete an Cisalpinien im Herbst 1797 verstärkte die Gefahr einer Invasion der Eidgenossenschaft durch die Franzosen. Die Mehrheit der regierenden Familien in Zürich blieb aber bei ihrer kompromisslos uneinsichtigen Haltung

Erst der Einmarsch der Franzosen in die Waadt Ende Januar 1798 und deren Begrüssung durch die Waadtländer als Befreier bewog die Zürcher Obrigkeit zu einer Amnestie der Verurteilten des Stäfner Handels; eine Beruhigung der revolutionären Stimmung liess sich damit jedoch nicht mehr erreichen, dies nicht nur in Zürich, sondern im ganzen Gebiet der heutigen Schweiz

Die Verwirrung war gross, Orientierung gefragt. An vielen Gemeindeversammlungen hatte man – dank des entstandenen Machtvakuum – nun plötzlich politische Entscheide von grosser Tragweite zu fällen [...] Seit dem Januar wurden in wenigen Wochen mehr Versammlungen abgehalten [...], als vorher während mehrerer Jahre. Auch die Hottinger diskutierten über die «neue Verfassung, die die Postulate der Gleichheit und Freiheit garantieren sollte, und von deren Annahme man sich zudem die Verhinderung des Einmarsches der Franzosen erhoffte. Salomon Arter hatte der Gemeinde am 25. Januar 1798 ein diesbezügliches «Memorial» vorgelegt, das «also genähmigt worden»

Hottinger 2000, S. 36

Die Wahl Salomon Arters zum Richter deutet zwar an, dass er der liberalen Partei nahestand. Dennoch stand er im Gegensatz zu den «unvernünftigen Jungen». Als Arter nämlich in der Frage des Freiheitsbaums der Kreuzgemeinde – aus finanziellen Gründen – eine zurückhaltende Politik verfolgen wollte, brachen sich die sozialen Gegensätze sofort Luft: «Solches haben die jungen Männer nicht angenommen, und gesagt, Herr Arter solle nicht mehr von ihnen als Richter erkannt seyn, sie wollen einen anderen Richter erwählen. Herr Arter: Er habe diese Stellen angenommen, E.E. [Einer Ehrenwerten] Gemeinde bereitwillige Dienste zu leisten und für das allgemeine Beste zu sorgen. So in es in seinen schwachen Kräften stehe. Wann aber Unordnung und Sittenlosigkeit obwalten solle, so wolle er seine Stelle abtreten.» Arter sagt es deutlich: Die alte Ordnung soll abgeschafft werden, nicht aber jede

Ordnung schlechthin. Die Finanzordnung der Gemeinde, Sitte und Anstand, und natürlich die liberale Grundordnung der Dinge, der Eigentumsordnung, sollten gewahrt bleiben

Hottingen 2000, S. 39/41

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, war Salomon Arter einer der ersten Nicht-Stadtbürger, der die Freigabe von Handel und Gewerbe nutzte. Dies war ihm bis zum Zusammenbruch des Ancien Régime verwehrt

Dann ging alles sehr schnell: Am 5. Februar 1798 proklamierte der Zürcher Rat die Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land, am 13. März 1798 tagte der Grosse Rat zum letzten Mal, mit dazwischen den folgenden Ereignissen

- 29. Januar 1798 Zürich beschliesst Amnestie der verurteilten Revolutionäre und Rücknahme der Bussen
- 5. Februar 1798 Demission der Zürcher Regierung und Verkündung der Rechtsgleichheit in Zürich
- 11. Februar 1798 Forderung nach einer Garnison in der Stadt mit Soldaten aus der Zürcher Landschaft
- 26. Februar 1798 Einmarsch von mehreren hundert Landleuten in Zürich verhindert Eidesleistung
- 6. März 1798 Besetzung der Schlösser Kyburg und Andelfingen und Drohung, Zürich zu stürmen
- 7. März 1798 Mobilisierung in der Zürcher Landschaft
- 8. März 1798 Vier Kolonnen mit insgesamt 14 000 Mann stehen vor Zürich
- 12. März 1798 Stadt ratifiziert Friedensbedingungen, Kriegskosten gehen zulasten der Stadt
- 13. März 1798 Der Grosse Rat von Zürich tagt zum letzten Mal; Friedensbaum auf dem Münsterplatz
- 27. April 1798 Besetzung von Zürich durch französische Truppen

Am 12. März 1798 wurde in Aarau die helvetische Einheitsverfassung feierlich proklamiert. Voller Elan ging die alt-neue Elite in den Räten im Frühjahr 1798 an die Aufgabe, das Staatswesen unter den Gesichtspunkten von Freiheit und Gleichheit neu zu gestalten: Die rechtliche Gleichheit aller Staatsbürger, die rechtliche Gleichstellung von Stadt und Land, die Gewaltentrennung, ein repräsentatives parlamentarisches System sowie die Garantie persönlicher Freiheiten wie etwa der Religionsfreiheit, der Gewissensfreiheit, der Pressefreiheit und der Handels- und Gewerbe-freiheit

Die Gleichheit blieb aber für einen grossen Teil der Bevölkerung eingeschränkt, umfasste sie doch weder die Frauen noch die Nichtchristen, damals also vor allem die Juden

Schweizerische Reformer versuchten zwar, die Emanzipation der Schweizer Juden über das neue zentrale Parlament in Aarau durchzusetzen, was aber misslang. Im sogenannten **Zwetschgenkrieg** als Teil des **Stecklikrieges** wandte sich am 21. September 1802 die revoltierende Bevölkerung auch gegen die Juden und plünderte die beiden jüdischen Dörfer Endingen und Lengnau im Surbtal. 1776 bezeichnete die eidgenössische Tagsatzung diese beiden Dörfer als einzig erlaubte Wohnorte für Juden

Die Zeit der relativen Ruhe blieb nur kurz und führte im Rahmen des Zweiten Koalitionskriegs bald zur Ausdehnung der kriegesischen Auseinandersetzungen auch auf Schweizer Gebiet

- 4. Juni 1799 Beginn der Ersten Schlacht bei Zürich, bei der österreichische Armeen die französischen Truppen in Zürich angriffen und aus Zürich vertrieben. Die Franzosen unter der Führung von Massénas zogen sich in der Folge aus der Stadt zurück, blieben aber in der Landschaft westlich der Limmat stationiert

25. September 1799 Beginn der Zweiten Schlacht bei Zürich: Im Rahmen des Zweiten Koalitionskriegs kämpften französische gegen russische Truppen. Wiederum unter der Führung des Generals Massénas gelang es den französischen Truppen, die russische Armee unter der Führung von General Korsakow zum Rückzug zu zwingen. Zürich war wieder französisch besetzt

Ab April 1798 gehörten fremde Truppen zum Alltag der Stadt und der Landschaft Zürich. Neben der anfänglichen Hoffnung auf neue Freiheiten bei vielen Bewohner:innen der Stadt Zürich schwellte weiterhin Widerstand bei konservativen Kräften – ganz offensichtlich im Sommer 1799 während der kurzen Zeit der Besatzung durch österreichische Truppen

Die Folgen der kriegesischen Auseinandersetzungen sowie die Schmach der Besetzung und Einflussnahme durch Frankreich erodierten die Begeisterung breiter Kreise zur Helvetik. Unzählige Verfassungskämpfe und Staatsstreiche verschärften das Risiko eines Bürgerkriegs

Stagnation, Zerfall und die Einflussnahme von sogenannten Altgesinnten machten sich breit. Viele Reformen wurden zurückgenommen oder konnten gar nicht mehr umgesetzt werden. So verlor die Zentralregierung immer stärker jegliche Autorität und die Bevölkerung wurde entmutigt, demoralisiert und war zunehmend bereit, jenen zu folgen, die Rückkehr zur Ruhe und Normalität versprochen

In der Folge wurde der überraschende Rückzug der französischen Besatzungstruppen sofort für Aufstände ausgenutzt, die schliesslich zum sogenannten **Stecklikrieg** führten, der erst durch Napoleons Proklamation von Saint-Cloud und den erneuten Einmarsch seiner Truppen gestoppt wurde. Im Rahmen der folgenden Consulta, einer Versammlung von Deputierten aus der Helvetischen Republik in Paris, wurde die neue Verfassung (die **Mediationsakte**) nach Napoleons Vorstellung ausgearbeitet

22. Juli 1802	Beginn des überraschenden Abzugs der Franzosen
9. September 1802	Beginn der Beschiessung von Zürich durch helvetische Truppen
18. September 1802	Kapitulation der helvetischen Regierung in Bern und Abzug nach Lausanne
30. September 1802	Proklamation von Saint-Cloud, in der Napoleon die schweizerischen Parteien ultimativ zur Einstellung der Feindseligkeiten verpflichtete
3. Oktober 1802	Endgültige Niederlage der helvetischen Armee bei Faoug
21. Oktober 1802	Erneuter Einmarsch französischer Truppen
19. Februar 1803	Übergabe der Mediationsakte nach den Wünschen von Napoleon

Auch die Stadt Zürich leistete – neben den Landkantonen – Widerstand gegen die Zentralregierung, was zur Belagerung durch helvetische Truppen und zu einer dritten «Schlacht» um Zürich führte, an der auf der Seite der Stadt Zürich auch «der spätere Oberleutnant» **Salomon Arter** teilnahm. Der folgende längere Text (S. 135 ff.) schildert die Ereignisse jener Tage

Mit der Mediationsakte beruhigte sich die Situation einigermassen, sie bedeutete für die Landschaften der Stadtkantone aber einen Rückschritt gegenüber der Helvetik, was vereinzelt zu kleineren Aufständen führte (Bockenkrieg einiger Gemeinden am Zürichsee von 1804)

Nach der Niederlage von Napoleon wurde 1815 das Rad nochmals zurückgedreht und die Stadt Zürich und deren Bürger:innen erhielten teilweise ihre privilegierte Stellung zurück (Restauration). Mit der liberalen Revolution 1830/1831 fielen diese Privilegien endgültig (Regeneration)

Hauptsächliche Quellen: Böning Holger: Der Traum von Freiheit und Gleichheit, Zürich 1998; Stadt Zürich: Zürich – Eine Stadt erlebt den Krieg, Zürich 2005; HLS

Einen Eindruck über die Zürcher Ereignisse von 1802 kurz vor dem Zusammenbruch der Helvetischen Republik vermittelt ein Text des damaligen Stadthauptmanns **Johann Jakob Meyer 1763–1819**, der durch seinen Sohn Wilhelm Meyer redigiert und 1858 im «Zürcher Taschenbuch» veröffentlicht wurde

Im Jänner 1802, nachdem im Oktober zuvor [zum Teil in Folge französischen Einflusses] die Partei der Aristokraten oder Altschweizer in der helvetischen Regierung die Oberhand gewonnen und unter anderen den alt Ratsherrn Reinhard zum Regierungsstatthalter im Kanton Zürich ernannt hatte, veranlasste der Bezug rückständiger Zehentgefälle in Fehraltorf einen Aufstand der sogenannten Patrioten [Einheitsfreunde], der sich über einen grossen Teil des Kantons Zürich zu erstrecken drohte. Reinhard fand sich bewogen, das wenige französische und helvetische Linienmilitär, das sich in Zürich befand, unter Befehl des etwas später als Meyer ebenfalls aus der Emigration zurückgekehrten Major Ziegler zur Unterdrückung des Aufstandes zu entsenden. Die Bewachung der Stadt wurde den Bürgern anvertraut und Meyer übernahm im Einverständnis mit dem französischen Kommandanten Moutier das Kommando derselben. Wenige Tage später ernannte ihn die helvetische Regierung zum Arrondissements- bzw. Quartierkommandanten in Zürich, eine Stelle, deren grösste Bedeutung darin lag, dass er, insofern die Franzosen sich einmal ganz entfernten, selbstverständlich Stadtkommandant war

Junker Hans von Reinhard 1755–1835. 1787–1795 erster Stadtschreiber und 1794 Kleinrat von Zürich, 1795 Landvogt der Grafschaft Baden, deren Verwaltung er 1798 den revolutionären Landesausschüssen geordnet übergab. Als Gegner des helvetischen Einheitsstaats war er 1799 Geisel des helvetischen Direktoriums in Basel; während der föderalistischen Episode 1801–1802 fungierte er als helvetischer Regierungsstatthalter im Kanton Zürich. 1798–1803 bekleidete er verschiedene städtische Ämter in Zürich (u. a. 1800–1801 Präsident der Municipalität). Als Stadtzürcher Gesandter an der Consulta 1802–1803 vertrat er föderalistische und städtische Interessen. 1803–1831 war Reinhard jährlich alternierend erster oder zweiter Bürgermeister. Während dieser Zeit bestimmte er massgeblich die Geschicke der Eidgenossenschaft (nach HLS, abgerufen am 28.6.2023)

Am 15. September 1800 setzte der von den Republikanern beherrschte helvetische gesetzgebende Rat das Feudallastengesetz ausser Kraft und verfügte am 6. Oktober 1800 den Bezug der Grundzinsen für 1800, um der Helvetischen Republik und den Pfarren die Einkünfte zu sichern, was an verschiedenen Orten zu Zehntenunruhen führte, so auch im Januar 1802 in Fehraltorf, wo die föderalistische Regierung, allen voran «Junker» Reinhard, streng die rückständigen Zehnten und Bodenzinsen einzutreiben begannen

Johann Jakob Meyer 1763–1819. Aus Zürich. Absolvierte eine kaufmännische und militärische Ausbildung. 1792 führte er als Major eine Abteilung Zürcher Milizkräfte beim Schutz der Stadt Genf gegen die Franzosen, ab 1798 als Zürcher Unterhändler Verhandlungen mit Frankreich und dann Österreich. In englischem Sold, dann in französischem. Nach der französischen Besetzung Flucht nach Lindau. Im Oktober 1800 Rückkehr nach Zürich. Sein Enkel war der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer 1825–1898 (nach Wikipedia, abgerufen am 27.6.2023)

Jakob Christoph Ziegler 1768–1859. Aus Neftenbach. Ab 1785 im Steiner-Regiment in französischen, dann ab 1792–1793 in österreichischen Diensten. Nach kurzer Zeit am Stadtgericht Zürich. 1799 Eintritt in das unter englischem Sold stehende Schweizerregiment Bachmann. Im August 1801 Rückkehr nach Zürich, wo er sich den Gegnern der helvetischen Armee anschloss. 1815 kurz in niederländischen Diensten (nach deutsche-biographie.de, abgerufen am 28.6.2023)

Man arbeitete im Stillen an der Herstellung einer schweizerischen Eidgenossenschaft und wartete nur auf den infolge des Lunéville Friedensschlusses in naher Aussicht stehenden Abzug der Franzosen, um durch eine allgemeine Schilderhebung gegen die Helvetik, wie das Einheitssystem beliebter Kürze wegen bezeichnet wurde, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Einstweilen zwar mahnten ältere Männer zur Vorsicht. Alt Seckelmeister Caspar Hirzel, damals Mitglied des helvetischen Senats, schrieb am 9. Jänner an Meyer: «Noch sieht sich nicht vor, was herauskommen soll: [man] weiss nicht, ob's unserm grossen Nachbarn Ernst ist, uns wieder frei zu lassen: und dann die fusion des partis, wo keine zu der andern Vertrauen fasst. – Geduld ist alles, was einem durchhelfen kann. Die predige ich mir täglich, und bitte Sie, solche auch andern zu belieben.»

Als Friede von Lunéville wird der am 9. Februar 1801 in Lunéville zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich unter dem römisch-deutschen Kaiser Franz II. unterzeichnete Friedensschluss bezeichnet. Er beendet den Zweiten Koalitionskrieg gegen Frankreich

Caspar Hirzel 1746–1827. Gilt als einer der bedeutendsten Zürcher Politiker des Ancien Régime in der Revolutionszeit. 1797–1798 Gesandter Zürichs auf der letzten eidgenössischen Tagsatzung in Aarau. 1798 in der provisorischen Regierung, abgesetzt während der Helvetischen Revolution und 1799 als Geisel nach Basel abgeführt. 1801 Justizminister der Helvetik, 1802 Präsident der Interimsregierung, nach dem Einmarsch der Franzosen verhaftet und interniert, 1803 Rücktritt (nach HLS, abgerufen am 28.6.2023)

Im Kanton Zürich war ein grosser Teil der Landschaft, namentlich die Mehrzahl der industriellen Bevölkerung, dem [metrischen] Einheitssystem zugetan. Die Mehrzahl der eigentlichen Bauern hingegen wünschte dessen Abschaffung und wenigstens die teilweise Herstellung des Alten; sie fürchteten grosse Abgaben, namentlich die von der Zentralregierung durch Anordnung von Katasterarbeiten angekündigte Grundsteuer [...] Da die Stadt den Mittelpunkt des Ausstandes gegen die Regierung bilden musste, so traf man unter der Hand Einleitungen zu einer militärischen Organisation der Einwohnerschaft. Eine starke Feuersbrunst bot die Veranlassung dar zu einer revidierten Feuerordnung, und Meyer entwarf die Grundzüge der sich an dieselbe knüpfenden militärpolizeilichen Einrichtungen, die zu gleicher Zeit, ohne Aufsehen zu erregen, in meisterhafter Weise auf Sicherung der Stadt gegen einen Überfall berechnet waren. Indem nämlich die bisherigen 16 sogenannten Pannerkompanien beibehalten und in dieselben für den

Zweck des gewohnten Bürgerwachtdienstes alle Einwohner eingeteilt blieben, wurden dagegen diesen Kompanien anstatt ihrer bisherigen vereinzelter Sammelplätze nunmehr Sektionssammelplätze angewiesen, indem drei Kompanien auf dem Helmhaus, drei auf dem Predigerkirchhof und vier auf dem Münsterhof sich einzufinden hatten, wo sie unter den Befehl der Sektionsmajore Zimmermann, Zundel und Holzhalb, sämtlich Offiziere aus ehemals französischen Diensten, zu stehen kamen. Zu den Porten insbesondere wurden im Voraus «eine Anzahl achtbarer Eigentümer» aus den nächstgelegenen Häusern bestellt, die gehörig bewaffnet – und zwar je einer von ihnen als Offizier – dahinzueilen und sie zu besetzen hatten

Wilhelm Meyer (1858), S. 66 ff.

Das kecke Treiben der Altschweizer, die, obschon ihnen Bonapartes Schutz ganz recht war, dennoch eine unabhängigere Stellung der Schweiz Frankreich gegenüber anstrebten, begann dem ersten Consul missfällig zu werden. Namentlich nahm er es übel auf, dass sie gegen die Losreissung des Wallis von der Schweiz Einsprache machten und dass sie mit Österreich und England Verbindungen anknüpften. Noch im Jänner mussten sie auf seinen Befehl einige Einheitsfreunde der gemässigten Art (was man heutzutage die Revolution in Glacehandschuhen nennt) in die Regierung aufnehmen, und am 17. April wurden sie durch einen Staatsstreich dieser neu Eingetretenen gänzlich aus der Regierung entfernt. Wie es üblich ist, predigten die neuen Regenten Versöhnung und einige derselben vermeinten im Ernst, die angebliche richtige Mitte gefunden zu haben. Um sich beim Volk beliebt zu machen, nahmen sie Bonapartes Vorschlag, seine Truppen aus der Schweiz zurückzuziehen, zwar nicht ohne einige Besorgnis um ihre Sicherheit an, begingen dann aber auch den Fehler, in einem neuen Verfassungsentwurf den Verhältnissen der alten Zeit zu wenig Rechnung zu tragen und den verhassten Kataster wieder zur Sprache zu bringen

Wilhelm Meyer (1858), S. 70

Durch den dritten Staatsstreich vom 27./28. Oktober 1801 übernahmen die Föderalisten die Regierungsgewalt, Napoleon zwang sie aber schon im Januar 1802, zusätzlich sechs Unitarier in den Kleinen Rat aufzunehmen. Der stark von Napoleon beeinflusste Verfassungsentwurf von Malmaison wurde in mehreren Punkten im Sinn der Föderalisten verändert. So wurde die Niederlassungsfreiheit wieder eingeschränkt, das helvetische Bürgerrecht durch Kantons- und Gemeindebürgerrecht ersetzt, der Zensus deutlich erhöht und die einheitliche nationale Rechtssetzung und Gesetzgebung an die Kantone delegiert. Dieser Entwurf wurde am 27. Februar 1802 gegen den Widerstand der Unitarier vom Senat angenommen, die darauf am 2. April 1802 durchgeführte Volksabstimmung endete chaotisch mit unklarem Ergebnis

Am 17. April 1802 nutzen die Unitarier die Abwesenheit vieler katholischer Föderalisten über Ostern zum vierten Staatsstreich und gewannen so die Regierungsgewalt zurück. Sie setzten eine Notabelnversammlung ein, welche die Verfassung von Malmaison erneut überarbeitete. Nach der ersten in der Schweiz durchgeführten Volksabstimmung, bei der die Nichtstimmenden als Befürworter gezählt wurden, galt sie am 2. Juli als angenommen, dies, obschon es mehr effektive Nein- als Ja-Stimmen gab

In den ersten Tagen des Augusts verliessen die Franzosen die Schweiz, und noch ehe sie dieselbe gänzlich geräumt hatten, erfolgte der Abfall der drei Urkantone von der helvetischen Zentralgewalt. Da nun gar nicht zu zweifeln war, dass das Beispiel Nachahmer finden werde, so musste die herrschende Partei, wollte sie nicht wieder abtreten, militärische Massregeln treffen

Das Militär der Helvetischen Republik bestand aus den Linientruppen und der Miliz [...] Diese Truppen waren gut geübt, hatten den Krieg an der Seite der Franzosen mitgemacht und zählten einige tüchtige Offiziere [...] Beim Volk war dieses Linienmilitär, die Helvekler, wie man sie nannte, sehr verhasst [...]

Um die Mitte des Augusts erlaubten sich die Gemeindebehörden von Zürich, ein freundliches Schreiben von Landammann und Rat des Kantons Schwyz anzunehmen und dasselbe wider den bestimmten Befehl des **Regierungsstatthalters Ulrich**, wenn auch unverfänglich, doch freundnachbarlich zu erwidern. Der Statthalter sprach darüber gegen die Stadtbehörden einen scharfen Tadel aus und ersuchte die helvetische Regierung, einige Milizkompanien als Besatzung in die Stadt zu legen [...] Darauf gab die Regierung am 19. August dem Statthalter den Auftrag, sich in jedem der 15 Distrikte des Kantons eine Kompanie Eliten zu organisieren und sogleich drei derselben zum Besatzungsdienst, zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit in die Stadt zu ziehen, ebenso einige Kompanien in den Seedistrikten zur Grenzbewachung (gegen Schwyz und Glarus) bereitzuhalten, und diese aus dem Zeughaus in Zürich zu bewaffnen

Wilhelm Meyer (1858), S. 71, 73 f.

Johann Conrad Ulrich 1761–1828. In Paris ausgebildeter Taubstummlehrer. 1798 ernannte ihn das helvetische Direktorium zum kantonalen Erziehungsrat, 1799 zum Unterstatthalter. Als Nachfolger von Hans von Reinhard nach dem vierten Staatsstreich von April bis September 1802 Regierungsstatthalter. Er gilt als der erste professionelle Taubstummlehrer der Schweiz (HLS, abgerufen am 28.6.2023)

Durch die Erscheinung der Truppen und das Abführen des erwähnten Kriegsmaterials wurde die Erbitterung gesteigert. Jetzt schon liefen einige Bürger zum Teil bewaffnet zusammen und berieten, ob man das Wegführen dieser Artillerie, die der Stadt gehöre, nicht verhindern wolle. Auch riefen einige, man werde doch nicht Munition hergeben wider die Brüder in den kleinen Kantonen. Diese Stimmen blieben jedoch vereinzelt. Allgemeiner war die Erklärung der Bürger, dass sie die Bewachung der Tore den Truppen nicht abtreten, und als Grimm gegen den Abend einen Korporal mit 8 Mann auf die von den Bürgern besetzte Hauptwache beorderte, so versammelte sich ein Haufe Volks und **von der Weid** fand sich bewogen, einen Gegenbefehl zu erlassen, worauf der Korporal unter schallendem Gelächter der Zuschauer wieder abzog

Wilhelm Meyer (1858), S. 76 f.

Vermutlich handelte es sich um **Franz Peter Felix von der Weid** 1766–1810. Aus Freiburg. Er trat bereits im Alter von acht Jahren als Kadett in der Kompanie seines Vaters in den Dienst Frankreichs. Als Mitglied des Freiburger Rats der Zweihundert (ab 1794) setzte er sich für die Annäherung an das revolutionäre Frankreich ein. Anfang 1799 wurde er Generaladjutant der helvetischen Armee und amtierte vom 3. Oktober 1802 bis 17. Mai 1803 als ihr General. Danach nahm er an den napoleonischen Feldzügen teil und starb nach seiner Gefangennahme in Spanien an einer Epidemie

In einem Beschluss vom 28. [August] beharrte die helvetische Regierung auf dem Befehl, dass drei Milizkompanien in die Stadt Zürich gezogen werden sollen, indem es bei Mobilmachung der Eliten schlechterdings notwendig sei, dieselben einige Tage vorher in der nächsten Stadt zu sammeln und einzurichten, und **Schmid** selbst schrieb an **Andermatt**, nie habe er daran gedacht, Zürchermilizen als Besatzung von Zürich zu verwenden, sondern sie sollen im Hauptort nur formiert und dann anderwärts verlegt, in Zürich aber wieder durch Milizen anderer Kantone ersetzt werden. Ferner erklärte die Regierung, das Recht, eine Besatzung nach Zürich zu legen, sei es von Linientruppen oder Milizen, lasse sie sich nicht nehmen [...]

Wilhelm Meyer (1858), S. 78 f.

Vermutlich handelt es sich um **Johann Jakob Schmid** 1765–1828. Er war einer der führenden Basler Revolutionäre. Im August 1800 in den helvetischen Vollziehungsrat gewählt, wurde er im dritten Staatsstreich im Oktober 1801 abgesetzt, kehrte im Januar 1802 aber wieder in die Regierung zurück und war ab Juli 1802 der helvetische Kriegsminister. Während des Stecklikrieges unterzeichnete er am 18. September 1802 die Kapitulation der helvetischen Regierung und verzichtete in der Folge auf politische Ämter (HLS, abgerufen am 28.6.2023)

General Joseph Leonz Andermatt trat um 1758 in französische Dienste ein. 1798 kehrte er nach Zug zurück und führte die Zuger Milizen gegen die Franzosen. Nach der Niederlage wurde er ein Befürworter der Französischen Revolution und diente in der helvetischen Armee. Im Oktober 1801 führte er den föderalistischen Staatsstreich militärisch an und wurde zum General ernannt. Im April 1802 unterstützte er den unitarischen Putsch und führte im Bürgerkrieg die Regierungstruppen gegen die Altgesinnten. 1802–1803 vertrat er seinen Kanton in der Consulta. Danach zog er sich auf sein Landgut in Baar zurück (HLS, abgerufen am 28.6.2023)

In der Nacht vom 28. auf den 29. August, als das Bataillon sich zum Abmarsch vorbereitete, entstand durch die Stadt ein Lärm, die Helvekler wollten das Zeughaus räumen. Auch Meyer wurde gerufen und traf bei der Hauptwache eine Anzahl bewaffneter Bürger, die ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen, um die Abfuhr von Gewehren aus dem Zeughaus mit Gewalt zu verhindern. Er vernahnte zur Ruhe, begab sich in Begleitung von zwei Mann nach dem Zeughaus, trat allein hinein und stellte den Zeugherren, der mit einem helvetischen Offizier bei einigen Gewehrkisten beschäftigt war, über das, was da vorgehe, «als Bürger von Zürich» zur Rede. Es zeigte sich nun, dass 600 Gewehre weggeführt werden sollten. Es waren aber solche, welche die helvetische Regierung selbst angeschafft hatte und die sich unter keinerlei Vorwand als Eigentum der Stadt oder des Kantons Zürich ansprechen liessen

Wilhelm Meyer (1858), S. 80 f.

Am 7. September wurde von General Andermatt ein Waffenstillstand mit den Urkantonen abgeschlossen und der Beschluss gefasst, seine Truppen auf die drei Plätze Luzern, Zug und Zürich zu verteilen. Schon acht Tage zuvor hatte Schmid dem General vorgestellt, das Aufgeben der Stadt Zürich könne von Folgen sein, die Einwohner könnten sich des Zeughauses bemächtigen, um die Rebellen zu unterstützen

Wilhelm Meyer (1858), S. 82

Als nun die Kolonne der verschlossenen Sihlporte sich näherte, kam, wie **Müller** berichtet, ein Unteroffizier heraus mit dem Ansuchen, der Oberst möchte ein wenig warten, bis von der Municipalität der Befehl komme, zu öffnen. Der Oberst verlangte nun, dass man vorläufig den Hauptmann Gilly [aus Luzern] einlasse, um dem Statthalter ein Schreiben des Generals zu überbringen. Dies wurde abgelehnt. Nach einer Weile kam ein anderer Bürger heraus und bat im Namen des Statthalters, sie möchten noch einen Augenblick warten, bis die Behörden beraten hätten, ob man sie einlassen wolle oder nicht. Hauptmann Gilly, den dieser Mann jetzt mit sich kommen liess, wurde unter der Sihlporte von dem Unterstatthalter **Hofmeister** und zwei Municipalräten empfangen, die während anderthalb Stunden mit ihm unterhandelten. Das Recht der Regierung, Truppen nach Zürich zu verlegen, wurde von diesen Beamten nicht bestritten, dagegen aber

vorgebracht, dass in der Bürgerschaft durch das Verstohlene des Anmarsches dieser Abteilung und die auf dem Land durch helvetische Militärbeamte betriebenen Milizaufgebote eine bedenkliche Gärung erregt worden sei, sodass die Aufnahme von Truppen im jetzigen Augenblick der Erhaltung von Ruhe und Ordnung nur hinderlich sein würde. Wirklich waren bereits einige hundert junge Bürger auf die Lärmplätze geeilt, von wo aus sie alle Wachen verstärkten

An anderer Stelle wird Oberst **Müller** als aus dem St. Gallischen Fürstenland stammend beschrieben. Er diente in Andermatts Corps als Vorgesetzter von drei Kompanien des 2. Linienbataillons. **Ulrich Hofmeister** 1750–1812 amtierte im September 1802 als geschäftsführender Unterstatthalter der Helvetischen Republik

Während dieser Unterhandlungen ging die Municipalität einen Schritt weiter. Es wurde eine aus den früher genannten drei Offizieren unter Vorsitz des alt Rats Herrn **Felix Escher** bestehende Kommission bevollmächtigt, alle erforderlichen Militäranstalten zur Sicherheit der Stadt zu treffen, auch wurde Meyer «förmlich zum Kommandanten der Stadtbürgerwacht neu ernannt». Dieser begab sich nun zur Sihlporte, wo ihn die versammelte Mannschaft beschwor, die Stadt nicht zu einem Waffenplatz für die Unterdrückung der Bundesbrüder in den kleinen Kantonen werden zu lassen. Von da verfügte sich der «Stadtkommandant», als der er fortan von der Bürgerschaft anerkannt wurde, nebst zwei Municipalräten in Begleit des Hauptmann Gilly [aus Luzern], zu Oberst Müller und erklärte ihm sehr höflich, aber mit Bestimmtheit, man könne die Truppen nur unter der Bedingung einlassen, dass die Mannschaft in die Kaserne verlegt, die Offiziere (für die damals noch keine Zimmer in der Kaserne bestanden) in einem Wirtshaus untergebracht, die Kanonen auf einem besonderen, von den Bürgern bewachten Platz aufgestellt werden und die Besetzung der Tore den Bürgern verbleiben soll. Den Truppen werde nichts Leides geschehen, wenn sie sich gut aufführten. Wollte aber Oberst Müller seine Truppen nicht in die Stadt verlegen, so werde man ihm ausserhalb derselben für Quartiere besorgt sein. – Diese unerwarteten Zumutungen verdrossen die helvetischen Offiziere und Müller erklärte, er werde seine Truppen biwakieren lassen in Erwartung weiterer Befehle seines Generals

Wilhelm Meyer (1858), S. 84 f.

Felix Escher 1746–1805. Ab 1796 Obervogt und Zollherr von Birmensdorf. Nach dem Umsturz 1798 eine der Geiseln des helvetischen Direktoriums in Basel. Danach Mitglied der kantonalen Interimsregierung und von 1801 bis 1803 beigezogenes Mitglied der Municipalität Zürich (nach HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Es ist ein auffallendes Zusammentreffen, dass in den nämlichen Stunden, da man den Truppen vor Zürich Schwierigkeiten machte, in Bern beschlossen ward: Es soll General Andermatt 200 Mann Linientruppen in den «Kanton Zürich» und zur Verfügung des Regierungscommissairs **May** stellen, dessen Aufträgen diese Truppen nachzukommen haben

Wilhelm Meyer (1858), S. 86

Albrecht Friedrich May 1773–1853. Von Bern. 1798 Sekretär des Direktoriums. 1799 und 1802 diplomatische Missionen nach Paris. 1802 als Generalkommissär des Kantons Léman involviert in die Niederschlagung des Bourla-Papey-Aufstandes. 1802 Regierungstatthalter in Zürich (nach HLS, abgerufen am 29.6.2023)

An den General Andermatt hatten die zürcherischen Stadtbehörden noch am 8. September ein Rechtfertigungs- und Abmahnungsschreiben durch Expressen abgesandt und am 9. früh waren zwei Abgeordnete, **Wyss** und **Schinz**, nach Bern abgereist, um der helvetischen Regierung die nämlichen Bedenken zu eröffnen, die man gegen Oberst Müller ausgesprochen hatte. In der Stadt zweifelte man inzwischen nicht im Mindesten, Andermatt werde bald nachkommen, und man rüstete sich daher zum Widerstand. Die Militärkommission, die von nun an eine Hauptrolle spielte, wurde permanent erklärt und mit ausgedehnten Vollmachten versehen, die sie sich übrigens schon vorher hatte nehmen müssen. Denn ist einmal das Gewehr ergriffen, so gilt es rasche Entschlüsse zu fassen und die bedächtlichen Ratschläge müssen auf ruhigere Zeiten verspart bleiben. Aus verschiedenen Gegenden der Landschaft trafen angesehene Männer in Zürich ein, um Unterstützung anzubieten. Mit diesen wurden die nötigen Verabredungen getroffen. Die Wachen an den Toren wurden verstärkt und der Entschluss gefasst, die Vorräte des Zeughauses für die Verteidigung der Stadt zu benutzen. Im Lauf des Nachmittags versammelte sich auf dem Platz vor dem Zeughaus diejenige Mannschaft, welche die Bedienung des Geschützes übernehmen sollte. Es waren Kanoniere der ehemaligen Miliz, auch andere Liebhaber, namentlich eine Anzahl stämmiger Handwerker, im Ganzen beiläufig 150 Mann; aber grösser war die Zahl unberufener Neugieriger, die den Haufen verstärkte. Da die Tore des Zeughauses verschlossen waren und dem blossen Ruf, man solle öffnen, niemand antwortete, so wurden die Leute ungeduldig und es liessen sich Stimmen hören, man solle die Tore aufsprengen

Wilhelm Meyer (1858), S. 87 f.

Es könnte sich um **David von Wyss** 1737–1815 handeln, letzter Bürgermeister des alten Zürich. Nach dem Umsturz von 1798 weilte er bis 1800 mit Unterbrüchen in Lindau und Augsburg, war zwischendurch aber auch einer der Geiseln des helvetischen Direktoriums in Basel. Nach seiner Rückkehr 1800 nach Zürich bekleidete er kein öffentliches Amt (HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Vielleicht **Johann Rudolf Schinz** 1762–1829. Mitglied des Grossen Rates (Wikipedia, abgerufen am 28.6.2023)

Am späten Abend traf in Zürich die zuverlässige Nachricht ein, dass General Andermatt mit einem starken Corps von Luzern gegen Zürich anrücke. Sogleich liefen Bestellte durch alle Strassen, zogen die Hausglocken an und riefen, der Feind komme und jeder Bürger, vom 18. bis 45. Altersjahr, dem Ehre und Wohlfahrt der Vaterstadt am Herzen liege, solle sich bewaffnet beim Kornhaus einfinden. Um 9 Uhr waren 500–600 Mann versammelt. Der Stadtkommandant, hoch erfreut über diese wackere Gesinnung, hielt nun eine kurze Anrede. Er sprach von der Pflicht der Notwehr für Vaterstadt, Haus und Herd gegen den feindlichen Überfall. Werde diese treu erfüllt, so seien auch wieder bessere Tage und eine unsern Wünschen, Sitten, Rechten und Gewohnheiten entsprechendere Ordnung der Dinge zu erhoffen. Die Mannschaft wurde nun in Kompanien aufgeteilt, wobei die zehn Kompanien der Bürgerwache die Grundlage bildeten. Auf die Wälle der kleinen Stadt wurden einige Kanonen gebracht und einige Mannschaften beordert

Wilhelm Meyer (1858), S. 89 f.

Andermatt hatte in Luzern am 8. September, abends 10 Uhr, den Brief des Obersten Müller erhalten und sich sogleich entschlossen, nach Zürich aufzubrechen: «Ich werde», schrieb er an Schmid, «morgen den 9. in der Nacht vor Zürich eintreffen und am 10. früh daselbst – in Güte oder mit Gewalt – einziehen.» Wirklich brach er am 9. September früh um 6 Uhr von Luzern auf und um 11 Uhr nachts traf er vor Zürich ein und bezog vereint mit Müllers Abteilung, die über die Sihlbrücke und an der Stadt vorüberzog, ein Freilager am rechten Ufer der Sihl auf und hinter den Anhöhen bei der Brandschenke und dem Bürgli

Wilhelm Meyer (1858), S. 90 f.

Noch vor Mitternacht erschien zu Zürich vor der Sihlporte von einem Trompeter begleitet Oberst von der Weid. Der Stadtkommandant verfügte sich auf das Löwenbollwerk, gewöhnlicher der Hund genannt, und fragte, was er wünsche. Der General sei angelangt, war die Antwort, und verlange mit seinen Truppen eingelassen zu werden, um hier seine Garnison zu halten. – Es sei jetzt zu spät für solche Massregeln, meinte der Stadtkommandant, man könne am Morgen davon reden. – «Wer befiehlt denn in Zürich? Gibt es keine Municipalität hier?» – «Ja, es ist etwas von der Art da, aber die Herren schlafen jetzt alle. Man muss sie erst wecken.» Jetzt wandte von der Weid sein Pferd und Meyer eilte nach dem Zunfthaus zum Rüden, dem Versammlungsort der Municipalität, wo grosse Bestürzung aus vielen Gesichtern zu lesen war. Nur **Seckelmeister Hirzel** schritt mit gelassener Miene, «keinem König gleich» (wie sich der Erzähler die Könige dachte), im Zimmer auf und nieder und sprach erhebende Worte. In diesem Augenblick ertönte vom Turm des Grossmünsters herunter das Feuerrhorn. Ein Schreckensruf entfuhr mehreren Anwesenden, indessen zeigte sich bald, dass der Feuerschein, der das Lärmzeichen veranlasst hatte, von den Lagerfeuern der feindlichen Truppen herrührte, wovon einige nächst dem Bleicherweg aufloderten. Der falsche Lärm hatte wenigstens die gute Wirkung, dass die Löschmannschaften auf ihre Posten eilten und die Spritzen in Bereitschaft gestellt wurden

Hans Caspar Hirzel 1746–1827 (siehe oben)

Um drei Uhr früh [Freitag, den 10. September] wurde die Ankunft eines neuen Parlamentairs gemeldet. Abermals zeigte sich der Stadtkommandant auf dem Wall und nun verlangte der helvetische Offizier sehr bestimmt, dass geöffnet werde. Es war wieder von der Weid. Der General, sprach er, sei unwillig und nicht dafür hergekommen, dass man ihn auf eine Antwort warten lasse. – Antwort: «Man habe noch keinen Befehl zu öffnen.» Von der Weid: «Wenn die Thore nicht in einer halben Stunde geöffnet sind, so wird man sie einschliessen!» — Meyer: «Der Erst', der ander'!» — «Bravo!», rief der anwesende Lavater, «das ist die Antwort eines echten Schweizers», und die Mannschaft des Wachtpostens stimmte jubelnd ein. Doch wie es in solchen Fällen geschieht, gingen auch ein paar still nach Hause, weil sie noch etwas anzuordnen hatten. Nach einer Stunde begann die Beschiessung und bald überzeugte sich ein grosser Teil der Bürger, dass die Sache nicht halb so gefährlich war, als sich manche früher vorgestellt hatten. Die ersten Granaten flogen ganz über die Stadt weg bis Fluntern, andere zersprangen hoch in der Luft, eine jedoch fiel auf dem Platz im Talacker auf das Pflaster nieder und platzte vor der Front einiger hier versammelter Reiter, deren Pferde auseinanderfuhren

Wilhelm Meyer (1858), S. 94 ff.

Dem feindlichen Geschütz antwortete von den Wällen das zürcherische ohne sichtbare Wirkung, ja es stand in Gefahr, aus Mangel an Kugeln verstummen zu müssen. Da erinnerte man sich, dass vor drei Jahren die Franzosen aus zürcherischem Geschütz gerade die jetzt bedrohten, damals von den Russen

verteidigten Fronten beschossen hatten. Man schritt zum Nachgraben und fand bald eine dem augenblicklichen Bedürfnis genügende Zahl kalibermässiger Kugeln. Die Verteidiger hatten keinen Verlust zu beklagen, und die in der Fraumünsterkirche versammelten Wundärzte blieben ohne Beschäftigung

Die Municipalität hatte bei General Andermatt um freies Geleit für eine Abordnung nachsuchen lassen. Dieses wurde um 6 Uhr morgens bewilligt, und nachdem das Feuer beiderseits eingestellt worden, gingen Hirzel und Reinhard zu ihm hinaus in das Wirtshaus Zum Sternen in Enge. Ihr Auftreten war von der Art, dass Andermatt unmittelbar darauf schreibt, er sei beinahe sicher, dass sie hartnäckig bleiben; ebenso sei er überzeugt, dass sie ihn bei der Regierung verklagen werden. Ihnen mochte der Inhalt seiner Vollmachten gar wohl bekannt sein; sie forderten ihn daher auf, bis zu einer Antwort der Regierung, unter der beide Teile standen, nicht weiter einzuschreiten. Der General gestand ihnen offen, er sei so verfahren in der Hoffnung, in ein paar Stunden zum Besitz der Stadt zu gelangen. Dann beriet er sich mit seinen ersten Offizieren und stellte den Abgeordneten die Wahl frei, entweder bis abends 6 Uhr ihn in die Stadt einzulassen oder ihm gegen seine Zusicherung eines Waffenstillstandes von 24 Stunden, während dessen er die Antwort von Bern abwarten wolle, eine Porte einzuräumen. Die anwesenden helvetischen Offiziere fügten hinzu, die Stadt warte vergeblich auf Zuzug vom Land, denn die Zusammenziehung des **Wipfischen** sowohl als des **Manzischen** Corps sei bereits vereitelt. Diese Äusserungen scheinen die Deputierten nicht erschreckt zu haben, denn auch **Jayet** schreibt dem Kriegsminister, der General habe vermeint, durch die Beschiessung ein verirrtes Volk zur Besinnung zu bringen. Dieses scheine aber dadurch nur noch mehr aufgeregt. Es habe nicht den Anschein, dass sich die Stadt ergeben oder auch nur ein Thor einräumen werde. Schliesslich verlangt er zwei Caissons mit Munition für 4-Pfünder-Kanonen und zwei andere für 24-Pfünder-Haubitzen

Hans Georg Wipf 1760–1836. Von Marthalen. Als Offizier schlug er mit seinen Truppen den «Aufruhr» in Stäfa nieder, was ihm später das Ehrenbürgerrecht der Stadt Zürich einbrachte. In französischen Diensten. Danach Statthalter in Benken und ab 1804 Pächter des Schloss Laufen

Hauptmann Manz von Nänikon, früher Goldschmied aus Zürich

Jayet war Oberstleutnant und Chef des Stabes von General Andermatt und stammte aus der Waadt (Meyer [1858], S. 91)

Die Abordnung von Parmentairs hatte unter der Bürgerschaft grosses Aufsehen erregt und ihr Misstrauen gegen die Municipalität, der Mangel an Tatkraft vorgeworfen wurde, neu angefacht. Hinwieder hatte die Wirkungslosigkeit der Beschiessung und die Ankunft von Hülfe ihre Begeisterung erhöht. Aus drei Haubitzen und zwei Kanonen waren im Ganzen ungefähr 200 Schüsse auf die Stadt gefallen, von denen die Hälfte eingeschlagen und einigen Schaden an Dächern, Fenstern und Gebälk angerichtet, aber nirgends gezündet und niemanden bedeutend verletzt hatte. Grossen Jubel aber verursachte die Ankunft von Zuzügern ab der Landschaft. Die ersten waren einige Wipkinger, geführt von (dem nachmaligen Oberstleutnant) Franz Hausheer, einige Rüscliker, die Kläger über den See nach der Stadt brachten, und einige Hottinger nebst andern, die vereinzelt eintrafen, sodann Kontingente von Oberstrass, Unterstrass (11 Mann) und Oberengstringen (10 Mann). Am stattlichsten war der Einzug eines geordneten Corps zu Ross und zu Fuss, geführt von Geilinger von Bülach und Krauer von Regensberg, die Dragoner voran mit blasendem Trompeter und fliegender Zürcher Standarte in der alten dunkelblauen Montur mit roten Aufschlägen und gelbem Lederzeug. Diesen folgten Infanterie und Jäger unter den Hauptleuten Schultheiss von Glattfelden, Weidmann von Niederweningen und Bopp von Otelfingen. Einen andern geordneten Trupp führte **Hauptmann Bleuler** genannt Royal, ein bewährter Krieger, aus der Gegend von Uster herbei, mit dem Bericht, dass Hauptmann Manz mit weiterem Aufbieten von Volk beschäftigt sei

Besonders erfreute den Stadtkommandanten die Ankunft seines Freundes Major Ziegler, der von einem einzigen ihm nach seinem damaligen Wohnort Teufen entgegengeschickten Ordonnanzreiter begleitet durch die Niederdorfporte einritt. Fortan teilten sich die beiden Freunde in das Kommando. Nebenbei übernahm Ziegler die militärische Organisation der Besatzung, die derselben noch sehr bedürftig war. Es wurde unverzüglich zur Bildung eines Freicorps geschritten, das auf den bedrohtesten Punkten der Festungswerke und nötigenfalls auch zu Unternehmungen ausserhalb derselben verwendet werden sollte. Beim ersten Ausruf traten 60 junge Männer in dasselbe ein, Studierende, junge Kaufleute der angesehensten Familien, junge Handwerker, auch einige gediente Unteroffiziere und Soldaten. Ihr Hauptmann war der nachmalige Major Heinrich Meyer in Stadelhofen, die übrigen «Führer» (so nannten sich die Offiziere) waren die späteren Oberstleutenants **Salomon Arter**, Rudolf Römer und Heinrich Füssli, der nachmalige Oberst eines Schweizerregiments in französischen Diensten, Salomon Bleuler, und der später als Hauptmann in französischen Diensten gestorbene **Melchior Nüscherer**, die beinahe alle sich im Krieg als tüchtige Offiziere bewährt hatten. In den folgenden Tagen wuchs dieses Corps leichter Infanterie auf 125 Mann an. Neben

den Namen der Stadtbürger, welche die Mehrzahl der Mannschaft bildeten, finden sich dabei auch diejenigen einiger Winterthurer, worunter der spätere Stadtpräsident und Oberstlieutenant **Anton Künzli**, dann mehrere aus den der Stadt nächstgelegenen Gemeinden und selbst ein schwäbischer Bäckergeselle. Die Uniform war grün mit schwarz; auf dem dreieckigen Hut prangte über einer hellblauen Cocarde ein grüner Rosshaarbusch. Ferner hatte sich ein besonderes Jäger-(Scharfschützen-)Corps gebildet unter Major **Hans Jakob Orelli** vom Schanzenhof, Hauptmann Caspar Freudweiler und Lieutenant Georg Cramer. Die freiwilligen Reiter, ebenfalls grün mit dreieckigen Hüten, kommandierten Capitain Franz Schweizer und Lieutenant Rudolf Bodmer. Chef der Artillerie waren der spätere Kantonaloberst Heinrich Hirzel und dessen «Aide-Officier», der tätige und entschlossene Salomon Wyss, der in einer Weise, die sich von selbst gab, mit Meyer und Ziegler den Verteidigungsrat des Platzes bildete

Wilhelm Meyer (1858), S. 97 ff.

Salomon Bleuler 1778–1832. Von Uster. Als Gegner der Französischen Revolution und des Einmarsches diente er zuerst in englischen und österreichischen Diensten und danach von 1802 bis 1806 in Zürichs Verwaltung. 1808–1814 in napoleonischen Diensten mit Teilnahme am Russlandfeldzug. Danach bis 1830 Oberst in den Diensten des Königshauses Bourbon (HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Johann Melchior Nüscher 1778–1813. Oberleutnant in österreichischen Diensten (Regiment Rovera), dann in französischen (4. Schweizer Regiment in Spanien). Beim Feldzug nach Russland 1812 verwundet, starb er 1813 in Berlin (Familiengeschichte der Nüscher)

Anton Künzli 1771–1852 aus der Winterthurer Familie der «Bretzel-Künzlis». Betrieb die Apotheke «Zum weissen Schwanen» an der Marktgasse und war von 1824 bis 1851 Stadtpräsident von Winterthur. Siehe auch [zwischen Spiel ein frühe winterthurerin](#)

Hans Jakob Orelli vom Schanzenhof 1752–1819. Kaufmann und ab 1798 Mitglied der provisorischen Municipalität. Oberster Feuerwehrhauptmann der Stadt

Abends 6 Uhr gingen die Deputierten wieder hinaus in Begleit des alten General **Steiner**, der mit Andermatt vom französischen Dienst her bekannt war. Sie verlangten einen Stillstand bis zum Abend des 13. Bis dahin würde man Befehle aus Bern erhalten. Andermatt war klug genug, um einzusehen, dass es nur darauf abgesehen war, Zeit zu gewinnen, bis die kleinen Kantone wieder losschlagen und der Aufstand auch anderwärts ausbrechen würde. Jayet drückt sich übrigens in einem Brief an den Kriegsminister ganz unrichtig aus, indem er sagt, die Deputierten seien gekommen, um des Generals Gnade anzuflehen. Im Gegenteil erklärten sie ihm, er werde für alle unglücklichen Folgen, die sein Abschlag haben möchte, verantwortlich sein. Andermatt zeigte seinerseits eine feste Haltung, beharrte darauf, dass ihm das Thor geöffnet werde, und so ging man wieder auseinander

Hans Jakob Steiner 1724–1808. Von Oberwinterthur. Ab 1745 in französischen Diensten – und so auch bekannt mit General Andermatt –, machte er von 1757 bis 1785 Offizierskarriere im Zürcher Standesregiment Lochmann. 1795 amtierte er als Befehlshaber der Zürcher Exekutionstruppen im Stäfner Handel. Daneben politische Karriere und 1796–1798 Landvogt von Regensberg (nach HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Von Bern war im Lauf des Tages der alt Regierungsstatthalter **Pfenninger**, der die Hauptstadt Helvetiens am 9. abends 8½ Uhr verlassen hatte, in Andermatts Hauptquartier eingetroffen, wie Pfenninger selbst schreibt, mit einer Ordre, «die strengsten Massnahmen gegen die Stadt Zürich zu gebrauchen, wenn solche nicht durch Güte erhalten werden kann». Offenbar war dies ein Brief des Kriegsministers vom 9., worin es heisst: Ein solcher Rebellionsakt müsse im Keime erstickt werden und man überlasse dem General alle Mittel zur Ausführung, die er erforderlich finde. Schmid hatte in dieser Sache überhaupt leidenschaftlich gehandelt, namentlich auch der Regierung den Abmarsch Andermatts von Luzern im Einverständnis mit dem Landammann **Dolder** so lange verschwiegen, dass ein allfälliger Gegenbefehl zu spät kommen musste. Nun befahl er dem General, nach Einnahme der Stadt alle Behörden einzustellen und dieselbe militärisch zu regieren, auch die Truppen auf Kosten der Gemeinde zu verpflegen

Wilhelm Meyer (1858), S. 103 f.

Johann Caspar Pfenninger 1760–1838. Von Stäfa. Als Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Zürcher Landschaft war er 1794 Mitautor des Stäfner Memorials und wurde deshalb für vier Jahre des Landes verwiesen. Nach der 1798 auf französischen Druck erreichten Begnadigung war er von 1798 bis 1800 Regierungsstatthalter des Kantons Zürich. Ab 1801 in der Tagsatzung und dem Senat der Helvetischen Republik, aber als Liberaler zunehmend ohne Einfluss. 1802–1803 Mitglied der Consulta und nach 1830 Mitglied der Verfassungskommission des Kantons Zürich (nach HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Johann Rudolf Dolder 1753–1807. Von Meilen. Anfänglich nicht politisch engagiert, begann er kurz vor 1798 für die Revolution zu agieren. 1799 wurde er Mitglied des Direktoriums und 1802 Landammann der Helvetischen Republik. Durch und durch Parteigänger Frankreichs, schaffte er es mit seinem Opportunismus in alle helvetischen Regierungen (HLS, abgerufen am 29.6.2023)

Am späten Abend riefen Landleute aus dem Bleicherweg den Wachen auf den Wällen zu, die Helvekler seien abgezogen — seeauswärts. Bald darauf erschien ein sonst wackerer Offizier bei dem Kommandierenden und meldete in einiger Hast, der Feind werde über den See fahren und gedenke, den Zürichberg zu besetzen. «Dann drehen wir uns um», war Zieglers kurze Antwort, von einem Blick begleitet, der den Meldenden wieder ins Gleichgewicht setzte. In der Absicht, jene Überfahrt dem Feind zu erschweren, führte Ziegler unverzüglich eine Abteilung des Freicorps mit einer Kanone auf das Zürichhorn im Seefeld. Aber obschon es Vollmondzeit war, liess sich nichts entdecken. Man hörte nur das Getrampel der Pferde beim Betreten der Fahrzeug und anderes vom Einschiffsplatz herrührendes Geräusch und kehrte unverrichteter Dinge nach der Stadt zurück. In der Tat begann die Überschiffung erst am frühesten Morgen des 11. September, als der Untergang des Mondes dem Unternehmen den Vorteil der Dunkelheit verschafft hatte. Die Sache ging langsam vonstatten. Um 8 Uhr abends hatte der Abmarsch der Truppen aus Enge nach Wollishofen und Thalwil begonnen, und erst am 11. nachmittags 3 Uhr war alles bei Küsnacht ausgeschifft und wieder marschfertig

Wilhelm Meyer (1858), S. 106 f.

Nach einem anstrengenden Marsch von Küsnacht über Itschnach, Gössikon, Waltikon, Ebmatingen, dann rechts an Wytikon vorüber durch den Katzenschwanz und über den Adlisberg, traf das Andermattische Corps nachts um 11 Uhr auf dem Zürichberg ein und schritt am folgenden Tag, Sonntag, den 12. September, zum Bau von Batterien. Die Truppen waren voll Eifer und Jayet fand es bemerkenswert, dass nicht ein einziger Mann auf diesem Marsch desertierte. Auch der General war voll Zuversicht: «Diese Stellung ist die beste (gegen Zürich)», schrieb er an Schmid. «Von hier aus werde ich diese Herren von Zeit zu Zeit begrüßen, aber um nicht auszukommen, muss ich die Munition sparen. Ohne dieses notgedrungene Sparen wäre ich in der Stadt. So widrig mir die Anwendung glühender Kugeln ist, so werde ich doch in nächster Nacht einige hineinschicken, nicht, um die Stadt zu verbrennen, sondern damit sie meinen Truppen die Tore öffne.» [...]

Während dieses Sonntags hatte der General viel Bescheid zu geben. Von mehreren Gemeinden kamen Milizen herangezogen, um ihm wider die Stadt zu helfen. Er fand aber nur zwei **Kompanien von Stäfa** (Kommandant Schultheiss, Hauptleute Hürlimann und Bodmer) brauchbar, die übrigen waren ungeordnet, zum Teil zusammengelaufenes Gesindel, das die Hoffnung auf Plünderung herbeilockte, oder Leute, die von diesen «Prügelbuben» durch Drohungen gezwungen worden waren, sich an sie anzuschliessen. Von der Gemeinde Meilen hingegen kam eine Abordnung mit der Erklärung, wenn der General nicht von seinem Verfahren ablasse, so werde sie zum Beistand der Stadt gegen ihn aufstehen und auch die benachbarten Gemeinden dazu einladen. Zwei nachdrückliche Vorstellungsschreiben erhielt er von dem abgetretenen Regierungsstatthalter Ulrich. Die Anwendung «barbarischer» Mittel, fand dieser, wäre umso voreiliger, als die Ankunft des Regierungscommissairs binnen weniger Stunden erfolgen könne. Endlich kam am Abend noch eine Abordnung der Verwaltungskammer, die ihm Briefe der Regierung aus Bern überbrachte, deren Hauptinhalt der schon erwähnte Beschluss vom 11. September bildete. Diese Abgeordneten suchten ihn ebenfalls zu Einstellung der Feindseligkeiten bis zur Ankunft des Regierungscommissairs zu bewegen. Die Zurüstung zum Rosten der Kugeln war nicht verborgen geblieben und hatte die Gemüter sehr aufgeregt

Der General gab allen, wie auch am folgenden Tag einer für die Schonung der Stadt Zürich nachdrücklich sich verwendenden **Abordnung der Stadt Winterthur**, höfliche, aber kurze Antworten: Er betrachte die Stadt Zürich als im Rebellionszustand gegen die Regierung und verlange vor allem, dass man ihm die Tore öffne. Eine gütliche Vermittlung von Seite der Regierung könne nur durch ihn und sonst durch niemanden eingeleitet werden

Der Einsatz von **Stäfner Kompanien** für die Truppen der Helvetischen Republik erklärt sich vermutlich als Folge des Stäfner Handels von 1795, bei dem Stäfa von Zürcher Truppen angegriffen wurde

Die Municipalität und Gemeindekammer von **Winterthur** sandte die Bürger Hegner und Sulzer zu General Andermatt, um ihn um Schonung für Zürich zu bitten

Der Regierungscommissair May, dessen Reise verschiedentlichen Aufschub erlitten, war am 11. September abends in Luzern angelangt, woselbst er vernahm, Zürich sei tags zuvor beschossen worden. In der Hoffnung, dass stündlich die Nachricht von Andermatts Einzug eintreffen dürfte, verweilte May 36 Stunden in Luzern; dann aber reiste er doch am 13. früh um 3 Uhr ab und nahm den Weg über den Albis nach Thalwil, von wo er über Küsnacht die Reise nach dem Zürichberg fortsetzte. Unterwegs erreichte ihn die Kunde von dem Aufstand des Kantons Baden, von dem Anmarsch von 466 Glarnern, von dem Aufgebot im Appenzellerland und anderes, was ihn überzeugen musste, dass die Sache der helvetischen Regierung sich stündlich verschlimmere

Inzwischen hatte in der Nacht vom 12. zum 13. das zweite Bombardement begonnen, wozu abermals drei Haubitzen und zwei Kanonen verwendet wurden. Die Kanonen standen links vom Schlössli in Batterie, die Haubitzen zum Teil oberhalb Fluntern, zum Teil rechts vom Dorf an der Strasse über den Schmelzberg. Gleich nach Mitternacht fielen die ersten Schüsse und die Beantwortung folgte so rasch, dass einige Leute im ersten Augenblick nicht wussten, welcher Teil zuerst geschossen hatte. Mit kurzen Unterbrechungen hielt die Kanonade sechs Stunden an. Obschon auch diesmal von Seite der helvetischen Artillerie kein systematisches Verfahren scheint befolgt worden zu sein, so konnte es ihr nicht fehlen, dass nur wenige ihrer Geschosse in der dichten Häusermasse der grossen Stadt, namentlich des Niederdorfs, verloren gingen. Es wurden 260 Kugel- und 40 Granatschüsse getan. Von diesen 300 Schüssen schlugen ungefähr 170 ein, worunter 21 glühende Kugeln. An mehr als 30 Orten wurde teils durch diese Kugeln, teils durch Granaten gezündet, aber schnell war Hilfe zur Stelle und nirgends kam das Feuer zum eigentlichen Ausbruch. Dass nahe an 30 Geschosse die Gebäude des Spitals trafen, mag dessen Lage mit sich gebracht haben, steigerte aber die Erbitterung gegen das helvetische Militär aufs Äusserste. Sonst wurde ausser dem schon erwähnten, sehr geschätzten Diakon Schultheiss, dem das Platzen einer Granate das Leben raubte, niemand bedeutend verletzt

Die zürcherische Artillerie erwiderte aus beiläufig 24 Kanonen das feindliche Feuer nach Andermatts Bericht ziemlich gut. «Wenn ich sage ziemlich gut», fügt er jedoch hinzu, «so versteht sich dieses nur von dem Lärm, den sie macht, denn sie hat uns keinen Schaden getan.» [...] Die Zürcher hingegen erzählten sich, eine von Conrad Stadler gerichtete Kanone auf dem Lindenhof habe gleich anfangs eine helvetische Haubitze demontiert. Die helvetischen, allerdings sehr lückenhaften Akten erwähnen diesen Umstand nicht [...]

Von allen Kirchtürmen erschallte das Geläute der Glocken, was in und ausser der Stadt grossen Eindruck machte. Viele alte Leute beteten für die Stadt, wie es damals überhaupt bei Feuersbrünsten in mancher Haushaltung Sitte war, zu beten. Eine Nachbargemeinde, die sich in diesen Unruhen neutral erklärt hatte, sprach doch die Bereitwilligkeit aus, wenigstens mit ihrer Feuerspritze Hülfe zu leisten. Hin und wieder befanden sich Gruppen von Zuschauern jeden Alters und Geschlechts, wie z. B. auf einer Anhöhe bei Hottingen, wo verschiedene Äusserungen fielen und einige, die sich verlauten liessen: «Wills Gott wird doch diese Granate zünden», nicht ohne eine tüchtige Tracht Schläge den Fleck räumen mussten [...]

Wilhelm Meyer (1858), S. 111 ff.

Gegen 6 Uhr des Morgens nahm die Beschiessung ab. Granaten wurden keine mehr geworfen. Das Kanonenfeuer hingegen wurde von der helvetischen Artillerie bis abends 4 Uhr, jedoch bloss mit etwa vier Schüssen auf die Stunde, ziemlich erfolglos unterhalten. Man bemerkte aus der Stadt, dass die zürcherischen Kugeln ausgegraben wurden, und schloss daraus, dass die Munition den Helvetiern auszugehen beginne, was auch der Umstand zu bestätigen schien, dass sogar einige Steine nach der Stadt geschossen wurden [...]

Wilhelm Meyer (1858), S. 118

Gegen den Abend scheint Andermatt Vorbereitungen zu einem Sturmangriff getroffen zu haben. Seine leichte Infanterie näherte sich der Niederdorfporte und den anstossenden Wällen und plänkelte auch über die Limmat hinüber mit unsern im Schützenplatz postierten Jägern. Mutmasslich sollte hier der Scheinangriff geschehen, die Sturmkolonnen aber auf der Platte bei Fluntern gebildet werden und die Ersteigung nächst dem Hottingerpörtchen auf der Front des sehr niedrigen Walls bei St. Anna erfolgen. Da traf um 5 Uhr der Regierungscommissair May ein, befahl die sofortige Einstellung des Feuers und sandte einen Parlamentair nach der Stadt mit dem Auftrag an den Unterstatthalter Hofmeister, sich in das Hauptquartier zu verfügen

Wilhelm Meyer (1858), S. 120

Während nun die halbe Nacht hindurch unterhandelt, hin und her geschickt und endlich die Frist zu der Abordnung auf den folgenden Morgen um 6 Uhr verlängert wurde, entstand plötzlich in der Stadt ein gewaltiger Rumor. Eine Ordonnanz oder ein Bediensteter, der beim Stadtkommandanten gegen Mitternacht etwas abzugeben oder anzufragen hatte, fand denselben nicht auf seinem gewohnten Zimmer, wo sonst mit ihm auch Ziegler oder wenigstens einer von beiden zu treffen war. Das aus dem Tisch stehende Licht war weit hinabgebrannt. Bedenklich zog der Mann ab, teilte seine Verwunderung über das Geschehene und seine Besorgnisse andern im Vertrauen mit, und bald lief durch die Stadt das Gerücht, die Helvekler rüsten sich auf der Platte zum Sturm und man wisse nicht, wo Meyer und Ziegler hingekommen seien. Auch die Municipalität geriet in Unruhe und sorgte sogleich für stellvertretende Anführer. Jene zwei sassen inzwischen in einem anderen Zimmer von Meyers Wohnung in traulichem Gespräch sich beratend

beisammen, und erst ein aus der Strasse entstandenes Geräusch störte sie auf und setzte sie von dem umlaufenden Gerücht in Kenntnis. Sogleich warfen sie sich aufs Pferd und beritten alle Wachtposten, um durch ihr persönliches Erscheinen die Leute zu beruhigen

Wilhelm Meyer (1858), S. 121

Der 14. September verstrich unter weiteren Verhandlungen. Hirzel und Reinhard erschienen im Hauptquartier. «Die nämlichen, deren Gesichter ich schon zweimal wegen dieser Sache gesehen habe», berichtete Andermatt, den das Geschäft ärgerte. Dieser verliess die Versammlung und schrieb dem Kriegsminister: Sobald der verheissene Munitionersatz eintreffe, den er den 17. erwarte, werde er mit Hülfe der Eliten die Stadt einschliessen. Zu einer Kapitulation werde er nicht Hand bieten, denn eine gute lasse sich mit diesen Menschen nicht abschliessen [...] Ein unten auf Schildwache stehender Waadtländer Grenadier, der den Gegenstand des Gespräches über seinem Haupt erriet, rief den Herren hinauf: «Gestattet uns eine 24-stündige Plünderung und die Stadt soll euer sein.»

Wilhelm Meyer (1858), S. 123 f.

In der Stadt wurden inzwischen die Verteidigungsanstalten mit erneuertem Eifer betrieben, so namentlich die ausgegangene Artilleriemunition ergänzt. Dagegen liess sich ein Gesuch der Gemeinde Aesch bei Birmensdorf, die von Mettmensstetten her, wohin Andermatt den Hauptmann Gilly mit zwei Kompanien detachiert hatte, die mit Drohungen begleitete Aufforderung zu Stellung von Eliten erhielt und nun die Stadt Zürich um einen Ausfall ersuchte, «damit die Ruhestörer können besänftigt werden», nur mit Vertröstungen auf die Zukunft erwidern. – Mit grossem Misstrauen beobachtete die Bürgerschaft die unterhandelnden Staatsmänner, mehrmals wurde der Stadtkommandant auf der Strasse von den Bürgern umringt und ihm erklärt, dass er ihnen mit seinem Kopf dafür haften müsse, dass die Stadt nicht übergeben werde. Geschah dieses gegen dem grünen Holz, so kann man sich denken, welch' feine Reden die vorsichtigen Mitglieder der nach allen Seiten hin verantwortlichen Municipalität hören mussten. Diese hatte daher auch jetzt keine andere Wahl, als die Kapitulationspunkte den Kompanien und Corps der Besatzung vorzulegen. Dies geschah am Nachmittag und nun erfolgten merkwürdige Antworten: Die helvetische Regierung soll keine Garnison weder in die Stadt noch in den Kanton legen; May dürfe allenfalls in die Stadt kommen, aber als blosser Partikular, wir erkennen keinen Regierungskommissar von Bern mehr; die helvetischen Truppen sollen den nämlichen Weg abziehen, den sie gekommen seien, und in 60 Stunden den Kanton räumen; sie sollen die ins Zürcher Zeughaus gehörenden Kanonen abliefern, auch sollen diese «Banditen» versprechen, den Kanton Zürich nie mehr zu betreten; – und ähnliche tolle Einfälle, welche die heitere Zuversicht und Kampfeslust der Besatzung sattem bekräftigten

Wilhelm Meyer (1858), S. 124 f.

Am folgenden Tag [15. September] kam der helvetische Oberst Müller mit einem Schreiben des Regierungskommissars nach der Stadt, worin sich derselbe beschwerte, dass Bürger von Zürich fortwährend den Bürgerkrieg in diesem und andern Kantonen anfachen. Es war nämlich der Aufstand in Aargau ausgebrochen, Ludwig May von Schöffland hatte Aarau eingenommen, und auf Anordnung des den Aufstand kommandierenden **Rudolf von Erlach** war Major Kirchmeyer mit 400 Aargauern und Freiamtlern am gestrigen Abend um 7 Uhr zu General Steiner gestossen. Dieser hatte schon in der Nacht vom 13. zum 14. den Höngerberg besetzen wollen, allein Dolders Husaren, die von Niederhasli aus die Fläche durchstreiften, waren für des Generals ungeübte Bauern ein zu gefährlicher Feind und jene Operation unterblieb. Die zürcherische Militärcommission fuhr fort, mit allen Gleichgesinnten in der Nähe und Ferne zu verkehren, sie benahm sich, als bestände bereits keine helvetische Regierung mehr, sie verlieh dem Freicorps eine Zürcher Fahne, kurz sie trat als Behörde eines selbstständigen eidgenössischen Freistaats auf, indes die Municipalität der Form nach immer die helvetische Regierung anerkannte. Die Municipalität sandte nun an May anstatt einer Antwort auf seine Beschwerde die von ihr unterschriebene Kapitulation, aus der sie jedoch die der Bürgerschaft allzu missbeliebigen Punkte, namentlich die Gestattung des Durchmarschs, einfach wegliess. Durch diese Convention überliess der Regierungskommissar «mit Zutrauen der Bürgerschaft von Zürich die Bewachung der Stadt, will keine Garnison in dieselbe legen, und sich selbst dahin als in den Hauptort des Kantons verfügen, und nur einige Ordonnanzen mit sich nehmen». Sodann folgte die Bestimmung gegenseitiger Vergessenheit und Freilassung der Gefangenen; endlich sollen «schleunige Anstalten getroffen werden, um alle feindseligen Anordnungen aufzugeben». Diese Convention wurde am 15. September morgens um 8 Uhr von der Municipalität, um 9 Uhr im Hauptquartier am Zürichberg von May unterzeichnet, der gleichzeitig den Erstem anzeigte, er werde sich sogleich nach der Stadt begeben und man soll ihm eine Eskorte entgeschicken

Rudolf von Erlach 1749–1808. Von Erlach. Bis 1771 in französischen Diensten, dann Hauptmann im Berner Militär. Ab 1785 im Grossen Rat Berns und 1788–1788 Landvogt in Lugano. Mitgründer des Wiedervereinigungs-Vereins gegen die helvetische Zentral-

zwischen spiel helvetik

regierung. Kämpfte im Stecklikrieg als Oberkommandant der konföderierten eidgenössischen Truppen gegen die helvetische Regierung (nach Wikipedia, abgerufen am 30.6.2023)

Dem Militärkommando war daran gelegen, dem helvetischen Kommissar den Beweis zu leisten, dass Zürich eine tüchtige Wehrkraft besitze, und auch seinem kleinen Begleite von helvetischem Militär sollte nach Möglichkeit diese Überzeugung beigebracht werden. Als nun May gegen Mittag an Reinhardts Seite, der ihm vor die Stadt entgegengefahren war, im Begleite von Jayet und noch einem Offizier mit acht Husaren sowie eines zürcherischen Reitertrupps durch die Kronenporte einzog, wo hinter ihm sofort die Fallbrücke wieder aufgezogen wurde, fand er hier das Freicorps zwar ihm die militärischen Ehrenbezeugungen erweisend, aber wie die ganze Besatzung unter zürcherischer Fahne aufgestellt und die hellblaue Cocarde zur Schau tragend. Von der Besatzung war alles, was nur irgend auf den Wachen entbehrlich schien und einigermassen militärisch aussah, in einem zusammenhängenden doppelten Spalier von der Kronenporte bis zum Rathaus aufgestellt [...] Da fehlten weder die grünen Chevauxlegers noch die blauen Dragoner, noch das Jägercorps, noch Kanonen mit brennender Lunte, kurz das Ganze hatte ein echt kriegsgerisches Gepräge. Auf dem Rathaus stieg der Commissair ab, seine acht helvetischen Husaren ritten rascher davon, als sie gekommen waren, die sich ihnen niederlassende Fallbrücke ging wieder in die Höhe und der, welcher jetzt eigentlich in Zürich regieren sollte, befand sich so ziemlich in der Lage eines Kriegsgefangenen

Noch beharrte er auf der Forderung des Durchmarsches für einen Teil des helvetischen Militärs, und die Municipalität schien sich jetzt der ermässigten Bedingung zu fügen, dass dieser Durchmarsch erst den 16. beginnen und die nötige Zeit eingeräumt werden soll, um die Besatzung darauf vorzubereiten und zur ruhigen Zulassung zu bewegen. Dagegen entsprach May sogleich dem Verlangen, dass Oberst Dolder nicht weiter gegen General Steiner operieren solle, und rief denselben zurück, worauf auch General Steiner gemäss erhaltenen Befehls seine Leute auseinandergehen liess. General Andermatt verhielt sich bei alledem passiv und schrieb dem Kriegsminister ärgerlich: «Ich erlaube mir keine Bemerkungen über diese Konvention, ich erwarte die Ihrigen. Das kann ich sagen, dass die Stadt Zürich mit mir weniger gut weggekommen wäre. Eine Garnison in der Stadt wäre bei mir ein Artikel sine qua non geblieben, besonders jetzt, da es mir gelungen ist zu bewirken, dass fünf Sechstheile der Landschaft wider die Stadt sich erklärt haben. Allerdings taugen alle diese Elitenkompanien (ausgenommen drei von Stäfa) sehr wenig, aber ich konnte sie doch zu Sicherung meiner Stellung verwenden.» Auch einige seiner Offiziere wollten um jeden Preis nach Zürich hineinkommen

Um nun wenigstens sagen zu können, sie seien in Zürich eingezogen, wussten sich gegen den Abend dieses Tages etliche derselben, indem sie sich auf die Konvention beriefen, bei einer der Pforten den Eintritt zu verschaffen. Sie begaben sich nach dem Gasthof zum Schwert, traten ans offene Fenster und blickten mit spöttischem Lächeln auf das Bürgermilitär hinab. Das machte Aufsehen, zumal man unter den Spöttern den verhassten Grimm erkannte. Es entstand ein Zusammenlauf, der von ernsten Folgen hätte sein können, wenn nicht der Stadtkommandant und andere geachtete Leute sich ins Mittel gelegt hätten, die auch jene Offiziere veranlassten, die Stadt sogleich zu verlassen. Vielleicht war die über diesen Vorfall entstandene Aufregung die Veranlassung zu einem Gerücht, das sich gegen 10 Uhr abends verbreitete, die Helvekler seien beim Hottingerpörtlchen durch den Wolfbach [der damals in einem hölzernen Kanal über den Festungsgraben in die Stadt geleitet war] in die Stadt eingedrungen. Von den Wällen waren einige Schüsse gefallen, vielleicht solcher, die mit dem Gewehr nicht umzugehen wussten, hatte sich doch am Tag zuvor ein Zuzüger von Höngg aus Unachtsamkeit mit seinem eigenen Gewehr erschossen. Kurz, der Lärm war so allgemein, dass alles zum Gewehr griff und auf die angewiesenen Posten eilte

An anderer Stelle im Text heisst es, dass Hauptmann Grimm von Solothurn den gefangenen Lieutenant Fehr von Gütighausen schmähsch behandelt hätte. Dies führte ein paar Wochen später im Gefecht bei Faoug zu einer Rachehandlung, bei der Fehr Grimm im Gesicht verletzte

Um so weniger war man nun geneigt, den Durchmarsch der Helvetier zuzugeben. Dieser streitige Punkt fand aber von selbst seine Erledigung, indem noch am Abend des 15. Andermatt aus Bern, wo in der Regierung eine gemässigte Partei augenblicklich die Oberhand gewonnen hatte, den Befehl erhielt, alle Feindseligkeiten gegen Zürich einzustellen

Wilhelm Meyer (1858), S. 127 ff.

Bereits am 18. September 1802 erfolgten die Kapitulation der helvetischen Regierung in Bern und der Abzug nach Lausanne und am 3. Oktober 1802 die endgültige Niederlage der helvetischen Armee bei Faoug

Anna Webers Mutter Susanna Orelli stammte über ihren Vater Hans aus der Familie der Orelli «Zum Kronentor» respektive der Orell-Gossweiler und über ihre Mutter Susanna aus jener der Escher (vom Glas)-von Muralt und so aus über Jahrhunderte erfolg- und einflussreichsten Stadtzürcher Familien

Die Orells aus einer langobardischen Adelsfamilie siedelten um 1000 in Locarno, das sie als Lehen erhielten. Einzelne Mitglieder unterstützten die Reformation, mussten 1555 auswandern und begründeten den Zürcher Zweig der Orells. Schon der Stammvater Aloisio Orelli ±1486–1572 – Apotheker und Kaufmann in Locarno – besass in Zürich ein Ladengeschäft, in dem er auch mit Seide, Samt und Zwilch handelte. Daraus entstanden einige der wichtigsten Zürcher Seidenhandelsfirmen

Susanna Orells Vater Hans Caspar Orelli 1685–1761 erwarb 1734 aus einer Konkursmasse das Haus «Zum Kronentor» (1827/1828 abgetragen, an der Stelle des gleichnamigen Hauses am Seilergraben 1), blieb aber bis 1744 mit seinen Brüdern an der väterlichen Seidenstoff-Fabrikationsfirma Felix Orelli «Zum Spiegel» beteiligt. «Zum Spiegel» bezieht sich auf das gleichnamige Haus «Zum Spiegel» (heute Spiegelgasse 2 / Münstergasse 14 / Napfgasse 3/5, gleich vis-à-vis dem früheren Café Schober)

Ab 1784 nannten sich die Orells mit Berufung auf die adlige Herkunft «von Orell», die Muralts taten dies 1807, was zur Folge hatte, dass sich alte Zürcher Junkergeschlechter wie die Meiss im 19. Jahrhundert das «von» hinzufügten. Aus heutiger Sicht erscheint dies unzeitgemäss, wenn man bedenkt, dass die Französische Revolution und die Helvetische Republik kurz davor den Adel radikal nivelliert hatten

Mitglieder der Familie Escher – ursprünglich aus Kaiserstuhl – besaßen ab 1384 (Escher vom Luchs) respektive 1385 (Escher vom Glas) das Bürgerrecht der Stadt Zürich. Die Nachfahren beider Stämme brachten es in der Stadt Zürich in der Folge immer wieder zu grossem Reichtum, begünstigt auch durch Heiraten innerhalb der Familie und innerhalb des Grossbürgertums. Insbesondere die Eschers vom Glas waren politisch sehr einflussreich und stellten bis 1798 fünf Bürgermeister, viele Mitglieder im Kleinen und Grossen Rat, Obervögte, Landvögte und Amtsleute

Rudolf Escher (vom Glas) ?–1513 – ein erklärter Gegner Hans Waldmanns ±1435–1489 – war als erster Escher von 1499 bis 1505 Bürgermeister von Zürich, ihm folgte 1678 Heinrich Escher (vom Glas) 1626–1710 im Bürgermeisteramt. Die Familie von Rudolfs einzigem Sohn übersiedelte nach dessen Tod in der Schlacht bei Marignano nach Basel, wo die Linie später erlosch

Vor allem in Erscheinung trat Rudolf Escher 1499 während des Schwabenkriegs als Hauptmann von 4000 Zürcher Soldaten und danach als Vertreter Zürichs an den Friedensverhandlungen, deren Resultat die faktische Loslösung der Eidgenossenschaft vom Heiligen Römischen Reich bedeutete. Im gleichen Jahr wurde er als Gesandter nach Mailand zu König Louis XII. von Frankreich gesandt

Heinrich Escher 1626–1710 war der Sohn der Cleophea Künzli 1609–1663 zwischenspiel frühe winterthurerin und Hans Conrad Escher 1598–1659. Cleopheas Eltern waren Hans Heinrich Künzli 1580–1634, Schultheiss von Winterthur, und Elisabeth Hegner 1584–1611, weshalb Heinrich Escher einen Teil seiner frühen Jugend in Winterthur verbrachte. Seine Grosseltern väterlicherseits waren Hans Conrad Escher 1566–1644 – Tuchhändler, Schultheiss am Stadtgericht und Mitglied des Grossen und Kleinen Rats in Zürich – und Elisabeth Fels 1568–1647 – Tochter der angesehenen Fels zu St. Gallen

Heinrichs Grossvater Hans Conrad 1566–1644 wohnte im Haus «Zum Seckel» (heute Rindermarkt 11), das nach 1684 an die verschwägerte Familie Nüscher ging. Ein Turmofen, datiert 1676, von den Winterthurer Pfaus belegt wegen des Allianzwappens Escher-Grebel, dass das Haus sich im Besitz von Heinrichs Bruder Hans Conrad Escher ∞ Regula Grebel befand. Hans Conrads Bruder Hans Caspar Escher 1593–1663 ∞ Dorothea Rahn hingegen erwarb das Haus «Zum Pfauen» am Rindermarkt 1

Cleophea Künzli und Hans Conrad Escher erwarben in der Nähe das Haus «Zum Weissen Wind» (heute Stüssihofstatt 4), das aus der in den 1540er-Jahren erfolgten Zweiteilung des Hauses der Bürgermeisterfamilie Stüssi entstand (andere Hälfte heute Haus «Zum Königsstuhl», Stüssihofstatt 3), 1651 dann auch das Haus «Zur Vorderen Silberschmitte» (Stüssihofstatt 6) und vielleicht auch das Haus «Zur Hinteren Silberschmitte» (Stüssihofstatt 7). Hier betrieb Heinrich Escher sein Geschäft. Schliesslich war das Haus «Zum Kleinen Pfauen» (Stüssihofstatt 11) im Besitz eines Neffen von Cleophea und Hans Conrad

Heinrich Escher besass zudem das Gut «Zum Tobel» in Höngg, wo er sich 1684 ein Herrenhaus baute (heute Tobelegg an der Limmattalstrasse 117), sowie ein Gütli im Letten. Im Frauengut von Regula Werdmüller befand sich zudem das Haus «Zum Roten Turm» (heute Weinplatz 2 / Storchengasse 16, 1932 abgebrochen und ersetzt durch das Hotel Storch)

Durch den Besuch der Lateinschule in Zürich, einen eineinhalbjährigen Aufenthalt in einem Internat im damals calvinistisch geprägten Montauban (rund 50 km nördlich von Toulouse) sowie zwei weiteren Jahren als Lehrling in Handelshäusern in Lyon und Toulouse erwarb er sich die Voraussetzungen, mit erst knapp

zwischenenspiel chez le roi soleil

19 Jahren in die Leitung der Firma von Hans Conrad (Vater) und Hans Caspar (Onkel) Escher einzutreten, die den Handel und die Fabrikation von Wollen- und Baumwollstoffen pflegten und sich vermutlich auch schon an der wiederaufstrebenden Zürcher Seidenindustrie beteiligten

Die Handelsstadt Montauban wurde ab 1550 zu einem calvinistischen Zentrum und durch das Edikt von Nantes 1598 zu einem «place de sûreté» («sicherer Ort» wie Nîmes in der Provence und La Rochelle an der Atlantikküste), der als kleine Hugenotten-Republik mit 15000 Einwohner:innen – die Stadt Zürich zählte zu dieser Zeit rund 8000 Einwohner:innen – neben Schulen und einer Universität auch eine Textilindustrie mit wohlhabendem Handelsbürgertum hervorbrachte. Mit der Rekatholisierung ab 1630 endete allmählich die calvinistische Vorherrschaft

Erst knapp neunzehnjährig heiratete Heinrich Escher am 28. Januar 1645 Regula Werdmüller. Sie war die Enkelin von Thomas Werdmüller 1562–1614, einem der Söhne von Beat Werdmüller 1517–1574. Dieser Zweig der Werdmüllers hatte sich dank dem Eisenhandel ein grosses Vermögen erworben. Regulas Vater Hans Jakob Werdmüller 1586–1636 galt zu seiner Zeit als einer der reichsten Stadtzürcher

Schon 1670 führte Heinrich seinen ältesten Sohn Hans Conrad in seine Geschäfte ein und übertrug um 1680 die gesamte Wollen- und Seidenfabrikation im Haus «Zum Weissen Wind» an seine fünf Söhne, die diese unter der Firma Hans Conrad Escher und Gebrüder Handelsgeschäfte betrieben. Im Wesentlichen erstreckte sich die Tätigkeit auf die Fabrikation in Wolle und Seide

1692 zogen die drei älteren Brüder in den von einer Verwandten ihrer Mutter gemieteten «Neuen Seidenhof» um, wo sie eine Krepffabrik errichteten. Unser direkter Vorfahre – Hans Conrad Escher 1651–1711, der älteste der drei Brüder – erwarb 1702 die beiden Häuser «Wollenhof» und «Luchs». Im «Wollenhof» begründete er ein Seidenfabrikationsgeschäft, das sehr schnell erfolgreich wurde

Vater Heinrich Escher widmete sich zunehmend öffentlichen Aufgaben. Nach seiner militärischen Karriere und kleineren öffentlichen Ämtern amtierte er von 1669 bis 1675 als Landvogt auf der Kyburg. Von 1678 bis zu seinem Tod 1710 war er einer der zwei Zürcher Bürgermeister, die sich halbjährlich abwechselten. In seine Amtszeit fällt der Bau des Zürcher Rathauses, das von 1694 bis 1698 unter der Leitung des Stadtbaumeisters Hans Heinrich Holzhalb errichtet und am 22. Juni 1698 durch Heinrich Escher eingeweiht wurde

Im Vordergrund der Erinnerung an Bürgermeister Heinrich Escher stehen seine beiden Reisen an den Hof von König Louis XIV. von Frankreich in den Jahren 1663 und 1687

1663 – Erste Reise an den Hof von Louis XIV.

Nach einer Zeit militärischer Triumphe und zunehmend aggressiver Übergriffe auf das Ausland bedeutete die Katastrophe von Marignano im Jahr 1515 für die damalige Eidgenossenschaft eine Zäsur und das Verhältnis zu Frankreich war neu zu regeln. Dies geschah im «Ewigen Frieden» von 1516 (Freiburg) und im zusätzlichen Hilfs- und Soldbündnis von 1521 (Luzern). Der französische König erhielt darin das Recht, im Fall eines Verteidigungskriegs Frankreichs mindestens 6000 und maximal 16000 Schweizer Krieger in Sold zu nehmen. Diese waren trotz Marignano auf dem europäischen Söldnermarkt weiterhin begehrte

Das Vertragswerk brachte Frankreich wie der Eidgenossenschaft und den zugewandten Orten so viele politische und wirtschaftliche Vorteile, dass es nach François I. bis Louis XIV. im Jahr 1663 mit geringen Erweiterungen von jedem neuen französischen König erneuert wurde, so 1549 von Henri II., 1564 von Catherine von Medici für den noch minderjährigen Charles IX., 1582 von Henri III. und 1602 von Henri IV. Das Vertragswerk wurde de jure 1651 ungültig. Neuverhandlungen verzögerten sich, einerseits, weil Louis XIV. noch minderjährig war, und andererseits, weil in beiden Ländern nach dem Dreissigjährigen Krieg sehr schwierige Lagen herrschten, so in der Schweiz wegen des Bauernkriegs 1652 und des Ersten Villmergerkriegs 1656

Schon 1648 traf der Botschafter des französischen Königs bei den Schweizer Kantonen, Jean de La Barde 1602–1692, in Solothurn ein und richtete dort 1652 für Frankreich eine Botschaft ein. Über zehn Jahre führte er komplizierte Verhandlungen, herrschten doch viele Uneinigkeiten und Interessenkonflikte zwischen den eidgenössischen Orten, gepaart mit den privaten Ambitionen der einzelnen Ortsvertreter. Dank seiner geschickten Diplomatie nutzte er die Rivalitäten unter den Orten, versprach viel und blieb in den heikelsten Fragen undeutlich. Den ersten Durchbruch schaffte er 1653 bei den wegen des Bauernkriegs hoch verschuldeten Solothurnern, dann folgten bis 1655 nach und nach die anderen katholischen Orte, auch weil für diese Söldnereinsätze und die damit verbundenen hohen Pensionen ihre Haupteinnahmequelle waren. Zu einer Zustimmung der sich lange widersetzenden reformierten Kantone kam es hingegen erst Anfang der 1660er-Jahre mit der Ratifizierung am 24. September 1663 in Solothurn

Von den reformierten Kantonen gaben die Zürcher als letzte nach. Hier machten einige von Frankreich entlassene Offiziere um Thomas Werdmüller und Dietgen Holzhalb Widerstand, indem sie darauf bestanden, dass Frankreich vorgängig seine Schulden begliche. Die Zürcher gaben erst unter dem Druck ihrer eigenen Kaufmannschaft auf, dies nachdem die Zollbefreiung der Schweizer Kaufleute in Lyon aufgehoben und deren Waren beschlagnahmt worden waren. Einzelne Punkte – vor allem im Bereich von Handelsprivilegien – waren zu diesem Zeitpunkt noch offen und die Schweizer hofften, diese noch vor dem Schwur in Paris mit Frankreich lösen zu können

Die Gesandtschaft von 1663 nach Paris war die grösste, welche die Eidgenossenschaft je an einen fremden Hof geschickt hatte. Sie bestand aus 45 Gesandten mit ihrem Gefolge, insgesamt mehr als 220 Personen, davon mit Jakob Hochreutiner 1623–1689 aus St. Gallen und Heinrich Escher aus Zürich nur zwei Abgeordnete der Kaufleute als Beiordnung, die aber getrennt anreisten

Maissen (2008/2006) erläutert, dass in Zürich das Direktorium «erst eben, im Jahre 1662» gegründet worden sei, um die Handelsprivilegien der Kaufleute in Frankreich zu sichern: Zollfreiheit von Seide und Baumwolle, Gleichbehandlung mit dem französischen Gewerbe, Ungültigkeit des sogenannten droit d'aubaine, der Konfiskation des Eigentums, falls ein Kaufmann in Frankreich verstirbt

Wiederum gemäss Maissen (2008/2006) widersprach eine solch grosse Delegation den damaligen höfischen Usanzen. Im Westeuropa des 16. Jahrhunderts war der Einzelbotschafter üblich geworden, dessen Gefolge hierarchisch klar untergeordnet war. Während aus Schweizer Warte die grosse Delegation als glanzvoll betrachtet wurde, war dies für die Franzosen das Abbild einer chaotischen Staatsverfassung, in der niemand das Sagen hatte

In zwei Trossen – einem der katholischen und einem der reformierten Orte – reisten die Schweizer bei schlechtem Wetter an und trafen sich nach zwei Wochen, am 31. Oktober 1663, in Charenton vor Paris. Auf dem Weg wurden sie in den Städten, durch die sie kamen, mit Militärparaden und vor allem festlichen, opulenten Banketten empfangen, so wie dies Louis XIV. mit Absicht instruiert hatte

Nach dem 11. November 1663 kam es zum ersten Höhepunkt der Reise: Zwanzig Kutschen fuhren die Gesandten zum Louvre, wo Louis XIV. sie in der Rotunde des Apollon empfing, bei Anwesenheit einer «foule de noblesse extraordinaire», die sich in den Gängen des Louvre drängte, um die Mitglieder der «grande ambassade» zu sehen. Bei der Begrüssung lüftete Louis XIV. sogar seinen Hut, erwies ihnen die Ehre und berührte ihre Hände

In der Woche nach dieser grossen Audienz folgte eine Reihe grosser Feste, worüber nachher in Paris einiges an Spott zirkulierte, so über das rohe Aussehen der Schweizer, ihre alte Mode, ihre Trinkfreudigkeit: «Les Suisses étant arrivés – avec leurs rouges trognes – le Roy leur a demandé – êtes-vous des députés – d'ivrognes»

Nebenbei wurde versucht, die noch offenen Punkte zu lösen. Eingeständnisse wurden zwar in zweitrangigen Punkten erreicht, das Wesentliche blieb aber offen. Am Vortag des Schwurs herrschte in der Schweizer Delegation eine Enttäuschung, aber der Delegation fehlten die Druckmittel. Trotz harter Verhandlungen setzte sich Louis XIV. und am Sonntag, 18. November, erfolgte in der Notre-Dame die Beeidigung

Die Unterzeichnung der Soldallianz am 18. November 1663 (in den protestantischen Kantonen entsprach dies dem 8. November) in der Notre-Dame wurde ausführlich dokumentiert. Sicher das eindrücklichste Zeugnis darüber bieten drei noch erhaltene Gobelins, von denen sich einer im Landesmuseum in Zürich befindet

Später schildert Johann Georg Wagner den Beginn des Ereignisses wie folgt (teilweise dem heutigen Sprachgebrauch angepasst)

Johann Georg Wagner 1624–1694 stammte aus Solothurn. Nach seinem Studium in Paris diente er in Frankreich, war dann Solothurner Grossrat, Seckelmeister und ab 1653–1659 der Vogt zu Gösgen, nachher wieder Solothurner Stadtschreiber, 1661 Gesandter in Rom und 1663 der Erste Sekretär der eidgenössischen Gesandtschaft beim Schwur in Paris. In den folgenden Jahren war er in Solothurn 1673 Seckelmeister, 1674 Venner (Bannerträger) und 1675 bis zu seinem Rücktritt 1688 Schultheiss

Es hatte das hellscheinende Taglicht an dem Gestirn des blauen Himmels sich noch nicht blicken lassen, da Sonntags den 18. November 24 Stück groben Geschützes ab der Bastille, und unser von dannen durch mehrmahlige Losung dieser Solennität [feierlich ausgestalteter politischer Akt] den Anfang gemacht, nicht lang hernach etliche Companien der französischen und schweizerischen königlichen Leibgarderegiments-Wachten, von der Louvre bis in die Kirchen, auf beiden Seiten der Strassen in guter Ordnung unter den Wehren stehend mit unaufhörlichem Trommenstreich diesen angesehenen Freudentag verkündet. Gegen 9 Uhren begaben sich die Herren Botschafter in das Haus der gewöhnlichen Versammlung chez Mr. le Bris, wurden bald danach in königlichen Hofkutschen samt ihrem ganzen Comitatz durch Herrn Giraud in den nächst bei der Kirchen gelegenen erzbischöflichen Palast geführt, und mit freundlichen Diskursen aufgehalten, bis Ihre Majestät samt der ganzen Hofstatt gegen 10 Uhren mit gewöhnlichem Vortrab der

zwischenspiel chez le roi soleil

Hundertschweizer [Cent-suisses, die aus Schweizer Söldnern gebildete Einheit, die von 1497 bis 1792 bestand und zur Garde des Königs von Frankreich gehörte] in etlichen überaus köstlichen mit 8 schwarz, grau und anderfärbigen wunderswürdigen Pferden trefflich bespannten, den altrömischen Triumphwagen gleichsehenden Kutschen bei dem Eingang der Kirche angelangt, durch dieselbe hinein auf ein, mitten in dem Chor etlich Tritt erhöhten Ort, so von einem violbraun [violett] sameten mit guldenen gestickten Gilgen [Lilien] schön gezierten Himmel und Teppichen bedeckt und zugericht war, sich erhebt

Hinter dem König befanden sich Ihre Eminenz der Cardinal Antoine Barberin, Grand Aumônier de France, der Ehrwürdige P. Annat, ein Jesuiter, Ihrer Majestät Ordinari Beichtvater, der Herzog von Orleans, der Prinz von Condé, Herzog von Enguyen etc. Auf der rechten Seite des Königs besser vorher in dem Chor in einem hohen Stuhl waren die alte und junge Frau Königin, samt der Herzogin von Orleans beisammen, und hinter denselben Mademoiselle d'Alenco und die vornehmsten Dames des königlichen Hofes

Bald darnach schickte Ihre Majestät den Prinz von Condé und dessen Sohn, den Herzogen von Enguyen, samt etlichen anderen grossen Herren und den Zeremonienmeistern de Berlize, Bonoeil und Giraud, liesse die Herren Eidgenössischen Ambassadoren von dem erzbischöflichen Palast abholen, in die Kirchen auf seine linke Seiten ad Cornu Evangelii begleiten, hinter denen die Hof-Sekretarii, und der Herr de la Barde, auf der andern, des Königs rechten Seiten, les Ducs, Pairs, und die Marechaux de France, die Bischöfe und Geistliche, wie auch die Herren ausländische Ministri und Ambassadeuren waren an ihrem gewöhnlichen Ort nicht weit von dem Altar, und übrige des königlichen Rats, und der Stadt Paris Beamte auf der andern, gegen den Herren Eidgenossen vorüber gelegnen Seiten, hinter Ihrer Majestät Dero Ordinari Kammer-Edelleut und übrige Hofstatt; die ganze Kirch aber mit Volk also eingenommen, dass man schwerlich für einander kommen mögen

Johann Georg Wagner: Parisische Reyss, Handlung und Bünde-Schwür das ist ..., 2. Ausgabe, 1732, S. 65 ff.

Die beiden Gesandten der Kaufleute, Heinrich Escher und Jakob Hochreutiner, ebenso wie einige vor allem der protestantischen Ambassadeure äusserten sich danach sehr enttäuscht über das Resultat des Bündnisses, wobei diese Enttäuschung in den folgenden Jahrhunderten noch grösser wurde. Von Heinrich Escher überliefert sind die folgenden Bemerkungen hierzu

Zum Voraus ratschlagete man nicht, wie man sich wolle traktieren lassen [...] Ohne Vorschrift traf man zu Charenton zusammen; augenblicklich fanden sich bei den Gesandten allerlei Hofschranzen und Tellerschlecker ein, die alle ihre Person meisterlich zu spielen wussten, wie de La Barde, Berlize und Giraud, die Zeremonienmeister, dann Mouslier, Fries, Dabont. Letztere sollten das Interesse der Hauptleute besorgen, versprachen vieles, begehrten aber nichts zu halten. De La Barde fuhr fort zu versichern, dass alles gut gehen werde, man soll ihm doch trauen: Die Zeremonienmeister sagten, sie seien nun so lang bei ihren Chargen, es werde den Schweizern widerfahren, was andern Gesandten ihrer Qualität, man soll sich kecklich auf sie verlassen; inmittelst gewannen sie einen nach dem andern – als man nun anfangen zu traktieren und die Gesandten den Titel Excellenzen behaupten wollten (den ihnen der Hof anfangs zu geben gesonnen war), ist es ihnen auf Insinuation des Herrn de La Barde abgeschlagen und also der erste Streich versetzt worden [...] Summa die Reputation ward gar schlimm beobachtet. Waser war ganz tot, der Eigennutz brach ihm den Mut [...]

Als es nun an das Handeln ging wegen der besonderen Ansprachen, wars nicht anderst, als ein Bursch [eine Schar] Schulerbuben, davon die einen hinein-, die andern hinauslaufen: [...] Das Antichambre war immer von Mouslier, Fries und andern besetzt, um diesem oder jenem das Maul wässrig zu machen: wie dann auch Waser, Werdmüller, Wagner usf. ihre Sache wohl gemacht und indessen das Gemeine Wesen verkauft haben. Für die Kaufleute zeigten zwar die Abgesandten guten Willen, denn wir versprachen gewaltige Kräm; allein bald liess man unser Geschäft liegen [...] Der Vormittag wurde wohl mit Ratschlagen, der Nachmittag aber mit Saufen zugebracht, und als der Bundschwur vorüber, die Kettenen und Reisegelder ausgeteilt, dachte ein jeder an die Abreise

François Mouslier war zuerst als Sekretär des Ambassadors de La Barde in Solothurn tätig. Nachdem er 1663 mehrere Monate in der Bastille eingekerkert war, amtierte er nach de La Bardes Abberufung vom Juni bis Oktober 1664 als Geschäftsträger der Ambassade in Solothurn. Am 1. Mai 1665 wurde er zum «député-résident» ernannt, am 13. Februar 1666 dann zum «résident». In dieser Funktion blieb er bis zum 5. September 1671 in der Eidgenossenschaft

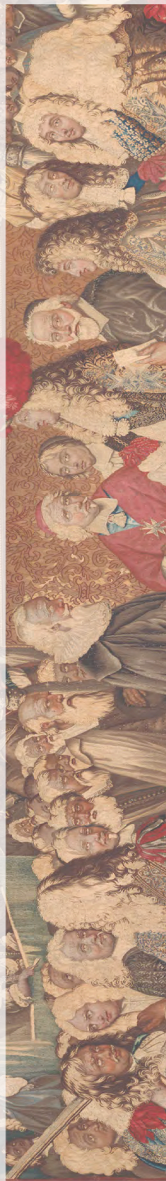
Aber es gab schielende Brüder. Viele vergunten Herrn Waser die Beute [...] Das schlechte Verhalten der Gesandten hat bei den englischen und holländischen Ministern solchen Unwillen erweckt, dass sie mit ihnen keine Gemeinschaft haben wollen und sich vernehmen lassen, man solle sie zu scharfer Verantwortung ziehen [...] Dies Ist also die Ambassade, von der so viel geredet worden, die aber unsrer Nation nur Schmach und Schande zurückgelassen hat [...]



zwischenenspiel chez le roi soleil

«Le renouvellement de l'alliance avec les Suisses» ist der sechste Gobelin des 14-teiligen Zyklus «L'histoire du Roy» (manchmal wird auch von 17 Teilen gesprochen), der auf Initiative von Jean-Baptiste Colbert (Finanzminister) und Charles Le Brun (Hofmaler von Louis XIV.) von Leizterem – vermutlich mit Unterstützung von Adam Frans van der Meulen – in Auftrag gegeben und von der Manufac-ture des Gobelins von 1665 bis 1679 zum ersten Mal umgesetzt wurde. Darin verdichtete Le Brun die Erzählung des Zeremoniells und präsentierte gleichzeitig den Eid des Königs und den der Schweizer, symbolisch repräsentiert durch Johann Heinrich Waser, den Vor-sitzenden der Delegation. Die Schweizer sind schlicht gekleidet mit kurzem, dunklem Manteau und weisser Seidenkrause nach alter Mode, tragen Bärte und haben eine kahle Stirn. Im Gegensatz dazu sind der junge Louis XIV. und die Mitglieder des Hofes gepudert, perückt und tragen alle Seidenstoffe, Stickereien und leuchtende Posamenten in den Farben der Zeit. Zurückhaltung und Nüchtern-heit bei den einen, Prunk, Finesse und Überlegenheit bei den anderen. Le Bruns Darstellung der Szene enthält eine eindeutige Lesart, indem er das Modell der Monarchie von Louis XIV. dem der republikanischen Konföderierten gegenüberstellt

Zu reden gab und gibt der Umstand, dass die Vertreter der Schweizer Delegation im Gegensatz zu Louis XIV. keine Hüte trugen, galt dies bei einem solchen Anlass doch als Symbol für die Souveränität. So wünschten die Schweizer vorgängig, dass sie alle mit «Exzel-lenz» angesprochen würden und dass sie als Vertreter unabhängiger Staaten mit bedecktem Kopf zum König sprechen dürften. Beide Punkte lehnte Louis XIV. ab. Die Frage des Hutes war die heikelste, da es sich dabei um das deutlichste Symbol für den Vorrang des christlichsten Königs unter allen Königen handelte



13 12 11 10 02 03 04 01 05 06 07 08 09

- 02 Johann Heinrich Waser, Bürgermeister von Zürich
- 10 Anton von Grafenried, Schultheiss von Bern
- 11 Jean de La Barde, Baron de Mardilles, fran-zösischer Ambassador in Solothurn, der im Auftrag von Louis XIV. die Unterzeichnung der Allianz vorbereitete
- 12 Monsieur de Sainctot, Étienne III. de Chabenat, Comte de Bonneau, Einführer der Ambassadoren
- 13 Schweizer Gardist am Hof von Louis XIV.
- 01 Le Roi Louis XIV.
- 08 Kardinal Barberini, Erzbischof von Reims und Grossalmosenier von Frankreich
- 04 Ferdinand de Neuville de Villeroy, Bischof von Chartres
- 05 Olivier Le Fevre d'Ormesson, Kanzler von Louis XIV.
- 06 Monsieur, Philippe I de Bourbon, Prinz von Orléans, Bruder von Louis XIV.
- 07 Der Prinz von Condé, Louis II. de Bourbon, wichtigster Befehlshaber des Königs
- 08 Der Herzog von Enghien, Henri-Jules de Bourbon-Condé, Sohn des Prinzen von Condé
- 09 Der Herzog von Vendôme, Louis II. Joseph de Bourbon, Feldmarschall

Zuordnung auf Personen basiert auf der Arbeit «L'histoire du Roy» von Daniel Meyer, 1980



17 14 15 16

- 14 Marie-Thérèse, Frau von Louis XIV. und Tochter von Felipe IV., König von Spanien
- 15 Anne d'Autriche, Mutter von Louis XIV. und Tochter von Felipe III., König von Spanien
- 16 Henrietta von England, Frau von Philippe I. de Bourbon, dem Bruder von Louis XIV., und Tochter von Charles I., König von England
- 17 Mademoiselle d'Alençon, Cousine von Louis XIV., und weitere vornehme Damen

Im Hintergrund – von links nach rechts – vier Apostelgeschichten nach den Vorlagen von Raphael

- Der wunderbare Fischzug
- Die Übergabe der Schlüssel an St. Petrus
- Der Tod des Ananias
- St. Paulus' Predigt zu Athen

Bündniserneuerung zwischen Louis XIV. und der Eidgenossenschaft in der Kathedrale Notre-Dame in Paris am 18. November 1663. Tapisserie aus der königlichen Gobelin-Manufaktur von Paris, nach einer Vorlage von Charles Le Brun. Aus der vierten Edition des ganzen Zyklus, die vierte von fünf Varianten dieses Themas, produziert von 1704 bis 1715. 387 x 585 cm. Wollwirkerei. Schweizerisches National-museum, Zürich. Heute existieren noch zwei weitere Varianten, eine in Versailles und eine in der Schweizer Botschaft in Paris. Die erste Variante ging während des Zweiten Weltkriegs verloren. Das Exemplar des Schweizerischen Nationalmuseums hing bis zur Französischen Revolution in der französischen Botschaft in Rom, war dann in Florentiner Privatbesitz und wurde 1896 durch die Eidgenossenschaft erworben

Daher sich ein jeder wohl zu bedenken hat, und wenn er sich zu Haus nit instruieren lassen kann, soll er sich von verständigen und wohlmeinenden Personen auswärts die nötige Anleitung geben lassen, wie man sie in dem gegenwärtigen Fall von den venetianischen, englischen und holländischen Gesandten hätte haben können; denn den Hofbeamten zu trauen, verrate nit viel Verstand. Aber auch der Stand selbst hat sich zu gewahren, wen er abordnen wolle, weil nicht jeder dazu tauglich, sondern unpassionierte, nüchterne, resolvierte und freigiebige Personen erfordert werden: Auf der anderen Seite soll dann der Stand nit zu sehr die Abfertigung und Heimkunft betreiben, denn sobald die Hofbedienten dies gewahren, wissen sie es sich meisterlich zu Nutz zu machen: [...] Eine Gesandtschaft ist allzeit mit grossen Kosten begleitet, man bedenke sich also, ehe man abschicke. Wenn aber die Abordnung geschehen, soll man etwas mehr oder weniger Geld nicht achten: unsere Gesandten wussten nit einmal die Trinkgelder in Wirtshäusern recht abzufertigen [...] Überhaupt aber soll sich jeder ehrliche Mann vor dergleichen Generalgesandtschaften hüten; dieweil die Orte unglyche Interessen und Religionen haben und die Gesandten von unglycher Gemütsart sind, so ist niemals Reputation zu erholen. Sagt mir jemand, hat es denn gar keine ehrlichen Leute gehabt? So antworte ich, der meiste Theil ist von dem Eigennutz so eingenommen gewesen, dass sie gemeinen Nutzen und alle Ehr vergessen: Und ob zwar ehrliche Leute dabei gewesen, so mussten sie gleichwohl helfen, die Unehre tragen. Obschon ich selbst keinen Anteil hierin habe, wollt ich min eigen Gut hingeben, ich hätte nicht sehen und hören müssen, was ich gesehen und gehört habe

Walter Schmid: Bürgermeister Johann Heinrich Waser und Frankreich. In: Zürcher Taschenbuch, 67, 1947, S. 83 f.

1687/1688 – Zweite Reise an den Hof von Louis XIV.

Bei der Einführung der Reformation in Genf war auch das Stift St-Pierre, das den Zehnten und andere Einkünfte im Land Gex besass, säkularisiert worden. Auf diese Einkünfte machte nun das Kapitel zu Anancy in Savoyen, wohin die Titularbischöfe von Genf ihren Sitz verlegt hatten, Ansprüche, die in Paris Unterstützung fanden. Genf suchte bei den verbündeten Städten Zürich und Bern Hilfe. So wurde an einer Tagsatzung der reformierten Orte 1687 der Bürgermeister Escher und der Venner (Amt in der Stadt Bern unter dem Schulheissen und Seckelmeister) Dachselhofer 1634–1707 als Botschafter nach Paris gesandt

Der Aufbruch der Gesandtschaft von Zürich erfolgte am 5. September 1687. Voran ritten zwei geschworene Reiter und ein Quartiermacher; dann folgte in einer von zwei Maultieren getragenen und von zwei Dienern geführten Litiere [Tragsänfte] der Ambassador selbst. Hinter der Litiere ritt das Gefolge, bestehend aus Hans Conrad Escher und Hans Rudolf Escher, den Söhnen des Herrn Burgermeisters, dem Ratsherrn Christoph Werdmüller, einem Vetter, und dem damaligen Unterschreiber Gossweiler als Legationssekretär mit ihren Bedienten. Hierauf folgten zwei berittene persönliche Diener des Herrn Botschafters mit einem Handpferd für ihn; zum Schluss ein Maultier für die Bagage. – Die Dienerschaft des Botschafters und der Ehrenkavaliere war in die «Liberei» [Bedientenkleidung] ihrer Herren, alle übrigen Diener in die Stadtfarbe gekleidet. In Troyes traf die Reisegesellschaft mit Dachselhofer zusammen, der in ähnlicher Weise von Bern ausgezogen war; in seinem Begleit reisten zwei Effinger von Wildegg, Dachselhofers Schwäger, sein Sohn, Offizier in niederländischen Diensten, und Ratsexpektant Ernst. Zu Charenton erhielten sie sich drei Tage von den Reisestrapazen. Montag, den 26. September, fand endlich der feierliche Einzug in Paris statt. Voran ritten alle, die Standesfarben trugen, dann folgten zwei Livreebediente [uniformierte Diener] mit den Handpferden ihrer Herren, hinter denselben die beiden Ambassadors in sechsspänniger Equipage, darauf die Cavaliere, der Legationssekretär und sämtliche Dienerschaft zu Pferd. So bewegte sich der Zug durch die Strassen der Stadt bis in die Rue de la Seine, wo im Hotel de la Reine Marguerite um monatliche fünfhundert Franken Quartier bestellt worden war

Conrad Escher: Eine schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den Jahren 1687 und 1688. In: Zürcher Taschenbuch, 11, 1888, S. 171 ff.

In Paris verhandelten sie mit dem Minister Charles Colbert de Croissy 1629–1696, der in jener Zeit Ausenminister unter Louis XIV. war. Wiederum ging es um das Zeremoniell. Eine Audienz mit Louis XIV. wurde ihnen zwar zugesagt, aber nicht in der Form, wie es ihrem Rang und der Unabhängigkeit und Ehre ihrer Staaten angemessen war. Escher und Dachselhofer weigerten sich beharrlich, unter diesen Bedingungen die Audienz anzunehmen. Nach drei Monaten in Paris reisten sie ohne Audienz bei Louis XIV. und verweigerten auch die Annahme der nach der damaligen Diplomatie üblichen Geschenke. Escher begründete seine Ablehnung wie folgt

zwischenenspiel chez le roi soleil

Sollte seine Majestät der König in der Tat einige Achtung für mich hegen, so wird er nicht verlangen, dass wir bei dem schlechten Erfolg unserer Sendung durch Annahme dieser Präsente uns und unsere Nachkommen mit Spott und Schande beladen und ich mich selbst in die Unmöglichkeit versetze, dem Vaterland, das mir lieber ist als alle Schätze von Versailles, ferner mit Ehren zu dienen

Conrad Escher: Eine schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den Jahren 1687 und 1688.
In: Zürcher Taschenbuch, 11, 1888, S. 185

Die abrupte Abreise der Gesandten erregte auch in Paris grosses Aufsehen, und ihr Benehmen wurde nicht nur in der Heimat aufs Höchste gelobt, sondern es hatte auch von Seite des französischen Hofes ein rücksichtsvolleres Verfahren gegen die reformierten Stände zur Folge. Eine besondere Genugtuung war es für Escher, dass die Ansprüche Genfs kurz nachher, allerdings infolge ganz anderer unvorhersehbarer Ursachen, vollständige Anerkennung fanden

Die Abreise der Gesandten aus Paris erfolgte am 27. Dezember 1687. Über Sens, Auxerre, Dijon, Dole und Pontarlier gelangten sie nach Neuchâtel, wo sie sehr gefeiert wurden. In Bern war der Empfang herzlich und würdevoll. Herr Venner Dachselhofer gab seinem Mitgesandten noch eine Stunde weit das Geleit, dann nahmen sie voneinander herzlichen Abschied. Zwischen Bern und Baden traf der Herr Bürgermeister auf seine Söhne, Schwiegersöhne und eine Anzahl Freunde der Familie, sodass er mit über 50 Pferden zu Baden einritt, wo die Herren übernachteten. Donnerstag, den 19. Januar 1688, ritt die Gesellschaft von Baden nach Zürich. Zu Schlieren und Altstetten stand die Mannschaft unter Waffen und begrüßte die Herannahenden mit Musketensalven. Auf dem Sihlfeld warteten eine Anzahl Ratsmitglieder mit ca. 200 Berittenen in schöner Ausrüstung. Statthalter Denzler bezeugte dem Herrn Bürgermeister im Auftrag der Obrigkeit und der Bürgerschaft grosse Freude über seine glückliche Zurückkunft, seine Verrichtungen und besonders darüber, dass er zu Ehren der Stadt Zürich und der ganzen schweizerischen Nation mit Hintansetzung seines Privatnutzens das königliche Geschenk verachtet habe

Conrad Escher (gekürzt):
Eine schweizerische Gesandtschaft an den französischen Hof in den Jahren 1687 und 1688.
In: Zürcher Taschenbuch, 11, 1888, S. 195 f.

War die Orientierung der Eidgenossenschaft nach 1515 noch sehr auf Frankreich bezogen, so geschieht am Ende des 17. Jahrhunderts allmählich eine Abkehr, zum Teil auch als Reaktion auf die französische Hugenottenverfolgung. Gleichzeitig wird zunehmend eine säkularisierte Betrachtung der Aussenpolitik erkennbar. Nach Maissen (2008/2006, S. 354) ist das Ziel von Bern und Zürich für die Eidgenossenschaft, aber auch das Bestreben der nichteidgenössischen Bündnispartner, eine neutrale Gleichgewichtspolitik zwischen den beiden Grossmächten Habsburg und Frankreich zu erreichen mit dem fernen Rückhalt der Seemächte (England und die Niederlande) und dem näheren von Venedig

Dieser Wechsel ist in Zürich weniger abrupt als in Bern, was nicht zuletzt an Bürgermeister Heinrich Escher liegt. Als Vertreter der Kaufmannschaft bleibt er aus nüchternen, kommerziellen Gründen von der Notwendigkeit einer behutsamen Friedens- und Neutralitätspolitik im Schatten des übermächtigen Sonnenkönigs überzeugt (Maissen, ebenda, dieser nach Huber 1936). Wie innerhalb der Eidgenossenschaft, so will er vom «Vorwand der Religion» auch in der Aussenpolitik nichts wissen, empfiehlt daher die Neutralität und widersetzt sich gefährlichen neuen Allianzen, wie sie sich in Bern ab den 1680er-Jahren abzuzeichnen beginnen, mit fernen Mächten oder dem traditionellen österreichischen Gegner

Und weiter Maissen (ebenda, S. 354 ff.): Schlussendlich ist es dann die Not (schlechte Ernten um 1690 mit Hungersnöten), die ab 1693 erstmals zu einem Soldbündnis der Drei Bünden, Zürich und Bern mit den Niederlanden führt (sogenannte Militärkapitulationen). Der niederländische Verbindungsmann Petrus Valkenier argumentierte damals, dass Neutralität die Gleichbehandlung von Kriegsparteien impliziere – wenn also Truppen für Frankreich angeworben werden, dann müsse dies auch für die Niederlande möglich sein

Heinrich Escher hierzu: «Da wir durch die Gnade Gottes eine freie, unabhängige Republik sind, besitzen wir das Recht, Defensivbündnisse abzuschliessen ...» (Maissen, ebenda, S. 364, nach anderen Quellen). Mit noch deutlicheren Worten gegenüber dem französischen Gesandten schafft Heinrich Escher es im greisen Alter in Lünigs «Grosser Herren ... und anderer berühmten Männer gehaltene Reden» (1709, S. 683 f. [gemäss Maissen, 2008/2006, S. 365])

Wer waren die Winterthurer Künzlis, von denen Cleophea am 9. Mai 1625 den Zürcher Hans Conrad Escher (vom Glas) heiratete? Von deren Hochzeit ist noch die Liste der Hochzeitsgäste und ihrer Hochzeitsgeschenke vorhanden. Sie ist selbstredend

Junker Fels von St. Gallen 1 vergoldeter Staufbecher mit Deckel • Herr Fähndrich Künzli, der Hochzeitsvater, 8 Tischbecher • Herr Jakob Künzli 1 vergoldetes Stizen • Herr Wirt zum Kreuz (Jakob Hegner) samt Sohn 1 vergoldetes Staufli • Herr Conrad Künzli 1 Staufli • Frau Steiner aus Wülflingen samt Sohn und Tochter 1 Stauf • Frau Catharina Künzli 1 Muschelbecher • Herr Baumeister Sulzer 1 Staufli • Herr Bürgermeister Rahn mit Frau, Sohn und Sohnfrau 1 goldener Becher • Herr Statthalter Escher 20 Reichstaler • Herr Josua Hettliner und Tochter 1 Stauf • Herr Amtmann Rahn 1 vergoldeter Stauf • Herr Beat Joachim Töcher 2 Dukaten • Junker Hans Heinrich Keller 2 Dukaten • Junker Hans Heinrich Wellenberg 2 Taler • Junker Hauptmann Rudolf Stapfer 1 Taler • Herr Pfarrer Irminger 1 Taler • Herr Caspar Escher 6 Dukaten • Jungfrauen Anna und Margret Ott 2 Dukaten • Jungfrau Beatrix Locher 1 Zechine und ihr Bruder auch 1 Zechine • Herr Rudolf Steiner 1 Zechine • Herr Baschi Bischof von St. Gallen 6 Taler • Herr Seckelmeister Grebel 2 Dukaten • Herr von Bischofszell 1 Staufli • Seckelmeister Mineis Frau 2 Dukaten • Frau Stampferin 2 Taler • Herr Seckelmeister Grebels Tochter 2 Dukaten • Herr Ulrich Grebel 1 Taler • Herr Conrad Füssli 1 Zechine • Herr Spitalschreiber 1 Taler • Frau Jungfrau Ziegler 1 Taler • Landschreiber Hegner 4 Dukaten • etc. – insgesamt um die 80

Zentralbibliothek Zürich, Lad und Hochzytzedell,

d. h. Liste der Gäste und ihrer Geschenke bei der Hochzeit mit Cleophea Künzli 1625, 4 Doppelblätter, EG 60.1

Noch besser verstehen wir die Künzlis im Kontext der Geschichte der Stadt Winterthur

An der heutigen Lage der Altstadt wurde im zweiten Viertel des 6. Jahrhunderts südlich der heutigen Marktgasse eine Siedlung neu angelegt. Die Marktgasse als Hauptachse bestand vermutlich bereits in der römischen Zeit und verband Zürich über Kloten mit Oberwinterthur und Konstanz respektive St. Gallen. Die erste Kirche im Bereich der heutigen Stadtkirche wurde im 7. und 8. Jahrhundert errichtet, um die sich die Kernstadt zwischen Graben und Neumarkt entwickelte, mit bald aber auch einzelnen Bauten im Untertor- und Obertorquartier [Letzteres die sogenannte Neustadt]. Nördlich der Marktgasse [Richtung heutige Stadthausstrasse] begann die Bebauung vermutlich erst um 1000

Eine Siedlungsverdichtung geschah ab dem 11. Jahrhundert/um 1100 entlang und südlich der Marktgasse und ab der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert in den anderen Teilen der Altstadt. Diese Stadtwerdung ging einher mit der Anlage von Gassen, Wasserversorgung und Stadtbefestigung und führte zu einem Stadtbild der Kernstadt um 1200, das sehr ähnlich dem heutigen war. Die obere und untere Vorstadt war immer noch erst lose überbaut und unbefestigt. Deren Befestigung geschah erst in der ersten [Neustadt] respektive zweiten {untere Vorstadt} Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Stadtbild um 1300 entsprach nun dem der heutigen Altstadt, aber mit einer noch weniger starken Verdichtung der unteren Vorstadt

Als Initiatoren und Bauherren dieser Veränderung zu einer Stadt sind die Grafen von Kyburg anzunehmen, ein formeller Akt der Stadtgründung ist in Winterthur aber nicht belegt. Als Stadt in schriftlichen Quellen fassbar wird Winterthur Anfang des 13. Jahrhunderts. Erst das von Graf Rudolf von Habsburg – nach dem Aussterben der Kyburger Vertreter der neuen Stadtherren – im Jahr 1264 verliehene Stadtrechtsprivileg überliefert verschriftlichte Rechte und Pflichten der Bürger. Dies umfasste auch ein alleiniges Marktrecht im Umkreis von zwei Stunden [etwa 8 km] sowie ein eigenes Gericht. In diese Zeit fällt auch die allmähliche Verdichtung der Neustadt östlich der Kernstadt [Neustadtgasse und Obertor]. Hingegen blieb das Gebiet der westlichen Vorstadt [Untertor] erst lose bebaut

Winterthur war in dieser Zeit wohlhabend. Es war ein Ort von Handel und Handwerk, aber auch ein Ort mit Markt und Durchgangsverkehr, schliesslich auch kirchliches Zentrum. Anfänglich gefördert von den Habsburgern, verlor die Stadt während des 14. Jahrhunderts an Interesse für sie und verkam zunehmend zu einer Geldanlage, was beträchtliche Steuerausgaben für Winterthur bedeutete. Gleichzeitig «veradelte» die Stadt, indem einheimische, von der Herrschaft mit Lehen ausgestattete Geschlechter sich auch dem Waffendienst widmeten. Durch Verleihung von Ämtern, Lehen, einträglichen Pfandschaften und Pfründen ketteten die Habsburger diese Geschlechter an sich. So entwickelte sich auch in Winterthur zunehmend eine Aristokratie der ratsfähigen Geschlechter, welche die habsburgischen Interessen vor Ort vertraten. Versuche, wie in Zürich auf die Politik und Entwicklung Einfluss nehmende Zünfte zu etablieren, scheiterten

Finanzielle Engpässe der Habsburger, Kriege und das Ausgreifen der eidgenössischen Orte stellten die österreichische Landesherrschaft spätestens ab 1400 vor immer grössere Herausforderungen, vor allem dann im Umfeld der Appenzellerkriege von 1401 bis 1429, in denen Winterthur zwischen die Fronten geriet. Die Wirren des 15. Jahrhunderts bedeuteten für die Stadt aber auch die Stärkung der städtischen Autonomie und die Emanzipation vom Stadtherren Habsburg, dies, obschon sie sich noch 1405 an kriegerischen Auseinandersetzungen an der Seite von Habsburg beteiligte

Als appenzellische Truppen im Sommer 1407 bis vor Winterthur vorstießen, suchte dieses mit dem Eintritt in das Burgrecht von Zürich den Schutz durch die Limmatstadt. Dies führte 1408 zur Einnahme der Stadt durch Truppen des österreichischen Landvogts mit «Säuberungen» in der Folge. Der Landvogt zwang Winterthur, vom Bund mit Zürich zurückzutreten und Österreich wieder zu huldigen. Für kurze Zeit gelang es Österreich, die Lage zu beruhigen.

zwischenspiel frühe winterthurerin

1415/1417 kam die Stadt dank dem Konflikt zwischen dem deutschen Kaiser und dem Haus Habsburg zur durch Habsburg gewährten **Reichsfreiheit**, was aber faktisch kaum Bedeutung hatte

Mit dem Besuch des habsburgischen Königs 1442 in Winterthur – dem letzten königlichen Besuch – begann eine kurze Phase der Restitution. Winterthur fiel wieder Habsburg-Österreich zu, was der Stadt indessen zum Zeitpunkt des Alten Zürichkriegs 1440–1446 lieber war, als zu der in Aufruhr stehenden Eidgenossenschaft zu gehören

Mit dem Schiedsspruch von Einsiedeln von 1450, dem Wiedererstarken von Zürich sowie der zunehmenden Isolation der Stadt in der Region, die nach der Eroberung des Thurgaus 1460 durch die Eidgenossen vollständig wurde, verschlechterten sich die Rahmenbedingungen für Winterthur wieder. Winterthurs Haltung blieb trotz allem pro-österreichisch, was aber nicht verhindern konnte, dass die Habsburger ihren isolierten «Vorposten» **1467 an die Stadt Zürich verpfändeten**, dies unter Wahrung der städtischen Rechte von Winterthur. Damit beschränkte sich der Spielraum des Winterthurer Rats zunehmend auf lokale Angelegenheiten, gegenüber der übrigen Zürcher Landschaft blieb es aber bessergestellt

Unter der Herrschaft der Stadt Zürich erhielt Winterthur den Status einer Munizipalstadt. Sie hatte damit mehr Rechte als der Rest der Zürcher Gebiete, da im Pfandvertrag festgeschrieben war, dass Zürich die den Winterthurer Bürgern bisher zustehenden Rechte anerkennen musste. So bewahrte die Stadt zusammen mit ihrem Untertanengebiet Hettlingen die Selbstverwaltung und konnte auch die Steuerhoheit bewahren

Zunehmend hatten aber verschiedene Persönlichkeiten von Zürich in Winterthur gewisse Repräsentationsfunktionen. Ab 1540 hatte ein Amtmann in Winterthur seinen Sitz, der zwar hauptsächlich für Zehnten und Gerichte in Neftenbach und Elgg zuständig war, jedoch trotzdem das Leben sowie die wirtschaftlichen Tätigkeiten von Winterthur überwachen konnte. Zusätzlich hatte der Landvogt von Kyburg die Gerichtsbarkeit über Besitzungen der Bürger ausserhalb der Stadt. Zürich erhielt mit der Pfändung jedoch auch das Recht, Winterthur nach aussen zu vertreten, und behielt die Reispflicht für sich ein. Diese führte auch dazu, dass Winterthur auf Geheiss der Obrigkeit Truppenkontingente für Kriegshändel stellen musste. Die Verpfändung und damit der allmähliche Verlust vieler Freiheiten behagten trotz stabileren, friedlicheren Verhältnissen einigen Winterthurem nicht. Einflussreiche und wohlhabende Familien verliessen die Stadt

Die Stadt selbst versuchte sich in der Folge mehrmals aus der Verpfändung aus zu lösen, um ein selbstständiger Ort der Eidgenossenschaft werden zu können, was wohl einem späteren eigenen Kanton gleichgekommen wäre. Die Herren aus Zürich traten diesen Versuchen mit Entschiedenheit entgegen und behinderten die Stadt in ihrer territorialen Entwicklung

Ab der Reformationszeit schliesslich zeigte sich Winterthur weitgehend einverstanden mit der Zürcher Politik, wie auch diverse Ämteranfragen zeigten. Auf jeden Fall gab es keine bedeutendere Opposition zum Zentrum der Reformation aus dieser Zeit – auch wenn Winterthur mit dem Ende der Reformation eine weitere Zürcher Repräsentationsperson vorgesetzt bekam: Der Stadtpfarrer wurde von nun an von Zürich her bestimmt und hatte durch das Ehegericht und die Abnahme des Treueeids Einfluss auf die Stadt

Winterthur erlebte in dieser Zeit einen wirtschaftlichen Aufschwung, wurde jedoch von Zürich in seiner wirtschaftlichen und territorialen Entwicklung immer wieder eingeschränkt. Zwar konnte die Stadt selbst Ländereien und Gerichtsbarkeiten ausserhalb der Stadtgrenzen erwerben, aber immer nur mit der Erlaubnis aus Zürich. So geschah es, dass man 1587 das Schloss Hegi und die damit verbundenen Ländereien erwerben wollte, dies aber am Einspruch Zürichs scheiterte. 1583 hingegen konnte man das Hinwiler, 1598 das Mörsburger, 1629 das Pfungener und 1649 das Wydener Amt erwerben. Der Versuch, 1634 und 1719 Wülflingen zu erwerben, scheiterte hingegen am Einspruch Zürichs. Diese Ämter waren in erster Linie Vermögensanlagen und verhalfen den Winterthurer Räten, die den Ämtern vorstanden, zu gesellschaftlicher Achtung

Hier beginnt die Geschichte von Cleophea Künzli, geboren am 16. Juni 1609 vielleicht im Haus «Fortuna» an der Marktgasse (heute Marktgasse 51 und Spitalgasse 4 neben dem Alten Stadthaus). Ihr Grossvater Abraham Künzli ± 1540–1610 und ihr Vater Heinrich Künzli 1580–1634 waren sehr vermögend und vermutlich beide im Tuchhandel tätig. Von Abraham wissen wir, dass er 1583 mit 25 Gulden die höchsten Steuern zahlte und ein Vermögen von 20 000 Gulden besass. Zum Vergleich: Das zu dieser Zeit erworbene Hinwiler Amt kostete «nur» 17 200 Gulden und in heutiger Zeit entspräche sein Vermögen mindestens 10 Millionen Franken (vermutlich ohne seinen Liegenschaftenbesitz)

Abraham und Heinrich Künzli besetzten die verschiedensten städtischen Ämter und amtierten am Ende ihres Lebens auch als Schultheissen, Abraham während elf Jahren und Heinrich nur für zwölf Wochen, bevor er im Amt verstarb (was üblich war – die Schultheissen blieben meistens bis zu ihrem Tod im Amt). Auch Heinrichs Halbbruder Hans Conrad Künzli 1591–1667 schaffte es in dieses Amt. Abrahams Wirken als Baumeister (Bauvorstand) der Stadt Winterthur ist noch heute ersichtlich, leitete er doch 1585 den Bau der ersten reinen Knabenschule an der Hintergasse (heute Steinberggasse 13 mit dem Durchgang zur Technikumstrasse) und 1594 die innere Umgestaltung der oberen Stockwerke des Waaghauses mit den zwei grossen Festsälen (heute Kunsthalle Winterthur), die über Hunderte von Jahren dem politischen und gesellschaftlichen Leben von Winterthur Platz boten

Cleophea Künzli 1609–1663	∞ 9. Mai 1625	Hans Conrad Escher 1598–1659	Eltern von Heinrich Escher
------------------------------	---------------	---------------------------------	----------------------------

Andreas Künzli (1) ± 1500	∞	Unbekannt	Stammvater der «Fortuna»-Künzlis
------------------------------	---	-----------	----------------------------------

Hinweis: Die Nummern hinter der Künzlis beziehen sich auf das Winterthurer Geschlechtsbuch, das im 19. Jahrhundert von Antonius Künzli zusammengestellt wurde. Es bietet eine nicht immer vollständige und korrekte Darstellung der Winterthurer Geschlechter

Gemäss Historisch-Bibliographischem Lexikon der Schweiz (HBLs) war er 1534 im Kleinen Rat von Winterthur. Ob die Familie mit in Elgg ZH feststellbaren Künzlis im Zusammenhang steht, ist unbekannt. Es kann vermutet werden, dass alle frühen Künzlis, die im Künzli'schen Geschlechterbuch nicht dem Paar Künzli-Albrecht zugeordnet sind, zur «Fortuna»-Linie gehören

Heinrich Künzli (4) ± 1520 – evtl. 31.01.1574	∞	Beatrix Sulzer ± ? – evtl. 28.02.1585	Wahrscheinlich ein Sohn von Andreas Künzli
--	---	--	--

Von Heinrich Künzli wissen wir wenig. Als sein Beruf wird in der Künzli-Genealogie «Seiler» angegeben und angeführt, dass er 1560 Stadtrichter war. Im Stadtarchiv findet sich der Nachweis, dass Heinrich Künzli im September 1573 das Haus «Fortuna» (heute Marktgasse 51 und Spitalgasse 4 neben dem Alten Stadthaus) erwarb. Explizit dort erwähnt wird nur die Spitalgasse 4, in der Buchreihe Kunstdenkmäler der Schweiz (KDS 1952) findet sich aber die Ergänzung, dass sich die Liegenschaft «Fortuna» mit dem gleichnamigen Vorderhaus ursprünglich im Besitz der Familie Künzli befand

Abraham Künzli (3) ± 1540–14.12.1610	∞ 1561 Winterthur ∞ 5. Dezember 1568 Winterthur ∞ 14. April 1577 Winterthur ∞ 24. November 1584 Winterthur	Amalia Hegner Regula Thomann Cleophea Krum Sibylla Hurter	Schultheiss 1600–1610 Abraham Künzli und Cleophea Krum sind die Grosseltern von Cleophea Künzli-Escher
---	---	--	---

Die Künzli-Genealogie schreibt zu ihm (zusammengefasst): Lebte in der «Fortuna», Stadtrichter, Grosser und Kleiner Rat, Abzügler, Fleischschauer, Procureiant, Landfährnich, Baumeister, Hinwiler Amtmann, Gerichtsherr von Mörsburg, Oberpfleger

Ab 1599/1600 bis zu seinem Tod im Jahr 1610 amtierte er – alternierend mit Wolfgang Geilinger – als Winterthurer Schultheiss. Beide starben kurz nacheinander während der Pest, die in wenigen Monaten ungefähr die Hälfte der Winterthurer Bevölkerung wegraffte

Wie auch in der Künzli-Genealogie erwähnt Troll (1847, Band 6, S. 72): «Die Zahl der Steuernden (1583) belief sich auf 640 Personen, unter denen Abraham Künzli zur Fortuna (nomen est omen!) die stärkste Steuer mit 25 Gulden zahlte, mithin 20 000 Gulden Vermögen besass.» Dies lässt vermuten, dass er – wie später sein Sohn Heinrich – als Tuchmann tätig war

Zu Abraham findet sich zudem in einer Fussnote (Bosshart, 1906, S. 241) der Hinweis, dass der Bauherr Künzli im Jahr 1594 das heutige Waaghaus (Marktgasse 25) von Grund auf neu aufbaute. Das KDS (1952) relativiert und meint, dass die Arbeiten von 1594 nur das Innere der oberen Stockwerke betrafen, der Neubau von 1503 aber bestehen blieb. Ebenso findet sich bei Troll (1842, Band 2, 23 f.) und Maler (1886) ein Hinweis wegen des Neubaus der Knabenschule an der Hintergasse (Steinberggasse)

Antonius Künzli (2) ± 1519–03.01.1584	∞	Elisabeth Albrecht ± 1515–1577	Stammeltern der «Kronen»-Künzlis
--	---	-----------------------------------	----------------------------------

Eine Familie Albrecht lässt sich bereits Anfang des 15. Jahrhunderts in öffentlichen Ämtern feststellen. Elisabeth stammte aus Stein am Rhein. Für Antonius Künzli wird vermutet, dass er ursprünglich aus Kempten bei Wetzikon stammte. Vor 1550 übersiedelte er nach Winterthur und wurde Stadtbürger (1549/1550)

In der Künzli-Genealogie findet sich zu ihm: Kronenwirt, Grosser, dann Kleiner Rat, Brotschauer, Mühlenschauer, Eigengeber, Feuerschauer, Abzügler, Bauherr, Statthalter. Im Stadtarchiv Winterthur findet sich hierzu eine Bestätigung im Zusammenhang mit Heinrich Künzli (3) Hauskauf 1573 («zwischen Anton Künzli Wirt zur Krone, Haus genannt das Ochsen», Stadtarchiv Winterthur STAW PrA 1,33). Auch bei Josua Maler (1886), S. 149, findet sich dieser Hinweis. Ob er auch im Besitz der Liegenschaft «Krone» war, ist unbekannt

Mindestens vier Kinder mit Geburtsjahr um 1540 lassen sich eruieren, von denen Andreas und Heinrich genauer betrachtet wurden

Andreas Künzli (7) 08.03.1541–1611	∞ 12. Mai 1561 Winterthur	Sibylla Sulzer Um 1538–08.12.1602	
---------------------------------------	------------------------------	--------------------------------------	--

Zu ihm in der Künzli-Genealogie: Eisenkrämer, Grosser Rat, Zunftmeister im Winkel usw.

Heinrich Künzli (8) 1542–17.07.1584	∞ 25. Juni 1564 ∞ 21. Januar 1572 ∞ 10. März 1577	Küngolt Feer von Berg am Irchel Catharina Forrer Sibylla Hurter	Keine weiteren Abklärungen
--	---	---	----------------------------

Zu ihm in der Künzli-Genealogie: Zur Krone genannt, Guldigweber (vermutlich eine Art Auftragsweber), Grosser Rat etc.

Es ist denkbar aber unbelegt, dass sowohl sein Vater Antonius wie auch Heinrich selbst 1584 an der Pest verstarben, die in dieser Zeit in der Region Zürich/Winterthur grassierte (1582 und 1586). Dies könnte der Grund für das Ende der Künzlis als Kronenwirte gewesen sein
Vielleicht – aber unbestätigt – handelt es sich bei seiner dritten Ehefrau, Sibylla Hurter, um die gleiche Person, die im Todesjahr von Heinrich Abraham Künzli von den «Fortuna»-Künzlis heiratete

Abraham Künzli (3) Um 1540–14.12.1610	∞ 14. April 1577 Winterthur	Cleophea Krum 12.10.1555–17.07.1584	Grosseltern von Cleophea Künzli
Hans Heinrich Künzli (13) 12.09.1580–14.09.1634	∞ 21. Januar 1600 Winterthur	Elisabeth Hegner 19.08.1584–01.09.1611	Eltern von Cleophea Künzli
Cleophea Künzli 16.06.1609–23.09.1663	∞ 9. Mai 1625 Zürich	Hans Conrad Escher 04.09.1598–03.09.1659	Eltern von Heinrich Escher

zwischenspiel frühe winterthurerin

Im Winterthur des 16./17. Jahrhunderts sind Familien mit dem Nachnamen Künzli sehr einflussreich. Insgesamt fünf Künzlis schafften es zu Schultheissen, dem Stadtoberhaupt in der Zeit bis zur Helvetik. Aber kann aufgrund des gleichen Familiennamens auf Verwandtschaft geschlossen werden? Schon das Künzli'sche Geschlechterbuch bleibt diesbezüglich vage und ordnet die ersten darin erwähnten Künzlis einander nicht zu

Künzli'sches Geschlechterbuch, zusammengetragen von Antonius Künzli 1771–1852

Antonius Künzli 1771–1852 betrieb die Apotheke «Zum weissen Schwanen» an der Marktgasse und war von 1824 bis 1851 Stadtpräsident von Winterthur. Das Original seines Geschlechterbuches befindet sich heute im Stadtarchiv Winterthur

Die Nummern hinter den Personen im folgenden Text und in den Tabellen beziehen sich auf das Geschlechterbuch

In der Regel werden die Künzlis als eine Familie angeschaut. Zweifel daran werden z. B. damit begründet, dass sich einerseits ein Künzli als Mitglied des Kleinen Rates schon für 1534 feststellen lässt, also noch vor der Einbürgerung eines Antonius Künzli 1550, und weil andererseits zwei unterschiedliche Künzli-Familienwappen existieren, eines in Schwarz mit silbernem Hufeisen und eines in Rot mit goldener Brezel. Beide Wappen finden sich häufig im Museum Lindengut

Der folgende Hinweis in einer Handschrift des 16. Jahrhunderts unterstützt die Hypothese von zwei Künzli-Familien

Herr Lorenzen Widmer genannt Pfyffer, gewesnen Schultheissen (1578/80) von Winterthur.
Abraham Künzlis Stiefvater gsyn

Josua Maler (1886), S. 149

Josua Maler 1529–1599 war ein Schweizer Pfarrer, der von 1582 bis 1598 auch in Winterthur wirkte. Er hinterliess eine Autobiografie, die auch Hinweise auf das Winterthurer Stadtleben gibt

Wiederum bei Künzli findet sich sodann unter dem Eintrag für Heinrich Künzli (4) der Hinweis, dass dessen Frau Beatrix Sulzer als Witwe Lorenz Widmer (25) heiratete, der von 1578 bis 1580 Schultheiss von Winterthur war, was obige Angabe von Josua Maler bestätigt

Dies unterstützt die Annahme, dass es in dieser Zeit zwei Künzli-Familien mit unterschiedlichen Familiengeschichten gab, die am Ende des 16. und im 17. Jahrhunderts insgesamt fünf Schultheissen stellten

Die «Fortuna»-Künzlis mit drei Schultheissen und möglicherweise dem schon länger, aber sicher um 1534 verbürgerten Andreas Künzli als erstem bekanntem Mitglied und vielleicht Heinrich und dann Abraham als seinen Nachfahren. Abrahams Enkelin war Cleophea Künzli, die Hans Conrad Escher (vom Glas) heiratete

Die «Kronen»-Künzlis mit zwei Schultheissen und Antonius Künzli und Elisabeth Albrecht als Stammeltern der zweiten Künzli-Familie. Er stammte vermutlich aus Kempten bei Wetzikon (auf Wappenswiler Gebiet bei Kempten scheint gemäss Chronik von Bäretswil um 1470 ein wohlhabender Hans Künzli gelebt zu haben) und wurde 1550 verbürgert, sie stammte aus Stein am Rhein

Denkbar – aber bisher unbestätigt – ist, dass die «Fortuna»-Künzlis ursprünglich aus Elgg ZH stammten und sich ein Zweig um 1400 in der Stadt Winterthur niederliess. So finden sich in einer Harnisch-Anleihe (Anleihe) von 1405 ein «Cüntzli Elggöwer», ein «Wernli Küntzli Kürsener» und ein «Uelrich Cüntzli»

In: Kaspar Hauser: Winterthur zur Zeit des Appenzellerkrieges, Winterthur 1899, Beilage 2

Man kannte sich im Winterthur jener Zeit – um 1600 hatte es etwa 2400 Einwohner:innen –, unter den einflussreichen Familien sowieso. Auffallend ist, dass es in der Generation von Abraham Künzli (3) ±1540–1610 und den Brüdern Andreas (7) 1541–1611 und Heinrich Künzli (8) 1542–1584 eine nähere Bekanntschaft gab. Dies mag von der räumlichen Nähe herkommen – der Gasthof Krone lag gleich neben dem Haus «Fortuna» –, widerspiegelt sich aber auch darin, dass Heinrichs Ehefrau Sibylla Hurter nach seinem Tod 1584 Abraham Künzli heiratete (unter der Annahme, dass es sich um die gleiche Person handelt)

Die «Fortuna»-Künzlis: direkte Nachfahr:innen von Abraham Künzli			
Abraham Künzli (3) Um 1540–14.12.1610	∞ 1561 Winterthur ∞ 5. Dezember 1568 Winterthur ∞ 14. April 1577 Winterthur ∞ 24. November 1584 Winterthur	Amalia Hegner Regula Thomann Cleophea Krum Sibylla Hurter	Schultheiss 1600–1610
Den vier Ehen von Abraham Künzli entstammen mindestens 14 Kinder, von denen vier aus drei Ehen aufgeführt sind			
Beatrix Künzli 29.03.1573–22.08.1628	∞ 9. März 1590 Winterthur	Johann Jakob Hegner 11.10.1571–21.09.1629	Aus Ehe mit Regula Thomann
Regula Thomanns Schwester Kuengold Thomann 1557–1596 war mit Sebastian Steiner 1557–1596, dem Gerichtsherrn von Wülflingen, verheiratet. Ihr Sohn Hans Heinrich heiratete in der nächsten Generation Elisabeth Künzli , eine Tochter von Andreas Künzli und Sibylla Sulzer von den «Kronen»-Künzlis Johann Jakob Hegner, Adam Hegner und Elisabeth Hegner waren Geschwister. Ihr Vater Bernhard Hegner 1538–1587 war der Bruder von Abraham Künzlis erster Frau Amalia Hegner			
Heinrich Künzli (13) 02.09.1580–14.09.1634	∞ 21. Januar 1600 17. Februar 1612 beide Winterthur	Elsbeth Hegner 1584–1611 Elisabeth Zwinger	Aus Ehe mit Cleophea Krum Schultheiss 1634
Gemäss dem Genealogen Künzli war Heinrich ein Tuchmann (Tuchhändler). Schon in jungen Jahren übernahm er zunehmend öffentliche Ämter. Er wurde 1605 Grossrat, 1609 Stadtrichter, 1612 Stadtschütze, 1615 Stadtfähnrich (Anführer der städtischen Bürgerwehr) und Kleinrat, 1620 Procurator (Verwaltungs- und Gerichtsbeamter) und 1620 Oberpfleger (Vormund und Treuhänder von öffentlichen Vermögen). Ab 1629 war er der erste Amtmann und Gerichtsherr in Pfungen (1629 erwarb die Stadt Winterthur von der Familie Steiner die Rechte und schuf das Amt Pfungen). Ab 1630 amtierte er als Seckelmeister und 1634 während nur zwölf Wochen als einer der zwei Schultheissen von Winterthur Nach dem frühen Tod seiner ersten Ehefrau Elsbeth Hegner heiratete Heinrich Elisabeth Zwinger, die aus der Bischofszeller Familie Spiser, später Zwinger, stammte und gemäss HLS seit 1415 nachgewiesen werden kann. Aus dem noch vorhandenen Ehevertrag (heute in der Zentralbibliothek Zürich) geht hervor, dass Heinrich und Elisabeth sehr vermögend waren Heinrichs Künzlis uns bekannte Kinder Hans Jakob Künzli 1601–1658 und insbesondere Cleophea Künzli 1609–1663 erlebten Elisabeth Zwinger als ihre Mutter			
Catharina Künzli 29.07.1582–1638	∞ 9. Juni 1600 Winterthur	Adam Hegner 22.04.1581–20.06.1618	Aus Ehe mit Cleophea Krum
Hans Conrad Künzli (14) 20.08.1591–11.03.1667	∞ 30. Mai 1608 Winterthur	Catharina Grebel 25.03.1590–29.06.1671	Aus Ehe mit Sibylla Hurter Schultheiss 1658–1667
Hans Conrad scheint als Schuhmacher tätig gewesen zu sein, übernahm dann aber nach dem Genealogen Künzli wie sein Halbbruder Heinrich zunehmend öffentliche Ämter. So war er Stadtrichter, Gross- und Kleinrat, Procureurverwalter, Pfleger in St.-Georgen, Zunftmeister zum Winkel, Statthalter, Oberpfleger und schliesslich Schultheiss 1629 legte er einen Sammelband an, der bis Anfang des 18. Jahrhunderts fortgeführt wurde und neben Abschriften über Urkunden und Ordnungen auch chronikalische Aufzeichnungen, Abrechnungen und Ämterbeschreibungen enthält Förderer, 2022, S. XXXVII			
Catharina Grebel stammte aus einer alten Zürcher Bürgerfamilie. Vater Conrad Grebel 1561–1626 war in Zürich 1581 Schreiber, 1597–1599 Zunftmeister der Meisen, 1607–1626 Ratsherr, erlitt aber 1617 eine Niederlage bei der Bürgermeisterwahl. 1612–1616 Schultheiss, 1617–1624 Obmann gemeiner Klöster, 1624 Seckelmeister. 1600–1606 Landvogt von Wädenswil. Häufig eidgenössischer Gesandter, unter anderem 1607 in Ilanz und 1615 in Venedig. Bedeutender Zürcher Politiker, der sämtliche wichtigen Ämter ausser dem Bürgermeisteramt innehatte Catharina Grebels Vorfahren waren wichtige Exponenten der Reformation in Zürich. Ihr Urgrossvater Conrad Grebel – verschwägert mit Vadian und anfänglich mit Huldrych Zwingli befreundet, dann von ihm bekämpft – war ein Gründer der Täuferbewegung. Er lebte von seiner Familie getrennt und wurde in Grüningen und Zürich gefangen gesetzt. Grebel starb auf der Flucht an der Pest Auch Conrads Vater, der Junker Jakob Grebel (um 1460–1526), war ein Förderer der Reformation. Er war als Eisenhändler tätig. 1494 Vertreter der Meisen im Grossen Rat, 1512–1526 Ratsherr der Konstaffel. 1500–1504 und 1507–1510 Vogt von Grüningen, 1518–1522 Vogt zu Horgen, Thalwil und Kilchberg. 1521–1525 über 30-mal Tagsatzungsabgeordneter. Jakob Grebel war unter den führenden Zürcher Geschlechtern einer der ersten Anhänger Huldrych Zwinglis und sein Sprachrohr im Rat. Wegen Annahme von Pensionen wurde er auf Drängen Zwinglis zum Tod verurteilt. Am 30. Oktober 1526, nachmittags um 2 Uhr, wurde er auf dem Fischmarkt (bei der heutigen Gemüsebrücke) geköpft			
			HLS

zwischenenspiel frühe winterthurerin

Wie erwähnt war Abraham Künzli (3) einer der wohlhabendsten Bürger der Stadt Winterthur seiner Zeit. Vermutlich agierte er – wie später auch sein Sohn Heinrich – überregional als Tuchmann (Tuchhändler). Ob hierfür bereits sein vermuteter Vater Heinrich (4) die Grundlagen schuf, bleibt im Dunklen. Sein geschäftlicher Erfolg widerspiegelt sich auch in seinen Ehen, die er allesamt mit Töchtern aus «guten» Winterthurer, Zürcher, St.Galler und Schaffhauser Häusern schloss

Amalia Hegner 1542–1566

Aus der 1430 eingebürgerten Winterthurer Familie, welche die Stadt bis 1800 dominierte. Ihr Vater Hans Heinrich Hegner 1502–1561 war der Wirt zum Kreuz, ab 1527 Grossrat und Stadtrichter, 1532 Amtmann des Klosters Petershausen und ab 1542 als Bauherr im Kleinen Rat. Ihr Grossvater Gebhart Hegner 1460–1538 amtierte ab 1505 als Stadtschreiber, ferner als Amtmann des Klosters Rüti. Von 1508 bis 1516 war er fünfmal Schultheiss. Er galt um 1500 als einer der reichsten Winterthurer. Seine Frau Sibylla Zscheggenbürlin entstammte aus einer sehr einflussreichen Basler Kaufmannsfamilie

Regula Thomann 1549–1576

Aus der 1401 eingebürgerten Zürcher Familie. Schon ihr Grossvater Heinrich † 1535 kam zu grossem Vermögen. Ihr Vater Heinrich Thomann 1520–1592 vertrat ab 1542 die Zunft zur Waag im Zürcher Grossen Rat, 1557–1559 und 1566–1573 als Zunftmeister und 1578–1592 als Ratsherr im Kleinen Rat. 1546 war er Spitalmeister, 1557 Bauherr, ab 1567 Statthalter, ab 1568 Seckelmeister und 1560–1566 Vogt von Kyburg. Der begabte Diplomat wurde häufig an Tagsatzungen und zu den Fürstenhäusern gesandt

Cleophea Krum 1555–1584

Aus dem St. Galler Geschlecht der Krum (auch Kromm). Ihr Vater Jacob Christoph Krum 1499–1563 – zwar ein Verwandter von Vadian – hielt in der Reformation zuerst im Gegensatz zu seinem Vater Jacob zur Abtei und diente als fürstbischöflich-sankt-gallischer Obervogt auf Oberberg, dann von 1535 bis 1540 als bischöflich-konstanzer Obervogt zu Arbon. 1540–1541 war er Landhofmeister der Fürstabtei St. Gallen. Nach dem Übertritt zum neuen Glauben 1542/1543 amtierte er 1543 in St. Gallen als Pürsner (Präsident) der patrizischen Gesellschaft der Notensteiner, war immer wieder in städtischen Ämtern und städtischer Tagsatzungsgesandter. Cleophea Krums Grossvater Jacob Krum war 1500–1509 Ratsherr, dann 1510–1527 abwechselnd Amtsbürgermeister, Altbürgermeister und Reichsvogt. Als Bürgermeister in den Jahren des Übergangs der Stadt St. Gallen zur Reformation förderte er die ab 1522 aufkommende Reformationsbewegung

Sibylla Hurter 1555–1625

Die Familie der Hurters waren ein ab dem späten 15. Jahrhundert bezeugtes Bürgergeschlecht von Schaffhausen

In ähnlich prominente Familien heirateten die direkten Nachfahr:innen von Abraham Künzli. Zwei Töchter und ein Sohn heirateten in die Familie der Hegners, Heinrich Künzli in zweiter Ehe in die Bischofszeller Familie der Zwinger und schliesslich ein weiterer Sohn in die Zürcher Familie der Grebels

Aber auch die erst zugezogenen «Kronen»-Künzlis gewannen bald an Einfluss, findet man doch den kurz zuvor zugewanderten Antonius Künzli (2) bald im Grossen und dann im Kleinen Rat von Winterthur

Der Vollständigkeit wegen sind die «Kronen»-Künzlis am Schluss dieses zwischenspiel frühe winterthurerin ebenfalls aufgeführt

Im 17. Jahrhundert gehörten die «Fortuna»-Künzlis offensichtlich zu den führenden Familien von Winterthur. Mit ihren drei Schultheissen, den fünf Schultheissen aus der Familie der Hegners und den drei aus der Familie der Steiners wird offensichtlich, wie diese drei Familien das Winterthur des 17. Jahrhunderts dominierten. Häufig hinzugezählt bei solchen Vergleichen werden auch die zwei Schultheissen der «Kronen»-Künzlis, die – wie aufgezeigt – durch Verwandtschaft nicht verbunden waren mit Abraham Künzli und seinen Nachfahr:innen. Durch deren verwandtschaftliche Beziehungen zu den Familien Hegner und Steiner ist eine solche Betrachtung trotzdem sinnvoll

Die anderen Schultheissen im 17. Jahrhundert hiessen Bucher, Schellenberg, Huser, Hettlinger, Häslä, Weinmann, Forrer, Pfau, Troll, Sulzer und Kaufmann, allesamt aus unterschiedlichen Familien

Die «Fortuna»-Künzlis: die späteren Generationen nach Abraham Künzli			
Heinrich Künzli (13) 12.09.1591–14.09.1634	∞ 21. Januar 1600 17. Februar 1612 beide Winterthur	Elsbeth Hegner 1584–1611 Elisabeth Zwinger	Schultheiss 1634
Elsbeth Hegner und Heinrich Künzli hatten zusammen mindestens acht Kinder. Zwei von ihnen sind hier weiter besprochen			
Hans Jakob Künzli (16) 31.07.1601–17.10.1658	∞ 29. Januar 1627 Winterthur	Elsbeth Orelli 28.10.1610–12.03.1654	Einer der Mitgründer des Musikkollegiums Winterthur
<p>Über die Familie Orelli wurde bereits an anderer Stelle berichtet, stammte doch auch Anna Weber-Arter über ihre Mutter und ihren Grossvater aus dieser Familie. Über ihre Grossmutter war sie eine Nachfahrin von Cleophea Künzli</p> <p>Hans Jakob war gemäss Fehr (1929) Tuchscherer und Grossrat, später Ratsherr und Mörsburger Amtmann und 1629 einer der Gründer des Musikkollegiums Winterthur. Der Beruf Tuchscherer könnte mit dem Entscheid von 1638 zusammenhängen, der verlangte, dass ein Bürger nur ein Gewerbe ausüben durfte (Troll [1848], S. 45). Dies würde bedeuten, dass Vater Heinrich als Tuchmann operierte und Sohn Jakob als Tuchscherer</p> <p>Im Museum Lindengut in Winterthur befindet sich ein Kachelofen, datiert auf 1705, von Hans Heinrich III. Pfau, auf dem Künzlis Name mit Familienwappen dargestellt ist (Bellwald, 1980, Katalognummer 105, S. 291). Da das Familienwappen ein Hufeisen aufweist, muss es sich um ihn handeln und nicht um den gleichnamigen Künzli, der auf der Wappenscheibe des Musikkollegiums von 1658 aufgeführt ist mit dem Familienwappen, das einen Bretzel zeigt</p> <p>Sein und der Name seines Vaters Heinrich sind in einem Staufbecher eingraviert – zusammen mit anderen Winterthuren –, der 1629 der Schützengesellschaft Winterthur gestiftet wurde. Dieser Becher befindet sich heute in einer Basler Privatsammlung (Historisches Museum, Katalog zur Ausstellung «Schöner trinken», Basel 2022; darin: Katalog-Nummer 10). 1626 entstand für die Bogenschützen ein Neubau des alten Schützenhauses (dort, wo heute das Altstadtschulhaus steht). Ein Täfer daraus blieb erhalten und ist heute im Besitz des Museums Lindengut in Winterthur</p> <p>14 Kinder von Elsbeth Orelli und Hans Jakob Künzli sind bekannt, von denen auf die folgenden zwei detaillierter eingegangen sei</p>			
Heinrich Künzli (24) 06.02.1629–04.12.1679	∞ 7. Januar 1650 Winterthur	Susanna Hegner 14.12.1617–17.02.1704	1670–1679 zweiter Präsident des Musikkollegiums Winterthur
<p>In verschiedenen Quellen findet sich der Hinweis, dass ein Heinrich Künzli der Sonnenwirt war, so z. B. bei Troll (1844), S. 129, im Zusammenhang mit Massnahmen, um das Überborden bei Hochzeitsfeiern einzuschränken: «Und zum Beweis, wie ernst es mit dieser Verordnung gemeint, wurden drei Herren des Kleinen Rats, Hinwiler Amtmann Troll, Ratsherr Künzli zur Sonne und Umgelter Haarmer, zu Hochzeitszensoren bestellt.» Dies dürfte 1671 geschehen sein</p> <p>Quellen im Stadtarchiv belegen, dass Heinrich Künzli von 1670 bis zu seinem Tod 1679 im Besitz des Wirtshauses «Zur Sonne» und dort der Sonnenwirt war. 1680/1681 wurde die Liegenschaft weiterverkauft. Auch im KDS (1952) findet sich dieser Hinweis</p>			
Martin Künzli (26) 25.07.1634–24.12.1693	∞ 22. September 1656 ∞ 16. August 1658 beide Winterthur	Anna Egli 1627–1657 Anna Forrer 1639–01.04.1714	Eine Grableuchte mit den Initialen MK AE AF befindet sich in der Mörsburg
Hans Georg Künzli (59) 08.09.1678–08.04.1740	∞ 26. September 1700 Winterthur	Regula Hegner 11.11.1677–25.07.1734	
<p>Hans Georg Künzli war (Flach-)Maler in Winterthur</p> <p>Seine und Regula Hegners Kinder Martin Künzli 1709–1765 und Regula Künzli 1733–1800 standen im Briefkontakt mit dem deutschen Dichter, Übersetzer und Herausgeber Christoph Martin Wieland 1733–1813. Siehe auch Hirzel, Ludwig: Wieland und Martin und Regula Künzli, ungedruckte Briefe und wiederaufgefundene Aktenstücke, Leipzig 1891</p> <p>Über Martin findet sich in der Deutschen Nationalbibliothek: Schweizer Pädagoge, Theologe und Pfarrer. Legte 1728 an der Hohen Schule Herbron seine Arbeit «De Mose Scriptorum» vor. Seit 1749 Mittagsprediger in St. Georg in Winterthur. 1750 Provisor an der Stadt-schule und seit 1760 Rektor. Auch schriftstellerisch tätig</p>			
Cleophea Künzli 16.06.1609–23.09.1663	∞ 9. Mai 1625 Zürich	Hans Conrad Escher 04.09.1598–03.09.1659	Eltern von Heinrich Escher
Siehe Anmerkungen auf den vorangehenden Seiten			
Hans Conrad Künzli (14) 20.08.1591–11.03.1667	∞ 30. Mai 1608 Winterthur	Catharina Grebel 25.03.1590–29.06.1671	Halbbruder von Heinrich Künzli Schultheiss 1658–1667
Von den 14 bekannten Kindern wurde nur Abraham weiterverfolgt			
Abraham Künzli (19) 03.05.1616–30.01.1699	∞ 24. August 1640 Winterthur	Anna Troll 30.06.1618–20.09.1687	Goldschmiedewerkstatt in Winterthur
<p>In der Künzli-Genealogie findet sich die Anmerkung: «Hat geholfen, den Kopf und die 4 kleinen am grossen Kirchturm zu vergolden Anno 1659». Dies und mehr über die Goldschmiede Abraham und seinen Sohn Heinrich findet sich bei Rittmeyer, Dora Fanny: Die alten Winterthurer Goldschmiede, in: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 42 (1962–1964)</p> <p>Die Goldschmiedewerkstatt von Abraham befand sich gemäss Denkmalpflege an der Metzgasse 3 (Haus «Zur Tanne»). Ob er dort auch wohnte, ist nicht bekannt. Nach Abraham und Anna führte ihr Sohn Heinrich Künzli 1651–1709 die Tradition weiter. Sie erlosch nach seinem Tod. Gemäss Stadtarchiv war Heinrich Künzli ab 1694 im Besitz der Liegenschaft «Rosengarten» am Garnmarkt 2, die seine Kinder 1710 verkauften.</p>			

zwischen spiel frühe winterthurerin

Nicht nur Cleophea Künzli heiratete in eine angesehene Zürcher Familie. Dies tat auch ihr Bruder Jakob Künzli (16), indem er Elisabeth Orelli zur Frau nahm, was zusätzlich die Annahme unterstützt, dass die «Fortuna»-Künzlis auch überregional aktive Tuchhändler waren

Elisabeth Orelli 1610–1654

Elisabeth Orelli stammte aus dem Zweig der Orelli aus dem «Tiefenhof». Ihr Vater Martin Orelli-Haag 1578–1657, ein Enkel des ersten Zürcher Orelli (Aloysius de Orello-Toma), etablierte sich auf dem Graben, d. h. am Fröschengraben auf dem heutigen Tiefenhof-Areal am Paradeplatz. Ihre Mutter Elisabetha Haag, von Konstanz gebürtig, stand in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Landschreiber-Familie in Frauenfeld, die ursprünglich aus Zürich stammte

Anfänglich assoziiert mit seinem älteren Bruder, machte Martin Orelli sich mit der Firma Martin Orelli 1621 selbstständig und handelte – wie sein Vater und seine Brüder – mit Rohseide aus Italien, die als Fertigware nach Frankreich verkauft wurde. Schnell wurde er damit sehr erfolgreich, verhielt sich aber beim Kreditgeben unvorsichtig und ging 1647 in Konkurs

Aus den Trümmern der zusammengebrochenen Firma Martin Orelli errichteten zwei seiner Söhne unter dem Namen «Orelli uf dem Graben» ein Handelshaus, das sich sehr erfolgreich entwickelte

Schulthess, Hans: Die «von Orelli» von Locarno und Zürich, Zürich 1941

Nicht weniger interessant ist, dass Cleopheas Neffe Jakob als einer der Gründer des Musikkollegiums gilt. Über die Gründung ist ausser ein paar Sätzen in einem Wappenbuch von 1660 nichts erhalten, trotzdem gilt 1629 als das Gründungsjahr

Als Mitgründer gelten

Hans Heinrich Meyer – Theologe und Pfarrer • Joachim Hettlinger – Theologe, später Schulmeister und Kantor • Hans Jakob Weinmann – Theologe und Pfarrer • Simon Sulzberger – Theologe und Pfarrer • Georg Forrer – Gerber und Grossrat, später Schultheiss • Jeremias Forrer – Rotgerber, später Grossrat • David Schellenberger – Wirt zur Krone, später Stadtschreiber • Jakob Künzli – Tuchscherer, später Seckelmeister und Amtmann • Heinrich Kaufmann – Schuhmacher, später Ratsherr • Jakob Steiner zum Steinhof – später Stadtschreiber • Jakob Hegner – später Mitgründer der Bibliothek und Schultheiss • Hans Ulrich Hofmann – später Schützenmeister und Grossrat

Die Mitglieder des Kollegiums – ihre Zahl variierte meist zwischen fünfzehn und zwanzig – versammelten sich jeden Mittwochnachmittag um 3 Uhr zum Musizieren. Die Übungen dauerten bis um 18 oder 19 Uhr. Ursprünglich waren sie nur von gesellschaftlichem Charakter. Öffentlich beteiligte sich das Kollegium in der Kirche als Begleitung des Kirchengesangs, konzertmässig trat es später einmal im Jahr bei der ebenfalls in der Kirche abgehaltenen Albanifeier auf

Im 17. Jahrhundert bestand das Repertoire aus unbegleiteter und begleiteter Vokalmusik. Das Kollegium besass dafür sogar eine gewisse Anzahl von eigenen Musikinstrumenten

Hans Georg Künzli (22) von den «Kronen»-Künzlis trat 1652 dem Musikkollegium bei und war 1660 einer der Mitgründer der Bürgerbibliothek (zusammen mit Hans Heinrich Meyer, dem Gründer des Musikkollegiums). Dies erklärt, dass sowohl Hufeisen-Künzlis (auf dem Kachelofen von 1705 im Museum Lindengut) wie auch Brezel-Künzlis (auf der Wappenscheibe des Kollegiums von 1658) im Zusammenhang mit dem Musikkollegium auftauchen

Ein Sohn von Jakob, also ein Grossneffe von Cleophea, erscheint in den 70er-Jahren des 17. Jahrhundert als Sonnenwirt. Zudem war er von 1670 bis 1679 der zweite Präsident des Musikkollegiums. Der Cousin zweiten Grades Abraham hingegen begründete eine kurze Tradition von Winterthurer Goldschmieden

Die «Kronen»-Künzlis: direkte Nachfahr:innen von Andreas Künzli und Sibylla Sulzer

Andreas Künzli (7) 08.03.1541–1611	∞ 12. Mai 1561 Winterthur	Sibylla Sulzer Um 1538–08.12.1602	
---------------------------------------	------------------------------	--------------------------------------	--

Der Ehe von Sibylla Sulzer und Andreas Künzli entstammen mindestens vier Kinder, von denen nur Andreas und Hans Heinrich hier dargestellt sind

Andreas Künzli (10) 04.05.1563–18.08.1637	∞ 9. Februar 1590 Winterthur ∞ 21. September 1612 Winterthur	Elsbeth Huser 15.03.1563–31.10.1611 Elsbeth Steiner 14.07.1592–11.11.1658	Schultheiss 1634–1636
--	---	--	------------------------------

Die Ehedaten im Staatsarchiv Zürich weisen im Eintrag der Ehe mit Elsbeth Huser für Andreas den Beruf des Schuhmachers aus. Die Künzli-Genealogie schreibt zudem: Wurde Grossrat, Kleinrat, Procureurverwalter, Hinwiler Amtmann, Mörsburger Amtmann, Seckelmeister und 1634 Schultheiss. Zudem erwähnt er, dass Andreas – wie andere Angehörige des Geschlechts – sich auch als Chronist betätigte, was auf erhöhtes politisches und historisches Bewusstsein hinweist

In der Linie der «Kronen»-Künzlis gab es einige Chronisten: Andreas Künzli (10) 1563–1637, Anthoni Künzli (15) 1591–1644, Jean Conrad Künzli ?, Jacob Künzli (wohl 47) 1664–1720 und Hans Ulrich Künzli (wohl 97, dort Hans Heinrich) 1731–1791

Elsbeth Huser war gemäss dem Künzli'schen Geschlechterbuch die Tochter von Beatrix Frey †1565 und Lorenz Huser *1525. Künzlis Hinweis, dass Lorenz' zweite Ehefrau Elsbeth Bühlmann war, bestätigt ein Eintrag in den Ehedaten des Kantons Zürich: ∞ 2. März 1565 mit Elsbeth Bülmant. Dies leitet über zu der Hypothese, dass Elsbeth aus dem Geschlecht der Huser-Hafners stammte

Die Geschichte der Huser-Hafners beginnt 1468 mit dem Auftauchen eines Hans (Friedrich) Huser in Winterthur, der das Haus «Zum Baumwollbaum» (Oberer Graben 12) besass. Gemäss einem Erbschaftsvertrag war er aus Stein am Rhein und entstammte einer dortigen Hafnerfamilie. Sein Bruder Conrad pflegte das Hafnerhandwerk in Stein weiter. Ob dies Hans in Winterthur auch tat, ist bisher nicht bekannt. Interessanterweise lässt sich aber eine frühe Brücke von Conrad Huser zu den Hafnern Pfau aus Oehningen schlagen, die später in Winterthur die Hafnerkunst zur Hochblüte brachten

Hingegen ist dokumentiert, dass Hans (Friedrich) Husers Sohn Hans Huser (†1550) Hafner war und dieses Handwerk – unterbrochen von einem zehnjährigen Aufenthalt in Rapperswil SG – in Winterthur ausübte, zuerst an der Marktgasse 30 («Tannenberg») dann später an der Marktgasse 64 («Zum Anker» oder «Zur Wasserquelle»). Ab 1504 war er Grossrat, danach um 1512 Kleinrat und 1523 zum ersten Mal Schultheiss, ein Amt, das er bis 1547 in den ungeraden Jahren innehatte. Seine Werkstatt war ausserordentlich erfolgreich und gemäss Steuerrödeln war er in dieser Zeit der reichste Winterthurer

Seine beiden Söhne Joachim †1570 und Lorenz †1566 ∞ 1565 Elsbeth Bülmant (Bühlmann gemäss Staatsarchiv Zürich) wählten ebenfalls den Hafnerberuf und führten die väterliche Werkstatt an der Marktgasse 64 erfolgreich weiter. Bellwald schreibt, dass sie das Hafnerhandwerk in ihrer Zeit in Winterthur beherrschten. Nebenamtlich war vor allem Joachim so wie sein Vater in öffentlichen Ämtern und 1551–1565 in den ungeraden Jahren Schultheiss von Winterthur. Nach dem Tod von Lorenz und Joachim erlosch die Tradition der Familie Huser als Winterthurer Hafner

Ueli Bellwald: Winterthurer Kachelöfen, Bern, 1980; darin: S. 16 ff. und S. 333

Andreas Künzlis zweite Ehefrau **Elsbeth Steiner** war eine Wülflinger Steiner. Ihr Vater Jakob Steiner (1558–1635) war 1614–1636 alternierend Schultheiss von Winterthur. Ihr Cousin Hans Heinrich Steiner ± 1573–1618 war mit Elisabeth Künzli 1571, einer Schwester von Andreas Künzli, verheiratet. Ihre Schwester Anna Steiner 1563–1623 heiratete 1614 Hans Ulrich Hegner, der 1635–1665 fünfzehnmal Schultheiss von Winterthur war. Sein Sohn Jakob Hegner und sein Enkel Jakob Hegner waren dies ebenfalls, wie auch zwei weitere Hegners – Hans Heinrich und Salomon –, die durch frühere Verbindungen mit Mitgliedern der Familien «Fortuna»-Künzli und Krum verbunden waren

Aus der Ehe mit Elsbeth Huser entstammen vier Kinder, jene mit Elsbeth Steiner blieb kinderlos. Weiter dargestellt ist nur Anthoni

Anthoni Künzli (15) 1591–1644	∞ 21. Februar 1614 ∞ 26. November 1627 ∞ 27. Februar 1632 alle Winterthur	Barbara Fischer 1592–1627 Catharina Steiner 1610–1628 Margaretha Leerer 1600–1663	Einer der Chronisten aus der Familie Künzli
----------------------------------	--	---	--

Vermutlich Tuchmann und Krämer, dies aufgrund eines Hinweises in Troll (1848), S. 45, dass sich – wegen einer neuen Stadtverordnung von 1638, die verlangte, dass sich jeder Bürger für ein Gewerbe zu entscheiden hatte – «Antonius Künzli für einen Tuchmann erklärte und seinen Sohn für einen Kram»

In Trolls «Sittengeschichte» (Troll [1844/1964], S. 171 f.) findet sich eine Beschreibung Anthonis über den Einzug seiner Frau

Den 20 Hornung 1614 ist durch Gottes Gnad meine geliebte Jungfer Hochzeitery, Barbara Vischerin, Herrn Conrad Vischers, der Zeit Bürgermeisters zu Stein eheliche Tochter, allhier zu Winterthur glücklich angekommen, und sind ihr entgegen geritten 63 Burger, desgleichen sind ihr entgegengezogen 270 Burger mit Musqueten. Also hat ihnen mein Herr Vater zu 8 Tagen um, den 27 Hornung, einen Abendtrunk geben auf der Ober- und Weberstuben, und ist alles, Gott Lob! stattlich und wohl abgegangen

Seine zweite Ehefrau **Catharina Steiner** stammte ebenfalls aus der Wülflinger Steinerfamilie (sie war eine Cousine von Elsbeth Steiner, der zweiten Ehefrau von Anthonis Vater Andreas Künzli). Ihr Vater Hans Steiner wohnte an der Ecke Ober- und Marktgasse und begründete den Salzhandel der Steiners

zwischenenspiel frühe winterthurerin

Die «Kronen»-Künzlis: die späteren Generationen nach Andreas und Sibylla Sulzer

<p>Anthoni Künzli (15) 1591–1644</p>	<p>∞ 21. Februar 1614 ∞ 26. November 1627 ∞ 27. Februar 1632 alle Winterthur</p>	<p>Barbara Fischer 1592–1627 Catharina Steiner 1610–1628 Margaretha Leerer 1600–1663</p>	<p>Einer der Chronisten aus der Familie der «Kronen»-Künzlis</p>
<p>Zwei Töchter und sechs Söhne sind bekannt aus der Ehe von Barbara Fischer mit Anthoni Künzli, von denen aber nur Hans Jakob und Hans Georg hier weiter dargestellt werden. Aus Anthonis zwei weiteren Ehen entstammten zudem zwei weitere Töchter</p>			
<p>Hans Jakob Künzli (21) 16.09.1621–02.10.1688</p>	<p>∞ 27. Februar 1643 Winterthur</p>	<p>Elisabetha Rahn 09.03.1624–02.01.1670</p>	<p>Aus der Ehe mit Barbara Fischer Schultheiss 1682–1688</p>
<p>Elisabetha Rahns Vater war Hans Heinrich Rahn 1593–1669, 1655–1657 Bürgermeister von Zürich, ihre Mutter Ursula Escher war die Schwägerin von Cleophea Künzli 1609–1663</p> <p>Hans Jakob Künzli führte vermutlich das Wollgeschäft seiner Eltern weiter, war aber auch Stadtrichter, später dann Schultheiss von Winterthur. Gemäss der Geschichte der Stadt Winterthur, Band I (GdSTW I), 2014, waren er und ein Oberst Antonius Sulzer die besten Steuerzahler ihrer Zeit. Im HBLs steht über ihn: Stadthauptmann 1666, Statthalter 1678 und Schultheiss 1682</p> <p>Der Ehe von Elisabetha Rahn und Hans Jakob Künzli entstammten mindestens drei Töchter und zwei Söhne. Zwei Töchter heirateten Sulzers, der Sohn Hans Conrad Künzli 1648–1698 Küngold Hegner (Tochter von Hans Ulrich Hegner und Verena Hirzel), die Tochter Barbara Künzli 1654–1691 Hans Conrad Hegner, den Enkel von Hans Ulrich Hegner und Anna Steiner, die wiederum die Schwägerin von Barbaras Urgrossvater war</p>			
<p>Hans Georg Künzli (22) 27.06.1623–05.12.1669</p>	<p>∞ 16. Mai 1646</p>	<p>Ursula Steiner 03.10.1628–16.01.1687</p>	<p>Aus der Ehe mit Barbara Fischer Einer der Mitgründer der Bürgerbibliothek Winterthur</p>
<p>Ursula Steiner stammte aus der bereits mehrfach erwähnten Steiner-Familie und war die Nichte von Anthoni Künzlis 1591–1644 zweiter Ehefrau Catharina Steiner. Ihr Vater war Hans II. Steiner, Salzhändler und von 1667 bis 1671 ebenfalls einer der Winterthurer Schultheissen. Beim Zusammenbruch des Salzhandels ihres Bruders Melchior Steiner 1630–1690 verlor sie ihr Eigengut</p> <p>Manchmal Tuchhändler, manchmal Privatgelehrter genannt, war Hans Georg Künzli an der Gründungssage der Bürgerbibliothek Winterthur dabei</p> <p>Am 6. Mai des Jahres 1660 machten vier Herren einen Spaziergang, Pfarrer Hans Heinrich Meyer, der 54-jährige verdiente Gründer des Musikkollegiums, sein Sohn Diakon Jakob Meyer, der Tuchmann Hans Georg Künzli und der auf Besuch weilende Pfarrer Mörkofer aus Bischofszell. Beherzt fassten sie den Beschluss, dass auch die Untertanenstadt an der Eulach nicht länger ohne Büchersammlung bleiben sollte</p> <p>Dejung, Emanuel et al.: 300 Jahre Stadtbibliothek Winterthur 1660–1960, Winterthur 1960</p> <p>Auch auf der Wappenscheibe des Musikkollegiums Winterthur von 1658 taucht Hans Georg Künzli auf, trat er diesem doch bereits 1652 bei</p> <p>Von den zehn bekannten Kindern von Ursula Steiner und Hans Georg Künzli sind hier nur Antonius, Hans Conrad und Hans Georg weiterverfolgt</p>			
<p>Antonius Künzli (34) 01.06.1649–25.02.1713</p>	<p>∞ 10. Februar 1673 ∞ 27. Februar 1688 ∞ 22. September 1704</p>	<p>Margareta Hegner 1657–1687 Barbara Blum 1658–1699 Cleophea Künzli 1663–1742</p>	<p>Studierte Medizin und wurde Stadtphysikus</p>
<p>Die Erinnerung an die Künzlis basiert nicht nur auf der Mitgründung der Bürgerbibliothek und der Begründung einer Ärzte- und Apothekerdynastie, sondern auch auf Antonius' und Hans Conrads Doppelhochzeit vom 10. Februar 1673, von der nicht nur die Festreden erhalten blieben, sondern auch die Bussen für sie und ihre Gäste wegen unerlaubten Tanzens (Quelle: GdSTW I, 2014, S. 207)</p> <p>Der Ehe mit Margareta Hegner entstammen zwölf, jener mit Barbara Blum acht Kinder. Seine dritte Ehe mit Cleophea Künzli, der Tochter des Sonnenwirts Heinrich Künzli 1629–1679 aus der Linie der «Fortuna»-Künzlis, blieb kinderlos. Von den Söhnen übernahm Hans Georg 1686–1762 (Mutter: Margareta Hegner) von seinem Onkel Hans Conrad 1651–1679 die Schwanen-Apotheke, während Heinrich 1688–1763 (Mutter: Barbara Blum) ebenfalls Mediziner und Stadtarzt wurde. Sowohl die Medizin wie auch die Pharmazie blieben über Generationen eine häufige Berufswahl der Söhne</p> <p>Tochter Elsbeth (Mutter: Margareta Hegner) heiratete Hans Heinrich Sulzer 1664–1734. Ihr Sohn war Hans Georg Sulzer 1720–1779, der berühmte Schweizer Theologe und Philosoph. Er wiederum war der Schwiegervater von Anton Graff 1736–1813, dem Schweizer Maler, der z. B. das ikonische Bild Friedrichs II., des Grossen, schuf</p>			
<p>Hans Conrad Künzli (37) 1651–1679</p>	<p>∞ 10. Februar 1673</p>	<p>Anna Magdalena Meyer von Gottlieben TG</p>	<p>War Apotheker und Mitglied des Musikkollegiums</p>
<p>Begründete die Tradition der Schwanen-Apotheker im Haus «Zum weissen Schwan» an der Marktgasse (heute 42)</p>			
<p>Hans Georg Künzli (40) 1655–1726</p>	<p>∞ 11. August 1679</p>	<p>Anna Meyer von Gottlieben TG (vermutlich Schwester der obigen)</p>	<p>Theologe, Schulmeister, Pfarrer. Mitglied des Musikkollegiums</p>

Sibers in Enge (1 von 2)

Hans Conrad Siber * 01.02.1698 Fluntern † 20.08.1773 Enge	∞ 15. März 1718	Magdalene Schweizer * 1700 Enge † 1781 Enge	Geschworener in Fluntern
Hans Conrad Siber übersiedelte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Enge, damals eine selbstständige Gemeinde. Das Bürgerbuch verzeichnet 19 Kinder, von denen acht die Jugendjahre überlebten. Vier von ihnen sind hier aufgeführt			
Dorothea Siber * 1719 † 1797	Bei ihr könnte es sich um die in der Beder-Chronik erwähnte Dorothea Siber handeln: «1745 Den 13 winterm morgens um 9 uren war mein tochter Dorethea zur welt geboren. Sein götthe war Christopf Meÿer und gotten Dorethea Siber, beÿde in Enge»		
Hans Conrad Siber * 26.01.1723 Enge † 18.02.1768 Enge	∞ 15. Juli 1760	Anna Maria Sigfried † 1774	
Insgesamt hatten Hans Conrad Siber und Anna Maria Sigfried vier Kinder, darunter Hans Jakob Siber 1761–1822 , siehe unten			
Hans Heinrich Siber * 1725 † 1790	∞ 28. August 1753	Anna Magdalena Sprüngli	Das Bürgerbuch führt « Blattmacher » an
Insgesamt fünf Kinder, von denen zwei in fremden Diensten waren, nämlich Johannes 1755–1788: Diente vermutlich im Regiment von Muralt in der Kompanie Orelli und verstarb in Corte/Korsika, und Hans Conrad 1757–1796: Das Bürgerbuch von Enge vermerkt «in holländischen Diensten» und «wohnhaft in der Stadt»			
Daniel Siber * 1744 † 1802	∞ 12. Juli 1768	Elisabeth Wäckerlig von Gossau	Insgesamt neun Kinder
Hans Jakob Siber * 24.05.1761 Enge † 05.03.1822 Enge	∞ 29. Juli 1787	Maria Elisabetha Steiner * 11.06.1769 Winterthur † 10.04.1841	Sohn von Anna Maria Sigfried und Hans Conrad Siber Vermutlich Kaufmann
Scheint bereits als Kaufmann tätig gewesen zu sein, enthält das Bürgerbuch doch Hinweise auf Strassburg, Bergamo und Lörrach Das Bürgerbuch verzeichnet acht Kinder. Von den vier Söhnen wurde nur Johannes 1792–1855 weiterverfolgt			
Johannes Siber * 28.01.1792 Bergamo † 17.09.1855 Zürich	∞ 23. Januar 1827	Henriette Magdalena Elisabetha Dietzel * 09.07.1797 Laar (D) † 22.03.1849	Sohn von Maria Elisabetha Steiner und Hans Jakob Siber Teilhaber von Zuppinger Siber & Co. in Bergamo
Das italienische Bergamo war damals ein Zentrum der Seidenzucht und des Seidenhandels. Zwischen Bergamo und Zürich bestanden schon lange Handelsbeziehungen, zuerst vor allem für Wolle, um 1700 dann zunehmend auch für Rohseide. Zürcher Handelsleute unterhielten schon ab 1600 eigene Stützpunkte vor Ort und schickten regelmässig ihre Söhne dorthin Hier gründete der in Bergamo geborene Johannes zusammen mit Hans Heinrich Zuppinger 1789–1862 aus Männedorf ein Seidenhandelshaus, das in Bergamo auch eine grosse Seidenspinnerei betrieb. In Zürich unterhielten sie im «Sonnenhof», der den Verwandten Siber-Waser gehörte, ein Büro. Johannes verstarb 1855 während der Choleraepidemie in Oberitalien			
Die die Jugendjahre überlebenden drei Kinder von Johannes Siber und Henriette Magdalena Elisabetha Dietzel waren			
Johann Gustav Siber * 22.11.1827 Bergamo † 29.02.1872 Zürich	∞ 6. März 1855	Wilhelmine Emma Gysi * 26.05.1835 † 1921	Teilhaber von Zuppinger Siber & Co. in Bergamo und Oberleutnant der Artillerie
Johann Gustav Siber und Wilhelmine Emma Gysi hatten sicher drei Kinder, die das Jugendalter überlebten Edmund Gustav Siber * 27.07.1857 † 07.08.1924 Karl Max Siber * 15.08.1858 † 27.02.1899. Plantagenbesitzer in Sumatra, Forstexperte der portugiesischen Regierung in Afrika, später Stadtförstermeister in Winterthur Anna Elise * 1865 † 1942 ∞ Emilio Wild * 1857 † 1944 Emilio Wild gründete mit August Abegg 1861–1924 zusammen 1881 in Borgone, Val di Susa, Italien, eine Baumwollspinnerei. August war ein Enkel von Augusta Emma und Carl Abegg-Arter zwischenspiel familiennetze am zürichberg Deren Sohn Enrico Luigi Carlo Wild 1889–1955 war ab 1945 mit der französischen Pianistin Magdeleine Brard 1903–1998 verheiratet, die von 1926 bis in die 1930er-Jahre mit Benito Mussolini ein Verhältnis hatte. Gerüchte besagen, dass sie eine französische Spionin war			
Henrietta Dorothea Siber * 1829	∞ 1. März 1857	Salomon Eduard Heinrich Hegner * 1826 † 1898	Aus der Familie Hegner in Winterthur
Hermann Joh. Heinrich Siber * 25.02.1842 † 09.09.1918	∞ 1872 (in der Schweiz amtlich ledig)	Shiho Kashiwagi	Mitbegründer von Siber & Brennwald in Yokohama, aus der Siber Hegner wurde
Galt in der Schweiz als ledig, dies, obschon er in Japan verheiratet war und dort zwei Söhne hatte (Shoichi * 1867 und Jiro * 1872). Nach seiner Rückkehr in die Schweiz unterstützte er Shiho Kashiwagi weiterhin. Die Söhne wurden später von japanischen Familien adoptiert und Shiho Kashiwagi heiratete einen Japaner (nach: Alexis Schwarzenbach, in: Traverse 27 (2020))			

zwischen spiel die anderen

Sibers in Enge (2 von 2)

Johann Gustav Siber * 22.11.1827 Bergamo † 29.02.1872 Zürich	∞ 6. März 1855	Wilhelmine Emma Gysi * 26.05.1835 Zürich † 1921	Teilhaber von Zuppinger Siber & Co. in Bergamo und Oberleutnant der Artillerie
---	-------------------	---	--

Aus dem Nachruf in der «NZZ» vom 3. März 1872

In Bergamo geboren, begann er mit 14 Jahren seine Handelsausbildung in Frankfurt und Leipzig, um nach seiner Rückkehr nach Bergamo als Kaufmann in den väterlichen Betrieb einzutreten. 1852 zog er nach Zürich

Während des Deutsch-Französischen Krieges diente er als persönlicher Adjutant von General Herzog und spielte während dieser Zeit eine **wichtige Rolle beim Grenzübertritt der französischen Bourbaki-Armee** vom 1. bis 3. Februar 1871 in die Schweiz

Er war Präsident der Sektion «Uto» und Vizepräsident des SAC und beteiligte sich an der Erstbesteigung des Monte Adamello

Von 1864 bis 1872 war er auch Präsident des Verwaltungsrats der Schweizer Rück (heute Swiss Re)

Edmund Gustav Siber * 27.07.1857 † 07.08.1924			Sohn von Johann Gustav Siber und Wilhelmine Emma Gysi
---	--	--	--

Ledig. Besuchte das Gymnasium, nach dem Tod seines Vaters 1872 Wechsel ins Seidengeschäft. Besuch der Webschule in Mülhausen, Geschäftspraxis im Betrieb seines Onkels Hermann Siber 1842–1918 in Bergamo sowie in Lyon, London und New York

1882 Eintritt in die väterliche Firma, die ab 1863 zusammen mit Heinrich Brunner in Schönenberg an der Thur eine Seidenstoffweberei betrieb. 1892 übernahm er mit Robert Fierz von Küsnacht und Andreas Sauter von Zürich sämtliche Aktiven der Firma Heinrich Brunner, die sie unter dem Namen Siber Fierz & Co. firmierten (Seidenstofffabrikation, Mühlebachstrasse 6 in Zürich). Nach 1893 firmierte die Firma als Siber & Sauter Co. und schliesslich ab 1900 als Siber & Wehrli & Co.

Gustav Siber war 1881 Mitbegründer der Seidenwebschule in Zürich, 1892–1895 Präsident der Zürcher Seidenindustriegesellschaft, 1912–1920 Verwaltungsrat der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt. Schliesslich war er von 1917 bis 1923 Verwaltungsratspräsident der Zürcher Seidentrocknungsanstalt

Henrietta Dorothea Siber * 1829	∞ 1. März 1857	Salomon Eduard Heinrich Hegner * 1826 † 1898	Aus der Familie Hegner und Clais in Winterthur
---	-------------------	---	---

Salomon Hegners Eltern waren Susanne von Clais 1789–1853 und Salomon Hegner 1789–1869, ein Sohn des letzten Winterthurer Schultheissen Salomon Hegner 1744–1800. Susanne von Clais wuchs im Lindengut in Winterthur auf, wo sich heute das Museum Lindengut befindet. Ihr Sohn **Robert Hegner** 1861–1931 ∞ Angelina von Juvalta wurde 1888 Teilhaber von Siber & Wolff & Cie

Hermann Joh. Heinrich Siber * 25.02.1842 † 09.09.1918	∞ 1872 (in der Schweiz amtlich ledig)	Shiho Kashiwagi	Mitbegründer von Siber & Brennwald in Yokohama, aus der Siber Hegner wurde
--	---	-----------------	--

Aus Schweizer Sicht ledig. Schulen in Zürich, danach in Bergamo im väterlichen Unternehmen und im Londoner Handelshaus Fred Huth & Co. tätig. 1865 mit Caspar Brennwald Gründung der in Yokohama in Japan ansässigen Handelsfirma Siber & Brennwald, die Reis, Baumwollstoffe und vor allem Seide in die Schweiz exportierte. Nach dem Tod seines Bruders Gustav 1872 kehrte er nach Zürich zurück, wo er die Agentur der Firma leitete

Zu Siber & Brennwald & Cie, Siber & Wolff & Cie, Siber, Hegner & Cie, heute DKSH

Der Aufstieg der Schweiz zur Rohstoffhandelsdrehscheibe begann im 19. Jahrhundert. Kaufleute, die über das nötige Kapital verfügten, reisten nach Indien, Afrika und Südostasien und sondierten Exportmöglichkeiten. Die Schweiz unterstützte sie dabei: nicht mit einer Kolonialarmee, sondern mit Verträgen

So schloss sie im Februar 1864 – als siebtes Land nach einer Reihe von Grossmächten – einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit dem japanischen Kaiserreich, das von den US-Amerikanern erst 1853/54 mit Kanonenbooten zur Öffnung seiner Wirtschaft gezwungen worden war. Interessant war Japan auch wegen seiner Seide, da ab den 1850er-Jahren die Produktion von Rohseide in Europa eingeschränkt war und die europäischen Fabrikanten zuerst in China, dann in Japan nach Alternativen suchten

Für den Abschluss des Vertrags zwischen der Schweiz und Japan wurde eine diplomatische Mission unter der Leitung von Aimé Humbert gebildet. Kosten in der Höhe von 100 000 Franken waren veranschlagt, davon 40 000 Franken allein für Geschenke

Der 27-jährige Zürcher Kaufmann **Caspar Brennwald** begleitete als Sekretär die Mission. Gleich danach gründete er mit seinem 23-jährigen Compagnon **Hermann Siber** 1865 in Yokohama die Handelsfirma **Siber & Brennwald & Cie**, die sofort den Handel zwischen der Schweiz und Japan aufzubauen begann. Brennwalds Tätigkeit als Kaufmann in Japan wurde auch dadurch gefördert, dass er gleichzeitig als offizieller Konsul der Schweiz fungierte. Die neu gegründete Handelsfirma war schnell sehr erfolgreich und wies bereits 1870 ein Kapital von 165 000 US-Dollar aus

1872 kehrte Hermann Siber nach dem Tod seines Bruders Gustav in die Schweiz zurück. In Japan übernahm Arnold Wolff Sibers Aufgaben. Nach dem Tod von Brennwald fungierte die Firma ab 1899 als **Siber & Wolff & Cie**. 1888 stieg Hermann Sibers Neffe **Robert Hegner-von Juvalta** als Teilhaber in die Firma ein

Nach dem Tod von Arnold Wolff 1910 firmierte die Firma neu unter **Siber, Hegner & Co**. Als 1918 auch Hermann Siber starb, erfolgte schliesslich die Umfirmierung auf den Namen **Siber Hegner & Co.**, was nur möglich war, weil **Robert Hegner** sich in Robert Siber Hegner umbenennen liess, dies mit dem Einverständnis des Regierungsrats des Kantons Zürich

Im Jahr 2002 schloss sich die Siber Hegner Holding schliesslich der schon seit 2000 bestehenden Diethelm Keller Holding an, mit der Firmierung nun unter **DKSH Holding**. Seit 2012 ist die bis dann privat gehaltene Firma an der Schweizer Börse kotiert

Siber in Aussersihl/Stadelhofen (1 von 3)

Heinrich Siber * 22.04.1703 † um 1781	∞ 10. November 1726	Regula Nägeli * 29.04.1706 †?	1749 zum Seckelmeister von Fluntern gewählt
Mittels Heinrich Sibers Buch «Erholungsstunden» (Siber 1819/1820) lassen sich für Regula Nägeli und Heinrich Siber vier oder fünf Kinder herleiten, die sich auch mittels FamilySearch bestätigen lassen. Insgesamt hatte das Ehepaar über elf Kinder, von denen sicher fünf das Erwachsenenalter erreichten			
Hans Conrad Siber * 17.08.1728 Fluntern † 1816 Fluntern Details auf Seite 2 von 3	∞ 10. März 1751 ∞ 10. Oktober 1769 ∞ 13. November 1791	Regula Notz * 1726 † 1768 Fluntern Anna Elisabeth Ammann * 1721 † 1787 Regula Müller * 1743 in Elgg	Regula Notz war die Tochter des Bruders des Fluntener Untervogts Notz
Heinrich Siber schreibt im dritten Teil seines Buches, dass seine Eltern Hans Conrad Siber und Regula Notz, beide von Fluntern, er der Sohn des dortigen Seckelmeisters Heinrich Siber, sie die Tochter eines Bruders des Herrn Untervogt Notz, im Jahr 1752 heirateten. Das Bürgerbuch Enge bestätigt diese Angaben betreffend Eltern			
Susanna Siber * 1731 † 23.11.1809	∞ 7. März 1773	Hans Heinrich Weber aus Wollishofen	Tauf- und Ehenbuch Predigern und Andachtsgedicht (S. 52)
Anna Magdalena Siber * 1736 † 1809	∞ 17. September 1782	Hans Rudolf Müller aus Hottingen	Glückwunschgedicht in Heinrich Sibers Buch (S. 52)
Heinrich Siber * 1739 †?	∞ 21. September 1762	Anna Greuter aus Wiedikon	Weiterer Sohn von Heinrich Siber * 1703
Die Ehedaten im Staatsarchiv sowie der folgende Zeitungsbericht im «Zürcherischen Wochenblatt» vom 23. Mai 1803 weisen auf diesen weiteren Sohn von Heinrich Siber hin: «Da ab Seite der Geschwister des über 36 Jahre abwesenden Bürgers Heinrich Sibers von Fluntern, von dess Leben oder Tod sinther keine Nachricht eingekommen, die Extradition dasselbe hinter dem Schirm dortiger Municipalität liegenden Vermögens gegen hinlängliche Kaution für den vollständigen Satzungsgemässen Präscriptions Termin verlangt worden, so werden anmitt sowohl benannter Heinrich Siber, als desselben begläubigte Erbs Ansprecher... aufgefordert, sich ... zu melden ...»			
Johannes Siber * 05.01.1746 Fluntern † um 1820 Stadelhofen Details auf Seite 3 von 3	∞ 16. Juli 1769	Verena Pfister * 10.10.1751 Wädenswil	Seckelmeister von Fluntern, in Zürich eingebürgert 1797 Heinrich Siber nennt ihn im Buch «Erholungsstunden» seinen Onkel
Heinrich Sibers Buch «Erholungsstunden» enthält im Band 2 auf Seite 54 ein Gedicht «An Herrn Onkel Seckelmeister Johannes Siber zu Fluntern bey seiner erwählung zum Bürger von Zürich». Das Tauf- und Ehenbuch Predigern bestätigt Johannes' Eltern Heinrich Siber und Regula Nägeli			

zwischenspiel die anderen

Siber in Aussersihl/Stadelhofen (2 von 3)

Hans Conrad Siber * 17.08.1728 Fluntern † 1816 Fluntern	∞ 10. März 1751	Regula Notz * 1726 † 1768 Fluntern Weitere zwei Ehen	Regula Notz war die Tochter des Bruders des Fluntener Untervogts Notz
---	--------------------	--	---

Siehe auch Siber (1819/1820, z. B. S. 4 f. und 14 f.), demnach Hans Conrad Siber ein kleines Bauerngewerbe hatte und daneben auch als Blattmacher in der Seidenstofffabrikation tätig war
Aus der Ehe zwischen Hans Conrad Siber und Regula Notz lassen sich vier der zehn in Heinrich Sibers Buch «Erholungsstunden» erwähnten Kinder identifizieren (Heinrich Siber schreibt von zehn Schwangerschaften seiner Mutter, die sich allesamt bei FamilySearch identifizieren lassen)

Hans Heinrich Sieber * 1752 † 1753		Heinrich Siber schreibt hierzu, dass 1753 bereits ein «schöner Knab, die erste Frucht ihrer Liebe, erschien, der aber in 10 Wochen wieder starb» (Siber 1819/1820, S. 5)	
---------------------------------------	--	--	--

Heinrich Siber * 08.04.1754 Fluntern † 04.09.1823 Zürich	∞ 1. August 1779	Elisabeth Wüst von Wallisellen † 1786	Familie war gegen diese «Unter Stand»-Ehe
	∞ 18. Juli 1786	Anna Siegrist von Veltheim † 02.04.1816	Köchin bei den Muralts Andachtsgedicht in Heinrich Sibers Buch, Band 2, S. 111

Seine Paten waren gemäss Tauf- und Ehenbuch Predigern Untervogt Rudolf Notz und Elisabeth Orelli, gemäss Siber (1819/1820) eine Orelli, geborene Escher vom Kronentor (S. 44)

Heinrich Siber hinterliess ein dreibändiges Werk «Erholungsstunden» (Siber, 1819/1820), in dem im ersten Band das Leben seines Sohnes Hans Conrad Siber und im dritten Band sein eigenes Leben beschrieben wird. Der zweite Band enthält Gedichte

Aus Fluntern stammend, wohnte er ab 1785 in Enge in einer kleinen «Heimath», die ihm von seinen «dasigen Verwandten angetragen zu kaufen» (S. 130), dann in Aussersihl, wo er 1793 eingebürgert wurde. Ab 1798 in der Stadt, dann wieder in Aussersihl (1802 Kauf des «Orellischen Gütle» mit Wirtshaus im Kräuel-Quartier in der Hard, was ihm finanzielle Probleme bescherte)

Seiner Lebensbeschreibung (Siber 1819/1820) lassen sich folgende wichtige Lebensstationen entnehmen:

- Erste Schuljahre in Fluntern dann Deutsche Schule am Neumarkt in Zürich, nebenbei Aushilfe bei Orelli Gessner Füssli & Comp. beim Schriftsatz («Bodmers Handschrift war die allerschlimmste» [Siber 1819/1820, S. 42])
- Ab 1769 beim Handelshaus Hans Conrad Muralt & Sohn, dann Muralt & Bodmer als Commis
- Ab 1791 Aktuar der neu gegründeten Land-Knabenschule (auch Landknaben-Institut) in Zürich
- Ab etwa 1802 Sekretär der Municipalität. In dieser Zeit vermutlich auch Ausscheiden bei Muralt & Bodmer
- Ab 1802 in finanziellen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit einem Hauskauf, der rückgängig gemacht werden konnte (es scheint, als hätte er auch in den folgenden Jahren solche Schwierigkeiten, er verheimlichte sie aber seinem Umfeld)
- Ab 1812 Vorsteher der neu gegründeten Land-Töchterchule in Zürich (später: Zürcher Töchterchule)
- Ab 1814 auch Präsidium der Land-Knabenschule in Zürich

Heinrich Siber und Elisabeth Wüst hatten sechs Kinder, fünf überlebten die Jugendjahre. Elisabeth Wüst starb kurz nach der Geburt von Caspar * 1786

Heinrich Siber * 1780 † 1836 ∞ Susanna Freyhofer * 1780 † 1833 Veltheim, ∞ Elisabeth Neeracher * 1800 † 1833 Würenlos
Sein Vater schreibt über ihn, er hätte bei seinem langen Aufenthalt in Schwaben das Kunstgärtnern erlernt und sei nach sechs Jahren 1802 nach Zürich zurückgekehrt

Elisabetha * 1781. Im Bürgerbuch von Aussersihl von 1812 steht, dass sie auf dem Weg zur Taufe verstarb

Anna Magdalena Siber * 1782; Näherin in Müllhausen

∞ 1801 Michael Friedrich von Königshofen

∞ 1803 Heinrich Bleuler von Ebmingen, Pfarrer in Maur – bald aber wegen Ehebruchs wieder geschieden

1804 Geburt einer unehelichen Tochter Dorothea (Vater: Antoine Guichon aus Frankreich)

∞ 1815 Ulrich Erb von Oberwinterthur; 1818 kam es zu einem Urteil wegen Inzest zwischen Dorothea Siber und ihrem Stiefvater Ulrich Erb (Dorothea war die uneheliche Tochter von Anna Magdalena Siber)

1824 Geburt von Sohn Rudolf aus Dorotheas Verbindung mit Rudolf Zingg

Hans Conrad Siber * 1784 † 1816 ∞ Friederika Sophia Schlegel von Erfurt (D)

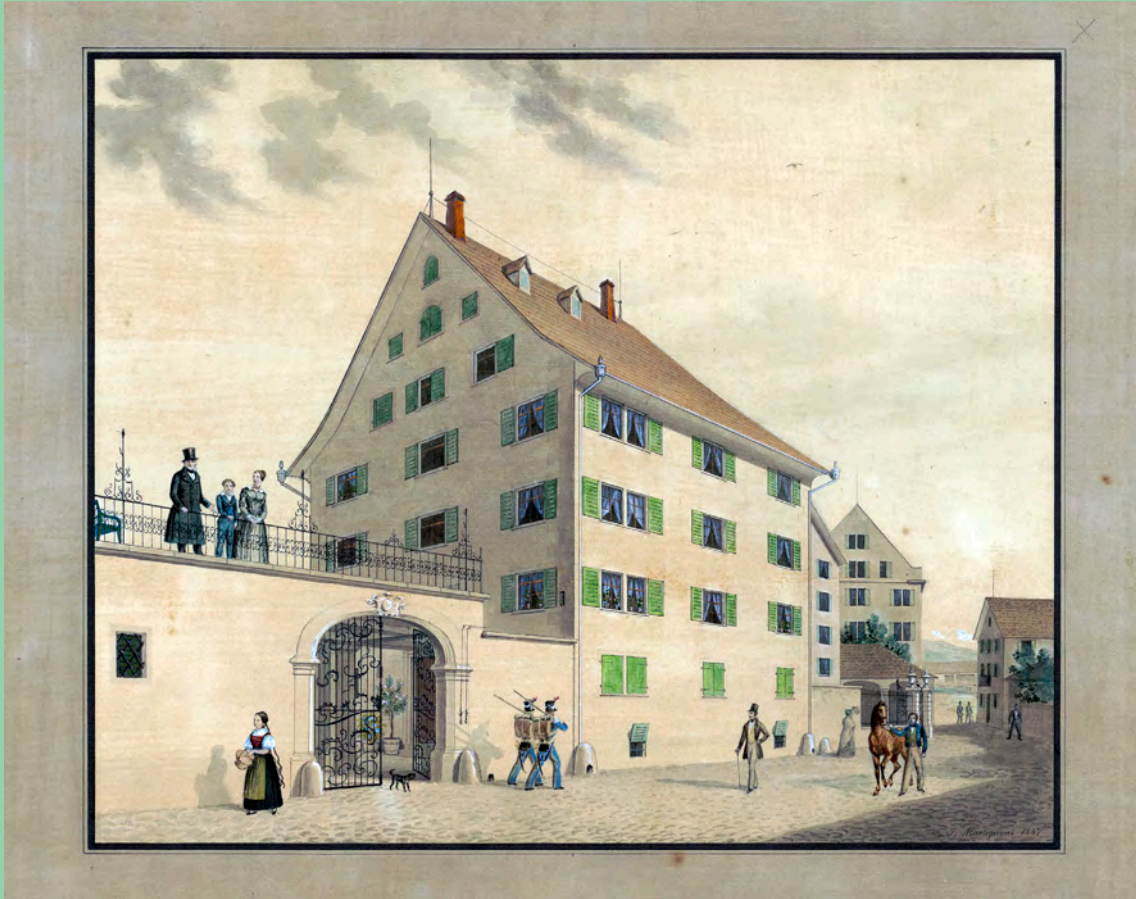
Kaufmann in Liverpool bei Dixon, Walther und Lavater, für die er während den Napoleonischen Kriegen vor allem in der Ostsee unterwegs war. Er ist der Protagonist in Band 1 von Heinrich Sibers Buch «Erholungsstunden» (Biografie seines Lebens)

Anna Elisabetha * 1785 ∞ Heinrich Reutlinger, Glaser in Zürich

Caspar * 1786 ∞ Anna Barbara Huber * 1791 † 1837 aus Zürich

Hans Conrad Siber * 1757 † 1766		Heinrich Siber schreibt, dass 1766 «mein lieber Bruder Hans Conrad» (S. 32) in die erste Klasse der lateinischen Schule aufgenommen wurde. Wenig später schreibt er, dass dieser im gleichen Herbst bereits starb	
------------------------------------	--	---	--

Regula Siber * 1768 † 1797	∞ 18. September 1785	Jacob Wismer * 1761 † 1827	Heinrich Siber schreibt zur Geburt von Regula, dass seine Mutter im 42. Lebensjahr nach ihrer zehnten Schwangerschaft verstorben sei (S. 33)
-------------------------------	-------------------------	-------------------------------	--



Das Haus «Zum Grossen Baumwollenhof» beim Stadelhofen, im Hintergrund das Haus «Zum Sonnenhof»
J. Martignoni 1847, Feder, Aquarell und Gouache über Bleistift; Bild 26 x 32 cm (Quelle: Zentralbibliothek Zürich)

Am Anfang des 19. Jahrhunderts war der «Sonnenhof» an der Stadelhofer Pforte eines der schönsten Güter innerhalb der Stadtgrenzen. Zwischen See und Hoher Promenade gelegen, wurde die Besitzung nur durch die Stadelhoferstrasse in zwei Teile geteilt. Der untere Teil war Ziergarten mit langen Reihen von Rosenbäumen, Himbeer- und Johannisbeersträuchern und besonders mit Pfirsichspalieren, die die denkbar schönsten Früchte lieferten. Auch eine lange Laube war da, mit grossen Trauben, die wir Kinder besonders liebten

Salomon war zuerst Agent für die damals bekannte Firma Zuppinger, Siber & Co., ein Baumwollhaus, für das der junge Mann viel ins Elsass und auch nach Bergamo reiste. Ich habe viele Jahre später im Elsass noch erzählen hören, wie liebenswürdig und heiter und beliebt er war. Später wandte er sich zur Seide und gründete die Firma Siber-Waser, die dann unter meinem Vater eine Weltfirma wurde und mit ihm zu Grabe ging

Die Sibers bewohnten die erste Etage des Sonnenhofs. Salomon Siber muss Freude an schönen Sachen gehabt haben, es fand sich in seinem Nachlass eine ganze Anzahl schönes Kristall, Geschirr, die Louis-XIV.-Pendule, originelle Möbel

Im Stock zu ebener Erde des Sonnenhofs befanden sich die Büros von Zuppinger, Siber und später von Siber-Waser und zwei hochherrschaftliche Räume, die nicht benützt wurden. Das eine, mittlere Zimmer hatte eine kostbare Tapete: gepresste Goldornamente und roter Samt auf Leder, venezianische Arbeit, und ein Riesenbild, die Entführung der Europa durch Jupiter als Stier darstellend. Was aus dem Bild wurde, weiss ich nicht; die Tapete kaufte das Landesmuseum für 6000 Franken, sie wird wohl noch dort sein. Das zweite Zimmer, ein Eckzimmer, hatte eine gemalte Ledertapete, Jagdstücke darstellend, Stühle und Kanapees in altgotischem Stil und besonders einen der berühmten Graf'schen Öfen, 1655 datiert; Lübke, der bekannte Kunstkritiker, hat den Ofen gezeichnet und in seinen Werken besprochen. Später wurde der Ofen für 13 000 Franken an das Museum in St. Gallen verkauft

Im sogenannten hinteren Sonnenhof wohnte Gustav Siber mit seiner Familie

Aus: «... eines der schönsten Güter innerhalb der Stadtgrenzen ...», Abendausgabe der «NZZ», 20. Oktober 1966

zwischen spiel die anderen

Linie Aussersihl/Stadelhofen (3 von 3)

Johannes Siber * 05.01.1746 Fluntern † um 1820 Stadelhofen	∞ 16. Juli 1769	Verena Pfister * 10.10.1751 Wädenswil	Seckelmeister von Fluntern, in Zürich eingebürgert 1797; Heinrich Siber nennt ihn im Buch «Erholungsstunden» seinen Onkel
---	--------------------	--	---

Von den mindestens 16 Kindern sind Leonhard und Anna weiter erwähnt

Leonhard Siber * 18.05.1771 † ?	∞ 3. Oktober 1791	Anna Margaretha Meier * 02.04.1767 † 22.12.1834	Vater von Salomon Siber (siehe unten), der von seinem Grossvater adoptiert wurde
---	----------------------	---	---

Es kann vermutet werden, dass es sich bei **Leonhard Siber** um den bei Denzler 1858 erwähnten Leonhard Siber handelt, der «bei dem öfteren Wechsel der Beamten während den Revolutionsjahren» fast ununterbrochen «Agent bei der Municipalität und Gemeindegemeinde» gewesen sei (1798–1803). Von 1804 bis 1806 ist er auch als Gemeindepräsidenten aufgeführt

Anna Siber 1781 † 26.02.1848	∞ 9. September 1802	Johannes Zeugheer * 1776	Ehemann war gemäss HLS Musiklehrer
--	------------------------	-----------------------------	---------------------------------------

Über deren Sohn **Leonhard Zeugheer** findet sich das Folgende im HLS:

Nach der Schule und einer Architektenlehre in Neuenburg (zwischen 1825 und etwa 1830) führte Zeugheer seine Studien in Paris und Liverpool (bei Thomas Rickman) fort. Nach seiner Rückkehr nach Zürich um 1835 war er als vielseitiger, erfolg- und einflussreicher Architekt tätig. Er arbeitete mit Ferdinand Stadler im Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein zusammen, war mit Wilhelm Waser in einer Bürogemeinschaft und baute mit Gustav Albert Wegmann das Kantonsspital Zürich sowie mit Johann Jakob Breitingen die Villa Bürgli in Wädenswil. Stilgeschichtlich errang Zeugheer gesamtschweizerisch Bedeutung: Er schuf spät-klassizistische und Neurenaissance-Anlagen, vereinzelt (englisch beeinflusste) neugotische Projekte wie die **Kirche Neumünster** in Zürich oder das Schloss in Teufen ZH und entwickelte sich zum bedeutenden Wohnhaus- und Villenbauer der bürgerlichen Oberschicht. In Zürich baute er die zwei Villen Ott am Kreuzbühl, die Villen Seeburg, **Wesendonck**, Löwenstrasse 1 und Bellaria, in Winterthur die Villen Sonnenhof und Wehntal, das Wohn- und Geschäftshaus **Warteck** und in Cham die Villa Villette. Er verstand es, seine Villen mit Komfort und Luxus auszustatten. Zudem betätigte sich Zeugheer in fast allen zeittypischen Gattungen: Schulhausbau (**Knabenschule Winterthur, heute Stiftung Oskar Reinhart**), Anstalten (Blinden- und Taubstummenanstalt und Pfrundhaus in Zürich), Industriebauten (**Brauerei Haldengut in Winterthur**, Koller-Mühle in Zürich), Verwaltungsbauten (Bezirksgebäude und Gefängnis in Zürich-Selnau), Bäder und Hotelbauten (Bad Hausen am Albis, Bellevue und Gesellschaftshaus Schleggen in Zürich, Schweizerhof in Luzern)

Der Sohn **Salomon Siber** wird im Bürgerbuch als ein adoptierter Sohn eines Bruders von Johannes Siber ausgewiesen, wahrscheinlich ist damit aber Johannes Sibers Enkel gemeint, der ein Sohn des oben erwähnten **Leonhard Siber** war

Salomon Siber * 1791/92 † 1852	∞ 1817	Barbara Waser * 1798 † 1856	Enkel, dann Adoptivsohn Kaufmann, Begründer von Sieber-Waser am Stadelhofen
--	-----------	-----------------------------------	---

Salomon Siber betrieb die von ihm 1826 gegründete Rohseidenhandelsfirma **Sieber-Waser** im «**Sonnenhof**» am Stadelhofen, den er 1833 erwarb und der bis 1914 im Besitz der Familie blieb. Gemäss den Angaben der Nachfahrin Josephine Feer-Sieber befasste sich die Firma mit dem Import von Rohseide aus China und Japan und hatte Lagerhäuser in Schanghai und Yokohama

Der Handelskontor von **Johann Friedrich Sieber-Arter** befand sich ebenfalls am Stadelhofen, nämlich im Haus «Zum Grossen Baumwollenhof», der auf der Abbildung auf der linken Seite im Vordergrund zu sehen ist. Zwischen dem Baumwollenhof und dem «Sonnenhof» stand früher der Kleinbaumwollenhof, der für kurze Zeit im Besitz von **Johann Friedrich Sieber-Staub** war

Bis zu Salomon Sibers Tod um 1852 vertrat «Siber-Waser» auch die Interessen der Firma **Zuppinger, Siber & Co.** in Bergamo (siehe Linie Enge in diesem zwischenspiel), was belegt, dass die familiären Verbindungen am Anfang des 19. Jahrhunderts noch bekannt waren. Danach errichtete Zuppinger, Siber & Co. auch eine Niederlassung in Zürich, was mit der Rückkehr von Johann Gustav Siber aus Bergamo nach Zürich zusammenhängen mochte (siehe oben). Salomons Sohn Hermann Rudolf Siber-Lang war bis 1856 mitbeteiligt

Barbara Siber-Waser stammte aus der Langmühle Neunform TG. Andere Zweige dieser Stadtzürcher Familie besaßen weitere Mühlen in Dienhard, in Stammheim und Wiesendangen sowie im 19. Jahrhundert die Werdmühle in Zürich

Unter Salomons Sohn **Hermann Rudolf Siber-Lang** entwickelte sich die Firma lange sehr erfolgreich und wurde zu einer der grössten dieser Art in Europa. Spekulationen in New York ruinierten sie dann aber und führten 1887 zur Liquidation (Detailquelle: SHAB vom 22.10.1887)

Hermann Rudolf Siber * 1825 † 1904	∞ 8. November 1857	Karolina Anna Maria Elisabetha Lang * 1829 Würzburg (D)	
--	-----------------------	--	--

Über ihre Tochter Josephine Elisabetha Feer-Siber 1858–1945 erschien in der Abendausgabe der «NZZ» vom 20. Oktober 1966 ein Artikel mit dem Titel «... eines der schönsten Güter innerhalb der Stadtgrenzen ...». Ausschnitte daraus sind auf der Gegen-seite zitiert

Die Stammeltern Emilie und Johannes Sträuli-Brändli

Quelle: Chronik der Familie Sträuli; das Original hängt in der Villa Sträuli in Winterthur
(um 1900 gemalt von Wilhelm Balmer Vater 1837–1907 oder Sohn 1865–1922 nach einer Daguerreotypie)



vorspiel stammeltern

Die Urgrosseltern Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher



Die Töchter von Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher, um 1872

Von links nach rechts:

Lilly Sträuli-Schoellhorn, Maria Sträuli-Sträuli, Johanna Frieda 1871–1880



vorspiel kinderfreud, kinderleid

Die früh verstorbenen Kinder von Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher

Von links nach rechts:

Friedrich Carl 1873–1881 und Johanna Frieda 1871–1880



Hans Sträuli † 1615	∞	Elsi Hofmann	Zehn Kinder
Hans Sträuli * 1574 Wädenswil † 1654 Riedwies in Horgen	∞ vor 1595 ∞ 20. April 1630 ∞ 24. August 1641	Regula Schwarzenbach von Thalwil, *um 1574, 13 Kinder Catharina Blattmann, Wädenswil Margaretha Leemann	Landwirt im Ort in Wädenswil, seit 1615/1617 auf der Riedwies in Horgen; die beiden späteren Ehen waren kinderlos
Hans Sträuli * 1612 Wädenswil † 1686 Riedwies in Horgen	∞ 24. August 1641	Margaretha Dänliker von Hombrechtikon *1651 Zehn Kinder	Landwirt auf der Riedwies in Horgen
Hans Sträuli * 1643 Riedwies in Horgen † 1682 Riedwies in Horgen	∞ 29. Juni 1669	Anna Stapfer von Horgen *1652 †1682 Fünf Kinder	Landwirt auf der Riedwies in Horgen
Hans Heinrich Sträuli * 1670 Riedwies in Horgen † 1743 Äussere Allmend Horgen	∞ 10. August 1686 ∞ 10. August 1728	Barbara Hüni von Wädenswil Sechs Kinder Anna Lüthold von Horgen *1666, kinderlos	Landwirt auf der Äusseren Allmend, Horgen und Geschwo-rener der Gemeinde Horgen
Hans Jakob Sträuli * 1711 Äussere Allmend Horgen † 1787	∞ 5. Juli 1735	Verena Suter von Horgen *1711 Fünf Kinder	Landwirt auf der Äusseren Allmend, Horgen, Ehegaumer
Hans Heinrich Sträuli * 1736 Äussere Allmend Horgen † 1777	∞ 6. November 1759	Anna Schärer von Richterswil, *1738 †1772 Vier Kinder	Landwirt auf der Äusseren Allmend, Horgen
Hans Jakob Sträuli * 1760 † 1836	∞ 21. Februar 1786 ∞ 4. April 1797	Catharina Risler von Horgen Susanna Baumann von Hausen am Albis	Landwirt und Handelsmann auf dem Klausen in Horgen , den er zusammen mit einem Bruder um 1788/1790 kaufte
Rudolf Sträuli * 1762 †1795	∞ 29. November 1785	Susanna Scheuch * 1753 †1825	
Hans Heinrich Sträuli * 1765 † 1830	∞ um 1800	Name der Ehefrau ist nicht bekannt	Schuhmacher, Amtsweibel in Wädenswil, Mitgründer einer Seifenfabrik in Wädenswil
Elisabeth Sträuli * 1767	∞		
Hans Jakob Sträuli * 13.04.1760 Horgen † 17.11.1836 Horgen	∞ 21. Februar 1786	Catharina Risler von Horgen Drei Kinder † 1795 an der Dysenterie	Landwirt und Handelsmann auf dem Klausen in Horgen Letzte Vorfahr:innen in Horgen
Catharina Sträuli *1787 †1865	∞ 16. Oktober 1809	Jakob Schwarzenbach von Horgen *1781	
Susanne Sträuli *1789 †1795			
Hans Jakob Sträuli *1792 †1873	∞ 29. März 1819	Anna Wahrensberger von Thalwil *1789 †1851 Zehn Kinder	Halbbruder unseres direkten Vorfahren, Gründer der Wädenswiler Seifenfabrik
	∞ 4. April 1797	Susanna Baumann *16.10.1763 Hausen am Albis †29.05.1835 Wädenswil	Zweite Ehefrau, vier Kinder Mutter des ersten «Winterthurer» Sträuli
		In erster Ehe war Susanna Baumann mit Jakob Hitz 1762–1796 verheiratet. Ihr gemeinsamer Sohn Heinrich Hitz 1790–1857 wuchs ebenfalls auf dem Klausen auf	
Anna Barbara Sträuli *1798 †1807			
Hans Heinrich Sträuli *1800, ausgewandert	∞ 1833 in Paris ∞ 1854 in Paris	Louise Marie Pion 1806–1853 Anne Richard	Lebten in Paris. Er wurde deshalb der Pariser Onkel
Johannes Sträuli * 01.05.1803 Horgen † 07.09.1870 Winterthur	∞ 6 Juli 1832	Emilie Brändli * 25.12.1807 † 11.02.1856	Stammeltern der Familien Sträuli in Winterthur
Anna Barbara Sträuli *1806 †1883	∞ ∞ 1842 ∞ 1. November 1859	Ulrich Huber Jakob Gattiker Ulrich Schätti	«Tante Schätti». Von ihr stammen Notizen über die frühe Zeit der Familie Sträuli

Im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz von 1931 heisst es zum Familiennamen Streuli respektive Sträuli für den Kanton Zürich

Alte Familie der Gemeinden Horgen und Wädenswil, die schon 1469 zu Horgen und 1573 zu Wädenswil angesessen und jetzt in der Gegend verbreitet sind. Sie stammt [vielleicht] vom rechten Seeufer, wo der Name seit 1331 zu Erlenbach erscheint. Hans Jakob, von Wädenswil, war 1675 Untervogt daselbst

Inwieweit Erlenbach am rechten Zürichseeufer die ursprüngliche Herkunft unserer Familie war, ist nicht bestätigt

Die Schreibung des Namens zeigt in alter Zeit eine bunte Reihe: Ströuli, Ströuwli, Strölli und noch andere. Dem Namen liegt ein mittelhochdeutsches Tätigkeitswort zugrunde: Ströuwen hiess mehr als nur «streuen», nämlich «niederstrecken», «zu Boden werfen», «ausbreiten», «einsammeln». So bezeichnete der Familienname einen Bauern, Strohschneider oder Strohwalzer (einen, der Stroh weich machte zum Flechten)

So stammt auch unsere Familie Sträuli ursprünglich aus dem Unterdorf [Naglikon] von Wädenswil. Die bestimmt nachweisbaren, direkten Vorfahr:innen Hans Sträuli und Regula Schwarzenbach sind dort belegt, zogen aber 1615/1617 in die Riedwies [auch Rietwies] bei Horgen

Die Taufregister von Wädenswil von etwa 1552 bis 1570 sind noch erhalten. Darin findet sich ein Hans Sträuli mit seiner Frau Elsi Hofmann. Da die Taufregister von 1570 bis 1595 eine Lücke aufweisen, wissen wir nicht, ob Hans Sträuli 1574–1654 ihr Sohn war. Wir können es jedoch als wahrscheinlich annehmen

Alice Denzler, Skript zur Chronik von 1958, S. 1

1958 erschien die «Chronik der Familie Sträuli» («Chronik»). Darin ist zu lesen (S. 4), dass Anna Barbara Schätti-Sträuli 1806–1883 («Tante Schätti»), die jüngere Schwester des Stammvaters der Winterthurer Sträulis, Erinnerungen hinterlassen hat, die sie 1875 niederschrieb. Viele frühe Details in der Chronik stammen von ihr, die Chronik hält aber fest, dass nicht alles davon absolut zuverlässig sei

Im Folgenden wird auch auf diese Quelle sowie auf das Skript von Alice Denzler für die Chronik von 1958 zurückgegriffen. Diese Quellen befinden sich heute in der Sammlung Winterthur

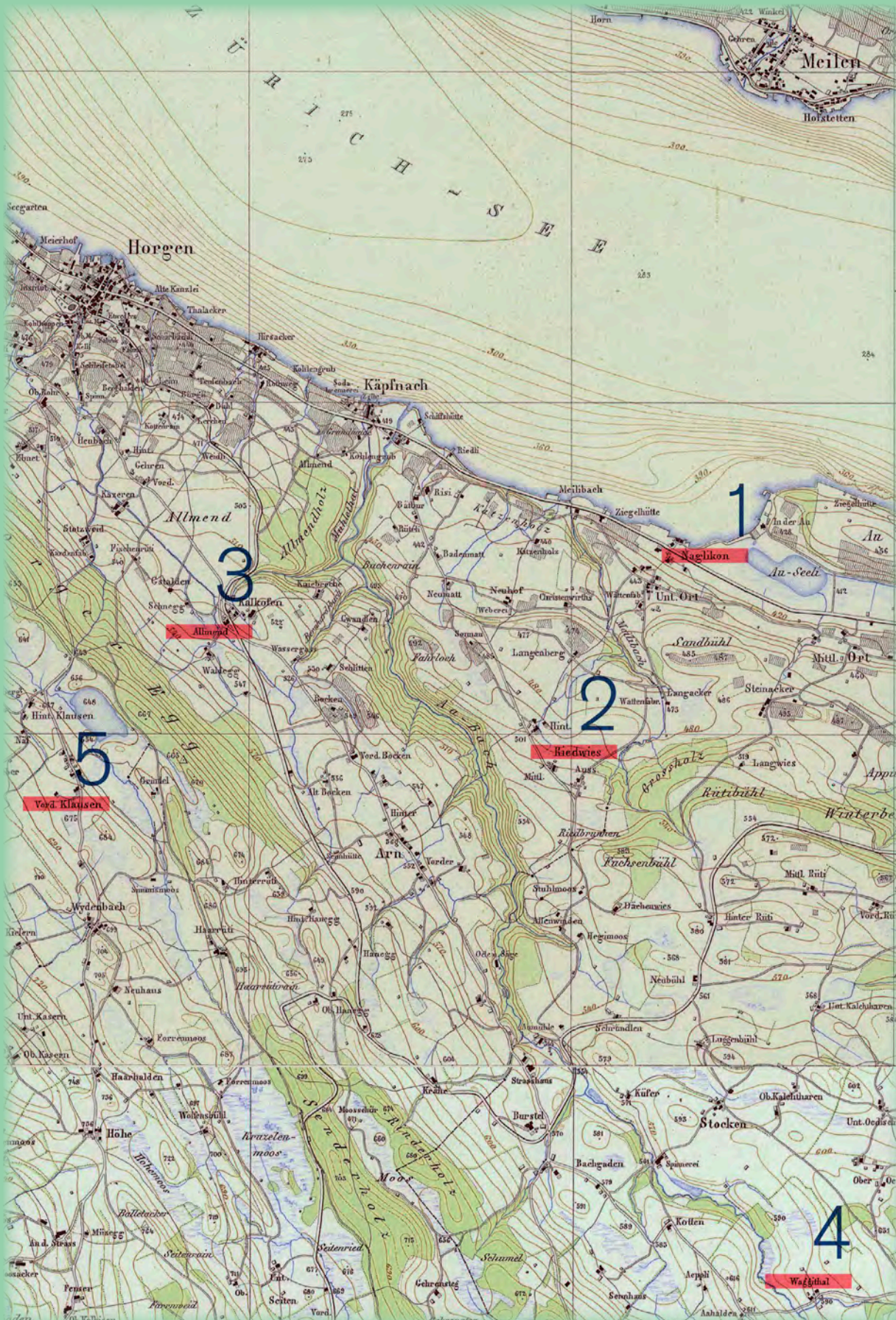
Hans Sträulis Sohn Hans und dessen Ehefrau Margaretha Dänliker hatten – wie schon sein Vater – eine grosse Familie. Zusammen mit den Eltern lebten 1670 auf dem Hof auf der Riedwies laut Bevölkerungsverzeichnis ein fünfundzwanzigjähriger Sohn, zwei Töchter und drei noch kleinere Kinder, ausserdem zwei verheiratete Söhne mit ihren Frauen und Kindern und ein verwitweter Bruder mit fünf Kindern

Während früher die Familie des Hans Sträuli die einzige in der Riedwies ansässige Sträuli-Familie war, hatten sich bis 1670 zwei andere Haushaltungen des Namens Sträuli ebenfalls dort angesiedelt. Im Haushaltsrödel von Horgen von 1724 mit späteren Nachträgen sind nicht weniger als fünf Sträuli-Familien aufgeführt, die in der inneren Riedwies wohnten, zwei in der mittleren und eine in der äusseren Riedwies. Ausserdem finden sich in Horgen in diesem Jahr noch Sträuli-Familien in der Breite, in der Morschwand, im Herdener und eine im Dorf

Als Quellen dienten Alice Denzler nicht nur die Kirchbücher, sondern auch regelmässig erstellte Bevölkerungsverzeichnisse sowie von der Pfarrei durchgeführte Haushalts- und Seelenrödel, für die sogar erhoben wurde, welche Bücher sich in einem Haushalt vorfanden

Später übersiedelte der Nachfahre Hans Heinrich 1670–1743 mit seiner Familie auf die Äussere Allmend in Horgen. Gemäss Familienchronik war er in der Gemeinde angesehen und amtierte bis zu seinem Tod als Geschworener

Sein Enkel Hans Heinrich und dessen Ehefrau Anna Sträuli-Schärer starben in jungen Jahren kurz nacheinander



zwischenspiel wann und wo

Wann siedelten die Sträulis wo in Wädenswil und Horgen

1

In Wädenswil wird die Familie Sträuli ab 1573 in den Quellen fassbar. Damals war sie im Unterdorf sesshaft, das **Naglikon** hiess und das eigentliche Zentrum der Familie wurde. 1634 wohnten im Unterdorf vier Familien Sträuli, bei denen es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um die Familien der Geschwister von Hans Sträuli 1574–1654, verheiratet mit Regula Schwarzenbach, handelt

Baukultur Wädenswil

2

Die Familie Sträuli-Schwarzenbach siedelte sich um 1616 auf der **Riedwies** in Horgen an. Hierzu berichtet unsere Familienchronik, dass mit Hans Sträuli 1612–1686 und Margaretha Dänliker 1670 auf dem Hof auf der Riedwies laut Bevölkerungsverzeichnis ein fünfundzwanzigjähriger Sohn, zwei Töchter und drei noch kleinere Kinder, ausserdem zwei verheiratete Söhne mit ihren Frauen und Kindern und ein verwitweter Bruder mit fünf Kindern lebten

Chronik, S. 4

3

Hans Heinrich Sträuli 1670–1743 und Barbara Hüni siedelten sich vermutlich um 1690 auf der **Äusseren Allmend** in Horgen an. Die genaue Lage ihres Hofes bleibt offen. Hier siedelten unsere Vorfahr:innen bis nach dem sehr frühen Tod von Hans Heinrich Sträuli 1736–1777 und Anna Schärer 1738–1772. Hierzu berichtet die Chronik, dass der Hof auf der Allmend verkauft wurde

Chronik, S. 4

4

Nach dem erwähnten frühen Tod seiner Eltern verlebte Hans Jakob Sträuli 1760–1836 zusammen mit seinem Bruder Rudolf 1762–1795 seine Jugend bei Verwandten im **Waggital** oberhalb von Wädenswil

Chronik, S. 5

5

1888 (oder 1890) erwarben die beiden Brüder Hans Jakob und Rudolf auf dem **Klausen** einen eigenen Hof mit Doppelwohnhaus, über das die Denkmalpflege des Kantons Zürich festhielt:

Chlausenegg

Doppelwohnhaus Vers Nr. 1480 a und b

Das Doppelwohnhaus Vers Nr. 1480 dürfte noch im ausgehenden 17. oder am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut worden sein. Im Jahr 1812 gehörte das zweiteilige Haus «Rudolf Sträulis Witwe», und 1803 ist darin der spätere Seifenfabrikant Johannes Sträuli zur Welt gekommen. Ausser der Rückseite, die durch unschöne Anbauten ausgemerzt wurde, blieben die Hauptfassade und die beiden Giebelfronten im ursprünglichen Zustand erhalten. Diese nun konnten 1976 einer einfachen Renovation unterzogen werden, indem die Mauerteile ausgebessert, das Riegelwerk, wo nötig, geflickt, die Mauerwände und Ausfachungen neu gestrichen, die Fenster, Gewände und Jalousien überholt und neu gestrichen sowie die Haustüre und deren Gewände abgelaut und neu gebeizt wurden. An die Renovation des Hauses Vers Nr. 1480 zahlten Gemeinde und Kanton Beiträge. Es steht seither unter Schutz

Bericht der Zürcher Denkmalpflege, 8. Bericht 1975–1976, S. 94 f.

Für die Winterthurer Sträulis blieb der «Klausen» als Geburtshaus ihres Stammvaters ein Sehnsuchtsort. Schon das grosse Familienfest zur silbernen Hochzeit von Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher führte alle Winterthurer Sträulis 1888 in die Sträuli-Heimat nach Wädenswil. Mindestens zwei Mal machte danach der Familienverband einen Ausflug dorthin (1901 und 1949) und unsere Vorfahr:innen nannten ihr 1876/1877 in Winterthur erbautes Wohnhaus «Zur Klausen»

Benütztes Kartenwerk

Im Herbst 1842 beschloss der Zürcher Grosse Rat, eine Karte des Kantons Zürich erstellen zu lassen. In der Zeit von 1843 bis 1851 entstanden unter der Leitung von Johannes Wild aus Richterswil 27 Original-Messtischblätter im Massstab 1:25000. Die vierfarbige Wildkarte war in 30 Einzelblätter mit einer Blattgrösse von 48 × 30 cm aufgeteilt

Hans Heinrich Sträuli 1765–1830			Onkel der Halbbrüder Hans Jakob und Johannes Sträuli
Hans Jakob Sträuli 1792–1873	∞ 29. März 1819	Anna Wahrensberger 1789–1851	Halbbruder von Johannes Sträuli
		Eltern von Emilie Brändli	
		Hans Jakob Brändli 1767–1852	Anna Hürlimann 1780–1817, vermutlich vom Kehlhof in Stäfa
Johannes Sträuli * 01.05.1803 Horgen † 07.09.1870 Winterthur	∞ 8 Juli 1832	Emilie Brändli * 25.12.1807 † 11.02.1856	Stammeltern der Familien Sträuli in Winterthur
		Benjamin Brändli * 18.02.1817 Wädenswil † 22.06.1855 Meilen	Emilies jüngster Bruder, 1851–1854 für die Liberalen im Nationalrat, siehe HLS

Die Geschichte der Seifenfabrik Sträuli begann 1820, als Johannes Sträulis Halbbruder **Johann Jakob Sträuli-Wahrenberger** an einer öffentlichen Gant das Haus «**Zum Sonnenberg**» an der Seefahrt in Wädenswil (Seestrasse 163) kaufte

1825 gründete er hier eine Kerzengiesserei und Seifensiederei. Produziert wurden die Kernseifen als wichtigster Geschäftszweig zunächst im Keller des Wohnhauses, dann ab 1831 in einem der Riegelbauten, die direkt am Seeufer standen. Seestrasse und Eisenbahnlinie bestanden damals noch nicht. Für den Transport von Rohstoffen und Fertigprodukten benützte man zur Hauptsache Schiffe auf dem Zürichsee

In der Familienchronik findet sich hierzu (S. 6)

Jakob hatte sich in Zürich schon mit der Fabrikation von Kerzen und Seifen beschäftigt, doch fehlte ihm das Kapital zur Vergrösserung des Betriebs. Darum wandte er sich an den Onkel Amtsweibel um Rat und Unterstützung, und dieser entschloss sich, mit ihm zusammen im tiefen, gewölbten Keller seines Hauses «**Zum Felsenhof**» in Wädenswil schon vor 1825 eine kleine Fabrik einzurichten. Das Geschäft florierte und konnte bald vergrössert werden. Später trennte sich Jakob vom Onkel, und er gründete in Wädenswil [im «**Sonnenberg**»] ein eigenes Geschäft

Zur geschäftlichen Trennung kam es gemäss Überlieferung auch, weil Hans Jakob fand, dass er in der gemeinsamen Fabrik streng arbeiten müsse, während sein Onkel und sein Cousin «schrieben und in Pantoffeln herumliefen»

Jakobs Halbbruder **Johannes** folgte ihm – nach abgebrochenen Lehren zum Schuhmacher und zum Glaser und der Tätigkeit als Weber – und bildete sich bei ihm auch zum Kerzengiesser und Seifensieder aus, wechselte aber 1828 in die Fabrik «**Zum Felsenhof**» seines Onkels Heinrich, um 1831 nach Winterthur zu ziehen

Später machte auch Johannes' Sohn Carl Sträuli seine Lehrzeit bei Jakob Sträuli-Wahrenberger im «Stammhaus der Sträulis und im eigentlichen Mutterhaus des Seifengeschäftes in Winterthur, dem «**Sonnenberg**», wie seine Tochter Frieda Buchmann-Sträuli später schrieb. Für die Feier ihrer silbernen Hochzeit luden Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher alle Sträulis dorthin ein

In Wädenswil übernahm Jakobs Sohn Heinrich Sträuli 1820–1866 die Fabrik in zweiter Generation. Nach seinem frühen Tod wurde sie von seiner Witwe Anna Margaretha weitergeführt, bis ihr Sohn Carl Sträuli-Hausamann 1855–1929 nach einer Lehre mit Meisterabschluss in Deutschland den Betrieb übernahm und mit seinem Bruder Jakob weiter ausbaute. Wegen prekärer Platzverhältnisse am See wurde 1886 ein neues Fabrikgebäude gebaut

Die Firma bestand bis in die 1990er-Jahre. 2010 erfolgte der Abbruch der Fabrikgebäude. In den neuen Gebäuden ist unter anderem die ZHAW eingemietet

zwischenenspiel wädenswiler wurzeln

Nach deren Tod wurde der Hof in der Allmend verkauft. Ihre vier Kinder brachte man bei Verwandten der Mutter unter. Von diesen Kindern war neben Hans Jakob insbesondere **Hans Heinrich Sträuli** wichtig für die künftige Entwicklung der Winterthurer Familie Sträuli **zwischenspieler** wädenswiler wurzeln

Hans Heinrich Sträuli hatte das Schuhmacherhandwerk erlernt, das er gemäss Überlieferung vielleicht in holländischen Kriegsdiensten, vielleicht aber auch nur als Handwerksgehilfe im Ausland verfeinerte. Zurück in Horgen siedelte er zuerst am Horgenerberg und ging bei Bauern auf die Stör. Bald zog er aber ins Dorf und etablierte sich dort als Schuhmacher, was ihn zu einem geachteten und wohlhabenden Mann machte. Im Regierungsetat des Kantons Zürich von 1817 figuriert er als Amtswibel, der dem Oberamtmann und dem Präsidenten des Amtsgerichts in Wädenswil unterstand. Wohl mit Rücksicht auf diese Tätigkeit zog er ins Nachbardorf, wo er nahe beim Schloss eine Wohnung mietete. Er sei ein «sehr begabter, weitblickender Mann mit entschieden christlicher Gesinnung» gewesen, der in vielen Versammlungen biblische Vorträge hielt. «Er war gegen jedermann rechtlich und stand mit Rat und Tat bei, wo er konnte.»

Chronik, S. 6

Seine beiden älteren Brüder **Hans Jakob** und **Rudolf Sträuli** verbrachten ihre Jugendzeit bei Verwandten im Waggital oberhalb von Wädenswil, Heinrich kam zu anderen Verwandten im Stocken bei Wädenswil

Gemäss Tante Schätti kam Hans Jakob Sträuli später zu einem Doktor (Bockenschärer genannt) auf dem Bocken in Horgen, wo er Güterarbeit verrichtete und bis zu seiner ersten Heirat blieb

Vermutlich handelte es sich bei diesem «Doktor» um den Feldscherer und Chirurgen Johannes Stocker von Hirzel, der auf dem Bocken eine Molkenkuranstalt «Kur- und Badehaus Bocken» und eine Schenke «Zum Bären» einrichtete und die heilende Wirkung der Quelle für Gliederkrankheiten propagierte. Im 19. Jahrhundert wechselte das Gut mehrmals die Eigentümer. Auch ein Evangelisches Töchterinstitut befand sich für kurze Zeit hier. 1911 kaufte der Seifenfabrikant Alfred Schwarzenbach-Wille das Bockengut. 1977 ging es an den Kanton Zürich und 1993 an die Credit Suisse²

1788 (oder 1790) erwarben die Brüder Hans Jakob und Rudolf auf dem Klausen oberhalb von Horgen einen eigenen Hof mit Doppelwohnhaus. Das gemeinsame Bewirtschaften dieses Landwirtschaftsgutes blieb aber nur eine kurze Episode, verstarb Rudolf doch bereits 1795, erst 33-jährig. Er hinterliess seine Ehefrau Susanne Scheuch (1753–1825) mit vermutlich drei kleinen Kindern. Deren Schicksal ist uns nicht bekannt

Die Sträulis besaßen stets Höfe, die nicht im Rebland lagen, obschon in Horgen noch um die Hälfte des 19. Jahrhunderts ein grosses Rebareal bestand. Weder die Riedwies, die wie der Name besagt, auf sumpfigen Geländen lag, noch die Allmend und der Hof auf dem Klausen waren für den Rebbau geeignet, und so fiel dieser arbeitsintensivste und wohl auch ertragsreichste Zweig der Landwirtschaft von vornherein ausser Betracht

Hans Jakob Sträuli 1760–1836 war in erster Ehe mit Catharina Risler 1761–1795 von Horgen und in zweiter Ehe mit Susanna Baumann 1763–1835 von Hausen am Albis verheiratet. Seine Lebensgeschichte bildet den Übergang der bäuerlichen zu den frühindustriellen Sträulis

Das Ehepaar Sträuli-Risler hatte drei Kinder. 1795 starben die Mutter, die Tochter Susanna sowie Hans Jakobs Bruder Rudolf Sträuli an der roten Ruhr. Am Leben blieben der Vater sowie die Tochter Catharina, geboren 1787. Sie heiratete den Horgener Wagner Jakob Schwarzenbach, was Vater Hans Jakob nicht gerne sah, fand er doch, sie hätte noch zu Hause helfen können

1797 heiratete der verwitwete Hans Jakob Sträuli die Witwe Susanna Baumann, die aus ihrer ersten Ehe mit Jakob Hitz den Sohn Heinrich in die Ehe brachte, der aber bald bei einem Sattler in Wädenswil in die Lehre gegeben wurde. Später zog er über Niederlenz nach Aarau, blieb der Familie aber weiterhin verbunden. So unterstützte er auch finanziell seinen Halbbruder Johannes bei der Etablierung des Geschäfts in Winterthur. Susannas weitere drei Kinder aus erster Ehe waren früh verstorben



zwischenspiel seiferei

Die Geschichte der Seifenherstellung ist eng mit der Entwicklung der Waschkultur verbunden. Die Grundmethode, tierische Fette oder pflanzliche Öle mit Pottasche in einer bestimmten Mischung zu verkochen, ist für die Zeit um 2500 v. Chr. verbürgt. Das Produkt einer frühen chemischen Reaktion – Seifen sind Natriumsalze von Fettsäuren – wurde in der Antike eher zur kosmetischen und heilenden als zur reinigenden Körperpflege benutzt. Römische Wäschewalker verwendeten vergorenen Urin. Als Medium wurden auch Scheuersand, Rindergalle, Seifenkraut, Kastanien- und Bohnenmehl, Kleie und Sauerteig benutzt

Durch die Überlieferungen der Araber, welche die Siedelauge mit Ätzkalk alkalisch machten, setzte sich im Mittelalter am mediterranen Saum Europas (Marseille, Savona, Venedig, Genua, Alicante) die Fabrikation konsistenter Seifen durch. Mit der Verfeinerung der Herstellungsprozesse und Rezepturen ging die Diversifizierung einher: Neben dem parfümierten Luxusartikel Seife entwickelte sich im 19. Jahrhundert das zunächst kleingewerblich, dann industriell erzeugte Konsumgut Seife. Dabei wirkte die systematische Erforschung und Anwendung chemisch-technischer Prozesse (Chlorbleiche, synthetische Sodaherstellung, Fettspaltung) als Hauptmotor. Im Haushalt und in der Grossreinigung lösten die fettlosen, sauerstoffhaltigen Waschpulver und die waschmaschinentauglichen Schmutzlöser mit Phosphaten bzw. später mit Enzymen nach dem Ersten Weltkrieg die Seifensortimente ab

Die gewerbliche Seifensiederei ist für die Schweiz des ausgehenden Mittelalters belegt. Basler Zunftregistern aus dem 16. Jahrhundert lässt sich entnehmen, dass das Handwerk gemeinsam mit dem Lichterziehen (Kerzenherstellung) nebenberuflich von Metzgern betrieben wurde, denen tierischer Unschlitt (Fettabfall) als Rohprodukt zur Verfügung stand

Ende des 19. Jahrhunderts kam das Seifensieden in Kesseln über dem offenen Feuer im Zug der Industrialisierung zum Erliegen. Mit dem technischen Fortschritt entstanden aus Manufakturen leistungsfähige Seifen- und Waschmittelbetriebe, von denen manche bald wieder vom Markt verschwanden, während andere in internationalen Konzernen aufgingen. Folgende, später grössere Betriebe entstanden

1825	Seifenfabrik Sträuli in Wädenswil (bis um 1990) – zwischenspiel wädenswiler wurzeln
1831	Seifenfabrik Sträuli in Winterthur (bis 1980) – zwischenspiel wädenswiler wurzeln
1834	Friedrich Steinfels AG in Zürich, die 1993 von der deutschen Firma Henkel übernommen wurde
1842	Gebrüder Schnyder AG in Biel (1842–1989)
1885	Walz & Eschle in Basel (1885–1955)
1888	van Baerle in Münchenstein BL, ursprünglich als Tochtergesellschaft von van Baerle & Wöllner gegründet, ab 1896 unabhängig firmierend. Im 20. Jahrhundert zunehmende Verlagerung zu einem Chemieunternehmen mit Schwerpunkt Silikate

Neben den inländischen Seifen- und Waschmittelherstellern waren ausländische Branchenunternehmen vom frühen 20. Jahrhundert an in der Schweiz tätig. 1913 gründete Henkel eine Tochterfirma in Basel; ihr wurden Produktionsanlagen im nahen Pratteln angegliedert, die bis 1997 in Betrieb waren. 1931 eröffnete der US-amerikanische Colgate-Palmolive-Konzern eine Zürcher Niederlassung, ab 1958 produzierte das Unternehmen in Wetzikon. 1986 wurden die Betriebsstätten von Colgate an die Steinfels AG und 1996 an die Fritz Keller AG (Cosmina) verkauft. Die englische Firma Lever Brothers gründete 1898 in Olten die Seifenherstellerin Helvetia, die 1909 zur Savonnerie Sunlight mutierte und 1994 ihre Tore schloss

Die Internationalisierung des Konsumgütermarkts zwang die Schweizer Seifen- und Waschmittelhersteller nach dem Ersten Weltkrieg zur Nischenproduktion. Firmen wie die Permatin AG in Stein am Rhein (ab 1919), die Held AG in Steffisburg (ab 1923) und die C. Mettler GmbH in Hornussen (ab 1929) produzieren spezielle Seifenartikel, während die Frenkendorfer Mifa AG (früher Gifa AG) seit 1934 Waschmitteleigenmarken des Grossverteilers Migros herstellt

HLS, abgerufen am 26. Juni 2023

Johannes Sträuli * 01.05.1803 Horgen † 07.09.1870 Winterthur	∞ 6. Juli 1832	Emilie Brändli * 25.12.1807 † 11.02.1856	
Johann Jakob Sträuli * 1833 † 1836 Winterthur			
Heinrich Emil Sträuli * 20.04.1834 Winterthur † 03.04.1894 Winterthur	∞ 29. September 1861	Anna Ganzoni von Celerina * 19.12.1833 † 02.08.1867	Stamm I
<p>Vermutlich beeinflusst von seinem Onkel Benjamin Brändli, der als Fürsprecher, Nationalrat und Grossrat aktiv war, entschied sich Emil schon früh für das Studium der Rechte in Zürich, Heidelberg und Berlin. Nach kurzem Intermezzo als städtischer Turnlehrer ab 1861 juristisch tätig, im gleichen Jahr Wahl zum Bezirksrichter, dann 1865 zum Bezirksgerichtspräsidenten. Ab 1866 als Mitglied der Demokratischen Partei im Kantonsrat. 1869 Berufung ans Obergericht des Kantons Zürich mit Wahl zu dessen Präsidenten 1876 und schliesslich 1889 Wahl zum Suppleanten des Bundesgerichts</p> <p>Der ältere Sohn <u>Hans</u> Emil 1862–1938 folgte ihm als Jurist. Er wurde Rechtsanwalt, Oberrichter, Kantonsrat und Nationalrat 1911–1934 (den er 1934 auch präsierte) und 1911 Stadtpräsident von Winterthur. Seine Wahl zum Bundesrichter lehnte er ab</p> <p>Der jüngere Sohn Benjamin <u>Emil</u> 1867–1948 folgte Carl Sträuli-Haggenmacher als Teilhaber der Firma Sträuli & Cie</p>			
Anna (Nanette) Sträuli * 03.12.1836 Winterthur † 30.04.1919 Winterthur	∞ 10. April 1864	Moritz Ganzoni von Celerina * ??.03.1830 † ??.12.1900	Stamm II
<p>Moritz Ganzoni war der Bruder von Anna Ganzoni, der Ehefrau von Nanette Sträulis älterem Bruder Emil. Er gründete nach seiner Heirat zusammen mit Niklaus Barthels (Jean Sträuli lernte diesen während seiner Lehrjahre in Deutschland kennen) ein Nähfachgeschäft, das bereits 1865 elastische Bänder für schnürlose Halbstiefel herstellte</p> <p>An der Grünenstrasse 44 in Winterthur (heute Fotomuseum) wurde das erste Fabrikgebäude gebaut. Das Kleinwarengeschäft wurde verkauft und die Beschäftigung von Heimwebern aufgegeben. Das Geschäft übernahm später der Sohn Moritz Ganzoni-Nadler</p> <p>Nanette zog nach dem Tod ihres Ehemanns zu ihrer Schwester Emilie in die «Farb» zwischen spiel das sträuli-quartier</p>			
Johannes (Jean) Sträuli * 21.02.1838 Winterthur † 27.03.1900 Winterthur	∞ 16. Juli 1861	Emilie Katharina Hauser * 11.05.1838 † 08.06.1919	Stamm III In der zweiten Generation Teilhaber der Firma Sträuli & Cie
Benjamin (Carl) Sträuli * 17.04.1839 Winterthur † 30.10.1913 Winterthur	∞ 19. Oktober 1863	Maria Elisab. Haggenmacher * 16.02.1840 Winterthur † 20.07.1916 Winterthur	Stamm IV In der zweiten Generation Teilhaber der Firma Sträuli & Cie
Anna Luise Sträuli * 16.01.1841 † 11.01.1897	∞ 1877	Johann Jakob Welte * 18.11.1828 † 06.09.1900	Stamm V
Heiratete Dr. Johann Jakob Welte, den damaligen Rektor des Gymnasiums Winterthur			
Katharina Emilie Sträuli * 15.03.1842 † 25.03.1931			Stamm VI
Übernahm in der «Farb» bei Bruder Emil nach dem frühen Tod seiner Frau Anna Sträuli-Ganzoni die Mutterrolle für dessen Kinder			
Magdalena Carolina Sträuli * 20.06.1843 † 13.04.1844			
Johann Werner Sträuli * 19.04.1845 † 13.10.1913	∞ 15. Mai 1870	Ida Knüsli * 17.02.1847 † 12.03.1918	Stamm VII
<p>Nachdem ihm sein Vater seinen Wunsch zu studieren verwehrt hatte, bildete sich Werner zuerst zum Kaufmann aus. In Winterthur firmierte er dann unter «J. F. Bader, Kolonialwaren en gros», um 1872 zusammen mit Partnern in Winterthur eine Gelatine- und Leimfabrik zu gründen, aus der 1880 nach einem Firmenbrand die Gelatinefabrik Winterthur wurde. Er sass z. B. auch im leitenden Ausschuss der 1883 in Winterthur gegründeten Neuer Schweizerischer Lloyd, Transport-Versicherungsgesellschaft</p> <p>Seine Ehefrau Ida Knüsli gilt heute als frühe Frauenrechtlerin. 1888 gründete sie den Frauenbund Winterthur</p> <p>Werners Tochter Hedwig heiratete 1891 den Architekten Otto Bridler 1864–1938, der ab 1888 Teilhaber beim Architekten Jung war und in der Folge bei vielen Sträuli-Häusern als Architekt fungierte. Er war ein enger Freund von Fritz Schoellhorn</p> <p>Die für ihn von Jakob Pfau 1874/1875 erbaute Villa Römergüetli an der Römerstrasse 42 wurde in den 1990ern abgebrochen</p>			
Anna Carolina Sträuli * 29.01.1847 † 28.08.1928	∞ 10. Mai 1875	Arnold Hauser * 27.06.1846 † 10.05.1896	Stamm VIII
<p>Nach der Heirat mit dem Wädenswiler Kaufmann und Seidenhändler Arnold Hauser zog sie zurück an den Zürichsee und wohnte dort im «Friedberg», den sie als Witwe 1896 an die Firma Naumann & Co. veräusserte, die ihn ihrerseits der Bank Wädenswil, später Schweizerische Kreditanstalt, verkaufte. Nach Arnolds frühem Tod kehrte sie mit ihren Kindern nach Winterthur zurück. Ab 1917 wohnte die Familie für eine gewisse Zeit im Haus «Zur Klause»</p>			

1798 musste Hans Jakob Sträuli ins Militär einrücken, als – gemäss Tante Schätti – die Franken (napoleonische Truppen) über den Gotthard kamen, und in das Unterwaldner Land einfielen und eine blutige Schlacht anzettelten

Der Ehe Sträuli-Baumann entstammten vier Kinder, wovon eines früh verstarb

Heinrich, der älteste Sohn, geboren 1800, half zuerst zu Hause beim Seidenweben, machte dann aber eine Schreinerlehre in Meilen. Später übersiedelte er nach Paris und heiratete dort 1833 die Waadtländerin Louise Marie Pion. Ihr gemeinsamer Sohn verstarb früh, über ihre Tochter ist uns nichts überliefert. Nach dem Tod von Louise Marie Pion heiratete Heinrich 1854 Anne Richard. Dem zweiten Sohn Johannes, geboren 1803, folgte 1806 Anna Barbara (Tante Schätti), die 1874 nach dem Tod ihres dritten Ehegatten zu ihren Nichten und Neffen nach Winterthur zog

Insgesamt wuchsen auf dem Klausen sechs Kinder auf. Am Sonntagabend mussten sie jeweils in die Singschule und aus dem Gesangsbuch singen. Da die Singschule am Abend stattfand, hatte jedes Kind jährlich für die Kerzen vier alte Zürcher Batzen zu bezahlen, worüber Vater Sträuli manchmal ungehalten war, denn er könne singen, ohne die Singschule besucht zu haben

Hans Jakob war zunehmend auch als Kaufmann tätig. Er lieferte z. B. Butter nach Zürich, handelte mit Vieh und allerlei anderem, «das ihm in die Hände kam», auch mit Branntwein

Hans Jakob war unternehmend und hatte mancherlei Interessen. So wurde im Haus viel musiziert. Der Vater selbst hatte eine gute Stimme und liebte es, Psalmen zu singen. Die Söhne spielten Trompete, Waldhorn und Klarinette, und auch die Mutter sang gern und liess sich von ihnen begleiten. Als aber einer von ihnen auch zum Tanzen aufspielen lernen wollte, gab die Mutter das nicht zu: Man könne nicht Gott und dem Mammon dienen

Chronik, S. 5

Immer mehr verfiel Hans Jakob dem Alkohol, vernachlässigte seine Geschäfte, sein Bauerngewerbe und seine Familie, und schliesslich musste er das Gut auf dem Klausen verkaufen. Mit seiner Frau fand er Unterkunft bei seinem Sohn Hans Jakob (aus erster Ehe) in dessen Haus «Zum Sonnenberg» in Wädenswil. Auch stand der Familie in diesen Zeiten der bereits erwähnte Bruder Hans Heinrich bei

Aus den beiden Ehen von Hans Jakob Sträuli stammen sieben Kinder, unter ihnen die beiden Halbbrüder **Johann Jakob Sträuli-Wahrenberger** und **Johannes Sträuli-Brändli**

Im **zwischenpiel wädenswiler wurzeln** ist beschrieben, wie aus den Sträulis Kerzen- und Seifenmacher wurden. Bisher waren die meisten von ihnen Bauern gewesen. Hans Jakobs Misswirtschaft schreckte seine Söhne aber so ab, dass sich keiner der Landwirtschaft widmen wollte

Johannes Sträuli-Brändlis Jugend war geprägt von der Alkoholkrankheit seines Vaters. Der Chronik ist zu entnehmen, dass er seiner Mutter bei der vielen Arbeit helfen musste, die vom Vater ihr und den Kindern übertragen wurde. Schuhmacher- und Glaserlehre, die ihm vorgeschlagen wurden, und eine kurze Zeit als Weber am häuslichen Webstuhl sagten ihm nicht zu, und so kam er nach Wädenswil in die Seifensiederei des Halbbruders Jakob, wo er bis 1828 blieb. Dann wechselte er in die Fabrik seines Onkels im «Felsenhof»

Nach seiner Ausbildung zum Seifensieder zog Johannes nach Winterthur. Hierzu heisst es in der Chronik (S. 7, gekürzt und ergänzt)

Noch in Wädenswil lernte er die als Seidenweberin tätige Emilie Brändli kennen und er hoffte, mit ihr bald einen eigenen Hausstand gründen zu können, wenn sie mit Seidenweben zum Unterhalt der Familie beitragen werde

Geboren am 25. Dezember 1807, war Emilie die Tochter der in Wädenswil ansässigen Bäckerfamilie Hans Jakob und Anna Brändli-Hürlimann. Ihr Grossvater war Landwirt auf dem Meierhof in Wädenswil. Ihre Mutter stammte aus dem Kehlhof in Stäfa, wo ihr Vater Landrichter war, ausgedehnte Weinberge besass und einen Weinhandel betrieb. Es heisst, dass die Aussteuer der Braut Hürlimann in zwei bekränzten Schiffen über den See gebracht wurde

SEIFEN - FIDELI

für feine Wäsche



Sträuli & Cie Winterthur

Von Burkhard Mangold gestaltete Werbekarte für Sträuli & Cie, 1908

zweischenspiel für feine wäsche

Seine Schwester, Tante Schätti, riet ihm ab, in der Meinung, wenn eine Frau Kinder habe, könne man nicht auf ihren Verdienst zählen. Ebenso widersetzte sich Vater Brändli, dessen Vorfahren schon im 16. Jahrhundert in Wädenswil ansässig waren, vorerst auch, da ihn wohl die Zukunftsaussichten des jungen Sträuli zu unsicher dünkten und ihm die Familie Sträuli nicht ebenbürtig schien

Mit Unterstützung seines Halbbruders Jakob und anderer Verwandten – unter ihnen auch sein anderer Halbbruder Heinrich Hitz – mietete Johannes in der Folge in Winterthur auf Ende 1831 von Johann Ulrich Kaufmann, Spanner (damit könnte der Beruf des Aufladers oder Packers gemeint sein), am Kirchplatz im Haus «Im Felsenthal» (heute Obere Kirchgasse 8, wo sich die Sammlung Winterthur befindet) eine kleine Wohnung mit einem Keller, der sich für die vorgesehene Fabrikation von Kerzen gut eignete, weil er ziemlich tief lag und infolgedessen im Sommer kühl war. Das Betriebskapital von 2000 Gulden erhielt er als Darlehen von seinem Halbbruder Heinrich Hitz. Er selbst brachte sein Erspartes von 300 Gulden ein

Zwei sogenannte Kerzenbänke [Tische mit zirka hundert Löchern, in denen die Zinnformen festgehalten wurden] waren bald zur Stelle. Die Dochten mussten einzeln in jede Form eingezogen und das geschmolzene Unschlitt [aus Talg, also Eingeweidefett] von Hand mittels eines Trichters in die Form gegossen werden

Jubiläumsschrift 1931, S. 9 f.

Johannes Sträulis erstes Geschäftsbuch begann mit den Worten

Mit Gott im December 1831 angefangen

[«Decber» im Original]. Jubiläumsschrift 1931, S. 9

Zu den ersten Monaten in Winterthur heisst es später

Er erzählte uns, wie unser aller Stammvater im Jahr 1831 nach Winterthur gekommen ist, um hier sein Auskommen als Seifensieder zu suchen. In einem Tagebuch seiner Schwester, Tante Schätti, findet sich eine ausführliche Schilderung der anfänglichen geschäftlichen Schwierigkeiten, die entstanden, weil die Metzger, die den Unschlitt zur Fabrikation lieferten, wohl auf Verlangen älterer am Platz befindlicher Leute dieser Branche dem neu auftretenden Konkurrenten kein Rohmaterial abgeben wollten. Die ehrwürdige Chronistin kann dann aber im zweiten Jahr die glückliche Beilegung der Schwierigkeiten melden [...] Sie schreibt: «So hat dann doch der liebe Gott geholfen, es gab nun nicht nur billigen Unschlitt, sondern auch eine liebe Frau ins Haus.»

Handschriftliche «Chronik der Familie Sträuli», Eintrag für den 21. März 1925

So konnte im Juli 1832 die Heirat mit Emilie Brändli in Wädenswil stattfinden – es heisst, auch dank der Fürsprache von Emilies älterer Schwester –, und nach der Übersiedelung begann die Winterthurer Zeit des Ehepaars Sträuli-Brändli (Chronik, S. 7)

Die Wohnung am Kirchplatz in Winterthur bestand aus einer Wohnstube mit Nebenzimmer, einer dunklen Küche und einer alten Kammer im obersten Stock. Sie war feucht und ungesund. Weil der Hofplatz für die Kerzenmacherei geeignet war, musste man sich damit abfinden

Für die bald auch geplante Seifenproduktion musste ein anderer Standort gefunden werden, hiess es doch in der Niederlassungsbewilligung vom 17. Januar 1832

Nach Eingabe der erforderlichen Schriften werden nachstehende Petenten als Ansässer in hiesiger Stadt angenommen: Joh. Sträuli, Kerzenmacher und Seifensieder von Horgen, allein. Derselbe hat noch einen Leumundschein einzugeben, auch wird bemerkt, dass ihm niemals bewilligt werde, innerhalb der Stadt Seife zu fabrizieren

Jubiläumsschrift 1931, S. 10

Johannes Sträuli wusste von vornherein, dass in der Altstadt die Seifenfabrikation nicht infrage kam. Deshalb bezog er die Seifen zum Verkauf in Winterthur anfänglich von seinem Halbbruder in Wädenswil

Maria Elisabeth Haggenmacher * 16.02.1840 Winterthur † 20.07.1916 Winterthur	∞ 19. Oktober 1863	Benjamin Carl Sträuli * 17.04.1839 Winterthur † 30.10.1913 Winterthur	
Jakob Ulrich Haggenmacher * 01.12.1811 Winterthur † 23.01.1888 Winterthur	∞ 12. Oktober 1835	Maria Susanna Kübler * 18.09.1814 Gundetswil † 15.05.1868	
Gerber und Lederhändler; wohnte im Haus «Zum Rappen» an der heutigen Steinberggasse 43 in Winterthur und betrieb mit seinem Bruder Jakob Heinrich die drei Gerbereien des Statthalters Johann Rudolf Sulzer, die schon seit 1667 «vor dem Steigtor» bestanden, ab 1839 führte jeder der Brüder eine eigene Gerberei, ab 1844 dann nur noch Jakob Ulrich («das Gerbehaus samt acht Lohgruben, einer Farb und drei obern Gruben vor dem Steigtor»). Die Gerberei wurde in der nächsten Generation 1891 liquidiert			
Hans Heinrich Haggenmacher * 18.04.1773 Winterthur † 29.02.1832 Winterthur	∞ 11. September 1804	Maria Magdalena Kaufmann * 27.09.1777 Winterthur † 03.01.1815 Winterthur	Erste Ehe mit Margareth Sulzer, dritte mit Susanna Gänsl
Fuhrhalter und Waagmeister, Kaufmann mit Spezereiladen und Weinhandel zur Alten Kanzlei (Steinberggasse 22) in Winterthur			
Johann Jakob Haggenmacher * 10.01.1740 Winterthur † 11.07.1809 Winterthur	∞ 23. Juni 1765	Anna Barbara Ziegler * 01.05.1740 Winterthur † 20.02.1811 Winterthur	Begründer der «Schäfli»-Linie, genannt nach dem Gasthof am Oberen Graben
Zog in das Haus seines Schwiegervaters «Zum Schäfli», oberer Graben 18. 1789 kaufte er die Liegenschaft Mötteli auf der Breite, wo er eine Weberei und Zettlerei einrichtete (1821 liquidiert). Er entwickelte sich zum Fabrikanten mit weltweiten Handelsbeziehungen. Er war auch beteiligt an einer Indienne-Fabrik in Kefikon TG und ab 1783 Mitglied des Grossen Rats			
Hans Jakob Haggenmacher * 06.12.1715 Winterthur † 01.12.1793 Winterthur	∞ 22. April 1738	Anna Barbara Sulzer * 08.01.1707 Winterthur † 28.03.1784 Winterthur	
Wie sein Vater Wirt im «Hirschen». Auch Stadtrichter, Gerichtsseckelmeister und Kornhändler in Winterthur			
Hans Jakob Haggenmacher * 28.12.1680 Winterthur † 22.12.1737 Winterthur	∞ 15. Juni 1710	Esther Zimmermann * 30.12.1690 Affoltern am Albis † um 1760 Winterthur	Begründer der «Hirschen»-Linie, genannt nach dem Gasthof am Obertor
Metzger und Kornhändler in Winterthur, auch als Stadtleutnant tätig. Übernahm 1730 den Gasthof Hirschen am Obertor			
Mathis Haggenmacher * 18.11.1655 Winterthur † 30.10.1717 Winterthur	∞ 16. Februar 1680	Sarah Burri * 23.10.1653 Töss † 27.05.1731 Winterthur	
Schuhmacher und zudem – mit seinen Brüdern – im Kornhandel tätig. Diente auch als Geschützchef im Toggenburger Krieg			
Jakob Haggenmacher * 19.12.1624 Winterthur † 23.11.1686 Winterthur	∞ 23. November 1646	Magdalena Krebs * 23.12.1624 † 16.01.1683 Winterthur	Zweite Heirat mit Susanna Strauss
Ursprünglich Schuhmacher, später dann mit verschiedenen städtischen Aufgaben betraut. Ab 1679 «Waldbruder» im Bruderhaus, ein Ehrenamt, in das er vom Rat gewählt wurde. Neben freier Wohnung hatte er auch landwirtschaftliche Nutzungsrechte. Das Paar hatte zwölf Kinder, von denen elf zur Heirat gelangten, was für jene Zeit sehr selten war			
Mathis Haggenmacher * 28.02.1587 † 01.09.1639	∞ 10. Februar 1617	Elisabeth Goldschmid * 1584 † 1634	Erste Ehe mit Barbara Sulzer, dritte mit Anna Isenring
Mathis war von Beruf Steinmetz und leitete den städtischen Schanzenbau, der wegen der Bedrohung durch den 1611 begonnenen Dreissigjährigen Krieg gebaut wurde. Die Familie wurde durch die Pestepidemien von 1611 und nochmals 1629 stark betroffen, und es überlebten von den Kindern nur eine Tochter und ein Sohn			
Jakob Haggenmacher * um 1553 † 16.09.1611	∞ 7. Februar 1586	Cordula Koller * 1565	Frühere Ehe mit Dorothe Baumgartner
Wannenmacher im «Blauen Himmel» an der Hintergasse (heute Holdergasse 7). Jakob Hans starb an der Pest, die 1611 in Winterthur sehr stark wütete. Insgesamt verlor die Stadt etwa die Hälfte ihrer Bevölkerung (1145 Personen), davon elf von der Familie Haggenmacher			
Ulrich «Bitzgi» Haggenmacher * 1510 † 14.11.1585	um 1546	Elisabeth Kuster † vor 1561	Weitere Ehen mit Susanna Guhl und Agnes Kunz
Wannenmacher mit Reben im Mockentobel und – wie schon sein Vater – Feuerschauer an der Hintergasse. Nach ihnen gliederte sich die Familie in drei Haushaltungen. Ulrich starb an der Pest			
Heinrich Haggenmacher * um 1485 † 1531		Margreth Bosshart † vor 1563	
Fand gemäss Historisch-Biographischem Lexikon (1927) 1531 bei der Schlacht bei Kappel den Tod. Zu den Eheleuten Haggenmacher-Bosshart vermerkt Wegmann , dass es bei ihnen um die ersten bekannten Haggenmachers des Winterthurer Geschlechts handle. Wohnhaft gewesen seien sie in der Neustadt, später Hintergasse 23, heute Steinberggasse (Haus «Zum Kastanienbaum»)			
Emil Wegmann: Geschichte der Familie Haggenmacher von Winterthur. 288. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur, 1957			
Marty Haggenmacher * um 1450	In der Region Winterthur lässt sich 1464/1467 in Neftenbach ein «Hagenmacher» als Höriger der Herren von Breitenlandberg und Tagelöhner nachweisen		

zwischenspiel waschechte winterthurerin

Maria Susanna Kübler war die Tochter des Ehepaars Rudolf Kübler 1787–1875 und Anna Barbara Greuter, dem Wirtepaar im «Löwen» in Wiesendangen. Rudolfs Bruder Jakob * 1788 war Präsident des Schulkapitels Winterthur und Lehrer an der Knabenschule Winterthur unter Rektor Johann Conrad Troll. Heinrich Kübler * 1791 – ein anderer Bruder – war Kantonsrat

Eine Cousine von Maria Susanna mit gleichem Namen war mit Jakob Heinrich 1808–1847, einem Bruder von «unserem» Jakob Ulrich 1811–1888, verheiratet. Nach der Scheidung machte sie sich einen Namen als Autorin von Jugend- und pädagogischen Büchern

Maria Magdalena Kaufmann war die Tochter von Anna Geuschel und Hans Ulrich Kaufmann 1744–1810, der Ratsherr und Amtmann von Winterthur war. Im HLS heisst es hierzu: Zwischen 1798 und 1803 waren der letzte Schultheiss Christoph Ziegler sowie die früheren Kleinräte Hans Ulrich Kaufmann und Johann Heinrich Steiner Präsidenten der Stadtbehörden

Maria Magdalenas Bruder Christoph Kaufmann 1783–1835 liess sich in Calw (Württemberg) und Nürnberg zum Wollfabrikanten ausbilden. Ab 1810 war er Ratssubstitut in Winterthur, dann 1819 Amtsrichter und Zürcher Kantonsrat, 1823–1831 Zürcher Kleinrat. Mitglied u. a. der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft sowie der Hüfs- und der Schachgesellschaft in Winterthur. Kaufmann erwarb sich Verdienste durch die Inventarisierung des Zürcher Staatsvermögens, die Förderung des Strassenbaus im Töss- und Kemptthal und die Besserstellung der Elementarschulen. In der Regierung gehörte er dem aristokratischen Lager an. Er hinterliess ausführliche Aufzeichnungen über die Verhandlungen der Zürcher Regierung (Quelle: HLS)

Anna Barbara Ziegler war die Tochter von Barbara Sulzer 1711–1784 und Hans Heinrich Ziegler 1699–1766. Dieser war Chirurg, Stadt- und Spitalarzt. Sein Vater war als Metzger der Wirt im «Ochsen» in Wallisellen. Barbara Sulzers Vater war Wollweber in Winterthur

Ihre Mutter war die Tochter des Ehepaars Andreas Sulzer 1676–1742 und Anna Blum 1680–1744. Beruflich war Andreas Pfarrer, zuerst in Dinhard als Vikar, dann Praktikant im St. Georgen und schliesslich Pfarrer in Seuzach. Seine Mutter wiederum war Barbara Meyer 1642–1702, deren Bruder **Felix Meyer** 1653–1713. Im Lexikon zur Kunst in der Schweiz (SIKART) findet sich über ihn (gekürzt)

Um 1666–1667 erster Malunterricht in Winterthur. 1668–1673 Nürnberger Lehrzeit. 1673 nach Italien, in Mailand aber Abbruch der Reise wegen Krankheit und Rückkehr nach Winterthur. 1675 Heirat mit Sarah Biderman. Zwei seiner Söhne, Hans Heinrich und Felix Meyer der Jüngere, wurden ebenfalls Maler

1674–1705 führte er Radierungen für das Winterthurer Neujahrsblatt aus (Allegorien). In Nürnberg erschienen vor 1698 bei Johann Jakob Sandrart das «Landschafts-Büchlein», um 1700–1705 bei Johann Christoph Weigel «Zwölf Schweizer Landschaften». 1678–1681 war er Lehrmeister von Jakob Sulzer, 1688 wurde er Rottenmeister im Winterthurer Offizierscorps. 1696 nochmals Reise nach Nürnberg und Bekanntschaft mit Georg Philipp Rugendas. 1697 wurde er Winterthurer Grossrat

1699–1703 weilte Meyer in Bern, von wo aus er Studienreisen in die Berge unternahm. Durch Vermittlung des Zürcher Arztes Johann Jakob Scheuchzer entwarf er 1703–1704 für den Bologneser Universalgelehrten Conte Luigi Ferdinando Marsigli 32 Bilder schweizerischer Naturphänomene (nicht erhalten). Dank Beziehungen zum kaiserlichen Gesandten in der Schweiz, Graf Trauttmansdorff, konnte er zahlreiche Landschaften für ausländische Höfe malen, so 1707 unter Mitarbeit des Sohnes Hans Heinrich Fresken für zwei Räume des Stifts St. Florian bei Linz. Darauf erhielt er einen Auftrag für grossformatige Landschaftspaneaux in Genf (nicht erhalten). Um 1708 dekorierte er für den kaiserlichen General Hans Heinrich Bürkli Räume des Schlosses Trüllikon (nicht erhalten). Da er aufgrund des Spanischen Erbfolgekriegs ab 1703 keine Gemälde in Deutschland verkaufen konnte, bewarb er sich um die Stelle des Amtmanns auf Schloss Wyden, die er 1709–1713 ausübte

Felix Meyer ist der bedeutendste Zürcher Landschaftsspezialist der ausgehenden Barockzeit. Er belebte die nach Conrad Meyers Tod stagnierende schweizerische Landschaftsmalerei wieder und war vor allem in Zürich für deren Weiterentwicklung wegweisend. Über einen bedeutenden Teil der im Ausland ausgeführten Hauptwerke gibt es keine Nachrichten. Es dürfte sich um grössere Aufträge in der Art der Wandmalereien in St. Florian gehandelt haben

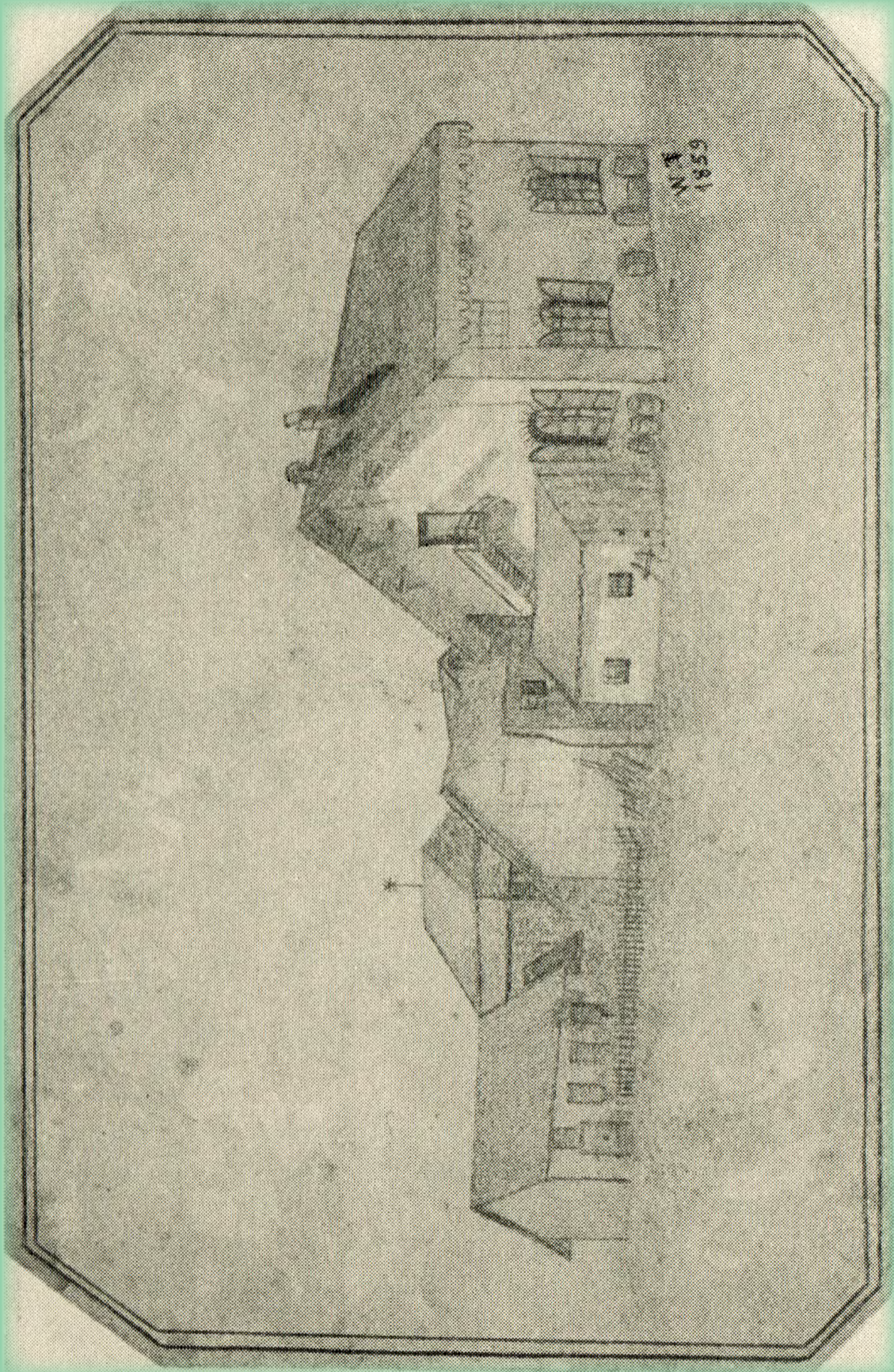
Zudem gilt Meyer als wichtigster Vermittler der niederländischen Italianisten in der Schweiz. Er empfing künstlerische Anregungen von seinen Nürnberger Malerfreunden, die ihm die Ideallandschaften von Nicolaes Berchem, Jan Both, Frederik de Moucheron und Johannes Glauber vermittelten. Eine erste direkte Rezeption holländischer Landschaftsmalerei in der Schweiz war zuvor über Jan Hackaert erfolgt, der 1655 mit Conrad Meyer die Schweiz bereist hatte. Daneben blieb Felix Meyer dem romanisierenden Landschaftstyp von Claude Lorrain, Gaspard Dughet, Nicolas Poussin und Salvator Rosa verpflichtet. Seine Landschaften bewegen sich zwischen nüchterner Naturbeobachtung und antikisierender, heroisierender Komposition von bühnenhaftem Charakter. In die mit topografischen und architektonischen Versatzstücken angereicherten Szenerien sind Staffagefiguren eingesetzt; diese malten bis 1696 Johann Melchior Roos und ab 1696 Georg Philipp Rugendas

Einige während der Berner Zeit entstandene Gemälde gehören zu den ersten Darstellungen einer Hochgebirgslandschaft mit Gletscher. Wie die vor Ort ausgeführten Zeichnungen verraten sie ebenso grosses Interesse für die Topografie wie für Naturphänomene. Meyers Werk markiert die Anfänge der Alpenmalerei. Dieses Spezialfach fand Mitte des 18. Jahrhunderts im Schaffen Caspar Wolsers ersten Höhepunkt

Werke: Kunstmuseum Winterthur; Winterthur, Rathaus, Stiftung Jakob Briner; Wandmalereien mit Landschaften, unter Mithilfe seines Sohnes Hans Heinrich Meyer, 1707 (Staffage vom Wiener Schlachtenmaler Ferdinand Kien, 1713), St. Florian bei Linz, Augustinerchorherrenstift, Prinz-Eugen-Zimmer (ehemaliges Soldatenzimmer) und Jagdzimmer (ehemaliges Alexanderzimmer); Kunsthau Zürich; Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung.

Anna Barbara Sulzer war die Tochter des Ehepaars Hans Conrad Sulzer 1674–1707, Wollweber in Winterthur, und Catharina Kreis aus Gottlieben-Tägerwilten

Esther Zimmermann stammte aus Zürich und Affoltern am Albis und war die Tochter der Gottlibea Lauffer aus Eglisau 1648–1724 und des Hans Leonhard Zimmermann 1647–1720. Dieser war Wollweber, später Obervogt zu Altikon und Landvogt in Knonau, Textilkaufmann und Zünfter zur Waag, Sein Vater wiederum war Zünfter zur Kämbel. Esthers Paten waren Heinrich von Muralt und Esther Orell, geborene Hess



zwischenspiel fabrik von 1859

In der Folge kaufte er schon 1834 – auch hier war Johann Ulrich Kaufmann Vertragspartner – ausserhalb der Stadt («bei der alten Fabrik vor dem Schmidthor in Winterthur») für 4400 Gulden ein Grundstück mit Haus und Scheune beim alten Friedhof St. Georgen und nannte sein Geschäft fortan «Johannes Sträuli, zum Friedhof». 1835 baute er dort auf zusätzlich erworbenem Wiesland eine Kerzenfabrik, 1836 eine Seifensiederei und 1840 erwarb er von einem gewissen Johann Leu, Schuster ein wenige Jahre früher errichtetes Wohnhaus. An der Stelle der Seifensiederei beim Stadtgarten steht heute das Theater Winterthur [zwischenspiel fabrik von 1859](#)

Im «Winterthurer Wochenblatt» vom 26. September 1834 erschien folgendes Inserat: Unterzeichneter bringt zur Kenntnis des E. Publikums, dass er seine Wohnung und Verlag von Kerzen und Seifenfabrikaten von dem Haus «Zum Felsenthal» in dasjenige bei der alten Fabrik vor dem Schmidthor in Winterthur verlegt hat; er empfiehlt sich bestens zu geneigtem Zuspruch, unter Versicherungen guter Bedienung. Joh. Sträuli, Kerzenfabrikant

Jubiläumsschrift 1931, S. 11

In jener Zeit gab es in Winterthur weder Kanalisation noch Abfuhrwesen. Ein kleiner Graben, der sich längs der Siederei und nördlich der Friedhofsmauer hinzog, bot für damalige Verhältnisse eine günstige Gelegenheit, die Abwässer verschwinden zu lassen. Offenbar stand die nötige Zeit hierzu nicht immer zur Verfügung; dies beweist eine Stelle im Polizeiprotokoll vom 3. Juni 1845, wo es heisst

An Herrn Johannes Sträuli Seifenfabrikant ergeht anmit die Mahnung, den Soda und Abraum aus seiner Fabrik von der Strasse vor dem Gebäude zu entfernen und sich in Zukunft zu enthalten, die Strasse mit solchem Abraum zu überlegen, wodurch der Weg verengt und der Fussgänger gehindert wird

Jubiläumsschrift 1931, S. 15

Wie damals notwendig wurde Johannes Sträuli am 17. Januar 1832 eine bis Dezember 1842 befristete Aufenthaltsbewilligung in der Stadt Winterthur erteilt. Mit Bestätigung durch die Gemeindeversammlung vom 13. Dezember 1839 erfolgte bereits die Aufnahme ins städtische Bürgerrecht, dies nach eingehender Prüfung des gesetzlich erforderlichen Vermögens durch die Steuerkommission, in deren Bericht es hiess

Die Passivschulden von 6000 Gulden von dem angegebenen Aktivum von 9700 Gulden abgezogen, zeigt sich ein Vermögen von 3700 Gulden, das den gesetzlichen Ausweis von 1470 Gulden mehr als einmal übersteigt

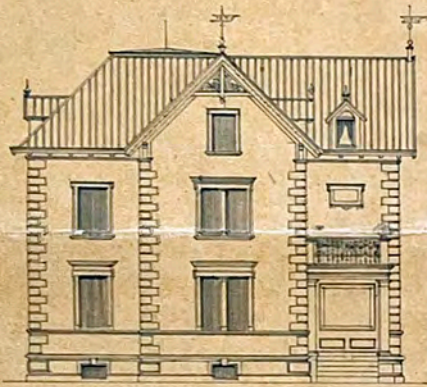
Die Eheleute Sträuli-Brändli hatten zehn Kinder, von denen acht die Jugendzeit überlebten und die acht Stämme der Familie Sträuli begründeten, mit Benjamin Carl und Maria Elisabetha Sträuli-Haggenmacher als Eltern unseres Stammes IV

Die Kinder mussten bei der Arbeit in der Fabrik tüchtig mithelfen, die Söhne beim Seifensieden, die Töchter beim Kerzenmachen und im Haushalt, Letzteres auch, weil die Mutter Emilie Sträuli-Brändli 1856 früh verstorben war

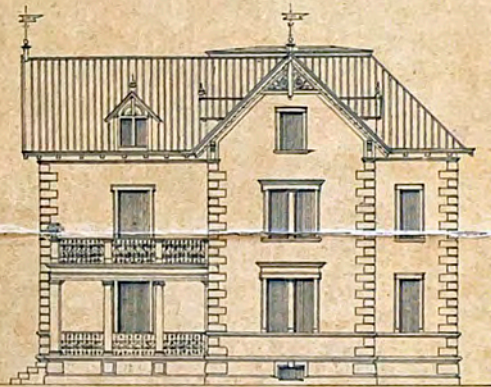
Der viel beschäftigten Emilie Sträuli-Brändli – sie arbeitete auch im Betrieb mit, wo sie an der Kerzenbank stand oder Dochte schnitt – half die Schwester Wilhelmina Brändli im Haushalt, aber diese wusste sich bei den Kindern keine Autorität zu verschaffen. Vorher hatte Wilhelmina als Schneiderin in Zürich-Unterstrass gearbeitet. Dagegen hielt der Grossvater Brändli 1767–1852, der seinen Lebensabend in Winterthur verbrachte, die acht Enkel in Zucht und Ordnung und leistete daneben umsichtige Hilfe in Haus und Garten

Emilies jüngster Bruder **Benjamin Brändli** kam häufig auf Besuch. Als Rechtsanwalt in Zürich hatte er rasch Karriere gemacht. Er war Kantonsfürsprech, Mitglied des zürcherischen Grossen Rats und des Nationalrats, starb aber schon am 22. Juni 1855 im Alter von 38 Jahren. Offenbar hatte der älteste Sohn Emil Sträuli auf die Ermunterung des Onkels das Studium der Rechtswissenschaft begonnen und gehofft, mit dem Onkel eine Stütze in seinem beruflichen Vorwärtstommen zu haben

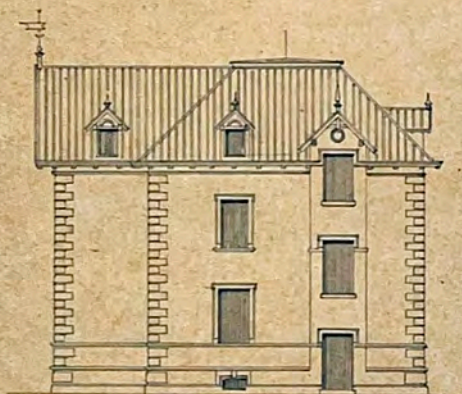
WOHNHAUS FÜR HRN. C. STRÄULI



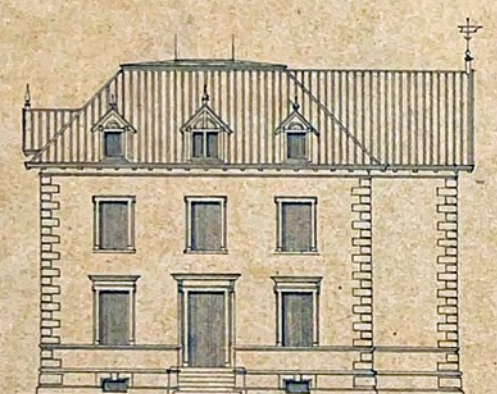
SÜDFACADE.



OSTFACADE.



NORDFACADE



WESTFACADE

Masstab = 1:100.

J. C. H. Hagg

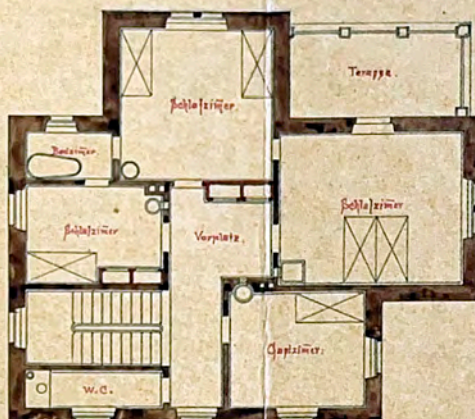
zwischenspiel zur klausur

WOHNHAUS FÜR HRN C. STRÄULI.

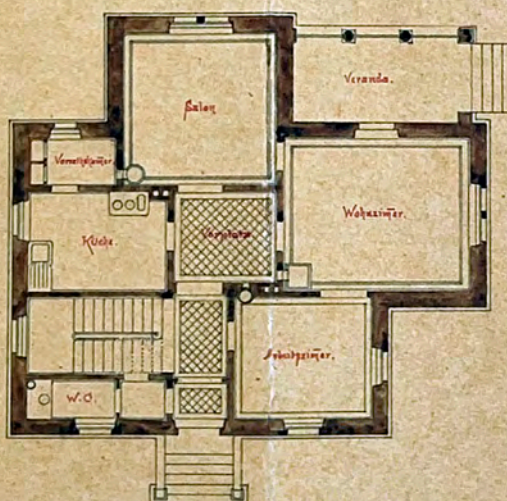
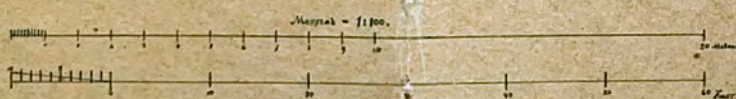
del 2217



ERSTER STOCK.



ERDGESCHOSS.



J.C. Sträuli, Archt.

Benjamin Carl Sträuli * 17.04.1839 † 30.10.1913	∞ 19. Oktober 1863	Maria Elisabeth Haggenmacher * 16.02.1840 † 20.07.1916	Stamm IV In der zweiten Generation Teilhaber der Firma Sträuli & Cie
Knabe *um 1866			Starb bei der Geburt
Carolina Maria «Marli» Sträuli * 06.05.1867 † 14.01.1950	∞ 11. Oktober 1900	Hans Emil Sträuli * 31.06.1862 † 06.06.1938	Cousin-Cousinen-Hochzeit (Hans stammte aus dem Stamm I)
Die Kinder von Maria und Hans waren Hans Karl und Emil Walter. Ersterer war Rechtsanwalt und in zweiter Ehe mit der Pianistin Doris Sträuli-Keller verheiratet. Zusammen gründeten sie die Stiftung Sulzberg und vermachten dieser ihr Vermögen und die Villa Sträuli (erbaut von 1908 bis 1911 von Benjamin Carl Sträuli für seine Tochter Carolina Maria Sträuli)			
Susanna Lilly Sträuli * 02.10.1868 † 20.02.1933	∞ 6. Mai 1890	Fritz Schoellhorn * 19.10.1863 † 02.02.1933	
Johanna Frieda Sträuli * 1871 † 1880			Verstorben während einer Diphtherie-Epidemie
Friedrich Carl Sträuli * 1873 † 1881			Verstorben während einer Diphtherie-Epidemie
Magdalena Frieda Sträuli * 20.10.1880 † 21.03.1965	∞ 16. Oktober 1902	Paul Buchmann * 30.09.1877 † 12.12.1962	
<p>Carl Buchmann *07.02.1844 †26.10.1906, der Vater von Paul Buchmann, wurde als uneheliches Kind in Nossikon bei Uster geboren. Nach der Jugend unter Vormundschaft und in Pflegefamilien begann er 1863 eine Lehre als Schlosser bei Rieter in Töss, um danach zum Monteur und schliesslich zum Konstrukteur aufzuzeigen</p> <p>Vermutlich lernte er während dieser Zeit Bertha Hauser kennen, die Tochter von Heinrich Hauser-Schäppi 1814–1876, dem seit 1853 die Neumühle Töss gehörte. Carl Buchmann und Bertha Hauser heirateten 1870, womit Carl der Schwager von Jean Sträuli-Hauser wurde. 1872 kündigte er bei Rieter und nahm bei den Sträulis eine Anstellung als Buchhalter an, lernte dabei aber auch die Seifensiederei kennen</p> <p>Ermuntert auch von den beiden Brüdern Jean und Carl Sträuli, gründete er 1876 die spätere Seifenfabrik Aspasia, ab 1882 als «C. Buchmann & Cie» firmierend. Sie produzierte feine Toilettenseifen und Parfümerieartikel und konkurrenzierte so die Waschseife der Firma Sträuli nicht. Nach gutem Start mit Expansion geriet die Produktion Mitte der 1890er-Jahre unter Druck und ein Grossbrand zerstörte Anfang 1900 die Fabrik an der Rosenstrasse 14 vollständig</p> <p>Für seine Söhne Paul und Ernst Buchmann war die Zeit nach der Übernahme der Firmenleitung 1902 nicht einfach. Paul heiratete in dieser Zeit Frieda Sträuli. Aber nicht nur familiär sondern, auch finanziell waren die beiden Firmen Sträuli und Buchmann verbandelt, aus einer angedachten Fusion wurde aber nichts. Als sich die finanzielle Situation verdüsterte, trug Fritz Schoellhorn sehr viel dazu bei, dass die Aspasia 1914 nicht unterging. Dafür wurde die Kommandit- in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und hiess nun nach einem ihrer Produkte Aspasia AG</p> <p>Der Sohn Gerhard Buchmann * 1906 † 1978 heiratete 1936 Gertrud Julia Kollbrunner * 1906 † 1994 aus der Familie Kollbrunner-Ernst aus Pfungen, der die Villa Schlosshalde in Pfungen gehörte (sie diente als Drehort für die 2020 im Schweizer Fernsehen ausgestrahlte Serie «Frieden» über die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz). Die Liegenschaft Sträulistrasse 8 bildet heute Teil der Buchmann-Kollbrunner-Stiftung, die sich in Projekten für Beeinträchtigte einsetzt. Die Liegenschaft Sträulistrasse 4 wurde durch einen der Erben verkauft</p> <p>Unsere Eltern Klaus und Gret Widmer-Oechsli hatten regen Kontakt zu Gertrud und Gerhard. Vor allem in den Sommermonaten besuchten sie sie manchmal in ihrem sehr grosszügigen Areal in Brütten mit Weekendhaus und kleinem Schwimmbad</p> <p>Die Tochter Verena Elisabeth Buchmann * 1913 † 2007 war ab 1943 verheiratet mit dem Buchhändler Heinrich Fries * 1917 † 1997. Dieser veröffentlichte im Chronos-Verlag 2001 das Buch «Im Zürcher Oberdorf» und im Begleittext des Verlags steht über ihn</p> <p>Der Buchhändler Heinrich Fries wirkte 64 Jahre in seiner Lehrfirma, «Buchhandlung und Antiquariat Rohr zum Oberdorf». Bücher waren seine Leidenschaft. Doch das Lesen in Büchern allein genügte ihm nicht. Heinrich Fries fing vor rund zwanzig Jahren an, «Häuser zu lesen». In Häusern lesen hiess für ihn, die Häuser im Umkreis seines Wirkungsortes aufzusuchen und mit ihren Bewohnern ins Gespräch zu kommen, sie nach Erlebtem zu fragen, um irgendwo einen roten Faden zu finden, der es ihm erlauben würde, eine Geschichte zu spinnen. Denn Geschichten waren es, die ihn interessierten, die Geschichten von Menschen. So ist ein Buch entstanden, das von den 200 Häusern und ihren Bewohnern des Oberdorfs erzählt und auch Heinrich Fries' Lebensgeschichte in die Geschichte des Oberdorfs einfügt</p>			
Carl Sträuli * 1883 † 1885			Verstorben an einer Rippenfellentzündung (Pleuritis)

Zur Zeit des Gründers und bis zu Beginn der 1860er-Jahre blieb die Seifen- und Kerzenmanufaktur ein beschaulicher Handwerksbetrieb mit patriarchalischen Strukturen

Die wenigen Arbeiter, die nacheinander angestellt wurden, wohnten im Haus des Meisters und assen am Tisch mit der Familie. Nach Aufzeichnungen aus dem Jahre 1862 erhielten sie bei freier Wohnung und Beköstigung einen Wochenlohn von anfänglich 5 Franken und später von 7 Franken

Nebst den Arbeitern wurden dann auch die Kinder tüchtig zur Arbeit herangezogen. Sogar der älteste Sohn Emil, der spätere, langjährige Obergerichtspräsident des Kantons Zürich, der sich juristischen Studien zuwandte, musste während seiner Ferien jeweils im väterlichen Geschäft fest Hand anlegen und schwere Arbeiten verrichten

Und über den Vater heisst es: Ich erinnere mich noch ganz gut, wie unser guter Vater, wenn er sich tagsüber müde gearbeitet hatte, sich nach dem Nachtessen in sein Stübli zurückzog und dann noch die nötigen Korrespondenzen und die Bücher besorgte, und dies mit einer mustergültigen Ordnung und Sauberkeit. In jener Zeit erlaubte er sich nicht, wenn er dem Verkauf seiner Waren in Zürich nachging, für den Hin- und Herweg die Postkutsche oder den durch einen Lohnkutscher geführten, billigen Omnibus zu benutzen. Zu Fuss machte er sich morgens früh auf den Weg und kehrte abends, wenn er sich in den Strassen der Stadt Zürich müde gelaufen, noch zu Fuss nach Hause

Jubiläumsschrift 1931, S. 17 und 20

Das Wohnhaus der Familie Sträuli-Brändli, genannt Haus «Zum Friedhof», befand sich ungefähr dort, wo sich heute der Eingang zum Stadttheater befindet. Nach dem Tod von Johannes Sträuli 1870 verlagerte sich das Sträuli'sche Familienleben mehr und mehr ins 1873 erworbene Haus «Zur Farb» auf dem Farbareal an der Haldenstrasse 2 (heute Theaterstrasse 2). Dieses Haus wurde 1855 vom Färber Johannes Forrer erbaut. Auf dem gleichen Areal befanden sich auch ein Farbturm und verschiedene andere zum Gewerbe gehörende Gebäulichkeiten, die im Jahr 1880 zusätzlich erworben wurden

Schon im Frühling 1871 bezog Emil Sträuli-Ganzoni nach dem frühen Tod seiner Ehefrau Anna Ganzoni mit seinen drei Kindern und seiner Schwester Emilie Sträuli in der dreistöckigen «Farb» eine Wohnung. 1873 konnte das Haus erworben werden. Emil Sträuli wohnte bis zu seinem Tod 1894, Emilie bis zu ihrem Hinschied 1931 in der «Farb»

Im Lauf der Jahre wohnten noch andere Geschwister in diesem Haus, so für eine gewisse Zeit der Bruder Werner mit seiner Familie, die Schwester Luise bis zu ihrer Heirat sowie die früh verwitwete Caroline, bis sie 1928 starb. In den 1880er-Jahren zogen Moritz (bis zu seinem Tod 1900) und Nanette Ganzoni-Sträuli (bis zu ihrem Tod 1919) ein. Auch Johannes Sträulis Schwester Barbara Schätti-Sträuli 1809–1883 verbrachte hier ihre letzten Lebensmonate, nachdem ihre Wohnung beim Fabrikbrand zerstört worden war. Auch in den folgenden Jahrzehnten machten immer wieder Sträuli-Nachfahr:innen eine der «Farb»-Wohnungen zu ihrem Heim

Als seine Nachfolger bestimmte Johannes seine beiden Söhne Jean und Carl. Diesen das Seifensiederhandwerk gründlich beizubringen und sie möglichst rasch zu einer Stütze werden zu lassen, lag ihm ganz besonders am Herzen. Im Detail gestalteten sich ihre Ausbildungen wie folgt

Jean Sträuli, der ältere der beiden Brüder, erhielt schon im Jahr 1856, also mit achtzehn Jahren, sein «Wanderbuch und Reisepass», dem zu entnehmen ist, dass er in den Jahren 1856–1858 in Deutschland in verschiedenen Seifensiedereien als Gehilfe gearbeitet hat, in Ulm, in Offenbach am Main und namentlich längere Zeit in Kassel. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus der Fremde, im Jahr 1861, vermählte sich Jean Sträuli mit Emilie Hauser aus der Neumühle Töss und gründete mit ihr seinen eigenen Haushalt im väterlichen Haus «Zum Friedhof»

Jubiläumsschrift 1931, S. 21 f. (gekürzt)

Die Neumühle Töss entstand 1841 nach dem Ende der Klostermühle. In den Anfangsjahren wechselte sie immer wieder den Besitzer, bis 1853 Johann Heinrich Hauser-Schäppi aus Wädenswil sie übernahm. Eine seiner Töchter heiratete 1861 Jean Sträuli, während eine andere Tochter, Bertha Hauser, 1870 Carl Buchmann heiratete. Deren Sohn Paul wiederum heiratete später die Tochter Frieda aus der Ehe von Maria Haggenmacher mit Carl Sträuli

Die Tochter Frieda Sträuli-Buchmann schrieb bald nach dem Tod von Maria Sträuli-Haggenmacher «Erinnerungen an unsere Mutter», einen Text, der hier in Teilen zitiert wird

Jugendjahre

Unsere Mutter, Maria Elisabeth Haggenmacher, wurde als zweites Kind des Gerbers Jakob Haggenmacher von Winterthur und seiner Ehefrau Susanna Kübler von Wiesendangen am 16. Februar 1840 in Winterthur geboren. Ihr väterliches Haus stand an der damaligen Hinter-, jetzt Steinberggasse. Noch deutlich erinnere ich mich an die weitläufige Stadtwohnung, die aus Vorder- und Hinterhaus bestand; im Erdgeschoss neben der Haustür war in früheren Zeiten noch der Laden, wo die gegerbten Häute direkt an die Schuhmacher verkauft wurden [...]

Aus den allerersten Lebensjahren wusste Mutter natürlicherweise wenig zu erzählen, es war damals noch nicht Sitte wie heute, dass die jungen Mütter Buch führten über jedes Ereignis im Leben ihres Kindes, wie z. B. das erste Lächeln, das Erscheinen des ersten Zahns, der erste Schritt usw. Dazu war Grossmutter Haggenmacher viel zu beschäftigt in ihrem grossen Haushalt, wo ausser den Familienmitgliedern auch noch die Gerbergesellen ihre Unterkunft und Verpflegung fanden [...]

Schon früh begann in damaligen Zeiten für die Mädchen der Vorunterricht für ihre häusliche Tätigkeit. Mit drei Jahren ging Mutter schon täglich in den «Biber», so hiess das Haus am Obertor, wo ein Fräulein Geilinger den kleinen Schülerinnen die Kunst des Strickens und Häkelns beibrachte. Der «Biber» führte auch den Namen «Häfelischule»; die Bezeichnung rührt daher, weil die Insassen oft noch zu klein waren, um selbstständig an einen gewissen Ort zu gehen. Deshalb waren im Gang draussen zu diskretem Gebrauch eine Reihe Gefässe aufgestellt, die jetzt noch in der Kinderstube den Namen «Häfeli» führen [...]

Mit fünf Jahren fing dann für Mutter schon die wirkliche Schulzeit an. Und bald hatte sie zu Hause auch genug zu schaffen, denn die kleinen Geschwister wurden ihr oft zum Hüten überlassen und des Abends nach Schulschluss zog sie den schwer beladenen Kinderwagen mit ihnen in den Garten, der sich neben der Gerbe am Strand der Eulach befand. Dieser Garten muss ihr Jugendparadies gewesen sein [...]

So gingen die Jahre dahin, die Kinderschar an der Hintergasse wuchs zu einem stattlichen Häuflein heran, damit aber auch die Arbeit der Hausmutter, die nur von einer einzigen Magd und daneben von den älteren Töchtern in ihrer Tätigkeit unterstützt wurde. In der damaligen Zeit wurde der ganze Bedarf eines Haushalts wenn irgend möglich im Haus selbst hergestellt, wie z. B. die Unschlittkerzen, die als einzige Beleuchtung für die oft so feinen Handarbeiten dienten. Auch Waschseife wurde gesotten, von Nahrungsmitteln wie Nudeln, Backwerk, Confitüren und dergleichen nicht zu reden [...]. Wie gerne hörte ich Mutter erzählen von den grossen Wäschefesten, die nur drei- oder viermal im Jahr stattfanden. Da wurde zuerst vorgewaschen, dann kamen einige Wäscherinnen des Morgens früh um zwei Uhr, um bei Zeiten mit dem «Gechten» zu beginnen, so hiess eine gewisse Waschprozedur, bei der eine Lauge, hergestellt aus Buchenasche, verwendet wurde. Um vier wurde dann den fleissigen Arbeiterinnen ein Nusswasser verabreicht als erste Stärkung, dann wurde fröhlich weitergeschafft, bis die Wäsche von einer besonders dazu bestellten Aufhängerin draussen auf dem ausgefüllten Stadtgraben, der jetzigen Technikumstrasse, aufs Seil gespannt wurde. War sie trocken, dann wurde, diesmal auf der Hintergasse, der Glätteofen aufgestellt, ein kleines Bataillon Glätterinnen rückte an, und es muss für die Hausfrau ein erquickender Anblick gewesen sein, wenn die Schar fleissiger Jungfrauen in züchtiger Reihe die Treppen niedereilte, um die heissen Bügelstähle aus dem Ofen zu holen [...]

Die Jahre, während deren Mutter den Unterricht an der Töchter Schule besuchte, sind ihr in schönster Erinnerung geblieben. Besonders gern erzählte sie von der Französischlehrerin, Fräulein Keller, und mir pflegte der Umstand grossen Respekt einzuflössen, dass diese Dame nie anders als mit Glacéhandschuhen angetan das Schulzimmer betreten hat. Nur wenn sie etwas an die Wandtafel zu schreiben hatte, entblösste sie für einen Augenblick die rechte Hand, ebenso wenn sie eine ihrer Schülerinnen mit einer Ohrfeige bedenken wollte [...]

Erstes Zusammenkommen von Maria Haggenmacher mit Carl Sträuli

Der Konfirmationstag bildete für Mutter zugleich den Abschluss der Schulzeit, zu ihrem grossen Kummer, denn da ihre Hilfe im elterlichen Haushalt so dringend nötig war, konnte sie nicht wie andere, glückliche Freundinnen ihre Schulkenntnisse noch mit einem Aufenthalt im Welschland vervollständigen [...]. Doch nicht Arbeit und Pflichten allein füllten von jetzt an das Leben der jungen Maria aus. Ihr lebhaftes Temperament verlangte nach den Freuden und Genüssen ihres Alters, und die wurden ihr auch in reichem Mass zuteil, war sie doch eine ausgezeichnete Tänzerin und dazu ein frohes, unbefangenes Kind, das durch die

zwischen spiel erinnerungen an unsere mutter

drei Brüder schon von klein auf an den Verkehr mit dem anderen Geschlecht gewöhnt war. Oft hat sie uns später von den Tanzkränzchen erzählt, die die Namen «Zur Erheiterung» und «Zur Eintracht» führten und der Winterthurer Jugend von damals Gelegenheit zu harmlos-fröhlicher Geselligkeit boten. Ich erinnere mich noch genau, wie sie mir immer wieder ihre ersten Tanzkleidchen beschreiben musste, und eine lustige Geschichte von einer Abmachung unter den jungen Damen fällt mir auch ein. Es handelte sich darum, einem jungen Mann mit etwas freien Sitten zu zeigen, was die Folge sein kann, wenn man die Grenzen des Anstands überschreitet, und so kam es, dass derselbe Jüngling, als er der Maria Haggenmacher einen Kuss stehlen wollte, von ihr mit einer schallenden Ohrfeige dafür belohnt wurde. In jene Zeit, ich glaube Mutter war damals achtzehn Jahre alt, muss auch die erste Begegnung mit unserem Vater Carl Sträuli gefallen sein [...]

Auf einer Turnfahrt nach Schloss Mörsburg muss es auch gewesen sein, dass Vater und Mutter zum ersten Mal zusammengekommen sind. Auch trafen sich nun die beiden des Öfteren auf Bällen und ähnlichen Anlässen und fanden bald inniges Gefallen aneinander, so sehr, dass der noch nicht Zwanzigjährige vor seinem Weggang in die Fremde die Maria Haggenmacher fragte, ob er darauf hoffen dürfe, sie dereinst zu seinem Weib zu machen. Marias erste Regung war, dem Jüngling das Jawort zu geben; dann aber stieg der Gedanke in ihr auf, dass sie beide doch noch viel zu jung seien, um ihre Wahl fürs Leben zu treffen, und dass es besonders dem Mann nicht gut sei, sich durch ein vielleicht voreiliges Wort gebunden zu fühlen. So nahm sie Abschied von dem Freund, indem sie ihn tröstete auf die Zeit des Wiederfindens, ihn aber zugleich ermahnte, sich im Leben recht umzusehen, damit er als gereifter Mann ihr wiederkomme, wenn er inzwischen nicht andern Sinnes geworden. Oft hat sie sich später schwere Gedanken gemacht, ob sie damals richtig gehandelt habe, bevor das Geschick sie endlich auf immer vereinte

Unsere Mutter war um jene Zeit recht umschwärmt von Anbetern und Freiern, aber sie empfand diesen Umstand mehr als eine Last, da sie sich viel lieber noch kindlichem Frohsinn hingeben wollte, als sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, welcher von den vielen am besten als Lebensgefährte zu ihr passen würde. Ohne es sich selbst einzugestehen, hing ihr Herz doch an Carl Sträuli, der sich nun in der Fremde aufhielt, und als ihr eines Tages geschwätzige Zungen zutrug, dass er sich mit einem Mädchen verlobt habe, das aus seiner Liebe zu ihm kein Geheimnis gemacht hatte, da kam eine tiefe Enttäuschung über sie. Nur aus dieser Gemütsverfassung heraus konnte es geschehen, dass auch sie die Stimme ihres Herzens verkannte und dem Drängen einer ihrer Tanzgefährten nachgab, der sie zum Weib forderte. Bald schon fühlte sie an verschiedenen Anzeichen, dass sie nicht richtig gewählt hatte, doch sie glaubte, ihr einmal gegebenes Wort nicht mehr zurücknehmen zu dürfen. Ihre Ahnungen hatten sie nicht getäuscht, ihr Bräutigam war ihr untreu geworden und hatte sich einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht, die er nur so weit wieder sühnen konnte, indem er, von seinen Freunden dazu gedrängt, Maria das Geständnis seiner Tat ablegte. Dieses Erlebnis erschütterte die feinfühlende Seele des jungen Mädchens bis ins Innerste, nicht deshalb, weil sich nun eine unüberbrückbare Schranke zwischen sie und den Bräutigam geschoben hatte, sondern viel eher aus dem Grund, weil das ahnungslose, reine Kinderherz sich so plötzlich allen bösen Mächten gegenübergestellt sah, denen die Menschen so oft unterliegen. Doch selbst jetzt noch kamen ihr Zweifel, ob sie ihr Wort zurückfordern dürfe, nur das eindringliche Gebot der Eltern und das Zureden des Bruders vermochten sie endlich etwas zu beruhigen [...] Um diese Zeit geschah es auch, dass Carl Sträulis Verlöbnis sich wieder löste und bald nachher kehrte der junge Mann in die Heimat und ins väterliche Geschäft zurück, das er nun fleissig fördern half [...]

Zweites Zusammenkommen von Maria Haggenmacher mit Carl Sträuli

Wie sich Carl und Maria dann wieder gefunden, das weiss ich nicht genau zu erzählen, es ist mir nur eine Geschichte von einem Turnfest bekannt, das auf dem Platz stattfand, wo jetzt das Geschäftshaus der Gebrüder Volkart steht. Hierzu hatte Mutter als einen der ersten Preise eine Reisetasche gearbeitet, die ein eidgenössisches Kreuz, von einem Lorbeerkranz umgeben, zierte. Unser Vater war wieder einer der besten unter den Turnern, und wie er zum Gabentisch trat, um seinen Preis auszuwählen, griff er sogleich nach der Tasche, wohlwissend, woher sie stammte, und vor allen Zuschauern drückte er sie freudestrahlend an sein Herz [...] So kam es denn auch, dass Carl Sträuli im Herbst 1862 etwas bangen Herzens sich auf den Weg machte, den gestrengen Gerber Haggenmacher um die Hand seiner Tochter Maria zu bitten. Oft pflegte er zu erzählen, wie sein Vater ihm ermutigend zugesprochen und wie dieser sich auf die zukünftige Schwiegertochter gefreut habe. Als Carl dann in die Metzggasse einbog, sah er von Weitem, wie das jüngste Schwesterchen der Braut, das Süssli, unter der Haustüre Wachposten stand und wie die Kleine dann plötzlich nur noch ihre runden Waden stehen liess, als sie schleunigst im Hausgang verschwand [...]

Das Plätzchen, wo das junge Paar den ersten Kuss getauscht, hat mir aber Mütterchen doch verraten, es war unter dem grossen Kastanienbaum in unserem Gehöft Sulzberg [...]

Heirat, schwere Krankheit und erste Kinder

Die Hochzeit wurde mit einer Wagenfahrt nach Uster gefeiert, wo im Gasthof zum Sternen das Essen und allerlei Lustbarkeiten stattfanden [...]. Nun fuhr unser junges Paar mit vollen Segeln ins Leben hinaus, zuerst wandte es den Schritt an den Rhein, wo Vater der jungen Frau die Stätten seiner ersten Tätigkeit als Seifensieder zeigen wollte. Dann folgte noch ein Aufenthalt in München, und am 30. Oktober kehrten Carl und Maria ins eigene Heim ein, das ihnen inzwischen im Haus am Friedhof in einfachstem Rahmen eingerichtet worden war [...]. Aber nicht lange währte dieses erste Glück; bald zeigte es sich, dass Mutter von ihrem München-Aufenthalt den Keim zu dem damals so gefürchteten Münchner Typhus mitgebracht hatte [...]. Furchtbar muss die Krankheit in dem jungen, kräftigen Weib gewütet haben, wochenlang lag sie im Delirium, ohne jemanden von ihrer Umgebung zu kennen [...]. Der aus Zürich herbeigerufene Arzt sah, dass es um Leben oder Tod ging; um dem überaus geschwächten Herzen Ruhe zu verschaffen, verordnete er eine starke Dosis Schlafmittel, obschon er wusste, dass die Kranke ebenso wohl aus diesem Schlafzustand nicht erwachen konnte. Da man keine andere Rettung kannte, griff man zu diesem Äussersten, und die Fiebernde versank in einem Schlaf, der sechsenddreissig Stunden dauerte [...]. Von da an schritt die Genesung ziemlich rasch voran [...]. Nach einiger Zeit zeigte sich jedoch, dass der böse Typhus Spuren hinterlassen hatte, die nicht so leicht zu überwinden waren, denn Mutters Nervensystem wurde infolge eines dazugekommenen Schwächezustands so schwer erschüttert, dass man allen Ernstes ein Gemütsleiden befürchtete [...].

Fast ein Jahr später [vielleicht 1866] wurde dem jungen Paar das erste Kind geboren; es war ein ausserordentlich kräftiger, grosser Bub, aber ehe er seine Augen dem Licht geöffnet hatte, war schon kein Leben mehr in ihm. Das war der erste schwere Verlust für die armen, jungen Eltern, die sich so herzlich gefreut hatten auf ihr Kind; und es sollte auch nicht der einzige bleiben. Am 6. Mai 1867 kam dann das zweite Kind zur Welt, ein Töchterchen, das Maria genannt wurde [...]. Die kleine Maria gedieh prächtig, und am 2. Oktober des folgenden Jahres erschien auch schon das Schwesterchen Lilly [...]. Und dieses zweite Kind entwickelte sich rasch und ohne Hindernis [...]. Im Jahre 1870 wurde das dritte Töchterchen, Johanna Frieda, geboren, und bald darauf, im Januar 1872, kam endlich der lang ersehnte Stammhalter Carl. Nun folgten Jahre des Glücks und des Gedeihens, die Kinderschar blühte heran und die Seifensiederei, die seit dem Tod des Grossvaters Sträuli im Jahre 1870 von den beiden Brüdern Jean und Carl allein betrieben wurde, entwickelte sich über alles Erwarten, dank dem rastlosen Fleiss der beiden Männer und ihrem Stab von getreuen, alten Mitarbeitern.

Schicksalsschläge

Jahre des Sonnenscheins zogen vorüber, dann brachen schwere Wolken über unsere Eltern mit ihren Kindern herein. Schon zu Anfang des Jahres 1880 erkrankte der kleine Carl an einer schweren Lungenentzündung, von der er aber wieder vollständig genas. Dann, im Juli desselben Jahres, an einem heissen Sommertag zu Anfang der Ferien, legte sich die kleine Frieda schwer krank hin. Die böse Diphtherie, die in jenen Jahren besonders viele Opfer forderte, hatte auch sie als Beute ausgesucht, und am 22. Juli, dem Maria-Magdalena-Tag, schon war der Kampf ausgekämpft [...]. Und die arme Mutter durfte den Schmerz, der sie durchwühlte, nicht einmal austoben lassen, aus Angst für das kommende Kind, mich selbst, die ich am 20. Oktober geboren und zur Erinnerung an das Schwesterchen und ihren Geburtstag Magdalena Frieda genannt wurde [...]. Am 17. April 1881, an Vaters Geburtstag, wurde ich getauft; mein Bruder war noch einer der Fröhlichsten der Festfeiernden. Dann, einen Monat später, hatte auch ihn der furchtbare Würgeengel Diphtherie hinweggerafft.

Noch einmal blühte den beiden die Hoffnung auf ein Kind, aber kurz vor seinem Kommen, im Mai 1883, geschah das Unglück, dass die Seifensiederei beinahe ganz niederbrannte. Nur einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, dass unser Wohnhaus, die stille Klausen, vom Feuer verschont blieb. Mutter hat später immer behauptet, dass ich daran schuld gewesen, weil jedes Dach, darunter ein Kind schläft, unter Gottes besonderem Schutz stehe. Ich erinnere mich noch, wie man mich, in ein Tuch gehüllt, aus dem Bettchen ans Fenster trug und wie ich die Flammen sah, die aus dem geborstenen Mauerwerk zum Himmel emporstiegen. Einen Monat später, im Juni, wurde den Eltern wieder ein Bublein geboren, das dem vorangegangenen Brüderchen zum Andenken Carl genannt wurde. Unendlich gross war der Eltern Freude, dass ihnen nun doch wieder ein Sohn und Stammhalter beschert worden war; doch kehrte sich auch dieses Glück wieder in Leid, denn trotz der sorgfältigen Pflege wollte der Kleine nicht recht gedeihen, und es zeigte sich

zwischenspiel erinnerungen an unsere mutter

bald, dass irgendein geheimes Übel an seiner Lebenskraft zehrte. Noch sehe ich die Mutter vor mir, wie sie das Büblein in ihren Armen hielt und ängstlich das Gesichtchen durchforschte, aus dem die blauen Augen so überirdisch glänzten. Beinahe zwei Jahre dauerte dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, dann brachte eine Brustfellentzündung das junge Leben zum frühzeitigen Abschluss

Die älteren Schwestern und die ersten Enkel

Unterdessen waren meine Schwestern herangewachsen, hatten ihre Pensionsjahre in der welschen Schweiz durchgemacht und waren nun richtige junge Damen, vor denen ich einen grenzenlosen Respekt hatte, besonders vor Marli, wie die älteste genannt wurde, da sie sehr viel auf gepflegtem Äusseren und guten Manieren hielt. Im Herbst des Jahres 1888 wurde die silberne Hochzeit unserer Eltern gefeiert, nach Vaters Wunsch in der alten Sträuli-Heimat in Wädenswil. Die ganze Familie von Vaters und Mutters Seite war zu dem Fest eingeladen; mit einem Schiff fuhr man von Zürich nach Wädenswil, wo im Hotel Engel das Festmahl stattfand [...] Nach Hause zurückgekehrt, versammelte man sich zum Nachtessen im Hotel Löwen, da wurde getanzt, Reden wurden gehalten und ich weiss noch ganz genau, wie stolz ich auf meine grossen Schwestern war, die in ihren weissen Tüllkleidern sehr hübsch aussahen und auch richtig gefeiert wurden

Etwas mehr als ein Jahr später, ums Neujahr 1890, verlobte sich meine Schwester Lilly mit [...] Fritz Schoellhorn [...] Am 6. Mai folgte auch schon die Hochzeit, und bald erweiterte sich Mutters Interessenkreis wieder um ein Glied, als am 24. Februar 1891 der erste Enkel, Fritz Georg, geboren wurde. Oft hatte sie nun wieder Gelegenheit, ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der Kinderpflege anzuwenden, zum Nutzen ihrer Tochter und deren Kinder, denn rasch mehrte sich die kleine Schar im Haldengut, wo das junge Ehepaar sein erstes Heim gegründet hatte. Schon am 10. Februar 1892 kam das zweite Bübchen, Hans Carl, und am 31. März 1894 das dritte, Kurt Emil. Kurz zuvor waren die beiden älteren Brüderchen an Diphtherie erkrankt. Um den Neugeborenen und die junge Mutter nicht zu gefährden, hatte man die Patienten zu den Grosseltern in die Klausen gebracht, wo sie denn auch richtig gesund gepflegt wurden [...]

Erneutes Ungemach und Erholung

Um diese Zeit wurden die Fundamente gelegt für ein neues Kamin in der Seifensiederei, und da sehr tief gegraben werden musste, stiess man auf Grundwasser, das von einem alten Abzugskanal her allerhand giftige Bakterien enthielt. Vater überwachte oft die Arbeiten; so kam es, dass er durch das Einatmen dieser Dünste eine schlimme Infektion davontrug, die sich zuerst in einer Lungenentzündung äusserte. Am selben Tag, da die kleinen Schoellhorn-Kurgäste zu ihren Eltern zurückkehrten, kam Vater mit einem Schüttelfrost nach Hause und bald stand sein Leben in höchster Gefahr. Ich weiss noch, wie seine blauen Augen im Fieber dunkel glänzten und wie Mutter äusserlich gefasst und ruhig, doch mit unbeschreiblicher Qual im Herzen an seinem Bett sass und wachte. Nach einigen Tagen war die Krisis überwunden, doch die Krankheit suchte sich nur einen anderen Ausweg und entwickelte sich zu einer Nierenentzündung, die die gefährdeten urämischen Anfälle herbeiführten [...] Wir alle hatten die Hoffnung aufgegeben und ein Wunder war es, dass er gerettet wurde [...]

So verging wiederum eine Spanne der Zeit; 1896 wurde das vierte Enkelkind, Hanna Lilly Schoellhorn, geboren, im folgenden Jahr wurde ich konfirmiert, und 1898 begleiteten mich die Eltern nach Genf, wo ich meine Pensionszeit zubrachte. Dazwischen hinein fielen jeweiligen herrliche Ferienaufenthalte [...] Wie schön war auch jene Weihnachtszeit, als ich nachkommen durfte und in Olten zu meiner freudigen Überraschung beide Eltern fand, die mir entgegengekommen waren. Als wir dann zu Hause ankamen, sah ich von weitem schon Christbaumkerzen aus dem Fenster meines Stübchens entgegenschimmern. In solchen sinnigen Überraschungen war Mutterchen ein Meister, da bekundete sich ihr poetisch veranlagtes Gemüt; auch viele Gedichtchen stammen von ihrer Hand und legen Zeugnis ab von dem überaus tiefen, seelischen Erleben aller Ereignisse, die an ihr vorübergingen

Späte Jahre

Im Frühling 1903 erkrankte Mutter an einer leichten Influenza, doch bald zeigte sich auch, dass das ganze Nervensystem total erschüttert war, was sich in Schlaflosigkeit und nach und nach in furchtbaren seelischen Angstzuständen äusserte. Die einzige Wohltat, die wir ihr erweisen konnten, war die, ihr Verständnis entgegenzubringen für alle die Qualen, die ihr Herz so schwer bedrängten [...] Wie ist uns da der liebe Vater vorangegangen, mit unverwüstlichem Glauben an eine bessere Zukunft für seine geliebte Frau und sich selbst. Und seine Bitte wurde ihm erfüllt, nach drei Jahren des Leidens hatte sich Mutter wieder erholt [...]

Wuß
in das Ausland

Folgende

München

August 11.
Jahre 1802.

Leffing

Quaranten

Alten 24. J.

Frei

Haar dunkelbraun

Wohnort

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

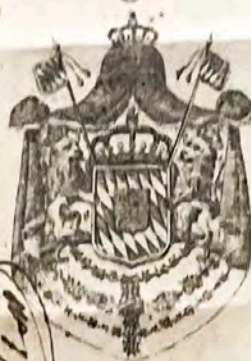
Angewandte

Angewandte

Angewandte

Angewandte

Polizei des Königreichs



Wissend das...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

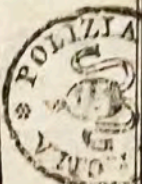
...

...

...

...

...



...

...

zwischenspiel auf der waltz

...

...

Und über Carl Sträuli

Carl Sträuli besuchte bis zum vierzehnten Altersjahr die Winterthurer Primar- und Industrieschule, die unter dem damaligen Rektor Geilfuss einen guten Namen hatte. Seine eigentliche Lehrzeit begann er mit vierzehn Jahren bei seinem Stiefonkel in Wädenswil, wo er auch konfirmiert wurde. Er war dort streng gehalten und hatte schwere Arbeit zu verrichten. Allein seine aussergewöhnlich starke Natur half ihm mit Leichtigkeit darüber hinweg. Seine Wanderjahre führten ihn dann ebenfalls nach Deutschland, aber mehr nach Westen, ins Rheinland und nach Westfalen, wo er namentlich in Elbersfeld die Schmierseifensiederei, ein damals für ihn ganz neues Fabrikationsgebiet, erlernte. Wie sein Bruder Jean, wandelte er bald nach seiner Rückkehr in die Heimat auf Liebespfaden. Turner- und Schützenbälle und andere Anlässe vermittelten Bekanntschaften, und so bereitete sich Carls Verheiratung mit Maria Haggenmacher aus der «Gerbe» vor, die am 19. Oktober 1863 gefeiert wurde

Jubiläumsschrift 1931, S. 22 f. (gekürzt)

Von der Zeit seiner Wanderjahre findet sich im Stadtarchiv noch eine Art Reisepass, der vielleicht Jean Sträuli gehörte [zwischen spiel auf der walz](#)

Maria Haggenmacher entstammte eine alteingesessenen Winterthurer Familie, über die 1957 Emil Wegmann-Haggenmacher eine sehr detaillierte Familiengeschichte publizierte [zwischen spiel waschechte winterthurerin](#)

Mit grosser Begeisterung engagierten sich die beiden Brüder nach ihrer Rückkehr im väterlichen Geschäft und machten Pläne zu dessen Erweiterung

Anfangs konnte sich Vater nicht recht mit ihren Ideen befreunden, gab dann aber doch die Einwilligung zu deren Verwirklichung

Jubiläumsschrift 1931, S. 23

1864 beschloss Johannes Sträuli, sein Geschäft im folgenden Jahr seinen beiden Söhnen zu überlassen. Ab 1865 führten während 34 Jahren Carl Sträuli-Haggenmacher und sein Bruder Johannes «Jean» Sträuli-Hauser (Stamm III) den Betrieb

Die Arbeitsteilung zwischen den beiden Brüdern ergab sich ganz von selbst, «in dem Sinn, dass Jean Sträuli den kaufmännischen Teil übernahm, während Carl Sträuli sich der Fabrikation widmete. Diese Trennung in der Leitung von Bureau und Fabrik war eine ganz natürliche, indem Jean Sträuli, in seiner angenehmen Art, mit der Kundschaft zu verkehren, für diesen Arbeitszweig geeigneter erschien als Carl Sträuli, der seinerseits wiederum durch seine ausgesprochen praktische Veranlagung für die Leitung der Fabrik am richtigen Platz war. In der Folge hat es sich denn auch gezeigt, dass diese Arbeitsteilung durchaus richtig war und ein harmonisches Zusammenarbeiten ermöglichte.»

Chronik, S. 25

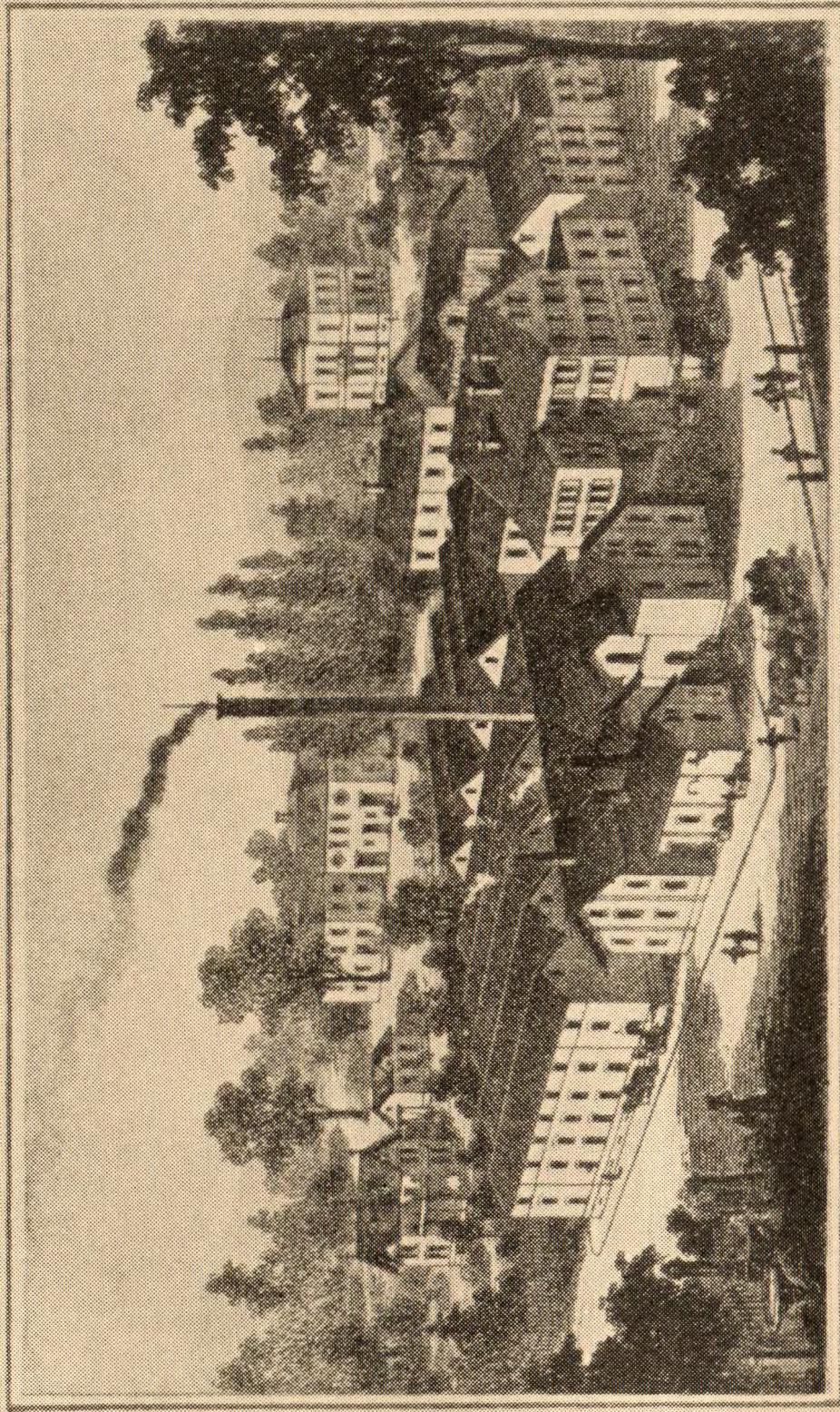
In den 1870er- und 1880er-Jahren begann das Geschäft zu florieren und es vollzog sich der Übergang vom handwerksmässigen zum fabrikmässigen Betrieb, was auch Grundstückzukaufe zur Folge hatte. So erwarben die beiden Brüder im Oktober 1880 das Farbareal, nachdem ihr Bruder Emil bereits sechs Jahre vorher das Wohnhaus «Zur Farb» gekauft hatte. Im November desselben Jahres konnten sie zudem den benachbarten «Sulzberg» in ihren Besitz bringen, auf dem allerdings die Servitut haftete, dass keine Leim- und Seifensiederei errichtet werden dürfe (Jubiläumsschrift, S. 36)

Der jeweilige Besitzer der Liegenschaft ist verpflichtet, auf derselben keine Leim- und Seifensiederei oder Fabriken für chemische Produkte sowie keine Dampfmaschinen und Fräsen zu erstellen und in allfällig zu erstellenden Gebäuden keine Gewerbe dieser Art zu betreiben

Die Villa «Sulzberg» mit ihren Zusatzgebäuden (heute Museumstrasse 56, 58 und 58a) wurde bereits 1897 weiterveräussert

Mit diesen Zukäufen wurde es möglich, mit Neubauten für die Fabrikation der zunehmenden Nachfrage nach Sträuli-Produkten zu begegnen. Dank der Neubauten konnte auch die Produktion schrittweise automatisiert und modernisiert werden

SEIFEN - KERZEN - & SODA - FABRIK



JOH. STRÄULI in WINTERTHUR

zwischenspiel vor dem brand von 1883

Wichtige Ereignisse während der Ära Jean und Carl Sträuli waren

Ende der 1860er	Anschaffung eines Dampfkessels und damit der Übergang vom Sieden mit direktem Feuer zum Sieden mit Dampf
1872	Ersatz der Handarbeit durch Maschinenarbeit in der Talgkerzenfabrikation. Die Produktion ging später durch die Konkurrenz der Stearinkerze rasch zurück und wurde 1900 eingestellt
Ab 1884	Zunehmende eigene Herstellung der für die Seifenproduktion notwendigen Rohstoffe und damit Aufbruch in die chemische Produktion
1892	Namenswechsel von «Joh. Sträuli» zu «Sträuli & Co.» und Übergang in eine Kollektivgesellschaft
1894	Mit Emil (Stamm I) und Walter (Stamm III) rückt die dritte Generation in die Firmenleitung nach

Einen Rückschlag brachte ein Grossbrand im Mai 1883 [zwischen spiel vor dem brand 1883](#), der Teile der Fabrikanlagen am Stadtgarten zerstörte. Im «Landboten» von damals hiess es

[Am Sonntagmorgen, 5 Minuten nach halb 3 Uhr, weckten Sturmgeläute und Kanonenschläge die hiesige Bevölkerung aus dem Schlaf. Von der grossen Sträuli'schen Seifenfabrik, deren Hauptteil erst kürzlich nach neuestem, rationellem System konstruiert worden war, stieg eine Feuersäule empor, so gewaltig, wie sie hier seit Menschenaltern nicht gesehen worden ist](#)

[Jubiläumsschrift 1931, S. 38](#)

Auch Fritz Schoellhorn erinnerte sich später an diese Nacht

[Ich erinnere mich des grossen Brandes der «Seifi» im Jahre 1883. Ich war als Offiziersaspirant an jenem Tag auf Urlaub zu Hause, als Feueralarm ertönte. Schnell eilte ich auf die Brandstätte, um womöglich zu helfen, notdürftig in mein Brauergewand aus englischem Leder gekleidet, denn meine schöne Uniform wollte ich selbstverständlich schonen. Helfen konnte ich nicht, und ich setzte mich dann auf die Umfassungsmauer des Friedhofs St. Georgen, da, wo jetzt der Schulhausplatz ist, und sah von da das schaurig schöne «Schauspiel»](#)

[Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkt 3](#)

Ende 1899 fand die aktive Tätigkeit der beiden Brüder ihren Abschluss, wobei sie bei der Ausarbeitung der folgenden wichtigen Veränderungen noch mitwirkten

Um 1900	Standort beim Stadtgarten wird allmählich zu klein, weshalb Alternativen für den weiteren Ausbau der Firma gesucht werden
1902	Vom Schwiegersohn Fritz Schoellhorn-Sträuli wird eine Landparzelle in der «Grüze» erworben, die dieser zuvor für sich mittels stetigem Kauf von Landparzellen zu einem grösseren Landkomplex von rund 40 000 Quadratmetern arrondiert hatte

[Eines Tages sollte die Sträuli-Fabrik verlegt werden und man suchte nach einem geeigneten Platz. Da zeigte sich, wie angenehm Beziehungen oft sein können. Ich hatte draussen in der «Grüze» einen Komplex Land, etwa 12 Juchart, zusammenkaufen lassen und wollte damit «spekulieren». Dieser Platz eignete sich vorzüglich für die Verlegung bzw. Erweiterung der Sträuli-Fabrik. In Anbetracht der verwandtschaftlichen Beziehungen nahm man mir den Platz zum Selbstkostenpreis ab, und mit dem erhofften Gewinn, aus dem ich mir schon Luftschlösser gebaut hatte, wurde es nichts](#)

[Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkt 17](#)

	Hauptvorteil der neuen Lage sind nicht nur die zusätzlichen Flächen, sondern auch die direkte Anbindung an die Eisenbahn
1902–1904	Beginn des Baus der neuen Anlagen in der «Grüze» nach den Plänen der Winterthurer Architekten Jung & Bridler (Bridler-Sträuli). Von Beginn an ist ein etappenweiser Ausbau vorgesehen

Kräuli'scher Familienfond.

Stiftungsurkunde

Im dankbaren Gedenken der hohen Liebe, die wir im fröhlichen
& friedlichen Familienleben getroffen & empfunden haben, – dieser Liebe,
die Kräfte zum Familienvereinigung auf allen Seiten bestanden
zu empfangen & nicht dem Wunsche, so wenig den alten guten
familienmässigen Fortbestehen, die Familienangehörigen bewahrt
bleiben & sich gegenseitig im besten Gewissen der Liebe & Freundschaft,
eben wie in der Familienvereinigung & Nachbarnschaft zu belassen haben,
haben die Nachbarnschaft durch diese Urkunde den Familienvereinigung
zu setzen zum Stiftungsfonds geben die folgenden Verfügungen:

1.) Das Capital der Fonds darf niemals angetroffen werden & ist nur die
Verpflichtung der Nachbarnschaft zu belassen.

2.) Die Fonds hat zu verwenden:

a.) die Hälfte zur Bestimmung von Familienmitgliedern,

b.) die Hälfte zur Bestimmung & Belohnung von Familienmitgliedern,
(Nachbarnschaft), insbesondere zu Belohnungswürden.

In einem Jahr wird verwendet Fonds haben in einem folgenden gebrauchte
werden sollte die Nachbarnschaft belassen, so wie Capital zu belassen.

3.) In besonderen Fällen darf die Familienvereinigung oder die Nachbarnschaft
nicht die Hälfte der Fonds gebrauchte werden, falls die in einem
Nachbarnschaft belassen belassen belassen belassen belassen belassen.

4.) Nachbarnschaft hat alle in belassen belassen belassen belassen belassen
angehörigen der Familie Kräfte, die die belassen belassen belassen belassen belassen
gehören & Familien Kräfte belassen belassen belassen belassen belassen.

Die Nachbarnschaft hat eine belassen belassen belassen belassen belassen
gehören zu belassen belassen belassen belassen belassen belassen.

Unterthun, 30 Juni 1899.

Jean Kräuli, Hauser

C. Kräuli, Hagenmayer.

Werner Kräuli-Krüsi.

Nach einer langen Periode des Erfolgs kam es 1967 dann wegen Fehlinvestitionen zu einer wirtschaftlich schwierigen Situation, die dazu führte, dass die Firma Joh. A. Benckiser GmbH in Ludwigshafen am Rhein, für die Sträuli bereits seit 1955 in Lizenz Calgon herstellte, Sträuli & Co. übernahm. Als Vertriebsgesellschaft blieb die Firma nun als AG noch erhalten, die eigene Produktion wurde aber aufgegeben. Liegenschaften und Anlagen in der «Grüze» gingen an Coop über. Heute operiert Coop in Winterthur als Steinfels Swiss, da Coop 1994 auch Teile der Zürcher Steinfels AG übernommen hat

1899, nämlich am 2. Juli, gründeten die noch lebenden Kinder des Ehepaars Sträuli-Brändli den Sträuli'schen Familienverband, ausgestattet ursprünglich mit einem Fonds über 30 000 Franken

§ 1 – Zum Zwecke, den alten, guten Geist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Angehörigen der Familie Sträuli auf alle Zeiten zu erhalten, besteht ein Familienverband, dem alle Angehörigen der Familie Sträuli, d. h. der sämtlichen in bürgerlichen Ehren und Rechten stehenden Abkömmlinge von Johannes und Emilie Sträuli-Brändli und ihren Ehegatten, angehören

§ 3 – Die Zinsen des Fonds sind zu verwenden: a) zur Hälfte zur Bestreitung von Familienfesten b) zur Hälfte zur Aufmunterung und Unterstützung von Familienmitgliedern, insbesondere zu Ausbildungszwecken

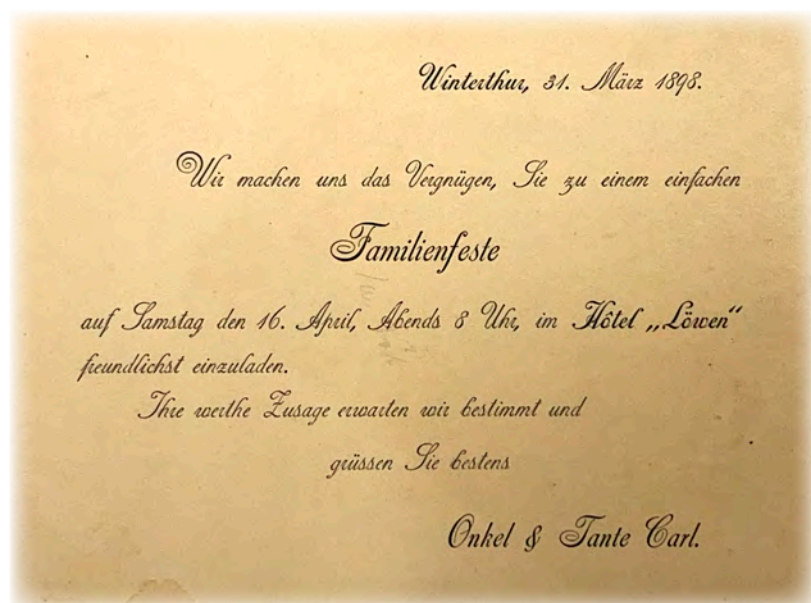
Am 12. Januar 1900 fand im «Löwen» in Winterthur das erste Familienfest statt. 35 Personen, d. h. fast alle Familienangehörigen, nahmen daran teil und gemäss Protokoll «verlief es in bester Weise und zu allgemeiner Zufriedenheit». Am 20. Oktober 1901 folgte dann per Bahn, per Wagen und zu Fuss «die Wallfahrt nach dem Stammhaus im Horgenerberg». 40 Sträulis nahmen daran teil und in vielen Fotoalben von damals finden sich noch Hinweise auf dieses Ereignis

In dieser Zeit war das regelmässige Zusammenkommen noch gang und gäbe. So finden sich im Protokollbuch (auch «Chronik der Familie Sträuli» genannt) für das Jahr 1901 folgende Anlässe zwischenspiel familienverband

Gratulationsvereinigung am Neujahrstag in der «Farb»

Sonntagszusammenkünfte am 10. Februar bei Maria und Hans Sträuli-Sträuli, am 3. März bei Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli, am 14. April bei Emilie Sträuli, am 29. September bei Ida und Moritz Ganzoni-Sträuli, am 10. November bei Emilie Sträuli-Hauser, am 15. Dezember bei Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher

Hochzeiten von Elsa Schoellhorn mit Gaudel Müller am 23. Juni und von Louise Welti mit Paul Knus am 3. Oktober



Das ab 1899 von Hand geführte Protokollbuch der Familie Sträuli (auch: «Chronik der Familie Sträuli») gibt bis 1993 Überblick über den «Sträuli'schen» Familienverband». Neben Geschäftlichem und den Hinweisen auf Veränderungen bei den Mitgliedern (Geburten, Heiraten und Todesfälle) finden sich darin vor allem Besprechungen der regelmässigen Familienzusammenkünfte, die oft auch als Generalversammlungen des Familienverbands dienten

12. Januar 1900 «Löwen», Winterthur 35 Personen
Das erste Familienfest verlief in bester Weise und zur allgemeinen Zufriedenheit. Nach der Begrüssung folgten in lebhafter Reihenfolge Tanz und Aufführungen aller Art. Hervorzuheben sind ein Theaterstück von Frieda Hauser, Frieda und Ida Sträuli («Schwarzer Peter»), ein Quartett mit Walter, Emil und Hans Sträuli sowie Moritz Ganzoni, Gesangsvorträge des Letzteren etc.

Bis 1948 fanden die Familienfeste oder Familiensoirées, wie sie lange genannt wurden, häufig im Gasthof Hotel Lion d'Or oder eben im «Löwen» am Unteren Graben in Winterthur statt. Das Haus bestand von 1855 bis 1950 und war mit einem von roten Plüschbänken umsäumten grossen Saal ausgestattet, der mit elsässischen Tapeten à la Claude Lorraine ausgeschmückt war (Quelle: Glossar der Stadtbibliothek Winterthur)

20. Oktober 1901 Ausflug auf den Klausen, Horgen 40 Personen
Es war ein prächtiger Oktobertag, an dem endlich die Wallfahrt nach dem Stammhaus auf dem Horgenerberg stattfand. Fast vollzählig fanden sich die Familienmitglieder um 8.30 Uhr am Bahnhof ein. Im Chalet in Horgen-Oberdorf wurde ein währschafter Znüni genommen, dann gings teils zu Fuss, teils im Wagen den Berg hinauf zum Stammhaus. Zahlreich traten Fotoapparate in Funktion. Im Bockenwirthshaus wurde dann das Mittagessen eingenommen. Abends Abstieg nach Horgen und Heimfahrt. Es war ein schöner Tag

13. Februar 1904 «Löwen», Winterthur 53 Personen
Um 8 Uhr wurde ein flottes Nachtessen serviert und dann gab es eine Reihe gelungener Produktionen, die in aller Heimlichkeit vorbereitet worden waren. Die dritte Generation versammelte sich 17 Stück hoch zur Generalversammlung und beschloss allerlei lustige Dinge, die sangeskundige Familie Ganzoni-Nadler produzierte sich, Familienfotografien wurden vergrössert auf die Leinwand geworfen, ein reisender Fotograf nahm in fabelhaft kurzer Zeit die Gesellschaft auf und verteilte die gelungenen Bilder, Gitarren- und Mandolinenklänge wechselten mit Gesellschaftsliedern [...] Es wurde getanzt und gesungen bis zum Morgengrauen

8. April 1905 «Löwen», Winterthur 41 Personen
Der erste Teil des Abends gehörte der dritten Generation, die sich 17 Köpfe und Köpfchen gross tummelte. Alle waren mit fröhlichen Kopfbedeckungen bekleidet, die Grösseren schwangen tanzstundenkorrekt das Tanzbein, die Kleineren hüpfen sonst nach Herzenslust herum [...] Nach dem Nachtessen und der Generalversammlung ergriff eine fröhliche Tanzlust insbesondere die mittlere Generation, in die aber auch noch mobile Glieder der ersten Generation hineingezogen wurden, und hielt die Gesellschaft in Gemütlichkeit bis morgens um 3 Uhr bei einander. Dann fing sie an abzubrockeln und es heisst, dass die Unsolidesten um 4 Uhr zu Hause waren

24. Februar 1906 «Löwen», Winterthur 52 Personen
23. Februar 1907 «Löwen», Winterthur Fast vollständig
29. Februar 1908 «Löwen», Winterthur 57 Personen

Der Abend verlief im gewohnten Rahmen. Allerdings machte sich gegenüber früheren Jahren eine Änderung immer mehr bemerkbar durch das Heranwachsen der Angehörigen der dritten Generation. Es war keine Rede mehr davon, dass die Jugend um 11 Uhr verschwindet

Herbst 1908 Ausflug auf den Zugerberg Nicht festgehalten
13. März 1909 «Löwen», Winterthur 50+ Personen
5. Februar 1910 «Löwen», Winterthur 57 Personen

Der Titel dieser Berichterstattung kann nicht, wie gewöhnlich, Familiensoirée und Generalversammlung lauten. Denn nachdem es schon in früheren Jahren etwas Schwierigkeiten bereitet hatte, die Gesellschaft dem Festtrubel zu entreissen, wollte es dieses Jahr gar nicht gelingen. Die ersten Traktanden, die das Familienhaupt in seiner Mappe wohl vorbereitet hatte, musste er unerledigt wieder nach Hause tragen. Dafür gestaltete sich der gesellschaftliche Teil des Abends äusserst fröhlich und gemütlich [...] Die Produktionen wurden eröffnet mit einer kleinen Angehörigen der dritten Generation, Else Schoellhorn, die eine von ihrem Papa verfasste poetische Begrüssung vortrug [...]

4. März 1911 «Löwen», Winterthur Fast vollständig
In den Vorbereitungen zur Soirée machte Carl Sträuli-Haggenmacher den Vorschlag, das Fest solle so «einfach wie immer» vor sich gehen. Weitere Pläne wurden nicht geschmiedet

zwischen spiel familienverband

Die beiden Firmeninhaber Jean und Carl Sträuli errichteten auf dem weitläufigen Areal ihre Villen im Stil der damaligen Zeit, also noch ein bisschen schlichter als kurz danach, so Maria und Carl 1876/1877 an der Sträulistrasse 8 (Haus «Zur Klausen») [zwischen spiel zur klausen](#) und Jean 1878 an der Museumstrasse 70. Beide Häuser stehen heute noch

Im Jahr 1877 erbaute sich Vater ein eigenes Heim, unsere liebe Klausen, so benannt nach dem Stammhaus der Sträulis auf dem Klausen bei Horgen, ganz besonders aber auch der Gemütsart der Mutter zuliebe, die immer die traute Einsamkeit ihres Heims der lauten Geselligkeit vorgezogen hat

Frieda Buchmann-Sträuli, in: «Erinnerungen an unsere Mutter», S. 23 f.

Carl erbaute auf seinem Grundstück 1904 die Liegenschaft Sträulistrasse 4 für seine Tochter Magdalena Frieda Buchmann-Sträuli sowie 1908 für seine Tochter Carolina Maria Sträuli-Sträuli die Liegenschaft Museumstrasse 60, die heute als «Villa Sträuli» bekannt ist. Es heisst, dass Carl seine Töchter und ihre Familien in der Nähe haben wollte, dies auch, weil seine Frau Maria wegen der vielen Schicksalsschläge oft von Schwermut geplagt war

Schon zwei Jahre nach unserer Hochzeit [1904] hatten uns die gütigen Eltern ein Häuschen in ihrer Nähe gebaut, und so verging kein Tag, an dem wir uns nicht sahen. Auch Schwester Marli wohnte seit kurzem in ihrem neu erbauten Haus im Sulzberg, und so konnten wir Mutter immer beistehen, wenn Vaters hie und da wiederkehrende Anfälle sie in Sorge versetzten [...]

Frieda Buchmann-Sträuli, in: «Erinnerungen an unsere Mutter», S. 31

Mit den beiden Liegenschaften Sträulistrasse 4 (Wohnhaus von «Tante Friedi» Frieda Sträuli, dann Wohnhaus der Familie Fries-Buchmann) und Sträulistrasse 8 («Zur Klausen», dann Wohnhaus der Familie Buchmann-Kollbrunner) bildet der Komplex noch heute ein Teilensemble des ursprünglichen Sträuli-Quartiers. Auf dem andern Teil des Areals «Johannes Sträuli, zum Friedhof» steht heute das Theater Winterthur [zwischen spiel sträuli-quartier](#)

Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher hatten sechs Kinder, von denen drei das Erwachsenenalter erreichten. Nach 1885 – nach dem Tod seines Sohns Carl – entschied sich der Vater aufgrund des Fehlens eines Stammhalters, seinen Neffen, den zweiten Sohn seines Bruders Emil, Benjamin Emil Sträuli (* 1867 † 1948; Stamm I) zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Die Töchter kamen in der damaligen Zeit dafür nicht infrage

Über Marias Jugendjahre sowie über das Familienleben der Sträuli-Haggenmachers schrieb die jüngste Tochter Frieda Buchmann-Sträuli 1923 «Erinnerungen an unsere Mutter» [zwischen spiel erinnerungen an unsere mutter](#)

In der Sträuli-Chronik beschrieb Frieda ihren Vater Carl und dessen Verhältnis zu seinen Schwiegersöhnen Fritz Schoellhorn und Paul Buchmann wie folgt

Carls geschäftlicher Erfolg in einer Zeit, die noch nichts wusste von dem unerbittlichen Konkurrenzkampf der heutigen Tage, ging hervor aus seiner Arbeitsfreudigkeit, die seiner kraftvollen Natur und seinem Temperament entsprang und nicht gehetzt war von Ehrgeiz und Gewinnsucht [...] Seine kernige Urwüchsigkeit, sein trockener Humor und nicht zuletzt seine ungewöhnlichen Körperkräfte und seine Gewandtheit als ehemaliger Kranzturner verschafften ihm das Ansehen seiner Arbeiter, an deren schwerer Arbeit er oft genug teilnahm. Nie liessen sie es am nötigen Respekt fehlen, denn so kameradschaftlich auch der Ton zwischen ihnen war, so konnte Carl doch nötigenfalls mit drastischen Worten, die heute kaum mehr zulässig wären, sie auf die Notwendigkeit seiner Führung aufmerksam machen. Hinter all dem aber stand, einem jeden fühlbar, seine warme Menschlichkeit, und so verwirklichte er im Rahmen seines Lebenswerks nach Möglichkeit den demokratischen Gedanken, den auch seine Brüder, jeder auf seine Weise, zu ihrer Richtschnur gewählt hatten

So kam die Zeit heran, da der erste Schwiegersohn, Lillys Gatte Fritz Schoellhorn, in den Familienkreis der Klausen trat. Mit grossem Interesse nahm Vater Carl an den Mühn des Jüngeren um das Gedeihen der Brauerei Haldengut Anteil, denn seine Tatkraft und seine Aufgeschlossenheit für alles Neue machten es ihm zur Freude, seinen Besitzstand zu leisten, wo immer er zu brauchen war

«Einfach wie immer» versammelte sich die Familie dann fast vollzählig im «Löwen». Das hinderte nicht, dass hübsche Toiletten aufrückten und die Herren sich in Frack, Smoking oder Gehrock hüllten

Das Vergnügungsprogramm war reichlich besetzt: hübsche musikalische Darbietungen der Familie Ganzoni-Nadler. Dann ein famoser Zirkus: Zirkus Sträulinsky, in dem einige so hervorragende Kräfte auftraten, dass ihren Angehörigen wegen eines allfälligen Niedergangs der Toilettenseifenfabrikation oder der Advokatur nicht bange zu sein braucht

2. März 1912	«Löwen», Winterthur	Nicht festgehalten
27. März 1915	Schloss Wülflingen, Wülflingen	Zahlreich

In den Jahren 1913 und 1914 wurden keine Familienzusammenkünfte statt. Grund für diese erste längere Pause waren die Todesfälle von Werner und Carl Sträuli

Zahlreich sind die Familienmitglieder erschienen; zum grössten Teil hat sie die neu eröffnete Tramlinie nach Wülflingen gebracht. Nach der Generalversammlung fehlte für grosse Festlichkeit die Stimmung – solange der fürchterliche Krieg dauerte. Stattdessen wurde ein Theaterstück dargeboten. Die Jugend machte noch ein Tänzchen, bis ein Extra-Tram die Gesellschaft von dem Vorort in die Stadt zurückbrachte

6. Mai 1916	«Löwen», Winterthur	63 Personen
15. November 1919	«Löwen», Winterthur	79 Personen

Nach 3½-jähriger Pause lud der Vorstand die Familie zur Versammlung und frohen Vereinigung wieder einmal in den «Löwen». Dass er damit dem allgemeinen Wunsch entsprach, bewies die Beteiligung

18. März 1922	«Löwen», Winterthur	59 Personen
---------------	---------------------	-------------

Während dieser politisch und wirtschaftlich immer noch beunruhigenden Zeiten ist der alten Generation die Festfreudigkeit etwas abhanden gekommen. Eine Bittschrift der jüngeren Familienmitglieder, vornehmlich der Schulpjugend, um Abhaltung einer Familiensoirée gab dem Vorstand die Anregung, die Familie wieder einmal zu froher Vereinigung einzuladen

9. Juni 1923	Schloss Wülflingen, Winterthur	56 Personen
--------------	--------------------------------	-------------

Rücksichten finanzieller Natur geboten dem Vorstand, die diesjährige Generalversammlung nicht in üblicher Weise als Soirée im Hotel Löwen, sondern in etwas bescheidenerem Rahmen im Schloss Wülflingen abzuhalten

15. März 1924	«Löwen», Winterthur	49 Personen
21. März 1925	«Löwen», Winterthur	65 Personen

Anlässlich dieser Soirée wurde dem 25-jährigen Bestehen des Familienverbands gedacht, u. a. mit Hinweisen in den Reden auf die Geschichte der Familie Sträuli in Winterthur ab 1831 und deren ausgeprägten Familiensinn auch in den folgenden Generationen

Fast jeden Tag traf man sich und berichtete über die kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens und nahm tätigen Anteil am Ergehen jedes Einzelnen. Die Sonntage verbrachten Eltern und Kinder vereint in stattlicher Schar vor den Toren der Stadt. Mit dem Grösserwerden des Familienkreises, indem sich nach und nach zahlreiche junge Zentren entwickelten, wurde dieser Zusammenhang nach und nach ein bisschen lockerer [...] Der Gedanke, die Nachkommen des ersten Sträuli von Winterthur möglichst lange unter sich zu verbinden, gab vor 25 Jahren die Veranlassung zur Familienstiftung

19. Februar 1927	«Löwen», Winterthur	58 Personen
------------------	---------------------	-------------

Der zweite gemütliche Teil wurde mit einem Kinderreigen eröffnet [...] Esterli Hauser, Kläusli Widmer und s Urseli Schneebei sangen und tanzten unter der Leitung von Lili Reinhart-Ganzoni [...] Die anfangs schüchternen Kinder wiederholten auf allgemeinen Wunsch die Produktion, die das zweite Mal schon recht keck und munter allen grosse Freude machte

10. März 1928	«Löwen», Winterthur	Über 70 Personen
---------------	---------------------	------------------

Ein flotter Jazzmusiker sorgte dafür, dass in den Entre-Actes des Theaters die Bewegung im geistigen und körperlichen Sinn stets aufs Neue angefacht wurde

2. März 1929	«Löwen», Winterthur	62 Personen
5. Juli 1930	«Römergüetli», Winterthur	63 Personen

Die Schwestern Hedwig Bridler und Ida Meyer-Sträuli hatten zu einem Familienabend in das durch das Hinscheiden von Werner Sträuli verwaiste «Römergüetli» eingeladen [...] Die Generalversammlung konnte im Freien durchgeführt werden. Die Gesellschaft platzierte sich mit freiem Blick auf die schöne grosse Wiese und die prächtigen Bäume. In der Wiese sass der Vorstand [...] Die beiden Schwestern stifteten den Abend zur Erinnerung an ihren Bruder Werner. Sie wollten auch noch einmal die ganze Familie im «Römergüetli» versammeln, wo man früher so oft zusammen gesessen war. Das «Römergüetli» selbst geht einem ungewissen Schicksal entgegen, da es eventuell einem unbekannten Käufer zufällt [Das Haus blieb noch einige Zeit im Besitz von Sträuli-Nachkommen]

zwischen spiel familienverband

Zwölf Jahre später, als die jüngste Tochter sich mit Paul Buchmann verheiratete, stieg nochmals der Wunsch in ihm auf, eine schon bestehende Seifensiederei für den Schwiegersohn zu übernehmen und neu zu organisieren. Da aber Paul Buchmann bereits in der von seinem Vater betriebenen Toiletten- und Parfümeriefabrik C. Buchmann und Co., später Aspasia AG, tätig war, wurde der Plan wieder aufgegeben und seine Gedanken galten nun dem schon bestehenden Geschäft, bei dessen Gründung die beiden Brüder Jean und Carl mit Rat und Tat mitgeholfen hatten, da verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Jean Sträuli und Carl Buchmann bestanden

Zu seiner Freude erlebte Carl noch, wie der Gatte der ältesten Tochter Marie, der erste Sohn seines lieben Bruders Emil, im Jahre 1911 zum Stadtpräsidenten gewählt wurde

Frieda Buchmann-Sträuli, in: Chronik, S. 29 f.

Fritz Schoellhorn beschreibt die besondere Beziehung zu seinem Schwiegervater Carl Sträuli ähnlich

Unser Bier schmeckte nicht immer wohl, und als ich im Jahr 1895 während des Eidgenössischen Schützenfestes verzweifelt meinem Schwiegervater unsere Not klagte und ihm sagte, unser Bier gräuele wieder: gründliche Abhilfe könne nur durch den Bau eines neuen Gärkellers geschaffen werden, dazu fehle uns aber das Geld, sagte er mir: «Sei froh, wenn du weisst, wo es fehlt, baue den Gärkeller, und wenn es euch an Geld fehlt, verschaffe ich dir's.» Der Bau wurde ausgeführt und damit die Kalamität behoben. Meiner Beziehung zu Carl Sträuli ist also das gute Bier der Brauerei Haldengut zuzuschreiben

Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkt 11

Neben der bereits erwähnten Schrift «Erinnerungen an unsere Mutter» findet sich Folgendes in der Trauerrede für Maria Sträuli-Haggenmacher (zitiert in Ausschnitten)

Mit ihrem Gatten durfte sie 50 Jahre lang vereinigt sein und das seltene Fest der goldenen Hochzeit mit ihm begehen. Wie haben er und sie sich aufs Schönste ergänzt!, er mit seinem Bedürfnis nach Geselligkeit und sie mir ihrem Wunsch, in der Stille des Hauses zu weilen [...]

Viel Freude erlebte sie, indem jede der drei Töchter, die ihr erhalten geblieben, ihren eigenen Hausstand gründete und sie mit der Zeit Grossmutter von zehn Enkeln wurde. Noch bis ins hohe Alter hat sie diese so gerne bei sich gesehen; nie wurde es ihr zu viel, wenn die jüngeren unter ihnen nach Kinderart ihre Anwesenheit recht geräuschvoll kundgaben. Sie hat in ihrem grossen Wohlwollen, mit ihrem feinen Verständnis für das kindliche Wesen und mit einer Ruhe, die sie niemals verliess, sie geleitet und so einen starken, vortrefflichen Einfluss auf sie ausgeübt [...]

Was ihr aber in besonderer Weise eigen war, das war ihr reiches, tiefes Gemüt. Mögen andere Menschen von dem, was sie erleben, nur oberflächlich berührt werden, sie konnte solches nicht leicht vergessen; sie hat beides, Freude und Leid, gründlich in sich verarbeitet; ihr blieben Eindrücke im Innersten erhalten [...]

Ja, auch das Leid, und es ist ihr wahrlich nicht erspart worden. Schon in ihrer Jugend hatte sie eine schwere Enttäuschung erlebt; das gab ihrem Denken, ihrer ganzen Gesinnung ein ernstes Gepräge. Nicht, als ob sie dadurch verbittert geworden wäre und sich des Freundlichen nicht hätte freuen können; o nein, in viel edlerer Weise zeigten sich die Folgen jener Erfahrung: sie hing mit ihrer ganzen, wir dürfen vielleicht sagen leidenschaftlichen Liebe an denen, von denen sie sich geliebt wusste. Aber um so schwerer war für sie der Verlust, umso härter traf sie der Schlag, als sie ihr entrissen wurden. Ein Mädchen und der einzige Knabe wurden von der Diphtherie dahingerafft, und als später nochmals ein Söhnlein geboren war, ist es früh ebenfalls gestorben

Trauerrede von Herrn Dekan W. Rhyner anlässlich der Bestattung, 22. Juli 1916

24. Januar 1931	«Löwen», Winterthur	75 Personen
17. November 1932	«Löwen», Winterthur	51 Personen

Die Ungunst der Zeit ist gross. In unserer Stadt gibt es viele Arbeitslose, die Geschäfte gehen schlecht. Der Vorstand verzichtete deshalb auf die Abhaltung unseres Anlasses im üblichen Rahmen mit Produktionen und Tanz und bot nur die Erwachsenen zur Generalversammlung auf, an die sich ein Nachtessen anschloss. Da die Zusammenkunft nur bis 24 Uhr dauern sollte, wurde zum ersten Mal in unseren Annalen ein Wochentag gewählt

9. Dezember 1933	«Löwen», Winterthur	54 Personen
23. November 1934	«Löwen», Winterthur	52 Personen
30. November 1935	«Löwen», Winterthur	94 Personen

Der Ungunst der Zeiten halber wurden in den Jahren 1932 bis 1934 zur Familiensoirée nur Erwachsene eingeladen. In diesem Jahr erfolgte die Durchführung wieder im alten Rahmen

20. März 1937	«Löwen», Winterthur	80 Personen
30. April 1938	«Löwen», Winterthur	Unbekannt
20. Februar 1943	«Löwen», Winterthur	92 Personen

An der Generalversammlung vom 1. Januar 1942 wurde der Wunsch festgehalten, dass wieder einmal ein Familienfest in bescheidenem Rahmen stattfinden solle, sei es ein Ausflug zur Sommerzeit – nicht in die Weite – zum Eschenberg oder in die Eichmühle. Besonders zur Herstellung und Erhaltung des Kontakts unter den Kindern wäre ein solcher Anlass erwünscht gewesen. Anlässlich der Generalversammlung vom 1. Januar 1943 wurde dann beschlossen, am 20. Februar 1943 im «Löwen» ein einfaches Nachtessen abzuhalten

Für das gemäss Protokoll einfache Essen – eine Vorspeise, zwei Hauptspeisen und eine Nachspeise mit Café – mussten [kriegsbedingt] drei Mahlzeitencoupons hingegeben werden

25. März 1944	«Löwen», Winterthur	Nicht dokumentiert
---------------	---------------------	--------------------

Das einfache, aber reichlich aufgetischte Mahl und die Trinksame wurden den Erfordernissen des fünften Kriegswinters angepasst. Sie vermochten der guten Stimmung keinen Schaden zufügen

17. November 1945	«Löwen», Winterthur	etwa 90 Personen
28. Februar 1948	«Löwen», Winterthur	75 Personen
1. Oktober 1949	Ausflug auf den Klausen, dann «Morgental» in Hirzel	77 Personen

In Erinnerung, dass der Familienverband 50 Jahre zuvor gegründet worden war, fand statt eines Familienfestes ein Ausflug nach Horgen statt. Zu diesem Zeitpunkt umfasste die Familie 150 Mitglieder, was bedeutet, dass ziemlich genau die Hälfte an der Reise teilnahmen

Etwa um 15.00 Uhr versammelten die Gäste sich, in drei Autocars herbeigeführt, beim Stammhaus Klausenegg auf dem Klausen ob Horgen

30. September 1950	«Hirschen», Kyburg	Zahlreich
29. September 1951	Hotel du Lac, Rapperswil SG	71 Personen
25. April 1953	«Casino», Winterthur	Grosse Zahl

In der letzten Generalversammlung in Rapperswil wurde beschlossen, dass man sich das nächste Mal wieder im «Löwen» in Winterthur versammle, zu einem Familienabend im alten Stil, d. h. mit roten Plüschsofas, italienischer Landschaftsmalerei an den Wänden, mit Gesellschaftsanzügen, Tanz und womöglich selbst verfassten Produktionen; aber bald darauf hiess es, der «Löwen» sei verkauft und werde abgerissen, er sei aus der Mode gekommen und nicht mehr rentabel gewesen. Nun war für den Vorstand guter Rat teuer. Säle, die eine so grosse Gesellschaft wie die unsere, zu fassen vermögen, sind in Winterthur nicht zahlreich, und rechte Bewirtschaftung wird droh auch gewünscht

14. Mai 1955	«Casino», Winterthur	111 Personen
--------------	----------------------	--------------

Am 10. Februar 1955 heisst es in Bezug auf das kommende Sträuli-Fest

Die Kosten dieser Feste bereiten heute Sorgen, weil Teilnehmerzahl und Preise für alle Aufwendungen seit der Gründung der Familienvereinigung stets gestiegen sind. Auch wenn die festlichen Abende nicht mehr alljährlich veranstaltet werden, reichen die Vermögenszinsen bei weitem nicht mehr aus zur Bestreitung der Unkosten [...]

Das Familienfest am 14. Mai verlief dann im gewohnten Rahmen, mit der Generalversammlung zu Beginn

Der nun folgende gesellige Teil brachte der frohen Festgesellschaft nach einem guten Festessen mannigfaltige Unterhaltung: Regula Schoellhorn rezitierte in gepflegter deutscher Sprache ein Gedicht ihres Grossvaters Fritz Schoellhorn, das vor Jahren ihre Tante Elsi an einem Familienfest im «Löwen», auf den Tisch gestellt, zum Besten gegeben hatte. Die Kinder Fries und Meyer wiederholten ein Wäscherinnengespräch, mit dem einst ihre Grossmütter bei einem Familienanlass erfreut hatten [...]

zwischen spiel familienverband

Zu Lilly Sträuli-Schoellhorn finden sich Hinweise in den Erinnerungen ihrer jüngeren Schwester Frieda

Einst war der grosse Augenblick gekommen, da es im Rat der Familie beschlossen wurde, dass ich den ersten Gang allein und ohne Führung in die Stadt unternehmen solle. Stolz und zuversichtlich machte ich mich auf den Weg zum Grossvaterhaus [Haggenmacher] an der damaligen Hintergasse, jetzt Steinberggasse. Schon längst hätte ich gerne einmal mit Muse alle die interessanten Dinge auf der Strasse und hauptsächlich in den Ladenfenstern betrachtet, doch immer zogen mich ungeduldige Schwesterhände, die mich streng im Zaun hielten, vorwärts. Mutterchen ging jahrelang nie aus, sodass ich fast immer nur von meinen grossen Schwestern begleitet wurde. So unternahm ich also an jenem Nachmittag den wichtigen Gang mit erwartungsvoll klopfendem Herzlein. Ein bisschen bange fühlte ich mich ja auch vor all diesem Neuen, denn ich war ziemlich furchtsam und sehr schüchtern. Ein Hauptanziehungspunkt bildeten für mich die riesigen Flaschen, die so glänzend rot in Meister Gott-hilfs Ladenfenster prangten; die wollte ich mir mal gründlich ansehen. Aber oh weh!, gerade als ich mich so recht in den ersehnten Anblick vertiefte, sah ich beim Rathausdurchgang um die Ecke einen bekannten Hut auftauchen, den sogenannten Polegaggel und darunter das blonde Haar meiner Schwester Lilly, die mir als Spion und allfällige Beschützerin nachge-sandt worden war. Natürlich wars vorbei mit meiner Freiheit, und beschämt und züchtig wanderte ich wieder wie gewohnt an Lillys Hand. Zwar will ich gerecht sein; Lilly war mir immer eine liebe Schwester, besonders in der Zeit, da Marli ihre Pensionszeit in Vevey zu-brachte und ich Lilly fast allein überlassen war, denn Mutter lag nach Brüderchens Tod an einer Blutvergiftung schwer krank darnieder und wurde ebenfalls von Lilly treulich gepflegt. Manch Puppenkleidchen schneiderte sie für mich, wenn sie gerade Zeit hatte, oder sie schenkte mir irgendeine Kleinigkeit und liess mich in ihren Schätzen kramen [...]

Wenn ich zurückdenke [...] kommt es mir vor, als ob damals die Eltern für mich die warme schützende Heimat dargestellt hätten, die Schwestern aber in ihrer oft noch ein wenig ge-dankenlosen Jugend die Welt, die mir noch so unerreichbar fern schien, gerade wie es mir vorkam, als ob ich niemals eine Brücke spannen würde über den grossen Unterschied der Jahre, die uns trennten. Ganz besonders eingeschüchtert fühlte ich mich, als Marli kurze Zeit nach dem Tod meines lieben Karli von ihrem Pensionsaufenthalt als fertige junge Dame zu-rückkehrte. Alles war mir fremd an ihr, die neue Frisur, die elegante Wespentaille: Aber es war nicht zu leugnen, dass sie mir grossen Eindruck machte, wenn sie morgens auf der Veranda mit ihrer Häkelarbeit erschien, während das gute, fleissige Hausmütterchen Lilly überall herumwirtschaftete, da doch Mutterchen meistens krank zu Bette lag. Hie und da durfte ich die Schwester auf einem «Bummel» durch die Stadt begleiten; wenn sie dann ihren schönen Federhut aufsetzte, begriff ich, dass ich mich den höheren Regeln des Anstands befeissen musste, weder laut lachen noch sprechen, noch mich umsehen durfte, wenn sie mich an der Hand führte [...]

Inzwischen hatte auch Lilly ihr Pensionsjahr in Neuchâtel zugebracht; ihre Gegenwart ver-misste ich sehr, denn mir schien, dass sie mich besser verstehe als die ältere Schwester, die mir mit ihrem gemessenen Wesen mehr ängstlichen Respekt einflösste. Grosse Bewunde-rung empfand ich für sie, wenn sie am Klavier sass und übte; zuweilen begleitete sie Vetter Emil auf der Violine und dann sass ich stumm in meiner Ecke und sog die Töne völlig in mich ein [...]

[...] der Winter ging allmählich vorüber, nachdem ich noch einige Male das Vergnügen gehabt hatte, die Schwestern schön geschmückt zum Ball abfahren zu sehen. Diese Abende bedeu-teten nämlich Ereignisse in meinem Leben, auf die ich mich vielleicht mehr freute als sie selbst; schon der Anblick der duftigen Gewänder, der hübschen Schuhe, Handschuhe, Fächer und all des Zubehörs, das da bereit lag, riefen in mir Vorstellungen wach von märchenhaft schönen Festen in Sälen erfüllt von Blumenduft und Musik. Dann kam Frau Hernandez, die Coiffeuse, und begann ihre Aufgabe, indem sie die Haare der beiden Schwestern bearbeitete, kräuselte, in kunstvolle Gebilde ordnete und zum Schluss noch einen Blumenzweig darin befestigte, während ich von meiner Ecke aus keinem Blick von ihr verwandte und im Stillen beschloss, mich später als Haarkünstlerin auszubilden, so wundervoll fand ich die Veränderung, die mit den beiden Mädchen vorgegangen war. Jetzt kam der Gipfelpunkt des Abends, in den von

30. November 1957	«Casino», Winterthur	133 Personen
4. Juli 1959	Landgasthof Zum Schwert, Oberstammheim ZH	86 Personen

In den Vorbereitungen wurde darüber nachgedacht, einen Teil des Festes im «Römergüetli», am Gründungsort des Familienverbands 60 Jahre zuvor, abzuhalten. Diese Idee wurde aber wieder fallen gelassen, da schlechtes Wetter eine solche Durchführung sehr erschwert hätte. Für das Familienfest wurde auch die «Chronik der Familie Sträuli» fertiggestellt

11. November 1961	«Casino», Winterthur	129 Personen
19. Juni 1965	Schloss Laufen, Dachsen ZH	124 Personen

Auch bei diesem Sträuli-Fest gab es im Vorgang die Diskussion, ob ein solcher Anlass aufgrund der starken Ausweitung der Familie und der Tatsache, dass viele Mitglieder mit ihr nicht mehr recht verbunden waren, sowie aufgrund der steigenden Kosten für ein Fest noch zeitgemäss sei. Es wurde eine Besprechung unter jüngeren Familienmitgliedern durchgeführt, mit der Folge ...

Mit Freude wurde von der positiven Einstellung der Jungen zum Familienverband Vermerk genommen und es wurde beschlossen, auf die Frage des Vorstands betreffend Auflösung nicht mehr einzutreten

7. Juni 1969	Landgasthof Wallberg, Volketswil ZH	140 Personen
--------------	-------------------------------------	--------------

Die Architektur und Innenausstattung des Gebäudes wirkte auf die ältere Generation recht modern bis fremd-artig und belehrte sie, dass sich die Zeiten geändert hatten und mit ihnen auch die Menschen!

17. Juni 1972	Landgasthof Bären, Turbenthal ZH	114 Personen
---------------	----------------------------------	--------------

Der Ort wurde u. a. mit Rücksicht auf das dortige Hallenschwimmbad gewählt, das denn auch freudigen Zuspruch durch die junge Generation fand

25. September 1976	Hotel Zentrum Töss, Winterthur	124 Personen
--------------------	--------------------------------	--------------

Das «Anwachsen und Weiterverzweigen» der Familie, wie dies der von Robert Sträuli meisterhaft geschaffene Stammbaum mit allen Nachkommen der gemeinsamen Vorfahr:innen Sträuli-Brändli zeigt, kann Schwierigkeiten für die Weiterführung des 77-jährigen Familienverbands entstehen lassen

21. Juni 1980	Hotel Adler, Ermatingen TG	87 Personen
30. April 1988	«Gartenhotel», Winterthur	etwa 125 Personen

Acht Jahre sind verflossen seit dem letzten Familienfest in Ermatingen. Damals war die Beteiligung recht mittelmässig und man stellte die Frage, ob die Weiterexistenz des «Sträuli'schen Familienverbands» sinnvoll sei. Felix Sträuli, unser Familienpräsident, konnte zum Apéro im «Gartenhotel» 101 Erwachsene und 24 Kinder der verschiedenen Stämme begrüßen

Im Nachgang zum Fest hiess es dann: Während die Frage vor dem 30. April lautete: Ist dies das letzte Familienfest?, ist die eindeutige Antwort nein. Es zeigte sich ein Bedürfnis auch der jüngeren Generation, die Tradition der Familienfeste weiterzuführen

5. Juni 1993	Brauerei Haldengut, Winterthur	173 Personen
13. März 1999	Schloss Laufen, Dachsen ZH	Nicht dokumentiert
16. Mai 2009	«Casino», Winterthur	192 Personen
31. August 2014	«Bächlihof», Jona SG	204 Personen

In diesem Jahr wurde das Fest als «Burezmorge» durchgeführt. Es begann schon um 10.00 Uhr und dauerte bis in den späteren Nachmittag. Dies erleichterte der Festgemeinde Gespräche ausserhalb der eigenen Familienstämme

27. August 2023	«Osttor», Winterthur	etwa 220 Personen
-----------------	----------------------	-------------------

Ursprünglich früher geplant, dann aber wegen der Pandemie auf 2023 verschoben, begann die Planung im Herbst 2022. Dabei stand zuerst die seit 1965 wiederkehrende Frage, ob ein solcher Anlass aufgrund der Grösse der Familie und da sich viele nicht mehr kennen, noch sinnvoll sei, zur Diskussion

Perfekt organisiert traf sich die Familie nach acht Jahren Pause zum Brunch im «Osttor», einer alten Spenglerei zentral in Winterthur neben dem Schulhaus Geiselweid gelegen. Anwesend waren rund 45 junge und 175 ältere Sträulianer:innen, mit Aldo Sträuli, dem Silberrücken, einem überraschend tiefen Durchschnittsalter von 44 Jahren und erst im Sommer geborenen Zwillingen als den Jüngsten. An der vom Familienpräsidenten Christoph Sträuli geleiteten Generalversammlung wurde einstimmig entschieden, das Familienfest weiterhin durchzuführen. Alles andere wäre eine Überraschung gewesen, genossen die Erwachsenen doch das Wiedersehen nach vielen Jahren und die vielen Kinder das Kinderprogramm, für das ihnen ein grosser eigener Raum zur Verfügung stand. Eine Tango- und eine Harmonikarabietung sowie ein digital durchgeführtes Quiz zur Familiengeschichte und zum Fest brachten sympathische Auflockerungen

zwischen spiel familienverband

Wohlgerüchen erfüllten Kemenaten waren eifrige Hände bemüht, den beiden Balldamen die seiderauschenden Kleider überzuwerfen und ja darauf zu achten, dass die geschmückten Häupter ungefährdet daraus emportauchten. Dann gab es noch ein eiliges Hin- und Herlaufen, bis endlich der Wagen kam und die Mädchen mit ihren Cavaliers entführte; meine Gedanken aber glitten auch mit aus dem stillen Haus hinter ihnen her, und ich wurde nicht müde, mir all die Herrlichkeiten vorzumalen, die nun auf die Schwestern warteten

Frieda Buchmann-Sträuli an ihre Tochter Verena, 6. April 1930

Zu Lillys Verlobung schreibt Schwester Frieda später

Am 2. Januar 1890 war es, als Mutterchen des Morgens an mein Bett trat und mich weckte mit den Worten: «Stehe schnell auf, liebes Kind, denk dir nur, du hast einen Bruder bekommen!» Ich hatte das Gefühl, als wäre ein unfassbares Wunder geschehen; ein Bruder, das war doch für mich der Gipfel aller Wünsche, aber seit man den kleinen Karl auf den Friedhof hinausgetragen hatte, glaubte ich nicht mehr an die Erfüllung meiner Sehnsucht

Nun aber schaute Mutter lächelnd zu, wie ich erst einige Zimmer durchstöberte auf der Suche nach dem neuen Bruder, den ich mir gar nicht anders als ein kleines Bübchen vorstellen konnte; endlich verriet sie mir aber die grosse Überraschung, dass heute ein junger Mann zum Vater käme, um Schwester Lilly als Braut von ihm zu erbitten

Wirklich wurde ich einige Stunden später ins rote Zimmer gerufen, und da sass ein völlig unbekannter junger Herr, der den Arm um Lilly gelegt hatte, als wäre sie schon sein völliges Eigentum. Im Stillen war ich ein wenig empört darüber, aber sonst fand ich es unerhört interessant und spannend, diesen Fremden zu beobachten und kennen zu lernen, schien er mir doch von so ganz anderer Art zu sein als alle die andern Menschen, die ich kannte, schon wegen der Sprache, die sich deutlich von unserem biedern Zürichdütsch unterschied

Nun glaubte ich selbst eine wunderbare Erzählung mitzuerleben; das Haus war voller Blumen, die der jungen Braut geschickt wurden, täglich kam der Bräutigam und wir lernten auch seine nächste Familie, den Vater und die beiden Schwestern, kennen, von denen die eine schon verheiratet in einem nach meinen Begriffen märchenhaft schönen Haus wohnte

Den «neuen Bruder» beobachtete ich sehr aus der Entfernung; ich war zu schüchtern, um mich ihm zu nähern, und hatte es auch schon längst zu spüren bekommen, dass Schwester Lilly meine Gegenwart nicht erwünscht war, wenn ihr Bräutigam sie besuchte. Eines Tages, als er aber entdeckte, dass ich ihn immer noch mit «Sie» und «Herr Schöllhorn» anredete, machten wir doch nähere Bekanntschaft zusammen, und von da an fasste ich mir ein Herz und fing an, etwas vertraulicher gegen ihn zu werden. Schon in den ersten Wochen nach der Verlobung starb Vater Schöllhorn, ein freundlicher alter Herr, an einer Lungenentzündung, und von da an war Fritz fast unser täglicher Gast, obschon Marli inzwischen von Scharlach befallen und von einer Krankenpflegerin gepflegt im oberen Stock in der Verbannung hauste. Dazwischen hatte Mutterchen Hals über Kopf zu tun, um die Aussteuer zu beschaffen, und das Haus wurde nicht leer von redseligen Wäschelieferanten, Möbelhändlern, Dekorateurs, die das zukünftige Heim des jungen Paares einrichten halfen

Frieda Buchmann-Sträuli an ihre Tochter Verena, 6. April 1930

Sonst ist über ihre Jugendjahre und ihr Leben als Frau Schoellhorn wenig überliefert. Hierzu meinte Pfarrer Hans Wegmann bei der Abdankungsansprache treffend

Wie gerne malte ich das Leben der Frau, an deren Bahre wir versammelt sind, das Leben einer rechten Gattin und Mutter, in den wärmsten, lebendigsten Farben. Wie gerne machte ich dadurch auch etwas von dem Unrecht gut, das immer wieder geschieht, ohne dass man sich im Allgemeinen dessen bewusst ist: des Unrechtes, dass jedes Menschen, sei es Mann oder Frau, der im öffentlichen Leben eine Rolle gespielt oder in der Kunst, in der Wissenschaft, in der Fürsorgearbeit, in der Industrie oder wo immer Bedeutendes geleistet, bei seinem Scheiden in den verschiedensten Zeitungen oder Zeitschriften vielleicht mit besonderen Biografien gedacht wird, während man an dem Wirken der besten Gattin und Mutter, die nur dies war, regelmässig mit vollkommenem Stillschweigen vorbeigeht. Ich kann diese Sitte nicht anders denn als ein Unrecht empfinden. Manchen Mann, dessen Name heute

Lillys Eltern Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher 1892 und 1902

Oben: Carl und Maria mit den Töchtern Frieda, Lilly und Maria, Kind vielleicht Georg Schoellhorn
Unten von links nach rechts: Hanna, Carl, Maria, Lilly



zwischenspiel familienband

jedes Schulkind wissen muss, hätte die Welt entbehren können, ohne dass irgendjemand Schaden genommen hätte. Vielleicht ist sein Wirken für Tausende sogar zum Fluch geworden. Frauen, die Gattin und Mutter im rechten Sinn sind, kann die Menschheit nie entbehren. Sie sind ein unschätzbarer Wert und – wenn sie versagen – ein unersetzbarer Verlust. Auf ihnen ruht das Heil und Unheil eines Volkes, mehr als auf denen, die einen grossen Namen tragen. Sie schaffen und weben im Stillen sein Schicksal, gleich den Parzen [drei altrömischen Schicksalsgöttinnen], verborgen, aber mächtig. Was sie versäumen, kann niemand ganz gutmachen. Was sie leisten, geht nie völlig verloren [...]

Ein schönes Los ist ihr zuteilgeworden, und sicher haben sie manche ihrer Bekannten darum beneidet. Sie war mit einem Gatten verbunden, den sie achten, hochachten konnte, der sicher, zielbewusst seinen Weg ging und sein Lebenswerk baute [...] Doch auch eine schwere Aufgabe. Wer von sich selbst viel verlangt, fordert auch viel von andern und vor allem von seinen Nächsten. Wer mit aller Energie ein Ziel verfolgt, kann nicht immer die Rücksichten tragen, die andere mit Recht von ihm erhoffen. Wer mit ihm Schritt halten will, muss oft rascher gehen, als ihm lieb ist. Er muss oft seine eigenen Wünsche gänzlich in den Hintergrund rücken, um den Dienst zu leisten, der vor ihm verlangt wird

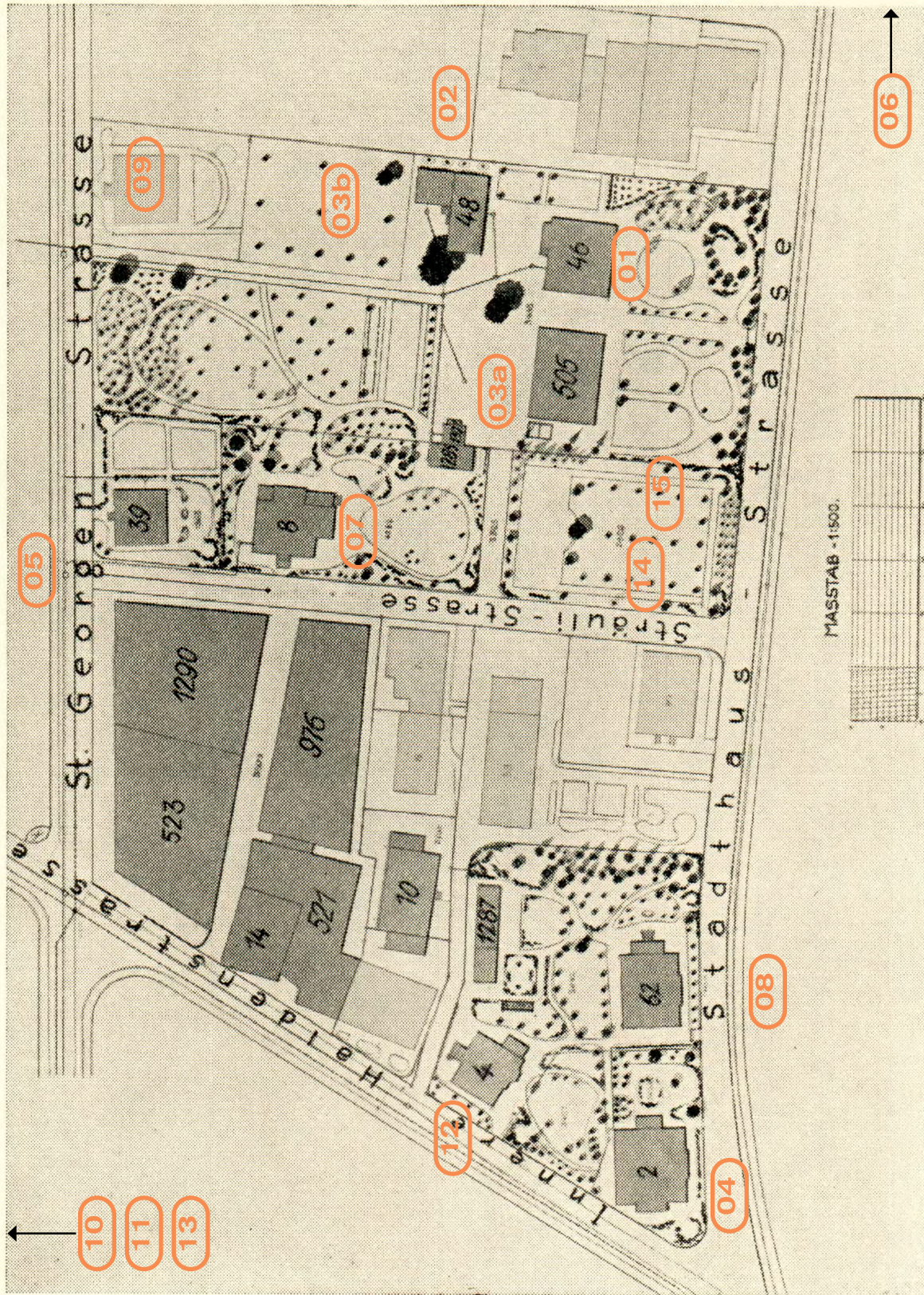
Ansprache von Herrn Pfarrer Hans Wegmann
anlässlich der Abdankung im Krematorium, 22. Februar 1933, S. 57 f.

Lillys Aufgabe war der damaligen Zeit entsprechend fokussiert auf das Führen eines grossen, anfänglich überhaupt nicht automatisierten Haushalts mit einem sehr fordernden Ehegatten, fünf Kindern und Angestellten. Was dies damals bedeutete, illustrieren die Fotos von den Abreisen aus Klosters [zwischenenspiel](#) [abreisen](#). In einem Brief kurz nach ihrer Hochzeit an ihre ältere Schwester Marie schrieb sie, dass Fritz meine, sie müsste noch besser das Delegieren lernen. Hierzu schrieb ihre jüngere Schwester über die Zeit nach Lillys Hochzeit

Inzwischen hatte unser Lilly in ihrem schönen neuen Heim im Haldengut allmählich Wurzel gefasst, und auf den Februar 1891 wurde schon ein kleiner Prinz erwartet. In meinen Augen besass nämlich das neue Reich meiner Schwester einen fast fürstlichen Glanz. Wohl war das Wohnhaus alt, aber dafür war die Einrichtung umso schöner; und nun gar der grosse Garten, mit dem von alten Bäumen beschatteten Teich, darauf Seerosen schwammen und wo in milden Sommernächten Frösche quakten, was konnte ich mir Schöneres denken. Trotz allem aber dachte ich mir hie und da im Stillen, dass Lilly ganz gern wieder für ein paar Stunden mit mir getauscht hätte und in unser viel einfacheres Elternhaus zurückgekommen wäre; man hatte auch beinahe den Eindruck, als ob die junge Frau, anstatt selbst zu regieren, unter dem Pantoffel ihrer beiden dienstbaren Geister, der schicken Ottilie aus dem Schwabenland und der flotten Wiener Köchin Lisy, gestanden wäre

Frieda Buchmann-Sträuli an ihre Tochter Verena, 6. April 1930

So wie Frau Schoellhorn aber eine Sträuli-Tochter blieb, so war es mit ihrer Tochter Hanna. Der familiäre Zusammenhalt von Hanna Widmer-Schoellhorn mit ihren nächsten Sträuli-Verwandten blieb bis ins Alter sehr eng. So wird erzählt, dass sich die beiden Schwestern Hanna und Else als geborene Schoellhorn-Sträulis regelmässig zum Kartenspiel mit ihrer wenig älteren Tante Frieda Buchmann-Sträuli und deren Gatten Paul Buchmann an der Sträulistrasse 4 trafen. Es heisst, dass es jeweils am Samstagabend war und immer ein kaltes Nachtmahl gab: Thunfisch! Und ihr Cousin Hans Sträuli 1902–1986 kam mit seiner Frau Doris Sträuli-Keller 1912–2003 noch bis kurz vor Hannas Tod häufig an die Rieterstrasse auf Besuch [zwischenenspiel](#) [familienband](#)



Das Sträuli-Quartier 1892.

zwischenenspiel das sträuli-quartier

01	Villa Sulzberg	Erbaut 1785 durch den Kaufmann Johannes Ernst, Namensgebung nach seiner Gattin Anna Sulzberger 1749–1790. 1811 kam es an Joh. Jakob Rieter zur Glocke, 1832 an Rudolf Winkler. Aus dem Konkurs J. J. Keller gelangte es 1880 an die Nachbarsfamilie Sträuli, die es 1897 weiterveräusserte an Dr. Heinrich Ziegler-Schäppi zur Nutzung als Arzthaus. 1930 Übernahme durch Heinrich Ziegler 1875–1966
02	Pächterhaus	Erbaut um 1820 als Teil des Komplexes «Sulzberg»
03	Waschhaus	Erbaut um 1840 vermutlich als Ökonomiegebäude der Villa «Sulzberg», 1908 im Zusammenhang mit dem Bau der «Villa Sträuli» vom ursprünglichen Standort 3a nach 3b verschoben
04	Haus «Zur Farb»	Ursprünglich Wohnhaus der Färberei Forrer. Erbaut um 1855 durch Johann Forrer, Färbers Erben. Ab 1669 bestand hier eine Färberei. Das bis 1845 an dieser Stelle stehende Haus war zusammen mit der Taverne «Zum Kreuz» das erste Wohnhaus, das vor den Toren errichtet wurde
05	Haus «Karl Bertschinger»	Durch Emil und Anna Sträuli-Ganzoni 1874 erworben (Innere Haldenstrasse, heute Theaterstrasse 2), nachdem sie mit ihrer Familie bereits seit 1871 in einer Wohnung im Haus gewohnt hatten
06	Villa Römergüetli	Erbaut 1867 vom Veltemer Baumeister Vallaster für Karl Bertschinger, in den 1970er-Jahren abgetragen. Benannt vielleicht nach Karl Eduard Bertschinger 1828–1891, Rechtsanwalt in Winterthur und später in Enge
07	Haus «Zur Klause»	Erbaut 1874/1875 von Johann Pfau für Werner und Ida Sträuli-Knüsli, um 1977 abgetragen (heute Römerstrasse 42)
08	Haus «Jean Sträuli I»	Erbaut 1876/1877 von Emil Studer für die Familie Carl und Maria Sträuli-Haggenmacher (heute Sträulistrasse 8)
09	Haus «Emil Studer»	Emil Kaspar Studer 1844–1927 war ein Schweizer Architekt und Professor aus Winterthur. Studierte unter Semper und arbeitete unter Questel in Paris und Bluntschli in Zürich. Für viele der frühen Sträuli-Bauten (Wohnhäuser, aber auch Fabrik- und Geschäftshäuser) fungierte er als Architekt
10	Haus Villa Schoellhorn	Erbaut 1878 von Emil Studer für die Familie Jean und Emilie Sträuli-Hauser (heute Museumstrasse 70)
11	Haus «Carl Weinmann»	Erbaut 1882–1883 von Emil Studer für sich selbst (heute St.-Georgen-Strasse 77)
12	Haus «Jean Sträuli II»	Erbaut 1885 von Ernst Jung für Johann Georg und Karolina Schoellhorn-Nonnenmacher (heute Lindstrasse 27), 2007 abgetragen
13	Haus Villa Lindeneck	Ernst Georg Jung 1841–1912, Schweizer Architekt ursprünglich in Basel, kam 1859 nach Winterthur und avancierte zu einem der begehrtesten Winterthurer Villenarchitekten. Otto Bridler-Sträuli 1864–1938 wurde 1888 Teilhaber bei Jung
14	Haus «Frieda Sträuli»	Erbaut 1890 für Josy und Carl Weinmann-Schoellhorn (heute Theaterstrasse 38), 2007 abgetragen
15	Haus Villa Sträuli	Erbaut 1893–1894 von Jung & Bridler für die Familie Emilie und Jean Sträuli-Hauser (heute Theaterstrasse 4)
		Erbaut 1895–1896 von Jung & Bridler für die Familie Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli (heute Lindstrasse 16)
		Erbaut 1904 von Jung & Bridler für die Familie Frieda und Paul Buchmann-Sträuli (heute Sträulistrasse 4)
		Erbaut 1908–1911 von Bridler & Völki für die Familie Maria und Dr. Hans Sträuli-Sträuli (heute Museumstrasse 60)
		Lebrecht Völki 1879–1937 war ein Schweizer Architekt aus Winterthur und als Nachfolger von Jung ab 1907 Teilhaber von Bridler & Völki

Die damalige Innere Haldenstrasse heisst heute Theaterstrasse, die Stadthausstrasse Museumstrasse. Quelle für die Grafik: Jubiläumsschrift 1931, S. 55

Fritz Schoellhorns Grosseltern Nonnenmacher-Sonntag aus Oberstocken bei Bergatreute (D)

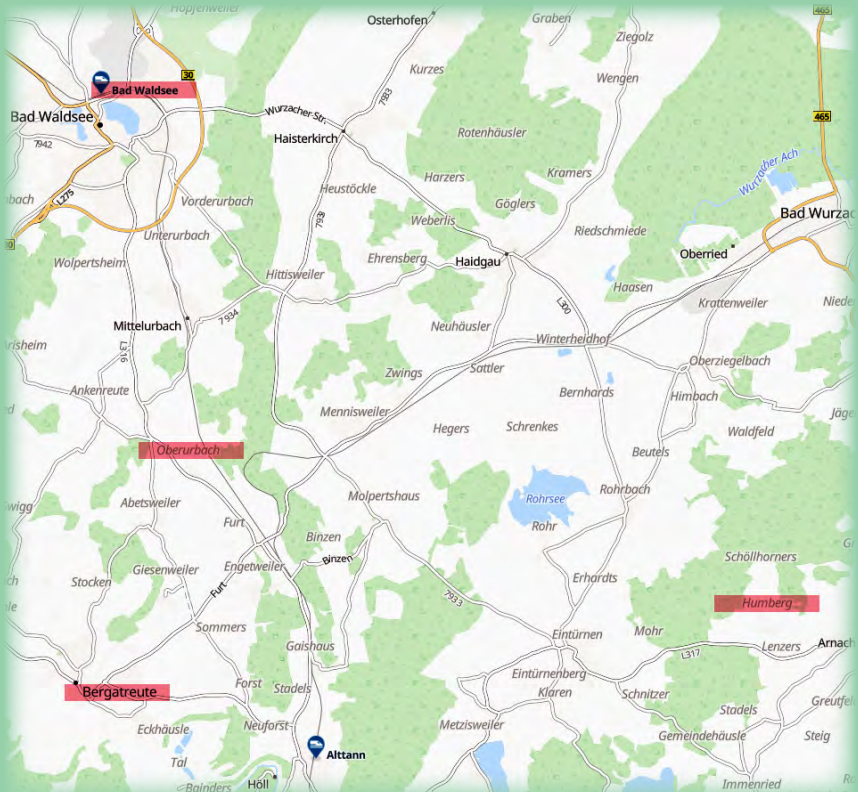


vorspiel württemberger zuwanderer

Karolina und Johann Georg Schoellhorn-Nonnenmacher mit ihren Töchtern
Josefine «Josy» und Emilie



Im Württembergischen um Rot an der Rot und Bad Waldsee



vorspiel württemberger heimat

Ausflug zu den Ursprüngen

Bei den Nonnenmachers im Stocken bei Bergatreute (oben) und in Oberurbach vor Fritz Schoellhorns Geburtshaus (unten), um 1910



Lilly (1868–1933) und Fritz (1863–1933) Schoellhorn-Sträuli, um 1890



vorspiel sesshaft

Lilly Schoellhorn-Sträuli mit ihren Kindern Georg, Hans, Hanna, Elsi und Kurt, um 1901



Die folgenden Angaben basieren auf Fritz Schoellhorn (1923, nach Seite 96) und folgen den Namensschreibungen dort			
Ulrich Schellenhorn	Die Flurbezeichnungen «in Schellhorn», «im Schöllhorn» und «in Schelhoren» meinen den noch heute bestehenden Weiler Schöllhorn bei Spindelwag nördlich von Hauerz. Fritz Schoellhorn (1923, S. 4 f. / S. 27 ff.) wies nach, dass hier ununterbrochen bis heute Schoellhorns ansässig waren	Genannt 1469 in Schellhorn	
Hannss Schöllhorn		Genannt 1481 im Schöllhorn	
Ulrich Schelhoren		Genannt 1518 in Schelhoren	
Jorg Schellhorn	Jüngerer Sohn vom Weiler Schoellhorn, Lehen vom Kloster Rot an der Rot in Mettenberg	Genannt 1555 in Mettenberg nördlich von Rot an der Rot	
Jörg Schellhorn	∞ 1560	Anna Caspar	Genannt 1560 in Mettenberg
Jakob Schöllhorn † 1614		Anna Berger oder Kunenberger † 1611	Genannt 1607 in Mettenberg
Hanss Schellhorn † 1671	∞ 1614 ∞ 1632 oder 1634	Barbara Teuffler ... Painer † 1669	In Senden wenig nördlich des Weilers Schöllhorn durch Übernahme eines Lehens der Familie seiner zweiten Ehefrau
Christoph Schellhorn † 1686	∞ 1657	Ursula Klebichler von Muri AG † 1686	In Buch durch Übernahme eines Lehens. Die Familie Klebichler scheint in Buch ansässig gewesen zu sein
Hans Schöllhorn † 1708	∞ 1682	Barbara Kemmerle † 1748	In Rupprechts bei Hauerz durch Übernahme eines Lehens der Familie seiner Ehefrau
Georgius Schöllhorn * 1688 † 1738	∞ 28. März 1712	Gertrude Entress oder Andres † 1748	In Humberg in der Gemeinde Arnach durch Kauf eines Erblehens dort
Andreas Schöllhorn * 1715 † 1770	∞ 12. Januar 1738	Anna Maria Künzle † 1782	In Humberg , Lehen durch Erbe
Anton Schellhorn * 26.05.1748 † 14.07.1807	∞ 1777 ∞ 22. Juni 1800	Anna Maria Rugler † 1800 Christine Wagner * 25.12.1769 † 10.07.1827	In Humberg , Lehen durch Erbe; das Lehen ging nach dem Tod von Anton an Joseph Bendel, den zweiten Ehemann von Christine Wagner, über
Franz Xaver Schellhorn * 08.09.1801 † 20.05.1870	∞ 27. Mai 1834 ∞ 1851 ∞ 1857	Monika Vonier * 07.01.1805 † 12.12.1850 Maria Anna Krattenmacher Elisabetha Messmer † 1885	Ab 1834 in Oberurbach Monika Vonier ist in Haiserkirch bei Bad Waldsee geboren
Johann Georg Schöllhorn * 23.04.1837 Oberurbach † 22.01.1890 Winterthur	∞ 26. Januar 1863	Karolina Nonnenmacher * 14.04.1838 Oberstocken † 29.07.1886 Winterthur	In Oberurbach, dann Bad Waldsee und Winterthur

Über seinen Vater in der frühen Zeit als Fruchthändler schrieb Fritz Schoellhorn (1923, S. 76, gekürzt)

In wenig Jahren hatte er durch Fleiss und Sparsamkeit aus ganz kleinen Verhältnissen sich heraufgearbeitet, und man ist überrascht von dem Erfolg, wenn man aus den Büchern ersieht, wie bescheiden der Handelsverdienst zu jener Zeit war. Er besuchte regelmässig den Markt in Rorschach und verkaufte da das Getreide, das er auf den Märkten in Waldsee, Biberach und Ravensburg gekauft hatte

Die nächste Eisenbahnstation für meinen Vater war **Durlesbach**, wohin er sich mittels Wagen führen liess und von wo er wieder abgeholt wurde, wenn er nicht zu Fuss ging. Die Strasse dahin führt durch einen damals berühmten Wald, und da ein Fruchthändler zu jener Zeit zum Einkauf auf den Märkten stets Bargeld bei sich zu haben gezwungen war, musste er allzeit auf der Hut sein. Einmal ist er auch angefallen worden. Grössere Beträge, meist Silber, trug man damals in einer sogenannten Katze, einem grossen, ledernen, Beutel, um den Bauch geschnallt

Johann Georg hatte gelernt, die Klarinette zu spielen; nicht mehr und nicht weniger, als nötig war, um bei einer ländlichen Tanzmusik mitspielen zu können

Zum Bahnhof **Durlesbach** war es von Oberurbach zu Fuss etwa 1¼ Stunden (rund 9 km). Eröffnet wurde er 1849 als Bahnhof der Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahnen an der Strecke Ulm-Friedrichshafen, die westlich an Bad Waldsee vorbeiführte. 1869 erhielt Bad Waldsee einen eigenen Bahnhof an der Bahnstrecke Herbertingen-Isny, was mit ein Grund gewesen sein mag für den Umzug der Schoellhorns von **Oberurbach** nach **Bad Waldsee**. Der Bahnhof Durlesbach verlor danach rasch an Bedeutung und wurde 1984 stillgelegt

Über die Familiengeschichte der Schoellhorns hat Fritz Schoellhorn-Sträuli drei ausführliche Schriften hinterlassen. Sie sind in den Quellen aufgeführt

Fritz Schoellhorns Familiengeschichte beginnt mit einem Ulrich Schellenhorn «genannt 1469 in Schellhorn», gefunden in einem Vertragsbuch des Klosters **Rot an der Rot** im Landkreis Biberach bei Memmingen

Ab **Jakob Schöllhorn** scheinen die Vorfahr:innen dokumentierbar. Erst seinem Sohn Hanss Schellhorn gelang es, über seine zweite Heirat ein Erblehen in **Senden** in der Nähe des **Weilers Schöllhorn** zu erlangen. Die häufigen Ortswechsel waren eine Folge des Erbrechts. Besitz oder Lehen gingen zu dieser Zeit in der Regel an den Erstgeborenen über

Fritzens Familiengeschichte wird persönlicher mit seinem Grossvater Franz Xaver. Er schreibt, dass dieser das Haus in **Humberg** verlassen und sich nach anderen Einkünften umsehen musste. Grund hierfür war, dass seine Mutter Christine Wagner schon einen Monat nach dem Tod seines Vaters ihren Trauzeugen Joseph Bendel heiratete und das Schellhorn-Gut in Humberg an diesen übergang

Franz Xaver scheint mit allerlei gehandelt zu haben, bis er 1834 in **Oberurbach** bei Bad Waldsee auf einer Versteigerung ein kleines Haus mit Gärtchen und ein bisschen Land erwerben konnte. Hier ging er auch die Verbindung mit seiner ersten Frau Monika Vonier ein. Dazu heisst es in der Familiengeschichte (S. 68, gekürzt)

Im Jahr 1841 schlossen die beiden Eheleute, nach 7-jähriger Ehe, einen Ehe- und Erbvertrag ab, der beim Gerichtsnotariat Waldsee eingetragen wurde. Aus diesem geht hervor, dass der Ehemann «Bürger und Söldner (= Kleinbauer) zu Oberurbach» in die Ehe brachte: den Speicher nebst Gärtlein dabei und drei Morgen Ackers, ferner Kleider. Die Ehefrau brachte an Fahrnis, bar Geld, elterlichem Heiratsgut, an Kleidern und sonstiger Fahrnis

Aus der Ehe zwischen Franz Xaver Schellhorn und Monika Vonier gingen sechs Kinder hervor, von denen nur Johann Georg das Kindesalter überlebte. Er war 13 Jahre alt, als seine Mutter Monika Vonier starb. Seine erste Stiefmutter Maria Anna Krattenmacher starb ebenfalls schon 1855, also nach fünf Jahren. 1857 heiratete Franz Xaver zum dritten Mal

Johann Georgs Jugendjahre waren beschwerlich (S. 70 f., gekürzt)

Mein Vater musste nach Molpertshausen in die Schule, wohl eine Stunde Wegs. Frühzeitig musste er seinem Vater, der mit Lumpen und allerlei Handel trieb, behülflich sein, und da ist wohl auch der Handelsgeist, der ihn durchs ganze Leben geleitete, geweckt worden. Er hatte eine schwere Jugend und wuchs in kleinsten Verhältnissen auf

Er befasste sich mit allerlei Arbeiten, im Sommer namentlich mit Torfstechen, einer sehr strengen Arbeit. Dann fing er an, gegen eine kleine Provision für Getreidegeschäfte Korn, Hafter etc. auf den Märkten zu kaufen

Die Heirat mit Karolina Nonnenmacher, der Tochter eines Bauern und Zimmermeisters von **Oberstocken bei Bergatreute** leicht südlich von Oberurbach (etwa 4 km Gehdistanz), veränderte vieles **zwischen spiel grosseltern nonnenmacher**

Gemeinsam übernahmen sie das Schoellhorn'sche Anwesen in Oberurbach. Johann Georg betrieb aber weiterhin seine Tätigkeiten als Fruchthändler, die durch das Ansehen seines Schwiegervaters und höhere Kreditwürdigkeit erleichtert wurden. Fritz Schoellhorn beschreibt ihn als sehr gewandt im geschäftlichen Verkehr, sehr streng und reell bei all seinen Geschäften. Nach und nach gewann er dadurch das Zutrauen einer ausgedehnten Kundschaft und das einiger Bankiers, die ihm Kredit gewährten für seinen Geschäftsbetrieb

1868 übersiedelten Johann Georg und Karolina mit ihren vier Kindern ins 6 km nördlich liegende Bad Waldsee, wo sie an der Biberacherstrasse ein Wohnhaus erwarben. Im Haus war ein grosser gewölbter Keller, in den Johann Georg im Herbst Weine, hauptsächlich Bodenseewein (Meersburger), zum Verkauf einlagerte. Hinzu kam später der Kauf eines Gartens nahe beim Haus, der an den Stadt-See stiess. Hier liess die Familie ein Gartenhäuschen und ein Badehäuschen ans

Theresa Fleischer	∞	Anton Nonnenmacher	
Agathe Engstler * 24.10.1740 † 26.10.1815	∞ 13. Juli 1769	Anton Nonnenmacher * 12.01.1738 † 08.02.1792	
Elisabeth Hartnagel * 1774 † 10.04.1849	∞ 27. Oktober 1801	Konrad Nonnenmacher * 30.11.1769 † 12.12.1825	
Maria Josefa Sonntag * 19.06.1812 † 07.06.1880	∞ 16. Juni 1836	Konrad Nonnenmacher * 29.07.1802 † 26.06.1881	Landwirt und Zimmermann in Oberstocken, Bergatreute

Ferdinand Nonnenmacher * 20.07.1838 † 01.10.1913	∞ 4. Februar 1869	Antonia Schmid * 18.08.1843 † 19.05.1926	Bruder von Karolina Nonnenmacher
---	----------------------	---	-------------------------------------

Von deren Kindern respektive Nachfahr:innen sind die Folgenden mit Bezug zur Schweiz erwähnenswert

Wilhelm Nonnenmacher * 26.10.1867 † ?			
--	--	--	--

Fritz Schoellhorn schreibt hierzu in seinen «Lebenserinnerungen» (S. 71): «Ich hatte meinen Vater veranlasst, einen jungen Vetter, Wilhelm Nonnenmacher, der nicht recht wusste, was er werden wollte, auf's Büro zu nehmen, und ihn mehr oder weniger eingearbeitet.» Gemäss den «Lebenserinnerungen» arbeitet Wilhelm dann später in einer Brauerei in Solothurn (1885), um schliesslich wieder für die Schoellhorns in Genf zu arbeiten. Hierzu: «Man gab dem Geschäftsführer meinen Vetter (Neffen im Text), Wilhelm Nonnenmacher, gewissermassen zur Kontrolle bei, nachdem er die Stelle bei Herrn Jaeger in Solothurn verlassen hatte.» (S. 99). Später amtierte Wilhelm als Geschäftsführer der Brauerei Tivoli in Genf, wo er sich auch einbürgern liess

Friedrich Nonnenmacher * 21.03.1875 † 02.09.1882	∞ 2. September 1882	Josefa Weber * 1882 † 02.11.1915	Sohn von Antonia und Ferdinand Nonnenmacher-Schmid
---	------------------------	-------------------------------------	---

Josefa und Friedrich «Fritz» übernahmen den Nonnenmacher-Hof in Bergatreute, der noch heute im Besitz von Nachfahr:innen der Familie ist

Josefine Nonnenmacher * 11. Februar 1909 † 11. Oktober 2002 ∞ Josef Lämmle 1906–1998. Josef Lämmle war Bauer und Sägereibesitzer in Zell bei Rot an der Rot. Das Sägewerk besteht immer noch als Familienunternehmen

Franz Nonnenmacher * 7. Oktober 1910 † 26. November 1983 ∞ Anna Küble 1920–1991. Sie übernahmen den Nonnenmacher-Hof im Stocken und hatten vier Kinder: Ferdinand 1952–2003, Fritz, Agnes und Konrad. **Klaus Schrybers** Oldtimerfahrten führten zu ihnen

Mathilde Nonnenmacher * 4. Juni 1923 † 29. Oktober 2016 ∞ Josef Eisele 1920–2011 in Enzisreute

Kreszentia Nonnenmacher ? – 23. Juni 1949 ∞ Anton Müller aus der Furtmühle

Franz Xaver Nonnenmacher * 10.01.1877 † 28.09.1937	∞ 13. Juni 1912	Therese Paulina Matt * 16.04.1892 † 21.01.1978	Sohn von Antonia und Ferdinand Nonnenmacher-Schmid
---	--------------------	---	---

Franz besuchte ab 1891 die Sekundarschule in Stammheim ZH und absolvierte danach ab 1894 eine Lehre bei der Brauerei Haldengut in Genf und Winterthur. Nach Stationen in Ulm bei einer Bank, bei der Brauerei Tivoli in Genf und Lausanne, dann bei der Bavaria in St. Gallen trat er am 12. April 1905 in die Brauerei Haldengut in Winterthur als Reisender (Verkäufer im Aussendienst) ein. Am 11. Juni 1923 erwarb er das Winterthurer Bürgerrecht. Später war er der Wirt des «Steinfels», dann des «Friedens»

Therese Gertrud <u>Nelli</u> Nonnenmacher * 13.05.1913 † 16.10.2014	∞ 29. Januar 1931	? Schryber	Tochter von Therese Paulina und Franz Xaver Nonnenmacher- Matt
---	----------------------	------------	--

Mit einem ihrer Kinder – Klaus Schryber – waren unsere Eltern Klaus und Gret Widmer-Oechsli noch bekannt (Klaus nannte ihn seinen Cousin). Ein paar Mal sind sie mit ihm in den 1980er-Jahren mit einem wunderschön renovierten Daimler-Oldtimer von ungefähr 1910 (Klaus Schryber sagte immer, dass in einer Cabriolet-Version dieses Autotyps der Kronprinz Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie am 28. Juni 1914 in Sarajevo erschossen wurden) ins Schwäbische auf Verwandtenbesuch gefahren

Klaus Schryber * 21.03.1946 † 10.10.2016			Sohn von Nelli Schryber- Nonnenmacher
---	--	--	--

Johann Georg Schöllhorn * 23.04.1837 Oberurbach † 22.01.1890 Winterthur	∞ 26. Januar 1863	Karolina Nonnenmacher * 14.04.1838 Oberstocken † 29.07.1886 Winterthur	Tochter von Maria Josefa und Konrad Nonnenmacher-Sonntag
---	----------------------	--	---

In Fritz Schoellhorns «Lebenserinnerungen» (1930) finden sich Hinweise auf die Nonnenmachers

Ich, als das älteste, durfte für längere Zeit zum Grossvater mütterlicherseits, nach dem eine schwache Stunde entfernten Weiler Stocken. Grossvater Konrad «trieb» mit seinem Sohn Ferdinand einen ziemlich grossen Bauernhof «um», und von diesen Aufenthalten sind mir mehr Erinnerungen geblieben als vom Vaterhaus. Es gab eben viel mehr zu sehen als in unserer unbedeutenden Kleinhäusler Landwirtschaft

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 5

Nonnenmacher war nicht nur ein tüchtiger Bauer, sondern auch ein geschickter Zimmermeister gewesen; ich entsinne mich aber nicht, ob er zu der Zeit, da ich bei den Grosseltern im Stocken sein durfte, noch Zimmerarbeiten für Dritte ausführte. Er war damals schon in die Sechzigerjahre getreten, aber immer noch

zwischenspiel grosseltern nonnenmacher

rüstig und tätig von früh bis spät. Sein Sohn arbeitete mit, aber nicht immer war Fried im Haus, und ich sah eines Tages den Sohn, wie er seinem Vater mit der Sense drohte, was in mir einen unauflöslichen Eindruck hinterliess! Der Grund des Zwistes war die Weigerung des Vaters, dem Sohn den Hof zu «übergeben», weil der Vater sich noch nicht auf den Altenteil bescheiden wollte, der Sohn aber längst heiratsfähig war und heiraten wollte, nachdem seine Erkorene bereits zwei Kinder von ihm hatte! [...]

Die Grossmutter, eine stille, brave Frau, besorgte den Haushalt; sie redete immer zum Frieden und mahnte den Sohn, Geduld zu haben. Viel Angst stand sie aus, weil dieser ein leidenschaftlicher Jäger war, in den nahen Forsten hin und wieder «wilderte» und dabei Zuchthausstrafen riskierte. Auch zog er ab und zu aus den unterhöhlten Ufern eines Wiesenbächleins prächtige Forellen, obschon das Fischrecht ihm nicht zustand

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 6

Einsam war es auf dem Hof. Ein kleines «Pfründerhäuschen» gehörte zu ihm, das, wenn ich nicht irre, eine Schwester des Grossvaters, die Base Ursula, genannt «Urslabäs» [vermutlich Maria Ursula Nonnenmacher 1803–?], bewohnte. Sie hatte ein merkwürdiges Legendenbuch, in dem unter anderem auch der Teufel abgebildet war – Bilder, die ich immer und immer sehen wollte, obschon ich mich vor den Teufelsfratzen fürchtete. «Gäbelmaa» nannte ich diese Teufel, weil sie eine Schürfgabel in den Händen trugen, und ich träumte viel von ihnen. Aber auch Heilige waren in dem Buch abgebildet, die mein Interesse erweckten

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 7

Der Boden ist fruchtbar, aber rau und mit kleinen Rundsteinen durchsetzt. Mein Grossvater hasste diese Steine und liess sie so viel als möglich zusammenlesen, wobei ich mithelfen durfte. Zur weiteren Bodenverbesserung liess er aus einer Grube Mergel auf die Felder führen, düngte sie fleissig und bewirtschaftete seinen Hof mit Verständnis und Erfolg. Grossvater Nonnenmacher war auch Wasserschmecker mit der «Wünschelrute». Vier Pferde standen im Stall, der an das Wohnhaus angebaut war, Kühe und Rinder in einem gegenüberliegenden Gebäude, dazwischen war der Hof, von dem ein Fussweg nach dem Kirch- und Wallfahrtsort Bergatreute führte. Gegenüber dem Garten stand ein Backhaus, in dem ich die Grossmutter Brot einschiessen und backen sah

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 8

Eines Tages wurde ich krank: ich bekam die «Rotsucht» [Masern]. Im Fieber quälten mich Geschichten aller Art, namentlich Geistergeschichten, die mir der Grossvater an Abenden jeweils erzählt hatte. Ich sah den Jäger, der, weil er gewildert hatte, zur Strafe auf einen Hirsch gebunden wurde, sah den Hirsch mit ihm in das Waldesdickicht rasen, sah den Mann ohne Kopf, der um Mitternacht in einem nahen Waldstück «geistern» musste, weil er sich selbst das Leben genommen hatte, sah den grossen Hund, der an einem einsamen Steg jeweils in der Nacht angetroffen wurde und nichts anderes war als der Geist eines Menschen, der einen andern umgebracht hatte und nun als Hund umgehen musste, sah die aufgeregten schwitzenden Pferde, die den leeren Wagen fast nicht mehr ziehen konnten, weil ein Geist aufgesessen war, sah die Irrlichter, welche die Menschen falsche Wege einschlagen liessen, hörte das «Wuetes» [Wotan], das schaurig durch die Lüfte fuhr, hörte das Käuzchen schreien, das den nahen Tod eines Hausbewohners anzeigte. Ob mein Grossvater ernstlich an Geister geglaubt hat oder mich damit nur unterhalten wollte, weiss ich nicht, jedenfalls sagte er in späteren Jahren, der Papst habe alle Geister erlöst und nun gebe es keine mehr. Es ist ja verständlich, dass bei der spärlichen Beleuchtung jener Zeit die Bewohner einsamer Höfe in langen dunklen Nächten aussergewöhnliche Geräusche und Erscheinungen auf ihre Weise deuteten, und wie man an Wunder glaubte, glaubte man auch an Hexen. Wenn ein Bauer Unglück im Stall hatte, argwöhnte er, dass ein verfeindeter Nachbar ihm das Unglück «angewünscht». Wenn ein Familienglied ernstlich krank wurde, «versprach» man eine Wallfahrt nach einem Wallfahrtsort, z. B. Weingarten oder Steinbach, oder wenn es eine ernste Sache war, nach Maria-Einsiedeln

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 8 f.

Mein Vater war streng, stellte übertriebene Anforderungen an sein Söhnchen [...] Ich hielt mich deshalb mehr und mehr an unsern Grossvater Nonnenmacher, der mit der Grossmutter zu uns nach Waldsee gezogen war, nachdem die beiden eine Zeitlang im Pfründerstübchen im Stocken gelebt, von ihrem Sohn und der Schwiegertochter, denen sie ihren Hof übergeben hatten, aber nicht so behandelt worden waren, dass die anspruchslosen Leutchen ein angenehmes Alter hätten geniessen können. Bei uns machten sie sich nützlich, wo sie konnten. Grossmutter sass am Spinnrädchen, Grossvater «mächelte» immer etwas. In unsern Stall wurden die Kühe gestellt und die paar Felder und Wiesen, die zum Haus gehörten, bewirtschaftet

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, S. 21

Im Anwesen in Oberurbach lebten nun Fritzens Grossvater Franz Xaver und seine dritte Ehefrau. Hierzu schreibt Fritz in seinen Erinnerungen

Ich erinnere mich aber auch noch, dass er ein ganzes Zimmer neben der Stube in einen grossen Vogelkäfig umgewandelt hatte, in dem allerlei Singvögel (Distelfinken, Kanarienvögel etc.) frei umherflogen. Hineingestellte Bäumchen boten dem munteren Volk Sitz- und Nistgelegenheit. Und weiter erinnere ich mich, dass Grossvater Schoellhorn viel rauchte, mit Feuerstein und Zunder den Tabak in der Pfeife anzündete und eine Sammlung von Tabakpfeifen hatte, von denen ich noch zwei besitze, während die andern nach seinem Ableben im Jahr 1870 entweder verschenkt oder verkauft worden sind

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 4 f.

In den Erinnerungen findet sich auch eine Bemerkung zu Ölbildern, die Johann Georg zum Weiterverkauf erwarb

Frauenbusen sah ich erstmals lebensgross in Öl gemalt auf einem Bild, das mein Vater nach der Weltausstellung von 1872 in Wien mit einer Reihe von Landschaftsbildern erstanden hatte, in der Absicht, sie wieder zu verkaufen und dabei etwas zu verdienen. In einem schweren vergoldeten Rahmen war die heilige Magdalena lebensgross dargestellt, die Sünderin und Büsserin, der Christus ja verziehen hat. Die Darstellung des Nackten war zu jener Zeit noch absolut verpönt. Das Bild wurde daher in einem hinteren Zimmer aufgehängt, wo es natürlich nicht hinpasste, schon seiner Grösse wegen, und nur verstohlen sah ich etwa zu ihm hinauf. Wenn ich nicht irre, hat mein Vater mit dem Bilderkauf in Wien kein gutes Geschäft gemacht. Niemand wollte diese für Kleinstadthäuser viel zu grossen Gemälde, an denen der Goldrahmen das wertvollste war. Die meisten blieben ihm, und man wusste im Haus nicht recht, wohin damit

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 33

Johann Georgs ambivalentes Verhältnis zum Militär beschrieb sein Sohn später

Mein Militärdienst lag meinem Vater nicht so recht, er schrieb manchmal von «Militärerei» und von den grossen Kosten, die das «Militär» verursache. Doch im Grunde freute er sich, dass sein Sohn Kavallerieoffizier war, besonders, als dieser in einer Kritik in den Divisionsmanövern von 1887 gelobt wurde wegen einer aussergewöhnlichen Leistung im Aufklärungsdienst

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 102

Johann Georg Schöllhorn * 23.04.1837 Oberurbach † 22.01.1890 Winterthur	∞ 26. Januar 1863	Karolina Nonnenmacher * 14.04.1838 Oberstocken † 29.07.1886 Winterthur	In Oberurbach, dann Bad Waldsee und Winterthur
Friedrich «Fritz» Schoellhorn * 19.10.1863 Oberurbach † 02.02.1933 Winterthur	∞ 6. Mai 1890	Lilly Susanna Sträuli * 02.10.1868 Winterthur † 20.02.1933 Winterthur	
Josefine «Josy» Schoellhorn * 10.10.1864 Oberurbach † 05.05.1942 Zürich	∞ 3. Oktober 1885	Kaspar Carl Weinmann * 15.12.1855 (oder 1856) † 08.09.1896	
	∞ 26. September 1904 geschieden um 1913	Walter Bölsterli * 16.10.1874 Ricketwil † 21.09.1952 Mexiko	zwischen spiel causa bölsterli
Emilie Schoellhorn * 24.11.1865 Oberurbach † 02.05.1955 Starnberg	∞ 16. April 1890	Eugen Thomass * 26.03.1863 † 01.03.1932	zwischen spiel an den starnberger see
Johann Georg Schoellhorn * 31.02.1866 † 08.03.1869			Verstarb an «Hausbräune» (Diphtherie)

Ufer bauen. Auch wurden einige Äcker und Wiesen erworben und Vieh gehalten. Diese Landwirtschaft wurde von den Eltern Nonnenmacher betrieben

Nach dem Tod der Eltern wurden um 1890 das Wohnhaus, die Äcker und Wiesen in Waldsee verkauft. Nur den Garten am See behielt Fritz noch eine Weile, um ihn dann einem Verwandten zu schenken. Irgendwann wurde ein Haus in den Garten gebaut und das Badehaus verschwand. Bad Waldsee war in der Zwischenzeit ans Eisenbahnnetz angeschlossen, was Johann Georgs Arbeit als Kaufmann weiter erleichterte

Das Getreidegeschäft nahm nach und nach grösseren Umfang an. Neben dem Fruchthandel (Getreide aller Art) betrieb Johann Georg auch den Malzhandel. Er vertrat die Fürstliche Malzfabrik Steinach, importierte als einer der ersten Händler Süddeutschlands Weizen aus Ungarn und Gerste und Malz aus Böhmen. Jedes Jahr reiste er zum Saatenmarkt nach Wien, aber auch nach Ungarn und Rumänien. Die Märkte von Waldsee, Ravensburg und Biberach besuchte er später nicht mehr regelmässig, sondern liess durch Unterhändler einkaufen, reiste dafür umso mehr für den Verkauf von Malz und ungarischem Getreide. Der Fruchthandel von Süddeutschland nach der Schweiz ging Mitte der 1870er-Jahre bedeutend zurück, und das ganze Getreidegeschäft bekam einen anderen Charakter. Auch mit der Übernahme der Agentur für die Lebensversicherungs-Gesellschaft «Karlsruhe» wurde das Geschäftsfeld weiter ausgebaut

Der Deutsche Krieg von 1866 zwischen dem Deutschen Bund unter der Führung Österreichs und Preussen und dessen Verbündeten wie auch der Deutsch-Französische Krieg von 1870 bis 1871 hatten keine Folgen auf die geschäftliche Tätigkeit von Johann Georg. Da das württembergische Oberland (**Oberschwaben**) noch bis 1805/1806 zu Vorder-Österreich gehörte, bestand für ihn die Möglichkeit, sich durch Bezahlung einiger hundert Gulden vom Militärdienst freizukaufen, was er bereits Ende der 1850er-Jahre tat

Das vorwiegend katholische **Oberschwaben**, das Dreieck zwischen Schwäbischer Alb, dem Bodensee und dem Lech, gehörte bis 1806 respektive 1815 zu Vorder-Österreich und danach in Teilen zum vorwiegend protestantischen Königreich Württemberg, das sich dem deutschen Nationalstaat nur widerwillig anschloss. Bundesstaat im Deutschen Kaiserreich wurde Württemberg schliesslich 1871. Im Deutschen Krieg von 1866 kämpfte es noch zusammen mit Baden und Bayern auf der Seite von Österreich und dem Deutschen Bund gegen Preussen und dessen Verbündete. Die Schoellhorns waren bei ihrer Übersiedelung in die Schweiz also erst seit Kurzem deutsche Reichsbürger. Johann Georg Schoellhorn kaufte sich in den 1850er-Jahren somit vom Militärdienst für das Königreich Württemberg frei und nicht von jenem für das Deutsche Reich. Solches Freikaufen war damals nicht selten

Je nach Quelle wird der Kauf der Brauerei Haldengut sehr knapp kommentiert

Eines Tages hiess es, der Vater habe in der Schweiz eine Brauerei gekauft und müsse nun jede Woche zweimal dorthin fahren. Das war im Jahr 1875. Er nahm mich einmal mit, und ich durfte einige Zeit in Winterthur im Haldengut bleiben, wo es mir ausserordentlich gefiel. Bald sprach man davon, es gehe so nicht, die Familie müsse nach Winterthur übersiedeln. Da gab es bei der Mutter viel Tränen, doch sie fügte sich, und im April 1876 zogen wir nach Winterthur

Und weiter

Im Jahr 1875 drohte meinem Vater ein grosser Geldverlust, da einer seiner Malzabnehmer, Ferdinand Ernst, Bierbrauer in Winterthur, in Zahlungsschwierigkeiten geriet, und als dieser im gleichen Jahr starb, fand sich mein Vater veranlasst, die Brauerei Haldengut zusammen mit dem jüngsten Sohn des Verstorbenen käuflich zu übernehmen und zu betreiben

Fritz Schoellhorn, 1923, S. 83, und 1930, S. 34 f.

Im Winterthur-Glossar heisst es dazu

Im Winter 1842/1843 nahm Ferdinand Ernst (* 1819 † 1875) den Braubetrieb Haldenberg (früher Haldenacker) auf. 1850 spöttelte Johann Conrad Troll in seiner «Geschichte der Stadt Winterthur», der klassizistische Gründerbau von Leonhard Zeugheer stehe «wie eine Satire auf den Weinbau mitten in unserem Weinberg». 1851 änderte der Firmennamen in «Brauerei Haldengut». Als Ernst 1875 in finanzielle Schwierigkeiten geriet, übernahm der württembergische Gersten- und Malzhändler Johann Georg Schoellhorn (* 1837 † 1890) die Schulden. Zusammen mit dem Sohn von Ferdinand Ernst, Hans Ernst (* 1853 † 1907), stieg er ins Geschäft ein

Interessant ist der folgende Abschnitt in den «Lebenserinnerungen»

Während des ganzen Schuljahres 1876/1877 [in der Sekundarschule] hatte ich keine einzige Absenz, und das Zeugnis, das ich am Schluss bekam, war so, dass ich anstandslos in die anschliessende Klasse der Industrieschule übertreten konnte. In diesem Zeugnis steht die «Besucht den Religionsunterricht nicht.»

Hier begann ein seelischer Konflikt, der mir einen schönen Teil meiner Jugend verbittert hat. Meine Eltern waren katholisch und ich katholisch getauft und erzogen. Da kam ich von heute auf morgen in eine Schule, in der ich der einzige Katholik war, alle übrigen Schüler gehörten der reformierten Kirche an. Wie ein räudiges Schaf ausgeschieden wird, musste ich weggehen, wenn die Religionsstunde begann. Dafür hatte ich in einem andern Schulhaus mit Kindern recht verschiedenen Alters katholischen Religionsunterricht, der nicht viel anders war als ein geistloses Auswendiglernen eines Katechismus. Bald schon regte sich ein innerer Widerstand in mir. Die Verpflichtung, Sonntag für Sonntag in der Kirche eine Predigt anzuhören sowie einer Messe beizuwohnen und mittags zur Vesper zu gehen, hatte ich in Waldsee als etwas Selbstverständliches hingenommen, weil alle meine Schulkameraden ebenfalls gehen mussten. In Winterthur aber, wo ich der Einzige aus meiner Klasse war, empfand ich es als lästigen Zwang. Meine Mutter, die streng katholisch war, hatte jedoch für solche Empfindungen kein Verständnis, glaubte, mit ständigen Mahnungen etwas auszurichten, mehrte damit in mir die Abneigung gegenüber der Kirche und legte den Grund für ein ernstes Zerwürfnis, das zwischen meiner Mutter und mir sich mehr und mehr auswuchs und bis zu ihrem Tod im Jahr 1886 bestand!

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 39 f.

Und an einer späteren Stelle

Meine Schwester Josefine war schon längere Zeit von einem Ingenieur Carl Weinmann umworben. Weil der Mann, dem absolut nichts vorzuwerfen war und der meinem Vater als Schwiegersohn willkommen war, der reformierten Kirche angehörte, stellte unsre Mutter einer Verbindung der beiden einen absoluten Widerstand entgegen, und es gab zwischen meiner Schwester Josefine und ihr peinliche Auftritte, wie zwischen Mutter und mir. Am 18. Januar 1885 gab sie den Widerstand auf und es kam zur Verlobung

Fritz Schoellhorns Vater berichtete darüber wie folgt

Gestern haben wir ihr [der Mutter] einen schweren Tag bereitet. Wie du weisst, halfen bei der Josephina alle Vorstellungen nichts, und ist eben die ewige Plagerei in dieser Frage. Nun schrieb mir Herr Weinmann samstags und ersuchte wiederholt um unsere Zustimmung zur Verlobung mit dem Bemerkten, dass er den Bescheid gestern nachmittags selbst abhole. Ich durfte der Mamma nichts von diesem Brief zeigen, sonst hätte sie sich wieder eingeschlossen. Der Emilie habe ich denselben morgens am Kirchgehen gezeigt und sie hat mich sehr gebeten, nachdem Weinmann punkto katholischer Trauung und katholischer Kindeserziehung alles versprochen, wir sollen doch endlich ja sagen. Dass dieser Schritt mir und besonders Mamma schwerfiel, wirst du begreifen und besonders, da Mamma noch nicht recht gesund ist

Schliesslich überstürmten ich und Emilie die Mamma unter Tränen, dieser langen unerquicklichen Lage ein Ende zu machen, und wir nahmen ihr den Weinmann bereits mit Gewalt hinauf. Dies war keine leichte Vorstellung beiderseits, doch dachte ich, es muss einmal sein; nach langem Weinen und allen möglichen Bedenken sagte ich eben, wir wollen einmal ja sagen und den jungen Leuten Glück wünschen. Sie wollte eben absolut nicht. Schliesslich sagte ich eben zu und bat sie, es auch zu tun. «Aber nur auf deine Verantwortung» war die Antwort und sie gab ihm die Hand, ohne vom Sessel aufzustehen und ihn anzusehen, immer mit der Bemerkung, ich und die Familie, die Magd und alles sei falsch gegen sie

Ohne die Emilie, die viel Einfluss auf Mamma hat, hätte ich es nicht ohne Drama fertiggebracht

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 89 f. (gekürzt)

Das mag erklären, dass Fritz Schoellhorn bei seinen Kindern fand, dass sie in der Religion der Mutter, der reformierten Kirche, erzogen werden müssen

zwischen spiel katholisch

Eine detailliertere und weitaus wohlwollendere Schilderung findet sich in Fritz Schoellhorns Geschichte der Brauerei Haldengut 1843/1918, die gekürzt feststellt

Herr Johann Georg Schoellhorn war seit dem Jahr 1873 Lieferant eines Teils des Gerste- bzw. Malzbedarfs der Brauerei Haldengut, und als der Tod des Herrn Ferdinand Ernst eintrat, war er der grösste der laufenden Gläubiger mit einer Forderung von 29 664.04 Franken. Seine Vermögensverhältnisse waren zwar so, dass er einen Verlust dieses Guthabens eventuell hätte verschmerzen können. Wenn er sich trotzdem mit dem jungen Hans Ernst, Sohn des Ferdinand Ernst, in Verbindung gesetzt, zwecks gemeinsamer Übernahme der Brauerei Haldengut, so war hierfür nicht allein die Absicht, sein Guthaben zu retten, entscheidend, sondern die gute Meinung meines Vaters von der Lebensfähigkeit der Brauerei

Die Übernahme der Brauerei Haldengut war keine leichte Sache. Von den zu übernehmenden 516 000 Franken Passiven waren 229 000 Franken laufende Schulden, die möglichst bald bezahlt werden mussten, und für allfällig noch zum Vorschein kommende weitere Passiven hatten die Käufer aufzukommen

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 141 respektive S. 157

In die Vertragsverhandlungen war auch Obrichter Dr. Emil Sträuli vom Waisenamt Winterthur involviert, da dieser mit der Interessenwahrung der noch minderjährigen Geschwister Ernst betraut war. Fritz monierte zwar, dass sich die Genehmigung des Kaufgeschäfts durch die Waisenbehörden ziemlich in die Länge zog, der erste Kontakt mit einem Sträuli scheint aber soweit positiv gewesen zu sein, sodass Fritz sich 1890 in die Familie Sträuli einheiratete. Er schreibt darüber später

Zum ersten Mal hörte ich den Namen Sträuli – richtig Straile – im Jahr 1875, als ich noch in Waldsee in die Schule ging und mein Vater mit dem Vormund der Kinder Ernst zum Haldengut, dem damaligen Obrichter Dr. Emil Sträuli, in Unterhandlungen stand betreffend der Übernahme der Brauerei Haldengut. Mit ihm schloss mein Vater den Kaufvertrag über die Brauerei Haldengut im Jahr 1875 ab, und Dr. Sträuli verfasste den Gesellschaftsvertrag zwischen Hans Ernst und meinem Vater

Ich fand den Namen Sträuli «wiest», etwa wie die Kinder eines Bekannten in Württemberg, bei dem wir mit unseren Knaben einmal auf Besuch waren und die dann zu ihrer Mutter sagten: «Dös wäret ganz nette Bueba, wenn sie no it so wiest schwätze tätet.»

Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkt 1

Im April 1876 zog die Familie schliesslich vollständig nach Winterthur, mit einem Vermögen von 284 548.46 Franken, wie Fritz ganz genau anfügte (Fritzens Familiengeschichte verdeutlicht generell, dass er einen ausgeprägten Sinn für die Buchhaltung hatte)

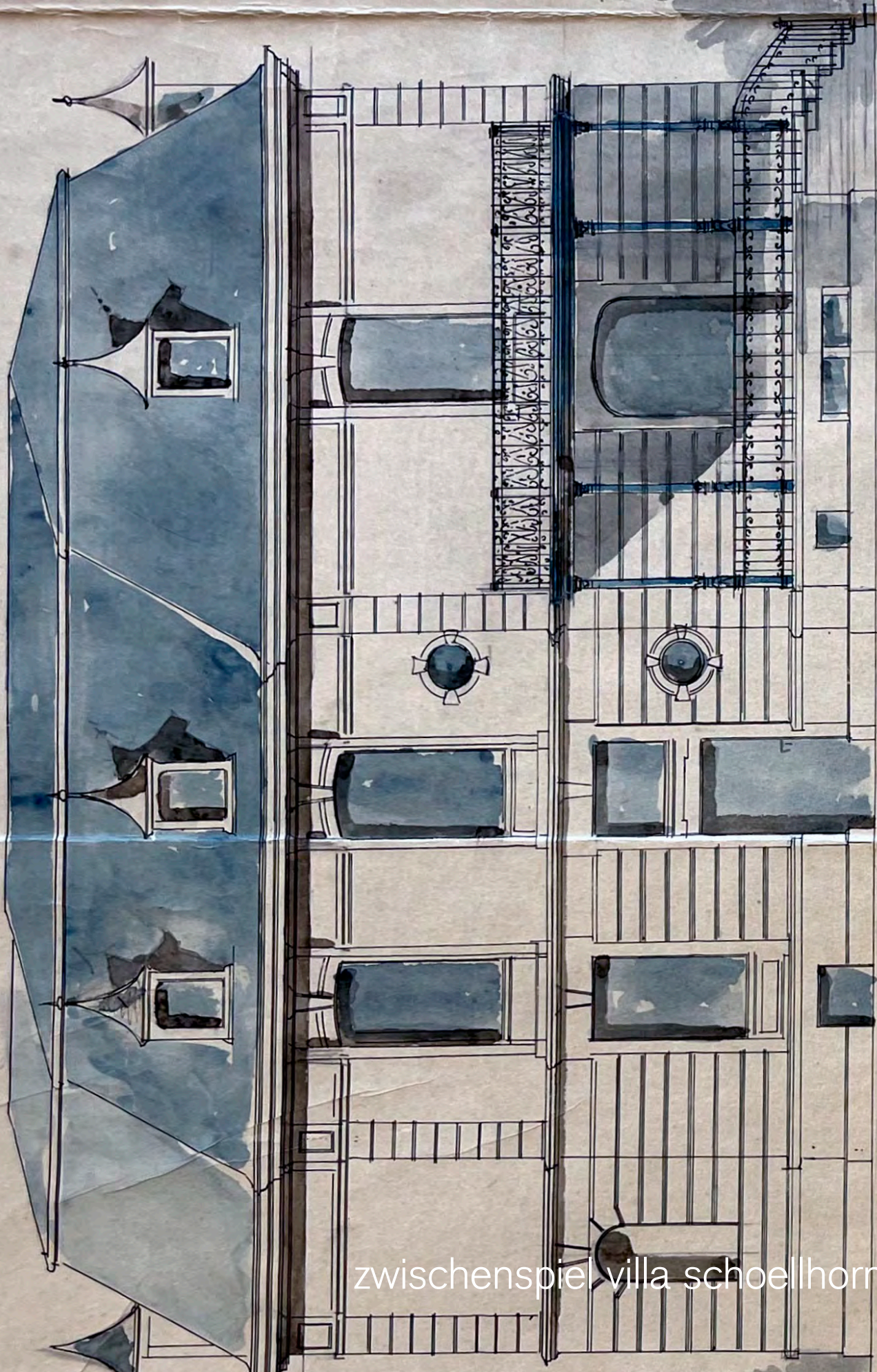
Anfänglich hatte Johann Georg wohl nicht die Absicht, seinen Wohnort Waldsee mit Winterthur zu vertauschen, und während eines Jahres fuhr er wöchentlich einmal über den Bodensee nach Winterthur. Sehr bald zeigte sich aber, dass er dem neuen Unternehmen mehr Zeit widmen müsse, und am 23. April 1876 zog er mit seiner Familie nach Winterthur, nachdem er sein Haus mit Garten am See verpachtet, seinen landwirtschaftlichen Grundbesitz verkauft und seine verschiedenen Geschäfte liquidiert hatte. Einzig die Vertretung der fürstlichen Malzfabrik Steinach behielt er bei

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 204

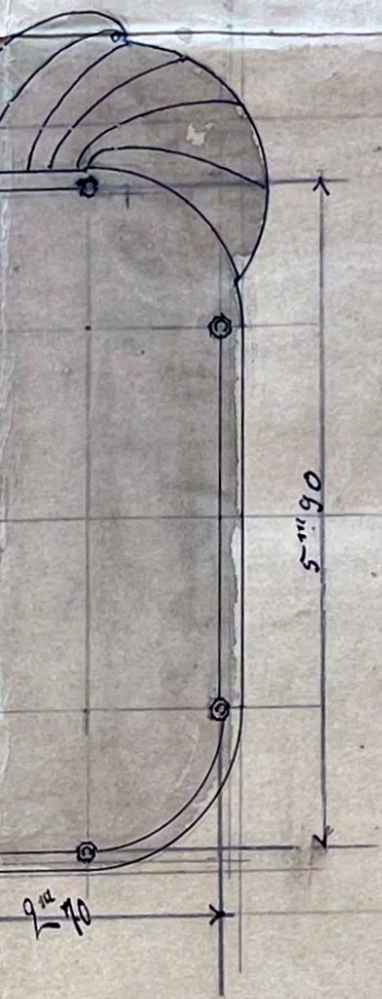
Zum neuen Leben seiner Eltern in Winterthur schrieb Fritz

In Winterthur begann eine neue Zeit für uns alle! Vater, der bis jetzt für seinen Getreidehandel gereist war, musste nun für die Brauerei, die er erworben hatte, um die Gunst neuer Abnehmer werben, Wirte besuchen, bei Kunden Geld einkassieren, und es gab kaum einen Tag in der Woche, den er ganz zu Hause verbracht hätte [...] Mutter, die in Waldsee mit uns drei Kindern ein verhältnismässig ruhiges Leben geführt hatte, sah sich vor die nicht kleine Aufgabe gestellt, die Verpflegung des Herrn Hans Ernst, Associé meines Vaters, seiner Schwester, seines Bruders sowie eines alten Onkels der Geschwister Ernst zu übernehmen und ausserdem die Verpflegung des gesamten Personals, mit der eigenen Familie insgesamt meist über 20 Personen! Heimweh plagte sie, und bald mussten ihre betagten Eltern sich entschliessen, wenigstens zeitweise auch nach Winterthur zu kommen

Fritz Schoellhorn, 1930, S. 36 f.



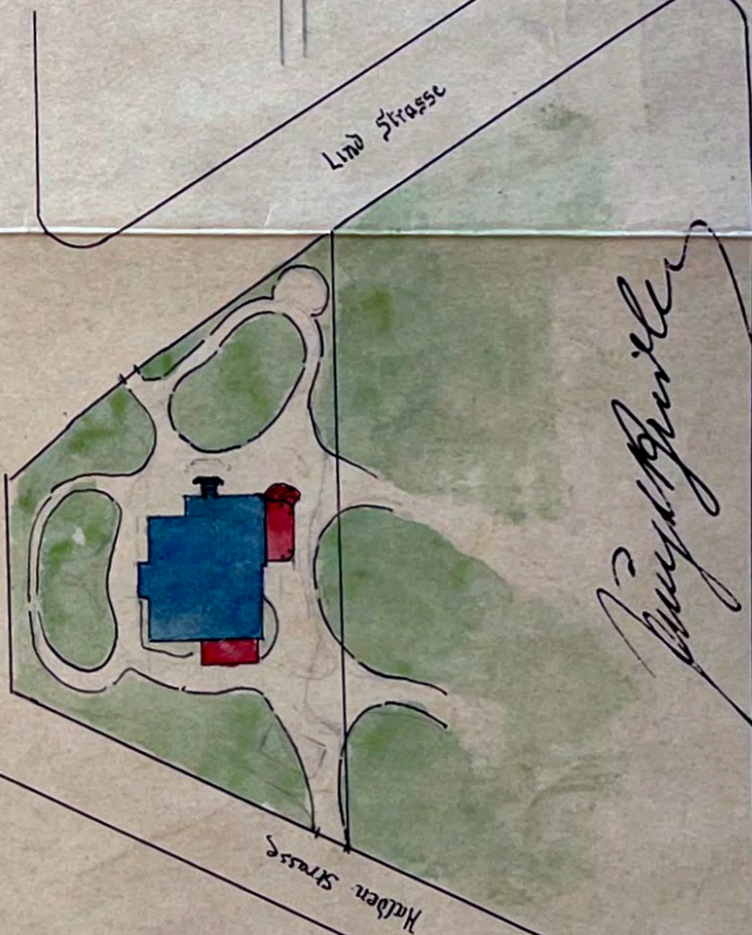
zwischen spiel villa schoellhorn



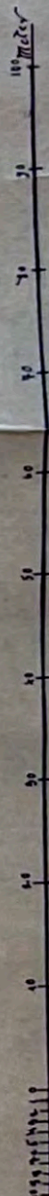
Anbau an die Villa des Herrn Mayor

C Weinmann Schöllhorn Hier

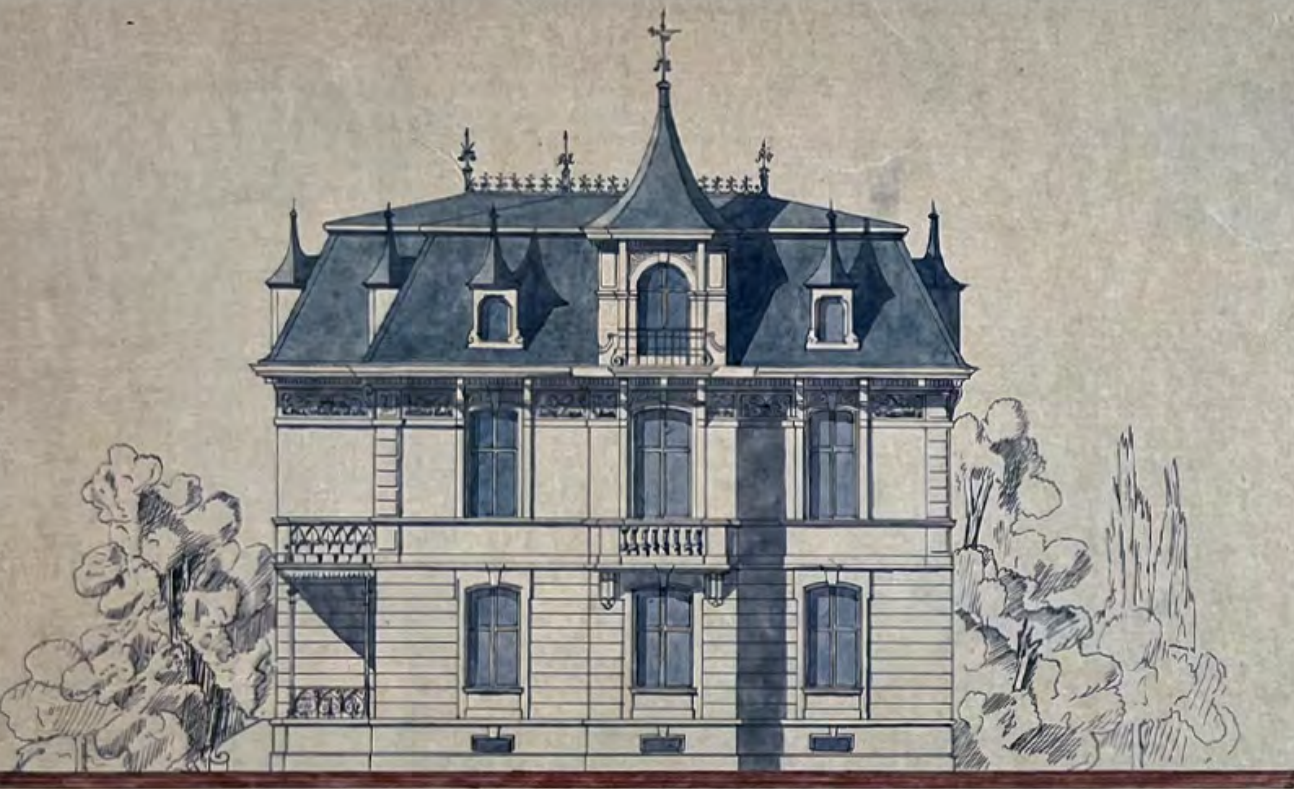
Maassstab 1:50



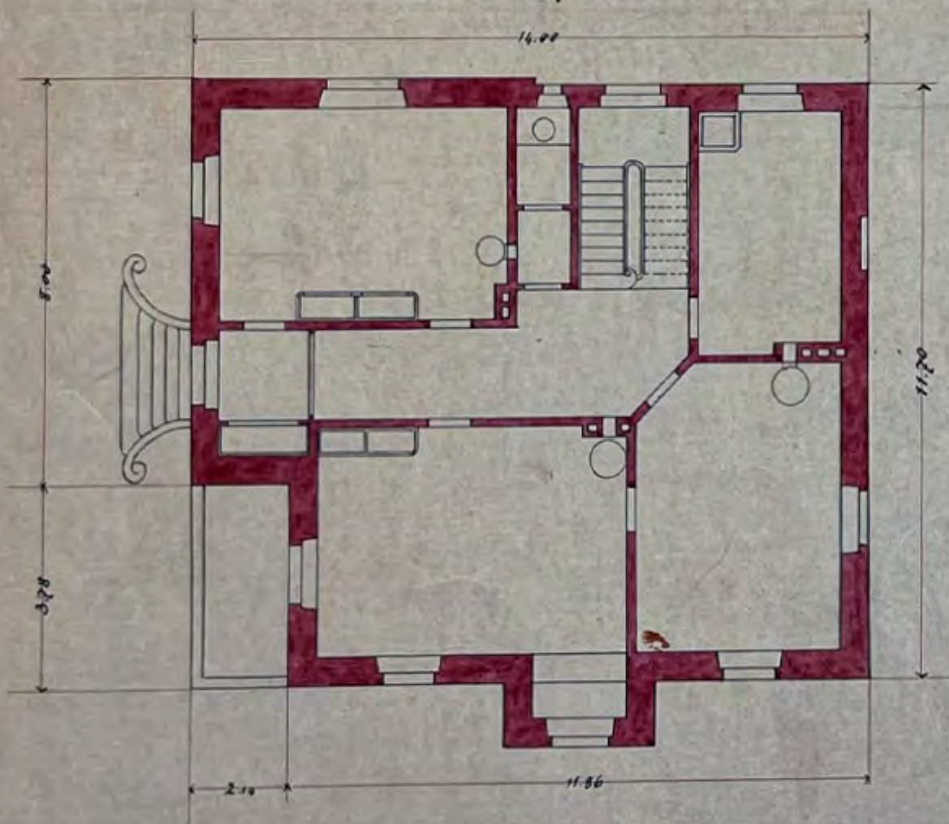
Situationsplan



Wohnhaus



Nord-Facade.

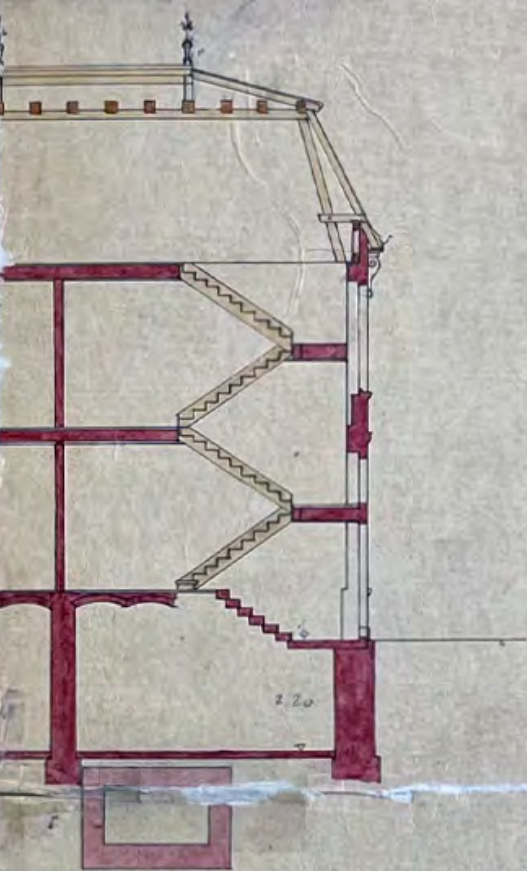
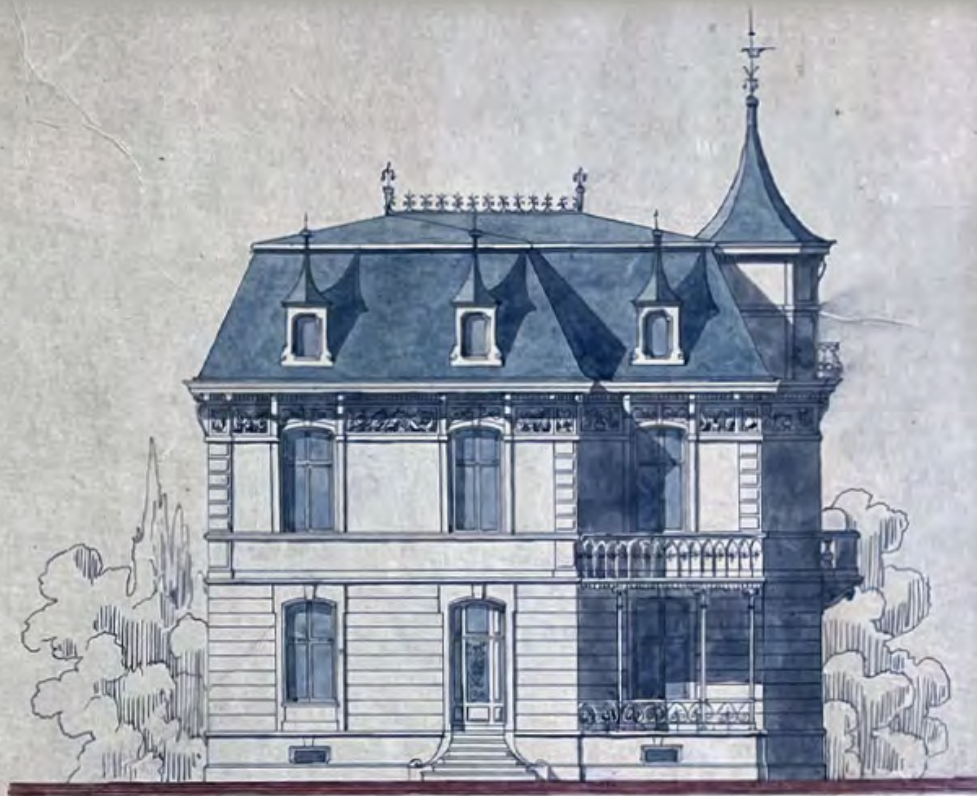


Erdgeschoss.



zwischenenspiel villa schoellhorn

INTERTHUR
für Herrn Schöellhorn.

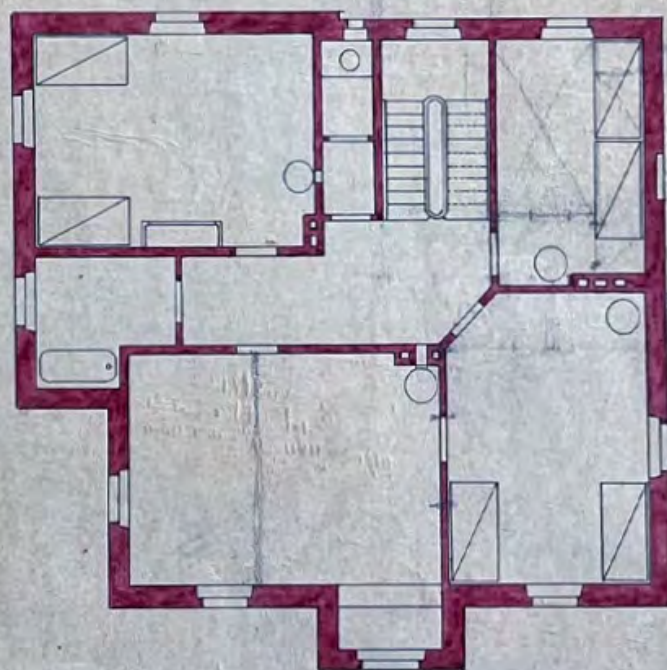


Facade gegen die Lindstrasse.



Keller

M: 1/100.



1. Stock

J. G. Schöellhorn

In Fritzens Erinnerungen von 1931 findet sich zu seiner Schwester Josefine Folgendes

Durch das Ableben meines Schwagers wurde das Schicksal seiner Familie vollständig in andere Bahnen gelenkt. Für die Erziehung der Kinder fehlte der Vater. Meine Schwester war der Aufgabe nicht gewachsen und glaubte in einer zweiten Ehe hierin Unterstützung und ein neues Glück zu finden. Meinen Räten gegenüber verhielt sie sich ablehnend, und als nach einigen Jahren die neue Ehe und mit ihr der Wohlstand der Familie zusammenbrach, trat an mich eine schwere und undankbare Aufgabe heran

Fritz Schoellhorns Schwester Josefine («Josy») – mit 32 Jahren schon verwitwet von Carl Weinmann – lernte Anfang der 1900er-Jahre den Winterthurer Chemiker Walter Bölsterli aus Ricketwil bei Winterthur kennen. Die Verlobungsfeier fand am 31. Juli 1904 in Klosters statt, mit Teilnahme auch der Familie Thomass-Schoellhorn aus München, die Heirat im September 1904

Ins Jahr 1906 respektive 1908 datiert der Eigentumswechsel für die Liegenschaften Haldenstrasse und Lindstrasse. Neue Eigentümer wurden die Erben des Carl Weinmann und nicht das Ehepaar Bölsterli-Schoellhorn

Gemäss SHAB und einem Artikel im Winterthurer Jahrbuch 2009 begann in dieser Zeit auch Walter Bölsterlis geschäftliche Tätigkeit als Kaufmann

1905	Walter Bölsterli erwirbt die Rechte an einem Verfahren zur Herstellung von Schmirgelscheiben und Kunststeinen
7.5.1906	Gründung der Kommanditgesellschaft Walter Bölsterli & Cie mit Sitz an der Haldenstrasse, als Gesellschaftszweck wird angeführt: Fabrikation und Vertrieb keramischer Produkte, Isolationen, Schrapp-Schleifscheiben für die Eisen- und Metallindustrie
12.8.1907	Änderung des Handelsregistereintrags auf «Walter Bölsterli & Cie, Schweizerische Schmirgelscheibenfabrik» mit Gesellschaftszweck der Fabrikation und dem Vertrieb von Schmirgelscheiben Im gleichen Jahr Beginn des Baus einer «geräumig angelegten» Fabrik am Deutweg
Folgende Jahre	Schleppende und kostspielige Geschäftsentwicklung
15.3.1913	Über Walter Bölsterli wird der Privatkonkurs eröffnet
31.12.1913	Abschluss des Konkursverfahrens Walter Bölsterli

Die erste Gläubigerversammlung – Fritz Schoellhorn vertritt dabei seine Schwester Josy und deren drei Kinder – wird mit folgenden Worten eröffnet

Der Kreditor sei flüchtig und unbenannten Aufenthaltsortes. Ein Opfer seiner sinnlosen Spekulationswut, vermochte er seinen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen. Als Hauptgeschädigte stehen nun da seine Ehefrau und drei Stiefkinder, denen er fast das ganze ansehnliche Vermögen durchgebracht habe. Die Banken, mit denen der Kreditor verkehrt habe, seien fast alle durch Hinterlagen gedeckt

Sehr vielsagend war auch der spätere Hinweis, dass die jüngste Tochter noch minderjährig sei, deren Vermögen deshalb in den Händen der die elterliche Gewalt ausübenden Mutter lag, die es wiederum dem Kreditor überliess

Im weiteren Verlauf des Verfahrens bestätigen sich diese Aussagen und schliesslich kommt es für Josy und ihre drei Kinder zu einem Totalverlust in der Höhe von knapp 1,6 Millionen Franken, dies auch, weil sämtliches Frauengut durch Walter Bölsterli verwaltet und von ihm als Sicherheiten für seine Geschäfte verwendet worden ist

Im Gästebuch des Chalets Madrisa vermerkt Fritz hierzu einmal nur, dass er mit dem leidigen Bölsterlischen noch viel Scherereien zu erledigen hätte (Sommer 1913). Deutlicher wird er dann in seiner Familiengeschichte (Schoellhorn, 1923, S. 85)

Die Ehe der Witwe mit einem Herrn Heinrich [statt Walter] Bölsterli wurde zu einem Unglück für die Frau und ihre drei Kinder

zwischenenspiel causa bölsterli

Josefine «Josy» Schoellhorn * 10.10.1864 † 05.05.1942	∞ 3. Oktober 1885	Kaspar Carl Weinmann * 15.12.1855 (oder 1856) † 08.09.1896	Schwester von Fritz Schoellhorn
Josefine Schoellhorn und Carl Weinmann hatten vier Kinder, wobei Josefine Ella * 1886 † 1893 früh verstarb Alice Emilie * 1888 † 10.3.1951, Karl Eduard «Edy» * 7.10.1891 † 8.10.1950, Gertrude «Trudy» Elsa * 1895			
Carl Weinmann war der Sohn des städtischen Oberförsters Carl Weinmann, dem auf der Strasse nach dem Bruderhaus ein Gedenkstein gesetzt wurde. Carl Weinmann junior gründete nach der Absolvierung technischer Studien ein Ingenieurbüro, das sich ausschliesslich mit der Projektierung und Ausführung von Wasserversorgungen für Gemeinden und industrielle Betriebe befasste. Bereits im Alter von 41 Jahren starb Carl Weinmann als Kommandant des Bataillons 66 während eines Wiederholungskurses an einem Herzschlag			
	∞ 26. September 1904 geschieden um 1913	Walter Bölsterli * 16.10.1874 Ricketwil † 21.09.1952 Mexiko	

Gemäss Stadtarchiv Winterthur setzte sich Walter Bölsterli am 13. März 1913 nach Mexiko ab. In der «NZZ» vom 21. August 1921 findet sich zu ihm dann nochmals eine Spur. Im Zusammenhang mit der Bundesfeier in Mexiko der dortigen «braven Eidgenossen» (so in der «NZZ» formuliert) wird vermerkt

Die Organisation des sehr gelungenen Festes lag in der Hand von Ingenieur Walter Bölsterli aus Winterthur

Josefine, sich nun wieder Weinmann nennend, zog nach Zürich, wo sie von 1914 bis 1919 an der Schmelzbergstrasse 40 wohnte (Quelle: Adressbücher). Sie starb 1942 im Elisabethenheim in Zürich. In der Todesanzeige in der «NZZ» wurden als Trauernde angeführt die Kinder Alice, Edy, Trudy mit Andreas H. Trepp-Weinmann, der Enkel Dr. Andreas Trepp sowie Josys Schwester Emmy Thomass-Schoellhorn in Starnberg (D)

Zu Tochter Alice finden sich im Gästebuch des Chalets Madrisa immer wieder Hinweise. So besuchte sie das Chalet am 28. Mai 1919 anlässlich der Hochzeit von Georg und Rösy Schoellhorn-Massy-Dawson. Im Winter/Frühjahr 1929 weilte sie aus gesundheitlichen Gründen in Davos und traf dort ihren Onkel Fritz Schoellhorn (ein Foto von ihr findet sich im Gästebuch)

Sohn Edy weilte über das Jahresende 1913/1914 im Chalet Madrisa und fuhr dann nach München, vermutlich, um dort seine Kunstausbildung fortzusetzen. Er wurde – wie sein Cousin Hans Schoellhorn – Kunstmaler und lebte bis zu seinem Tod in Zürich. 1938 nahm er an einer Ausstellung des Kunstvereins Winterthur im Kunstmuseum teil, worüber am 23. August 1938 auch die «NZZ» berichtete. Er blieb mit seinem Cousin Hans und dessen Frau Maite im Kontakt, was auch seine regelmässigen Besuche in Klosters vor allem in den 1940er-Jahre belegen

Vom 28.2. bis 23.3. mit Unterbruch von 5 Tagen war Edy bei uns auf Besuch. Er hatte leider nicht viel Glück. Seine Mutter schwer krank, selbst gesundheitlich nicht bestens dran. Ski-bruch und zum Schluss noch Bruch des rechten Oberarms

Gästebucheintrag, geschrieben von Hans Schoellhorn, März 1942

Tochter Trudy heiratete den Davoser Andreas H. Trepp und übersiedelte mit ihm 1937 nach Vermont, USA. Beide verstarben in Los Angeles, USA

Die Erinnerung an Josefine und ihre Nachfahr:innen ging in unserer Familie leider verloren

Die Liegenschaften an der Lindstrasse 27 (Villa Schoellhorn) und an der Haldenstrasse 38 blieben bis Mai 1923 im Besitz der Erben von Carl Weinmann und wurden dann an die Schweizerische Unfallversicherungsgesellschaft in Winterthur verkauft, die sie später weiterveräusserte. 2007 wurden sie abgebrochen

Fritz Schoellhorn besuchte ab 1869 (er war erst 5½) die Schulen in Bad Waldsee und ab 1876 die Industrieschule in Winterthur bis 1878, in Lausanne bis 1879 und schliesslich kurz die Handelsschule des Technikums Winterthur. Mit 16 war seine Schulzeit nach dem Willen seines Vaters abgeschlossen, der fand, man müsse sich bei der Arbeit beweisen

Nun begannen seine Lehrjahre im Geschäft des Vaters, wo er in der Buchhaltung zuerst zum Buchhalter ausgebildet wurde. Seine beiden Schwestern kamen in dieser Zeit, also im Frühling des Jahres 1880, in ein katholisches Töchterinstitut nach Lindau im Breisgau und anschliessend nach Veyrier bei Genf

Für Fritz folgte für ein Jahr der Einsatz als Volontär bei einem Bankgeschäft in Ulm. Aus dieser Zeit stammt der folgende Eintrag in den «Lebenserinnerungen» (1930, S. 58)

Eitel war ich geworden, trug Handschuhe, seidene Pochettchen (sie waren damals Mode wie heute wieder) und eine Zeitlang einen Zwicker mit Fensterglas, bis eines Tages das Wort «Geck» an mein Ohr drang, das mir galt. Da warf ich den Zwicker weg, schob das Seidentüchlein in die Tasche und zog die Handschuhe aus. In dunkelblauem, militärisch geschnittenem, geschlossenem «Jägerrock», wie solche damals Mode waren, Reitstiefeln, in der Hand ein Reitstöckchen, obschon ich keine Gelegenheit zum Reiten hatte – so bummelte ich nach Feierabend durch die Strassen

Es folgten Jahre in Winterthur und Genf, immer wieder unterbrochen von Zeiten beim Militär. Qualitätsprobleme im Produktionsprozess des Haldenguts bewogen ihn, im Spätsommer 1884 dem Vater den Vorschlag zu machen, seine Kenntnisse des Bauprozesses an einer Brauereischule sowie mit dem Besuch anderer Brauereien zu vertiefen

1884/1885	Für ein Semester an der Brauereischule Weihenstephan bei Freiburg im Breisgau
1885/1886	Aufenthalt in Graz mit Stationen bei der Brauerei zum Sandwirt in Puntigam (nahe bei Graz) sowie bei der Brauerei der Herren Schreiner Söhne. Dem Aufenthalt in Graz folgte eine Studienreise zu Brauereien in der Steiermark, in Triest und über Wien bis nach Mähren
1886/1887	Fortsetzung der «Walz» mit Besuch von Brauereien in Württemberg und München

Auf den Reisen lernte Fritz Schoellhorn nicht nur das Brauen, sondern auch den Münchner Juwelierssohn Eugen Thomass kennen

Auch im folgenden Jahr [1887] machte Vater mit Emilie eine Kur, und zwar in Reichenhall. Da lernte sie die Eltern von Eugen Thomass, meines Kollegen in Graz, kennen – ihre späteren Schwiegereltern. Mein heutiger Schwager praktizierte eine Zeitlang in Winterthur und auch bei mir in Genf, und es war einmal die Rede davon, dass er die Leitung unserer Brauerei Bavaria in St. Gallen übernehmen sollte, bevor irgendwelche Beziehungen zwischen ihm und meiner Schwester bestanden

Fritz Schoellhorn, Lebenserinnerungen, 1930, S. 97

1890 verlobte sich Fritzens Schwester Emilie in München mit Eugen Thomas und lebte seither dort respektive in Starnberg. In den Gästebüchern und Fotoalben im Chalet Madrisa finden sich viele Spuren von ihnen, ihrer Familie und der Familie Thomass aus München

Auch geschäftlich entwickelte sich daraus eine Beziehung, sass Fritz doch später im Aufsichtsrat der Paulaner-Salvator-Brauerei in München und im Alter unternahmen Fritz und Eugen einige Reisen, die in den Fotoalben im Chalet Madrisa dokumentiert sind

zwischen spiel an den starnberger see

		Matthias Thomass * 22.04.1789 Memmingen † 19.05.1866 Memmingen	Säcklermeister (Beutelmacher) Quelle: Urs Widmer
Tochter eines reichen Münchner Schächlermeisters			
Ursula Holzapfel * 06.07.1829 München † 17.01.1900 München	∞ um 1848	Carl Thomass * 30.05.1824 Memmingen † 06.01.1917 München	Quelle: Urs Widmer
<p>Carl Thomass, Sohn eines Säcklermeisters (Beutelmacher) aus Memmingen, begann als Lehrling beim Meister Jeremias Neustätter in München, der um 1837 mit seiner Goldschmiedewerkstätte an den Marienplatz zog. 1848 verkaufte Neustätter das Geschäft an Thomass, der dank seiner Heirat mit der Tochter eines Schächlermeisters (Küfer) zu gewissem Reichtum gekommen war</p> <p>Neben selbst gefertigtem Schmuck bot Thomass auch zugekaufte Galanterie- und Bijouteriewaren an, handelte zusätzlich mit Immobilien und erwarb unter anderem zwei Häuser am Marienplatz. Carl Thomass war auch ein politischer Kopf, er sass als Abgeordneter der links-liberalen Fortschrittspartei im Landtag und wirkte im Münchner Magistrat mit. Zudem gehörte er zu den Mitbegründern der Münchner Trambahngesellschaft und der Dampfschiffahrtsgesellschaft Würmsee</p> <p>Zwei seiner Söhne, Ludwig 1862–1925 und Eugen, konzentrierten sich auf das Biergeschäft und kauften am 27. März 1889 ein kleines Münchner Bräuhaus am Kapuzinerplatz (gegründet um 1877 als «Zum kleinen Hofbräuhaus», dann 1882 unter neuem Eigentümer Ludwig Massenbach auf «Brauerei zum Massenbach» umfirmiert), das sie zuerst unter dem Namen «Münchner Bräuhaus», dann «Thomasbräu» in den folgenden Jahren zu respektabler Grösse führten</p> <p>1923 gingen die Thomass-Brüder mit der Paulaner-Salvator-Brauerei AG eine Interessengemeinschaft ein, aus der 1928 eine Fusion der beiden Unternehmen wurde. Aus diesem Grund sass Fritz ab 1929 für eine gewisse Zeit im Aufsichtsrat der Paulaner-Salvator-Brauerei AG. Später, bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, waren es die Brüder Siempelkamp als Schwiegersöhne von Eugen Thomass</p>			
Emilie Schoellhorn * 24.11.1865 † 02.05.1955	∞ 16. April 1890	Eugen Thomass * 26.03.1863 † 01.03.1932	Schwester von Fritz Schoellhorn
Emmy Thomass * 17.03.1891 † 30.06.1961	∞ 15. September 1921	Ewald Siempelkamp * 31.03.1897 Krefeld † 30.07.1961	
<p>Ewald und Eugen Siempelkamp waren in zweiter Generation die Gesellschafter der 1883 gegründeten Firma Siempelkamp, die bald mit Sperrholz- oder Furnierpressen den Bedarf der Zeit trafen und mit ihrem Pressen-Know-how immer weiter neue Märkte erschlossen, mit Vulkanisierungspressen für Gurte und Gummi, Formpressen für Kunststoffe und Pressen für die Metallverarbeitung. In den 1930er-Jahren kam das Fibroplast-Verfahren hinzu, gefolgt von Spanplattenpressen. Nach 1945 folgten Pressstrassen für Novopan, dann in den 1960-er solche für MDF-Platten und – unter anderem – ab 1975 die Entwicklung von Behältern zum Transport und zur Lagerung von abgebrannten Brennelementen (CASTOR-Behälter)</p> <p>Emmy und Ewald Siempelkamp-Schoellhorn hatten zwei Töchter, von denen die jüngere, Carla Gabriele *3.10.1926, mit Manfred Freiherr von Oppenheim 1924–1996 verheiratet war. Er war einer der Teilhaber der Bank Sal. Oppenheim jr. & Cie AG & Co. KGaA in Köln. Die Bank ging nach Turbulenzen um das Schickelanz-Vermögen (Erbin des Quelle-Konzerns) in den Besitz der Deutschen Bank. Der Geschäftsbetrieb wurde 2018 eingestellt</p>			
Carlo Thomass * 03.02.1892 † 08.05.1968	∞ 20. August 1921	Elisabetha «Elly» Krayser	
<p>Carlo und Elisabetha Thomass-Krayser hatten vier Söhne, wovon zwei im Folgenden erwähnt seien</p> <p>Hans Thomass *4.11.1924 †6.9.1995. Seine Enkelin ist die deutsche Schauspielerin Rosalie Thomass *14.8.1987</p> <p>Eugen Thomass *24.12.1927 †21.1.2009 was ein erfolgreicher deutscher Filmkomponist und in erster Ehe mit der Tochter von Linus Birchler, einem bekannten Schweizer Kunsthistoriker, verheiratet</p>			
Elsa Thomass * 30.04.1898 † 19.10.1991 München	∞	Sigismund Lanter Internist in Berlin	
Mathilde «Thilde» Thomass * 05.11.1900 † 27.10.1974 Krefeld	∞	Eugen Siempelkamp * 11.06.1894 Krefeld	
<p>Eugen Siempelkamp war zusammen mit seinem Bruder Ewald Gesellschafter der Firma Siempelkamp</p> <p>Im Ersten Weltkrieg war er – wie auch sein Bruder Ewald – Kampfflieger. Er flog ab 1917 in der Staffel des «Roten Barons» Manfred Freiherr von Richthofen. In diesem Zusammenhang findet sich in der Publikation «Siempelkamp inside» von 2012 der Hinweis, dass die beiden Brüder bei ihren Einsätzen in der deutschen Luftwaffe während des Ersten Weltkrieges Flugzeuge kennen lernten, deren Struktur- und Funktionsteile überwiegend aus Massivholz oder holzbasierten Werkstoffen gebaut waren. In der Folge lieferte Siempelkamp um 1920 die ersten Pressen für Formholz und Schichtholz. Schichtholz sei der bevorzugte Werkstoff für Propeller gewesen. Formholz und Sperrholzplatten, die auf Pressen von Siempelkamp aus geleimten Furnieren entstanden, seien für die leichten Flugkörper benötigt worden. Mit dem Aufkommen der Ganzmetallbauweise für Flugzeuge lieferte Siempelkamp dann ab 1938 an die Messerschmitt AG Streck-Zieh-Pressen für Aluminiumbleche. Flugzeuge der Messerschmitt AG dienten der deutschen Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg. Vermutlich war Siempelkamp in dieser Zeit auch in Zwangsarbeit verstrickt</p>			

In seinem als Manuskript 1919 gedruckten Buch «Die Brauerei Haldengut in Winterthur 1843/1918» (referenziert als «1843/1918») schildert Fritz Schoellhorn detailliert die Geschichte der Firma. Im Folgenden sind einige Stellen daraus wiedergegeben. Sie sind zum Teil gekürzt

Die Brauer und Knechte waren durchwegs ledige Burschen, die ihre Stellen sehr viel wechselten. Ihre Anhänglichkeit an das Geschäft, in dessen Dienst sie standen, bekundeten sie höchstens damit, dass sie an Sonntagen in Gruppen die Abnehmer der Brauerei besuchten und andere Wirtshäuser mieden. Es kam dann nicht selten zu Raufereien

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 212

Die Arbeit [der Brauer] begann sehr früh und war unregelmässig, die Mittagspause betrug nur eine Stunde, bis im Jahr 1877 das Fabrikgesetz einschränkende Vorschriften brachte. Die Brauer wurden mit einem «Auf geht's» oder «Auf geht's in Gott's Namen» geweckt. In einem gemeinsamen Schlafsaal im Brauergebäude waren die meisten, etwa zwölf Brauer, untergebracht, als Aufenthaltsraum war ihnen der «Sternen» angewiesen – ein niederer Raum mit halbrundem Fenster, und der «Schwarzwälder Bote» lag als Leibblatt der Brauer auf. Bier stand ihnen in beliebiger Menge zur Verfügung, es war stets ein Fass im Sternenkeller im Anstich. Das Bier für den «Sternen» wurde mit einem Stern mittels Kreide angezeichnet. Das Stern Bier war in der Regel das erste und letzte Bier aus dem Lagerfass, das noch nicht oder nicht mehr ganz glanzhell lief

Die Verpflegung der Brauer und Knechte erfolgte auf Rechnung der Brauerei. Aus einem Schreiben vom März 1881 geht hervor: Zum Frühstück erhielten sie Brennsuppe und Kaffee mit Zucker, mittags meist zweierlei Fleisch, Mehlspeise als Beilage. Abends Fleisch oder Würste, auch hie und da Kutteln etc. Für die Zwischenmahlzeiten bekamen sie Brot und 50 Cts. Vergütung in bar. Der Lohn betrug nebst dem 43 bis Fr 48 Franken per Monat

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 214 f.

Grosse Arbeit und in manchen Jahren grosse Sorge und ausserordentliche Kosten verursachte alle Jahre die Beschaffung des zur Kühlung der Keller, zum Abkühlen der Sude, zur Regulierung der Gärungen und in späteren Jahren zur Lieferung an die Kundschaft nötigen Eises. Aus dem nahen Walkeweiher wurde so viel als möglich bezogen, ferner aus den Weihern bei Seuzach und bei Hettlingen. Viele Jahre hindurch wurden aus Fischenthal auf der Eisenbahn bedeutende Quantitäten hergeschafft, weil da gewöhnlich früher mit Eisbrechen begonnen werden konnte als im tiefer gelegenen Winterthur. In einigen Jahren gab es da wenig oder gar kein Eis, und es musste der ganze Bedarf aus dem Klöntalersee hergeschafft werden

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 230 f.

Am 24. Februar 1883 kam das Telefon in Betrieb, und die Kundenbedienung, die bisher sehr einfach war, wurde wesentlich komplizierter. Bisher nahm der Bierführer beim Holen der leeren Fässer die Bestellungen auf. Mit Einführung des Telefons bestellten viele Wirte nach ihrem Belieben, oft wenn die Fuhrwerke schon fort waren, und mindestens ein Pferd mehr wurde für die Kundenbedienung lediglich als Folge der Einführung des Telefons nötig

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 239

Mit der Eröffnung der Gotthardbahn im Jahr 1882 kam auch das Exportfieber in die Brauerei Haldengut. Mit finanzieller Unterstützung der Herren Ernst & Schoellhorn wurde eine «Birraria Svizzera» in Genua gegründet. Ein Eisenbahnkühlwaggon wurde angeschafft, und als endlich die Zeit der Eröffnung der Birraria möglich war, wurde der Kühlwaggon mit Bier nach Genua versandt. Schon in Affoltern am Albis und dann wieder in Rotkreuz lief der Wagen warm und musste angehalten werden. Auf der Grenze musste das Bier umgeladen werden und kam nach viel zu langer Fahrt in der Hitze trüb in Genua an. Es war etwas naiv zu glauben, man könne dieselben Biere, die man in Winterthur verkaufte, ohne Weiteres nach Italien exportieren. Die Herrlichkeit dauerte auch nicht sehr lange

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 239 f.

Im Jahr 1899/1900 wurde ein internes Telefonnetz erstellt, das die verschiedenen Geschäftsabteilungen verband. Die Schreibmaschine fand im Jahr 1894 Eingang in das Büro der Brauerei Haldengut, und im Jahr 1902 wurde das Vorurteil gegen weibliche Gehilfinnen überwunden und die erste Schreiberin angestellt

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 428 und S. 474

Nachdem während einer Reihe von Jahren im Geschäftsbetrieb nur Pferde zu Verwendung gekommen waren, sind im Jahr 1896 Zugochsen angeschafft worden, die für die Abfuhr der Rohmaterialien von der Bahn und für die Zufuhr von Bier zu dieser verwendet wurden. Es sind damals auf einmal 14 Stück von einem württembergischen Brauer gekauft worden. Die im Ökonomiegebäude eingerichtete Malztenne, die durch Aufgabe der Mälzerei frei geworden war, wurde wieder zu einem Stall umgebaut

zwischenspiel braumaleins

Der Fuhrwerksbetrieb einer Brauerei bringt viel Unerfreuliches mit sich. Der Umstand, dass die Fuhrleute, die von Wirtschaft zu Wirtschaft fahren müssen, häufig über den Durst trinken, darf wohl als eine unangenehme Erschwerung für die Aufrechterhaltung einer tadellosen Disziplin bezeichnet werden. Unfälle, die die Bierführer selbst treffen, sind sehr häufig, und immer und immer wieder ist es vorgekommen, dass durch die Fuhrwerke der drei Betriebe Dritte geschädigt und namentlich Kinder überfahren wurden

Bis zum Jahr 1897 wurde alles Bier für die Stadt Zürich mit dem Fuhrwerk nach Zürich geführt. Ein mächtiger Wagen, mit 30 bis 36 Hektoliter beladen, und je nach dem Zustand der Strasse mit vier oder fünf schweren Belgier Pferden bespannt, fuhr dreimal die Woche um 11 Uhr abends in der Brauerei ab und kam in der Frühe in Zürich an

Der Klang der abgestimmten Geläute der Pferde und der Knall der Peitsche des Fuhrmanns während der Nacht waren den Bewohnern der am Wege liegenden Strassen zur Gewohnheit geworden. Der Erwerb eines eigenen Depotanwesens in Zürich in der Nähe des Bahnhofs und die Anschaffung von Eisenbahnkühlwagen haben diesem alten Herkommen ein Ende bereitet

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 515 f.

Ein endgültiger Bruch mit einem alten Herkommen vollzog sich im Herbst 1900. Bis dahin wurden im Hausmeistergebäude immer noch eine Anzahl lediger Arbeiter, vorab Fuhrleute, gepflegt. Wegen ungenügender Frequenz ist der Betrieb der Hausmeisterei eingestellt worden

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 524

Zur Herkunft und zur Qualität von Hopfen mag hier eine Erfahrung von 1900 erwähnt werden, die zeigt, wie auch Ursprungszeugnisse unter Umständen nicht vor Betrug zu schützen vermögen. Ich hatte von einer Nürnberger Firma 15 Ballen «Hochprima Original Auer Lagerbierhopfen mit Siegel und Zertifikaten» gekauft und diese waren angekommen. Da das Siegelwachs im Allgemeinen ein sprödes Material ist, werden die Siegel vielfach durch Übernähen eines Leinwandlappens geschützt, um der Beschädigung des Siegelbildes vorzubeugen. Das war auch bei dieser Sendung der Fall [...] Interessehalber löste ich einen Leinwandlappen ab und fand darunter zu meinem Erstaunen wohl Siegelwachs, jedoch von dem mit so viel Sorgfalt geschützten Siegelbild bei keinem Ballen irgendeine Spur! Die Ballen waren entweder vom Lieferanten geöffnet und der Inhalt mit anderem Hopfen gemischt worden, oder es waren überhaupt andere Ballen. Die Täuschungsabsicht war offenkundig

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 539 f.

Die Brauerei Tivoli in Genf hat an der Weltausstellung in Paris vom Jahr 1889 «ausgestellt»: Eine Anzahl etikettierte Bierflaschen, enthaltend mit Jod gefärbtes Wasser in einem Wandschrank. Dann kam eines Tages die Aufforderung, Bier zu schicken. Durch irgendeinen Umstand kam dies zu spät an, die Jury hatte bereits geamtet. Die silberne Medaille wurde dennoch erteilt! Wenn das Bier von der Jury gekostet worden wäre, wäre vielleicht die goldene Medaille erteilt worden

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 647 f.

Im Geschäftsjahr 1905/1906 sind die ersten Motorwagen angeschafft worden. Ihre Konstruktion war aber noch sehr unvollkommen, und Störungen, teils infolge Konstruktion, teils infolge unsachgemässer Behandlung der Wagen durch die Fahrer, waren sehr häufig, sodass ein regelmässiger Betrieb nicht aufrechterhalten werden konnte. Besser wurde es im Frühjahr 1908, nachdem zwei Wagen der Firma Saurer in Arbon angeschafft worden waren

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 693 f.

Im Geschäftsjahr 1911/1912 wurde ein Schwimmbassin für die Angestellten und Arbeiter erstellt, das mit dem abgehenden Kühlwasser der Ammoniakkondensatoren gespeist wurde

Das Schwimmbassin wurde auch rege von den Familien Schoellhorn benützt, was viele Fotos in den Familienalben belegen

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 729 f.

Die Gesetzesvorschriften verbieten, alkoholfreien Getränken den Namen «Bier» zu geben; der Begriff «Bier» ist durch das Lebensmittelgesetz festgelegt. Die Brauerei Haldengut hat gegen eine Lizenzgebühr im Jahr 1908 ein Verfahren erworben zur Herstellung eines bierähnlichen, alkoholfreien Getränks aus Malz und Hopfen, dem der Erfinder den Namen «Perplex» gegeben hatte. Anfänglich fand es einigen Anklang. Es war auch ein ganz annehmbares Produkt, wenn es kalt getrunken wurde – dem Biertrinker mundete es nicht. Ein nennenswerter Absatz war nicht zu erzielen, und im Jahr 1913 wurde die Fabrikation eingestellt

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 851 f

Friedrich «Fritz» Schoellhorn * 19.10.1863 Oberurbach † 02.02.1933 Winterthur	∞ 6. Mai 1890	Lilly Susanna Sträuli * 02.10.1868 Winterthur † 20.02.1933 Winterthur	
Friedrich Georg Schoellhorn * 24.02.1891 Winterthur † 16.09.1973 Winterthur	∞ 28. Mai 1919	Rösy Massy-Dawson * 14.12.1895 † 29.09.1935	Aus Ballinacourty in Irland
	∞ 1937	Anna «Anni» Thalmann * 01.10.1911 Zürich † 04.08.1992 Winterthur	
<p>Friedrich Georg, genannt Georg, besuchte die Primar- und die Sekundarschule in Winterthur, ging für ein Jahr nach Hannover, um ein gutes Deutsch zu lernen, und besuchte da eine Handelsschule, absolvierte dann die École de Commerce in Genf, studierte hierauf an den Universitäten Zürich, München und Heidelberg und wurde im Jahr 1915 zum Dr. phil. promoviert. Georg führte ab 1933 als Präsident und kaufmännischer Delegierter zusammen mit seinem Bruder Kurt die Brauerei in dritter Generation</p> <p>Georg und Rösy hatten zwei Söhne</p> <p>Jürg Schoellhorn * 17.4.1921 † 30.5.1999 ∞ Els Leutert * 30.3.1947 † 11.11.1998. Jürg führte in dritter Generation die Brauerei Haldengut</p> <p>Peter Schoellhorn * 15.9.1922 † 22.8.1953</p> <p>Georg und Anna «Anni» hatten zwei Töchter</p> <p>Regula Lilly Schoellhorn * 25.2.1940 ∞ Peter Keller * 30.7.1933 † 14.2.2019</p> <p>Barbara Schoellhorn 9.7.1945 ∞ Dominique Lang * 26.1.1944 † 2.5.2020 ∞ Georg Thomann * 14.7.1941</p>			
Hans Karl Schoellhorn * 10.02.1892 Winterthur † 05.03.1982 Winterthur	∞ 2. April 1921	Marguerite «Maite» Rösch * 23.06.1897 Genf † 13.08.1977 Winterthur	
<p>Hans besuchte die Primar- und die Sekundarschule in Winterthur und anschliessend 1910/1911 die Kunstabteilung des Kantonalen Technikums bei Prof. Louis Calame und Prof. Léon Jean Pétua, hierauf 1911/1912 die École des Beaux-Arts in Genf bei Edouard Ravel, Ferdinand Hodler, Gustave de Beaumont, studierte 1912/1915 weiter in München bei H. Groeber und 1920/1922 in Paris an der Académie de la Grande Chaumière. In den 1920er-Jahren Karikaturist und Illustrator für die Münchner «Jugend» und für «Simplizissimus» später auch für den «Nebelspalter». Zahlreiche Plakate für den Zirkus Knie (mit der Familie Knie war er eng befreundet) und die SBB. Dekors für die Filmstudios Defu und Ufa Berlin. Arbeitete in Genf und Winterthur als Kunstmaler zwischen spiel mit ach und krach</p>			
Kurt Emil Schoellhorn * 31.03.1894 Winterthur † 05.08.1966 Winterthur	∞ 10. April 1922	Cläry Dreyer * 26.09.1896 Trub BE † 18.04.1974	
<p>Kurt besuchte wie seine Geschwister die Primar- und die Sekundarschule in Winterthur und daran anschliessend das Technikum, das er mit dem Diplom als Chemiker verliess. Er studierte weiter an der Universität Genf und wurde da im Jahr 1920 zum Dr. sciences physiques promoviert. Ab 1933 führte Kurt als Vizepräsident und technischer Delegierter zusammen mit seinem Bruder Georg die Brauerei in dritter Generation</p> <p>Kurt und Cläry wohnten im Winter in einem Haus gleich neben dem Eingang ins Haldengut (wurde nach dem Tod von Kurt abgebrochen). Im Sommer wohnten sie in einem 1937 erbauten Haus auf dem Wolfsberg. Für uns hiess das Haus «Herdträger», später machte es als «Villa Erb» Schlagzeilen. Wir Kinder durften im Sommer manchmal im Schwimmbad vor dessen Reinigung plantschen (für uns war ein Schwimmbad deshalb grün und nicht blau), während unsere Eltern bei Kurt und Cläry auf Besuch waren</p>			
Hanna Lilly Schoellhorn * 05.03.1896 Winterthur † 07.06.1983 Winterthur	∞ 19. September 1917	Hans Gottlieb Widmer * 08.08.1889 † 21.05.1939	
<p>Ihre Paten stammten beide aus der dritten Generation der Sträulis:</p> <p>Lina Sträuli, die Tochter von Carl Sträulis Bruder Emil Sträuli (Stamm I)</p> <p>Moritz Ganzoni, der Sohn von Carl Sträulis Schwester Nanette Ganzoni-Sträuli (Stamm II)</p>			
Elsa Frida Schoellhorn * 26.07.1900 Klosters † 30.11.1981 Winterthur	∞ 29. Juli 1921	Fritz Gaudenz «Gaudel» Müller * 11.10.1885 † 06.11.1950 Winterthur	Professor der Chemie am Technikum Winterthur
<p>Elsa besuchte die Winterthurer Schulen wie die Geschwister und absolvierte ein Jahr Praxis im Bureau der Brauerei Haldengut. Wegen des Krieges musste sie darauf verzichten, ins Ausland zu gehen. Durch deutsche und französische Hauslehrerinnen versuchte Fritz ihr jene Ausbildung zu verschaffen, die andere Töchter sonst in Pensionen erreichen (Quelle: Familiengeschichte, 1923, S. 95)</p>			
<p>Elsa «Tante Elsi» und Gaudenz hatten zwei Söhne:</p> <p><u>Ulrich</u> Gaudenz Müller * 18.10.1922 † 21.3.2005 ∞ Elisabeth Handschuh * 1924 † 22.1.1998 war Dr. med. Mit ihren Kindern sind wir über das Chalet Madrisa verbunden</p> <p>Ab 1973 studierte Ulrich in Zürich zusätzlich Ägyptologie und wurde 1982 zum Dr. phil. promoviert, dies mit seiner computerlinguistischen Studie zu altägyptischen Göttersprüchen. Als früherer Computerlinguist experimentierte Ulrich Müller ab 1981 bis 1999 mit seinem Computerprogramm «Sara», das aus den Eigenschaften Sprache, Wortschatz und Stil von Texten bekannter Dichter maschinell neue Texte generierte</p> <p>Rudolf Fritz Müller * 12.12.1924 † 22.1.2017 ∞ Dora Kusterer * 1.10.1926 † 28.8.2018, die zusammen über lange Jahre das Hotel Suvretta House in St. Moritz leiteten</p>			

Aus den gleichen Gründen wie schon beim Haldengut, also um gefährdete Guthaben zu retten, erfolgten 1882 die Übernahme der Brauerei Bavaria (Brauerei zum Felsenkeller) in St. Gallen und 1886 jene der Brauerei Tivoli (Brauerei de la Bâtie) in Genf. Für eine gewisse Zeit gehörten zudem Brauereien in Rorschach und Amriswil zum Besitz. Neben dem Brauereigeschäft betrieb Hans Georg sein Getreide- und Malzgeschäft in Winterthur weiter, doch verlor es nach und nach an Bedeutung.

Schon 1880 erwarben die Schoellhorns das Bürgerrecht der Stadt Winterthur. Trotzdem fühlten sie sich hier nicht heimisch.

Meine Eltern sind in Winterthur Fremde geblieben! Man sah in ihnen vorab die «Schwobe, die in d'Schweiz nai kumme und ihr Glick mache wolle», und vergass ganz, dass mein Vater ein für damalige Verhältnisse grosses Vermögen nach Winterthur gebracht, eine angesehene Winterthurer Familie vor dem finanziellen Zusammenbruch gerettet und ein Winterthurer Geschäft, das seit 30 Jahren krankte, zur Blüte gebracht hatte. Wohl errangen meine Eltern nach und nach die Achtung derer, die sie näher kennen lernten, und besonders mein Vater wurde in weiten Kreisen durch sein leutseliges, rechtliches Wesen bekannt und beliebt.

Fritz Schoellhorn, 1923, S. 86

Nachdem die Familie zuerst in der Brauerei gewohnt hatte, liess sich Johann Georg 1885 von Architekt Ernst Jung eine Villa erbauen [zwischen spiel villa schoellhorn](#). Das Grundstück an der Lindstrasse 27 und der Theaterstrasse 38 (früher Haldenstrasse) wurde zum Familiensitz. Das Eckhaus war das Wohnhaus, das Haus an der heutigen Theaterstrasse Remise, später Garage und Personalhaus. Nach seinem Tod übernahm die Tochter Josefine das Grundstück. 1890 baute Josefine mit ihrem Mann Carl Weinmann auf dem Areal der Theaterstrasse 36 eine Kleinvilla im Zweiflügelbau mit Wendeltreppen-Turm. Die Häuser wurden 2007 abgebrochen.

Nicht abgeklärt wurde, ob das Grundstück für die Villa Schoellhorn von den Gebrüdern Sträuli erworben wurde, so wie dies später bei der Villa Lindeneck der Fall war.

Seinen Vater schilderte Fritz wie folgt, was nicht vermuten lässt, dass er sich in Winterthur einen solchen Familiensitz erbaute.

Mein Vater fuhr in der Eisenbahn grundsätzlich nur dritter Klasse und blieb diesem Grundsatz noch treu, als Reisende der Brauerei glaubten, es dem Ansehen des Geschäftes schuldig zu sein, zweiter Klasse zu fahren. Während er bis zu seinem 33. Jahr nicht geraucht hatte, sah man ihn in späteren Jahren selten ohne Zigarre im Munde, wahllos rauchte er jedes Kraut. Auf die Reise ging er nie ohne Handtasche mit Gersten- und Malzmustern. Fast täglich sah man ihn mit dieser und einem Reiseschal, den er über die linke Achsel warf, dem Bahnhof zueilen. Oder man sah ihn vom Inkasso zurückkommen, die Reisetasche voll von Fünffrankenstücken und Münzen, ebenfalls auf der Achsel tragend, die Zigarre im Munde.

In Gesellschaft war er sehr unterhaltend und wusste sich in den Kreisen beliebt zu machen, in denen er verkehren musste. Er war Meister im Kartenspiel, «jasste» aber nie lange hintereinander. Gelegentlich griff er auch bei einem Anlass zur Klarinette und spielte einen ländlichen Tanz.

Seine Gedanken waren aber die meiste Zeit von den Geschäften absorbiert, und seine tägliche Frage am Abend, wenn er heimkam, war: «Wie viel ist heute Bier fortgegangen?» Er hielt streng auf prompte Erledigung aller Geschäfte, auf À-jour-Halten aller Bücher und auf Einfordern und promptes Bezahlen aller Rechnungen für Lieferungen oder geleistete Arbeit. Grundsätzlich liess er nicht auf sich oder die Firmen, deren Anteilhaber er war, Wechsel ziehen; was nicht bar bezahlt werden konnte, wurde mittels Tratten auf einer Bank reguliert. Er nahm lieber einen Kredit einer oder zweier Banken als den einer grossen Zahl mehr oder weniger fremder Lieferanten, Handwerksmeister etc.

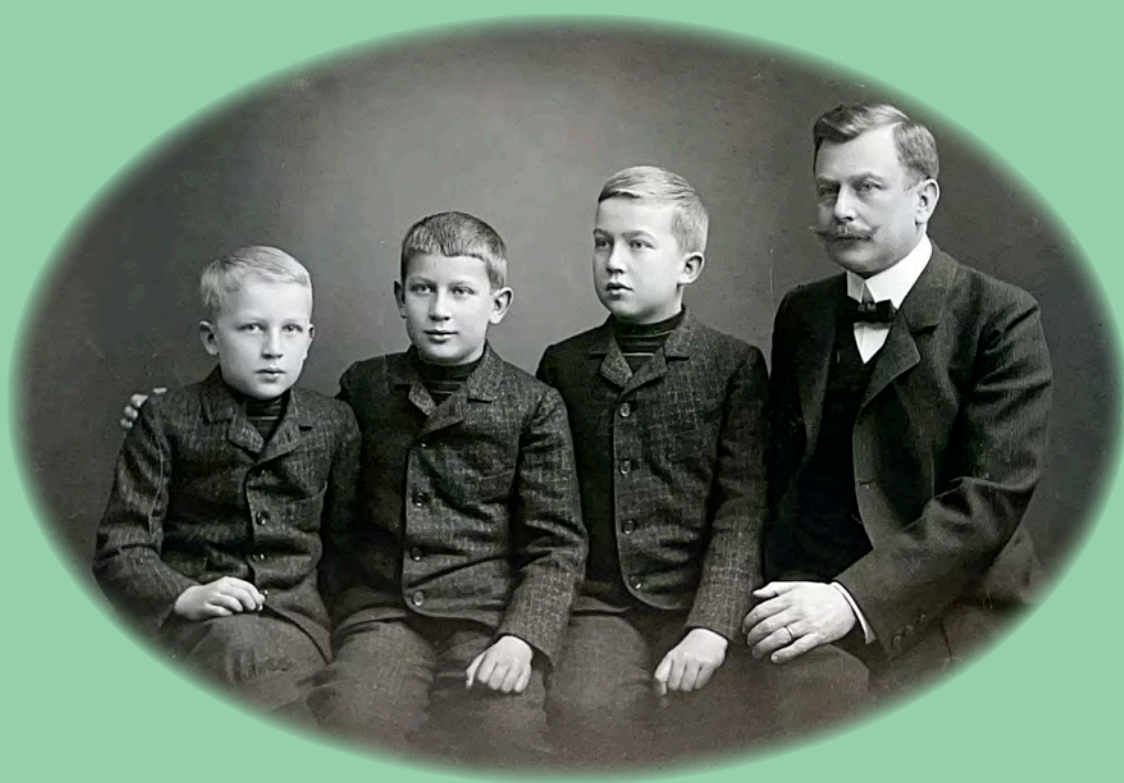
Fritz Schoellhorn, «1843/1918», S. 207 f.

Lilly Schoellhorn-Sträuli (1868–1933) mit ihren Töchtern Hanna und Elsi, um 1905



zwischen spiel grossbürgerkinder

Fritz Schoellhorn-Sträuli (1863–1933) mit seinen Söhnen Kurt, Hans und Georg, um 1905



Hanny!

Hann amene Out es blüemli gseh!



Hanny am der
Fornwische, Kloster
Herbst 1916.

Klosters



Hanny am Bach Trümmen
Herbst 1917



Winter

1916/17



Hanny im
verstehten
Bergwald
Winter 1916/17



Hanny im
Sportplatz
Winter 1916/17.



in der Schneewüste



Hanny auf dem
Fischsee

Fritz Schoellhorn unternahm immer wieder grössere Reisen. Über einige schrieb er Reiseberichte und liess die Manuskripte in Buchform unter dem Titel «Buntes von fünf Ferienreisen» 1925 drucken. Die Fotoalben von diesen Reisen finden sich heute im Stadtarchiv von Winterthur

Was ich auf Reisen sah und hörte, manchmal auch, was ich empfand, habe ich seit Jahrzehnten mit Stichworten festgehalten. Anhand solcher Notizen habe ich dann einige Ferienreisen beschrieben und in einem kleinen Kreis von Bekannten vorgelesen. Ich habe damit diesem Kreis in bunter Reige allerlei Eindrücke vermittelt, die ich auf diesen Reisen erhalten hatte. Durch den Druck dieser anspruchslosen Plaudereien möchte ich für einen etwas weiteren Kreis dasselbe tun

Fritz Schoellhorn, Vorwort, S. 5

Im Folgenden sind Ausschnitte aus dem Bericht über die Reise nach Westindien im Februar, März und April 1914 zitiert (zum Teil gekürzt)

Ein Jahr voll Verdruss und Ärger war hinter mir und der Wunsch, eine Zeitlang die Gedanken abzulenken, wurde zur Pflicht gegenüber mir selbst und gegenüber meiner Familie. Eine Reise, womöglich in mir unbekannte ferne Länder, schien mir das geeignetste Mittel, die einseitig beanspruchten Nerven auszuspannen. Damit kam ich zugleich dem in meinem Innersten stets schlummernden Wunsch entgegen, noch ein Stück mehr «Welt» zu sehen

Er meint hier sicher auch die Herausforderungen um den Privatkurs von Walter Bölsterli, dem zweiten Mann seiner Schwester Josefine, die Fritz sehr beschäftigten und belasteten

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 56

Der eine macht solche Reisen gerne allein, der andere lieber in Gesellschaft. Beides hat seine Vor- und Nachteile. Ich neige mehr und mehr dazu, zu sagen: lieber keine Gesellschaft, als eine solche, die einem die Mühen des Reisens vermehrt. Gesellschaft findet man schliesslich auf Reisen immer

Die Westindienfahrt machte er zusammen mit dem Sohn eines Bekannten, über den er am Schluss schreibt, dass er ihn nie wieder sah. «Er ist Opfer des Krieges geworden.»

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 57

In der stilvollen Lloydhalle sammelten sich die Passagiere, die für das Schiff «Prinz Friedrich Wilhelm» eingeschrieben waren. Ein Extrazug stand bereit für die Passagiere I. und II. Klasse, ein anderer mit den Zwischendeckpassagieren war schon etwa eine Stunde früher nach Bremerhaven gefahren, diese waren bei unserer Ankunft bereits «verladen». Der Anblick dieser galizisch-russischen Auswanderer soll den Passagieren I. und II. Klasse erspart werden – der Lloyd schämt sich dieser Fracht, die ihm doch am meisten Geld einbringt! Wenn man bedenkt, dass ein Zwischendeckpassagier vielleicht 125 Mark für die Überfahrt nach New York zahlt und ein Passagier I. Klasse 450 Mark und vergleicht, welcher Raum und was für Personal auf dem Schiff durch Erstere und wie viel durch Letztere in Anspruch genommen werden und was Erstere an Verpflegung erhalten im Gegensatz zu Letzteren, kommt man zum Schluss, das teuerste Fahren sei das als Zwischendeckpassagier

Die Schiffsfahrt begann in Bremen, wohin Fritz per Eisenbahn über Basel und Frankfurt anreiste

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 63

Die Scilly-Inseln – das letzte feste Land – sind hinter uns. Turmhoch sehen wir die Wellen spritzen. Grob und gröber wird die See und längst sind all die Zwischendecker verschwunden, die gestern noch wie ein Bienenschwarm das Vorderschiff besetzt gehalten; die Wellen schlagen jetzt darüber weg. Oft wird der Rhythmus der Maschinen unterbrochen, wenn die Propeller in der Luft sich drehen und wenn das Schiff sich sackt in zwei, in drei, in vier gewaltigen Rucken, wobei das Blech in allen Nieten kracht, wie wenn es auseinanderbersten wollte. Die Aussicht, sieben Tage so zu fahren, bereitet keine Lust. Im Essraum ist die Zahl der Gäste klein und wird mit jedem Essen kleiner. Ich halte tapfer aus. Der Dampfer sollte die Überfahrt nach New York in zehn Tagen machen, nun werden's mehr

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 65

«Ich bin der Stiefelputzer», meldet sich ein Mann, und all die Stewards, die in Kabine, Speisesaal, auf Deck, im Rauchzimmer und beim Morgenbad sich um einen bemüht haben, erwarten nun ihr Trinkgeld – je höher, desto besser. Wir sind bald im Land der höheren Währung, in dem fünf Franken gleich einem Dollar sind, die Dollars aber fast wie Franken aus der Tasche fliegen, und da darf man nicht zu knausrig im Trinkgeldgeben sein

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 69

zwischenspiel in die ferne

In New York logierte er im Hotel Astor. Wegen der verspäteten Ankunft blieben Fritz nur zwei Tage Zeit für die Besichtigung der Stadt. Über eine Subway-Fahrt und den darauffolgenden Abend berichtet er

Eine gewaltige Menschenmenge drängt sich da und alles liest. Im Gang der Wagen stehen zwei Reihen Menschen Rücken an Rücken und reiben ihre Knie an die der ihnen vis-à-vis Sitzenden. Es soll dies eine Art Sport sein, der aber nur Reiz haben soll, wenn das Vis-à-vis ein «Girl» ist. Vor dem Anblick alter Negerrinnen schützt die vorgehaltene Zeitung

Im Hotel hatte ein Boy bereits die Kleider aufgebügelt, und wir konnten im schwarzen Abendanzug einer Einladung zum Nachtessen im Hotel Claridge Folge leisten. Ein absichtlich gedämpft beleuchteter Speisesaal, elegante ganze und halbe Welt an vielen Tischen ringsum. Nach der Suppe wird schon die erste Zigarette geraucht. An breiten Bändern hängen die Zwicker der Herren. Französische Küche, Champagner. Im Wintergarten war eine Revue in langen Tiraden, die wir nicht verstanden. Die Vorführung recht vieler schön gewachsener Mädchen schien der Hauptzweck dieser Übung zu sein

Nach dem Essen gingen wir Herren am Abend ins «Hippodrome» und sahen das grossartige Ausstattungstück «Amerika» (sprich Amörrika, das r roulé). Etwa 1000 Personen wirken dabei auf und hinter der Bühne mit, darunter 400 Ballet-Girls. Eine Beschreibung des Gebotenen ist unmöglich. Echte Indianer kamen auf die Bühne, Wett-Holzfäller, Bumerangwerfer, Autos stürzten ins Wasser, Gruppen von Mädchen verschwanden in diesen und kamen nach einiger Zeit wieder auf die Bühne. Dem Auge wurde sehr viel geboten, dem Geist höchstens das Grübeln über die grossartige Regie!

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 71 ff.

Die Reise führte ihn weiter nach Key West, wo er sich einschiffte, um nach Havanna zu fahren und dort den Dampfer für eine fast vierwöchige Kreuzfahrt durch die Antillen zu besteigen

Anderntags, am 12. Februar 1914, bestiegen wir einen Luxuszug nach Key West auf der Pennsylvania Station. Um 12 Uhr 38 mittags waren wir abgefahren und um 8 Uhr 30 vormittags des übernächsten Tages kamen wir in Key West an. Unser Dampfer macht keinen sehr vertrauenswürdigen Eindruck und ist übervoll von Menschen. Er führt uns hinaus in den blauen Golf von Mexiko. Die Einfahrt in Havanna erfolgt gegen Abend. Wir nahmen Zimmer im Hotel Inglaterra, das als eines der ersten gilt. Steinböden und die enorme Höhe der Räume brachten uns zum Bewusstsein, dass wir nun in südlichen Breiten uns befanden. Grosser Lärm lockte uns auf die Strasse. Er kam von einer Ovation, die Cubanos zu Pferde, in Wagen und zu Fuss irgendeinem General brachten. Wilde Musik, Glockengeschell und Feuerwerksknaller zusammen mit den lärmenden Menschenstimmen ergaben eine merkwürdige Symphonie

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 75 f.

Die Reise führte ihn nach Santiago de Cuba, nach Kingston auf Jamaika, dann Colón am Zugang zum Panamakanal, nach Panama, dann weiter nach La Guaira, dem Hafen von Caracas in Venezuela, Port of Spain auf Trinidad, Bridgetown auf Barbados, Fort-de-France auf Martinique, zur Insel Saint Thomas, dann weiter nach San Juan auf Puerto Rico und schliesslich nach Nassau auf den Bahamas

Auf See: Das Beispiel einiger Passagiere, bei der unangenehmen Wärme in den Kabinen lieber auf Deck zu schlafen, lockte zur Nachahmung. Bis 12 Uhr hielt ich es aus, dann aber entfloh ich dem Lärm

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 89

Eine frische Brise wehte vom Ozean her auf unserer Fahrt nach Saint Thomas. Ein Lotse mit dem «Danebrog» am Boot erwartete uns, und wir landeten auf dänischem Boden in Charlotte Amalie, das an einer vorzüglich geschützten Bucht liegt. Ich bestieg ein Mietpferd, ritt die Stadt ab und sah durch die geöffneten Fenster in die Zimmer. Da spielte eine schwarze Tochter Klavier, hier wurde von einer in Schwarz und Weiss gekleideten Ordensschwester Schule gehalten, und man bekam den Eindruck einer geruhigen Kleinstadt. Ich betrat auch eine katholische Kirche, sah, wie schwarze Frauen andächtig das Weihwasser nahmen und das Kreuz machten, wie andere im luftigen Beichtstuhl, durch ein leichtes Gitter vom Pfarrer getrennt, diesem ihre Sünden beichteten

Fritz Schoellhorn, «Nach Westindien», 1914, S. 93

Die Kreuzfahrt endete wieder in New York, wo er nochmals acht Tage blieb – die Stadt war in der Zwischenzeit eingeschneit –, um dann über den Atlantik zurück nach Cherbourg zu fahren und von dort weiter über Paris nach Winterthur



Kennt ihr das Haus an Bergeshange
Madrisa heisst's im Klosters Voeke lange,
Man flüstert, dass an dieser Stätte
sich manche Schauemär begeben hätte.
Im Februar, in grauen Wintertagen
hat sich erneut Geheimnisvolles zugetragen.

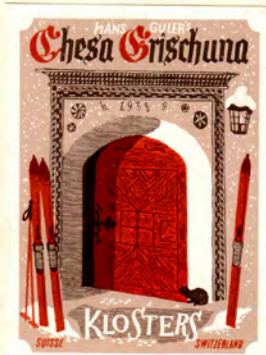
Vom Kirchtum schlägt die zehnte Stunde,
da füllet sich Grischuna's Tafelrunde.



Wer kennt sie nicht der
Trinker Namen
die jeden Samschtig hier
zusammenkanen,

zwischen spiel gute zeiten

JN



den erste Suntig
von "Schorsch" spendiert, war déjà psundig,
und die "hældigen guten" Gelder
verwandelten sich in Mayenfeeder
Jürg, ragend wie der Turm von Babel
schmiegte Gaby an seinen Nabel,
der Schilly wupte die Anny im Arm
nach Knobli stank Georg zum Erbarm,
den Hansel aber sah man schmusen
an Tschuggers Töchterlis knospigem Busen,
doch die Palme hat sich Maiti errungen
forsch hat sie den Hansel Guler besprungen.



Nach schicksalhaften Jahren seit Neujahr 1914 das erste Mal wieder hier – und zwar mit Frau –, freuen wir uns sehr, bei unseren lieben Verwandten einige schöne Tage verbracht haben zu dürfen, und danken dafür aufs Herrlichste

Carlo Thomass – München, und Elly Thomass-Krayer, 28.–31. Juli 1927

Es kam dazu schwere Sorge um Verwandte in Deutschland, die infolge der wirtschaftlichen Krise in finanzielle Schwierigkeiten gerieten und denen beizustehen meine Pflicht war. Täglich las man von weiterer Verschlimmerung in Deutschland, später in England. Was von Unglücken und Katastrophen aller Art

Fritz Schoellhorn, September 1931

Angekommen am 2. Februar bei Sonnenschein. Klage der Sportler über wenig Schnee, Klage der Hoteliers über wenig Gäste! In den Zeitungen Klage über Zunahme der Arbeitslosigkeit, Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse, Klage von Lilly über Schmerzen im Fuss, Klage von Hanna über Fieber ihres Balzli, Sorge um Kurt, der an Grippe erkrankt war – so war die Signatur des Aufenthalts!

Der Schnee kam nach zwei Nebeltagen, Fremde fanden sich noch in beträchtlicher Zahl ein, Lillys Schmerzen besserten, aber leider, um noch grösseren, infolge eines Unfalls, Platz zu machen, das Fieber von Balzli wich, Kurt erholte sich. Was blieb und sich eher noch verschlimmerte, ist die allgemein schwere Krise, die auf der Menschheit lastet

Fritz Schoellhorn, 15. März 1932

Ein kurzer Besuch in diesem trauten Heim bei Familie Widmer veranlasst mich derer in Liebe zu gedenken, bei denen ich in früheren Jahren hier schöne Stunden verbringen durfte

Carlo Thomass – München, 22. April 1935

Unser Aufenthalt geht zu Ende, wir müssen noch rasch mit einigen Worten unsere Anwesenheit dokumentieren und unserer Freude Ausdruck geben, mit der wir unsere Winterferien hier oben genossen haben. Angesichts der trüben Weltlage konnten wir uns kaum entschliessen, uns dem Wintersport zu widmen. Das Jahr 1939 mit seinen grossen Kriegen und der seit Anfang September dauernden Grenzbefestigung durch unsere ganze Armee drücken schwer auf alle Gemüter

Gaudel Müller, 6. Januar 1940

«Macht Ferien, schafft Arbeit!» lautete die Parole des Bundesrates, wir folgten ihr und zogen zu gemeinsamem Aufenthalt nach Klosters. Der europäische Krieg wütet weiter, Frankreichs Heere sind geschlagen, Deutschland und Italien beginnen den Kampf mit England, unsere Armee steht weiter an der Grenze. Man spürt die wirtschaftliche Not an vielen Anzeichen (Lebensmittelkarten, Kohlen- und Benzinrationierung, Wehropfer etc.) und ist bedrückt durch die andauernde Mobilisation und durch die unsichere politische Lage

Gaudel Müller, 16. August 1940

Trotz andauernder Mobilisation der schweiz. Armee zogen wir über Weihnachten und Neujahr ins Bündnerland in den Bergwinter, um die Sorgen des Unterlandes für einige Tage zu vergessen. Der Krieg geht mit unverminderter Heftigkeit weiter, etwas ferner unserer Grenzen tobt er als Luftkrieg über England und Deutschland, als Angriffskrieg in Griechenland und Nordafrika, als Seekrieg im Mittelmeer und im Atlantik. In verschiedenen Formen spüren wir alle den Krieg, direkt durch verirrte Bomben, die uns zu Fliegeralarm nötigen und durch Bombenabwürfe in Genf, Basel und Zürich grosse Unruhe hervorrufen; indirekt durch die wirtschaftlichen Nöte, die sich in mancherlei Rationierungsmassnahmen auswirken, durch den Aktivdienst in den verschiedensten Formen, durch Kriegssteuern und Vermögensabgaben (Wehropfer)

Gaudel Müller, 7. Januar 1941

In der Hoffnung, dass bald ruhigere Zeiten wieder kommen werden, freuen wir uns jetzt schon wieder auf den nächsten Aufenthalt im heimatlichen Madrisa. Am 1. Mai wurde zwischen Madrisa und Gotschnahaus ein Acker angelegt

Hans Schoellhorn, 2. Mai 1941

Gottlob kam Klaus wohlbehalten und braun verbrannt aus dem Dienst zurück

Hanna Widmer-Schoellhorn, 16. August 1941

Mit gemischten Gefühlen sind wir zu einem längerem Winteraufenthalt nach Klosters gekommen. Angesichts der trüben Weltlage getraut man sich fast nicht, sich den Winterfreuden hinzugeben. Der Krieg hat sich durch den schrecklichen Feldzug in Russland und durch die kriegerischen Verwicklungen zwischen den Achsenmächten (speziell Japan) und den USA zum Weltkrieg erweitert, ein Ende ist auf lange Zeit hinaus nicht abzusehen. – Wir leben noch gut, wenn auch rationiert und teuer. Heizmaterial und elektrischer Strom sind rar, man wird zum Sparen verpflichtet. Zum Sparen von Heizmaterial sind die Winterferien gestützt auf eine bundesrätliche Verfügung im Januar verlängert worden

Gaudel Müller, 30. Januar 1942

Die Kraftstromrationierung und sogar das vollständige Verbot für dessen Gebrauch bis Anfang März waren nicht sehr erfreulich. Dazu kam die Fleischrationierung; aber wie wenig ist das, wenn man bedenkt, was jetzt alle andren Völker erleiden müssen

Hans Schoellhorn, 17. April 1942

zwischenspiel schlechte zeiten

Weltkrieg: Starke Bombardierungen über Deutschland, und in Afrika werden es die Achsenstreitmächte erledigen

Hans Schoellhorn, 15. Mai 1943

Etwas Bedrückendes hatten allerdings die vielen Soldaten und militärischen Anlagen in unserem «Reduit», die uns nicht ganz froh werden liessen durch den Gedanken an den Krieg, der unseren Grenzen so nahe ist. In unsre Ferienzeit fiel die Absetzung Mussolinis und die Eroberung Siziliens, die aber unseren südlichen Nachbarn noch nicht den Frieden brachten. In Italien geht der Krieg weiter mit all seinen Schrecken, für uns am schreckhaftesten in den letzten Tagen durch die Fliegerangriffe auf Mailand, welche die schöne Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt hatten

Gaudel Müller, 24. April 1943

Der Wintersport war in Klosters überhaupt recht bescheiden, daran änderte auch die Wiedereröffnung des Hotels Silvretta nur wenig, in dem internierte amerikanische Flieger (in Zivil) Quartier bezogen haben und nun versuchen, durch Sport und allerlei Allotria die Zeit totzuschlagen

Gaudel Müller, 30. Januar 1944

Am 1. April bei schönstem Frühlingswetter wurde Schaffhausen von den Amerikanern bombardiert. Schwere Schäden und 39 Tote waren die grausame Bilanz

Hans Schoellhorn, 15. April 1944

Nach schrecklichen Kriegsszenen am Genfersee hat die französische Freiheitsbewegung Hochsavoyen befreit. Nach der machtvollen erfolgreichen Invasion in der Normandie stehen die Alliierten kurz vor der Einnahme von **Paris**, und ihr weiterer Vormarsch nach Osten oder der Marsch aus dem Invasionsgebiet der Riviera nach Norden wird sie wohl bald an die Schweizer Grenze führen. In Italien stehen die Alliierten am Arno, Florenz ist gewonnen, und bald wird die Poebene Kriegsschauplatz werden und der Krieg auch von Süden her an unsere Grenze kommen. An der Ostfront werden die Deutschen auch eng bedrängt durch die Russen, die bereits in den Vorstädten von Warschau kämpfen und die ostpreussische Grenze überschritten haben, Man rechnet mit baldigem Kriegsende (Churchill) und hofft, ein weiser, demokratischer Frieden, der jetzt von den Alliierten vorbereitet wird, werde der Welt die ersehnte endgültige Befreiung bringen

Als ich dies eben geschrieben hatte, wurde am Radio die Befreiung von Paris durch innerfranzösische Truppen gemeldet

Gaudel Müller, 24. August 1944

Die Ostertage waren sehr schön, bei herrlichstem Sonnenschein sonnten wir und von Weitem hörte man, dass der grausame Krieg immer noch nicht zu Ende ist

Hans Schoellhorn, 5. August 1945

Das erste Mal, seit sechs Jahren grausamsten Kriegs in Europa, dürfen wir wieder im Frieden in unser Heim ziehen. Anfangs tobte der Krieg im Fernen Osten weiter, und schreckliche Meldungen über den Einsatz einer neuen sogenannten Atombombe mit ungeheurer Zerstörungskraft und unabsehbarer Auswirkung auf die Zukunft erschütterten die Welt. In England löste eine Labour-Regierung unter Attlee das Kabinett Churchill ab. – Russland erklärte Japan den Krieg. Endlich in der dritten Augustwoche kapitulierte Japan. Es ist wieder Friede auf Erden und die geprüfte Menschheit kann wieder aufatmen

Das Antlitz von Klosters zeigt noch deutlich die Spuren des vergangenen Kriegs. Im Bündnerhof sind ungefähr 70 russische Zivilinternierte. Breitbackige Menschen aus den unterschiedlichen Steppen zwischen Europa und Asien. Tagtäglich sehen wir die Kinder spazieren in ärmlichen Kleidchen von sonderbarer Zusammenstellung. Ihre Mütter, in weiten Kopftüchern, helfen den Bauern. Im «Daheim» ist ein Lager von deutschen Flüchtlingen. Intellektuelle seien's; in rührender Art spielen sie in der Turnhalle des Schulhauses «Nathan der Weise» für die «Fremden», oder es singen Grössen aus Staatsopern von Berlin und Wien einige Lieder. Im «Weisskreuz» erholen sich Professoren von der Universität Leyden, und im Serenus-Bad ist ein Lager mit Judenflüchtlingen. – Arme Menschen, aber alle sehen voll Hoffnung einer neuen, besseren Welt entgegen. Das «Vereina» und das «Silvretta» sind geschlossen, wie immer, aber sie sehnen sich erwartungsvoll auf Gäste von England und Amerika

Das Gästebuch trägt in sich viel Freudiges und Tauriges, so schöne und wehe Erinnerungen

Klaus Widmer, 24. August 1945

Beim Skifahren glaubte man, dass alles wieder in tiefstem Frieden stecke. Engländer und Amerikaner waren wohl am häufigsten anzutreffen. Daneben verschiedene Franzosen und Italiener und einige wohlgenährte deutsche Bonzen, die in Autos der Besatzungsmacht in die Schweiz fuhren

Die aufrüttelnde Erklärung des französischen Kommunistenführers Thorez, der auch bald eine solche unseres Schweizer Moskowitzers Nicole folgte, zeigte uns, dass die Kommunisten immer aktiver wurden

Die Weststaaten blieben auch nicht passiv. Sie begannen sich zu sammeln und stellten einen Atlantikpakt auf, der die verschiedenen Staaten verpflichtet, sich gegenseitig zu unterstützen. Hoffentlich bringt diese Sammlung des Westens endlich einmal eine Klärung der Lage auf unserem Kontinent

Klaus Widmer, 24. August 1945

Unser Vorfahre schrieb viel in seinem Leben, nicht nur im Gästebuch des Chalets Madrisa, sondern auch sonst. Neben Büchern und Texten über die Familie Schoellhorn hinterliess er auch andere Schriften, so über die Geschichte der Brauerei Winterthur sowie das Buch «Das Braugewerbe und die Brauereien des Kantons Zürich» (erschieden in Winterthur 1922), in dessen erstem Kapitel er auch Allgemeines über die Geschichte des Bierbrauens beschreibt

Als erster, gewaltiger Fortschritt in der Bierbereitung muss das Mälzen und Darren des Getreides, die Herstellung von Malz durch Keimenlassen und **Darren** bezeichnet werden

Als weiterer grosser Fortschritt wird man die Einführung der **Untergärung** bezeichnen dürfen, denn sie war die Grundlage für die Eroberung der Welt durch die untergärigen Biere, womit durchaus nicht gesagt sein soll, dass z. B. die englischen und belgischen Biere, die Münchner und Berliner Weissbiere, die alle mittels Obergärung hergestellt werden, nicht auch grosse Vorzüge haben

Bemerkungen: **Darren** bedeutet das Dörren – also Trocknen – des Malzes mithilfe von Hitze. Für **untergäriges** Bier wird eine Hefe benützt, die zur Gärung niedrigere Temperaturen benötigt

Als wichtige weitere Etappe in der Herstellung untergäriger Biere muss die Verwendung von Eis zur Kellerkühlung bezeichnet werden [...] Eingreifend für die Herstellung untergäriger Biere war die **Erfindung der Eismaschine**. Sie ermöglichte, besser als mittels Eis, die Keller das ganze Jahr hindurch auf gleichmässig tiefer Temperatur zu halten, und machte die Brauereien unabhängig von Natureis, das es nicht überall und nicht jedes Jahr in genügender Menge gab

Fritz Schoellhorn 1922, S. 3 f.

Nach dem Untergang der Alten Eidgenossenschaft zu Ende des 18. Jahrhunderts war die Herrschaft der Zünfte gebrochen und die Ausübung des Braugewerbes stand jedermann frei. Die «gnädigen Herren» der Stadt Zürich hatten nicht mehr das Recht, zu erlauben oder zu verbieten, Bier zu brauen. Es entstanden denn auch gleich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Brauerei in Winterthur [1800], eine in Zürich [1802], eine in Zürich-Oberstrass [1803] [...] Während mehr als 20 Jahren, bis 1824, wurden dann keine weiteren Brauereien, weder in der Stadt Zürich noch im Kanton, gegründet; die Vorbedingungen für solche Gründungen waren eben durchaus ungünstig: Die Stadt Zürich war noch klein; die Bevölkerung, an den Konsum von Wein gewöhnt, trank nur ausnahmsweise Bier, Industriearbeiter gab es zu jener Zeit nur wenige, die Rohmaterialien mussten von auswärts bezogen werden; zudem wurde Bier von auswärts eingeführt

Fritz Schoellhorn 1922, S. 23 ff.

Im Jahr 1847 kam in der Schweiz die erste Bahnlinie Zürich–Baden in Betrieb. – Mit der Ausdehnung des Bahnnetzes entwickelten sich Handel und Industrie in den 60er- und 70er-Jahren und es entstand in diesen beiden Jahrzehnten eine grosse Zahl von Brauereien im Kanton. Die Bevölkerung, namentlich die Industriebevölkerung in den Städten, nahm zu und mit dieser Zunahme stieg auch der Bierkonsum [...] Die Biere wurden auch besser, dank den Fortschritten im Bau von Natureiskellern. Es war nicht mehr nötig, wegen der Haltbarkeit sehr viel Hopfen zu verwenden, und mildere, süssere Biere konnten hergestellt werden, die besser mundeten als die bitteren, zu Teil herben Biere früherer Zeit

Fritz Schoellhorn 1922, S. 37

Der zweite Teil des Buches enthält Kurzbeschreibungen von 57 Brauereien, davon 16 in der Stadt Zürich und 6 in der Stadt Winterthur, nämlich (Schoellhorn 1922, S. 149 ff.)

«Brauerei zum Mohrenkopf» im Haus «Zum Mohrenkopf» an der Obergasse (Ecke Holdergasse)
Gegründet 1800 durch Hans Konrad Ziegler, Bäcker und Wirt, und Salomon Sulzer, Werkmeister

«Brauerei zur Roten Farb» neben der Winkelzunft, heute Steinberggasse 1
Gegründet 1826 von Gabriel Schultheiss von Zürich im Haus «Zur Roten Farb»

«Brauerei Furrer» an der Stadthausstrasse (heute «Haus zum Gloria»)
Gegründet 1832 von Kaspar Sulzer am Untertor, ab 1834 im Besitz von Jakob Ulrich Furrer

«Brauerei zum Haldenberg» später «Brauerei Haldengut»
Gegründet 1843 von Ferdinand Ernst respektive Elias Ernst Erben

«Brauerei Volksgarten» bei der Bahnunterführung nach Wülflingen (heute Wülflingerstrasse 2)
Gegründet 1879 von Christian Baur, Landwirt und Bierbrauer von Winterthur

«Brauerei Schöntal» beim Stadtgarten (heute Einkaufszentrum City mit Manor)
Gegründet 1880 beim «Grüntal» von Karl Irion aus dem Württembergischen

zwischenspiel schreiberei

Am 22. Januar 1890 starb Johann Georg nach einer Grippeepidemie an einer Lungenentzündung. Hierzu sein Sohn

Erst jetzt begann ich die Schwere der Verantwortlichkeit, die auf mir lag, zu fühlen, da ich niemanden mehr hatte, mit dem ich die täglichen Geschäfte besprechen konnte, und erst jetzt fühlte ich, was mein Vater für das Unternehmen und für mich persönlich gewesen war!

Der Aufstieg aus einfachen Verhältnissen zum angesehenen Geschäftsmann ist ihm gelungen, und er hat den Grund gelegt für die Prosperität eines schweizerischen Unternehmens, das heute zu den ersten seiner Branche zählt. Ich muss die Gewandtheit bewundern, die er sich im Verkehr mit Menschen aller Kreise angeeignet hat, und wie er es verstand, sich in weiten Kreisen beliebt zu machen. Wenn ich mich aber frage, ob er bei all seinen Erfolgen glücklich gewesen ist, wage ich die Frage nicht zu bejahen! Gar viele Enttäuschungen begleiteten seinen Aufstieg, und seine Übersiedelung von Waldsee nach Winterthur, weg von Verwandten und Bekannten, in eine neue Umgebung, ist ihm umso schwerer geworden, als meine Mutter sich nie so recht dieser neuen Umgebung anpassen konnte. Allerdings leichter als sie fand er sich darein, jedoch der Gedanke, mit seiner Familie wieder in sein geliebtes Heimatland zurückzukehren, hat ihn jahrelang nicht verlassen

Der Entschluss, den er im Jahr 1880 fasste, das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben, damit ich meinen Militärdienst in der Schweiz absolvieren konnte, bildete den Wendepunkt. Das Ableben der betagten Eltern meiner Mutter trug zur Entschlussänderung bei, und als im Jahr 1887 auch meine Mutter starb, wurde der Gedanke endgültig aufgegeben

Fritz Schoellhorn, 1931/B

Nach dem Tod von Johann Georg gab es – die Formulierung folgt der Familiengeschichte – peinliche Auseinandersetzungen zwischen Fritz und seinen Schwägern, die kein richtiges Vertrauen in das Familienunternehmen hatten und ihre Anteile daran verkaufen wollten. Fritz wurde bei diesen Auseinandersetzungen von seinem Schwiegervater Carl Sträuli unterstützt

Nach dem Tod meines Vaters lag mir die Liquidation des von ihm immer noch betriebenen Getreide- und Malzgeschäfts ob, dessen Bedeutung allerdings nicht mehr gross war. Da zeigte sich bald, dass viele und grosse Guthaben nur mit Nachsicht und Geduld einzutreiben waren und manche auch gar nicht. Diese Arbeit, neben der Leitung der drei Brauereien, war in hohem Masse undankbar und brachte mir viel Enttäuschungen

Auch die Erbteilung zwischen mir und meinen beiden Schwestern bzw. meinen Schwägern Carl Weinmann in Winterthur und Eugen Thomass in München führte zu Auseinandersetzungen, die zum Teil recht peinlich waren

Dabei meinte Fritz Schoellhorn vor allem die Herausforderungen im Zusammenhang mit einer Anzahl von Wirtschaften, die sein Vater, um die Bierlieferungen zu sichern, privat erworben hatte. Der Aufsichtsrat lehnte nach dem Tod von Johann Georg Schoellhorn deren Übernahme ab. Als Folge kam es zu Auseinandersetzungen um faire Preise und das Geltendmachen eines sogenannten Sohnavteils, der nach damaligem Gesetz eine Preisreduktion erlaubte, was seine Schwestern respektive seine Schwäger erst nach langen Auseinandersetzungen akzeptierten

Mein Vater hatte die Majorität der Aktien behalten. Durch die Erbteilung ging dieser Besitz aber in drei Teile, und ich war als Direktor der Gesellschaft der Gnade des Aufsichtsrates ausgeliefert, mit einem Vertrag, der mich gegen ein für damalige Begriffe bescheidenes Honorar für fünf Jahre band! So griff denn der Tod meines Vaters nach jeder Richtung ungünstig in meine Verhältnisse ein, und die Gründung einer Familie begann für mich unter unerfreulichen Verhältnissen. Dazu kam, dass meine Gesundheit zu wünschen übrig liess und vor der auf den 6. Mai 1890 festgesetzten Hochzeit eine Kur in Baden nötig wurde

Meine Schwester Emmy heiratete am 10. April, und nun war ich ganz allein in meiner Wohnung im Haldengut, verbrachte die Abende müde und abgespannt bei meinen Schwiegereltern Carl und Marie Sträuli-Haggenmacher, lernte meine Braut Lilly und die Familienmitglieder näher kennen, ein Familienleben, einfaches häusliches Glück, und fand da bei meinem zukünftigen Schwiegervater Mitgefühl und Rat. Eine neue, mir bisher verschlossene Welt tat sich für mich auf

Fritz Schoellhorn, 1931/B

Aus: Fritz Schoellhorn: Meine Beziehungen zur Familie Sträuli und zur Firma Sträuli & Cie, 1931

Punkt 7

Eines Tages – es war Ende 1889 – sagte mir meine Schwester Emilie: Fritz, wenn du die hellblonde Sträuli-Tochter heiraten willst, musst du schnell machen, sonst schnappt sie dir Bridler weg. Daraufhin machte ich schnell und verlobte mich mit ihr auf dem Eis, ohne die Eltern vorher zu begrüßen. Sie hatte «Ja» gesagt

Punkt 8

Die Mitteilung meiner Schwester beruhte allerdings auf Irrtum, denn Bridler hatte sein Auge auf eine andere Sträulit-Tochter, die an der Römerstrasse wohnte, geworfen. Die damalige Tätigkeit dieser sehr selbstständigen Tochter als Krankenschwester im Spital hatte ihm ganz besonders imponiert [...] Otto Bridler ist mir im Lauf der Jahre ein sehr lieber Freund geworden [...]

Otto Bridler 1864–1938 heiratete 1891 Hedwig Sträuli 1870–1949, die Tochter von Werner Sträuli und Ida Knüsli. Er war der Architekt der Villa Lindeneck

Punkt 9

Am Tag nach unserer Verlobung lernte ich Herrn und Frau Carl Sträuli-Haggenmacher kennen und wurde da etwas zurückhaltend empfangen, denn die Eltern meiner Braut hatten von dritter Seite schon Kunde von der Verlobung ihrer Tochter erhalten. Da ergab sich aber eine Beziehung, die das Eis schmolz, und das war das Folgende

Am 19. Oktober 1863 hatten die Eltern Sträuli-Haggenmacher geheiratet und am gleichen Tag ward ihnen ein Sohn – pardon Schwiegersohn – drüben überm Bodensee geboren. Am meinem 25. Geburtstag hatten sie ihre silberne Hochzeit gefeiert, und allerlei Silberdinge, die in ihrem Haus herumstanden und mein Geburtsstagsdatum trugen, hatten zu dieser Entdeckung geführt

Punkt 10

Das einfache Wesen meines zukünftigen Schwiegervaters kam mir deutlich zum Bewusstsein, als es sich darum handelte, meiner Braut ein seidenes Hochzeitskleid anzuschaffen. Seine demokratische Gesinnung liess das nicht zu und ich durfte meiner Braut nur ein einfaches wollenes Kleidchen schenken, in dem sie an den Altar treten musste. Aus meiner Beziehung mit meinem Schwiegervater habe ich gelernt, dass nur Bescheidenheit in den Ansprüchen ans Leben Befriedigung schaffen kann

Punkt 11

Ich lernte bald all die vielen Onkel und Tanten der alten Generation kennen [...] Lernte meine Schwägerin Marianne und das Nesthockchen Frida kennen [...] Es ergaben sich verwandtschaftliche Beziehungen zum grossen Sträuli-Kreis, ohne den ich in Winterthur wohl ein Fremder geblieben wäre

Von meinem Schwiegervater lernte ich Wein trinken. In unserer Familie trank man stets nur Bier. Mein Schwiegervater – obschon Demokrat – trank nicht das demokratische Getränk. Er zog einen sauren Grässliker dem wohlschmeckenden und bekömmlichen Bier vor. «Schöpf», sagte er jeweils zu meiner Schwiegermutter, wenn mein Glas leer war

Punkt 12

Beziehungen zum weiteren Sträuli-Kreis ergaben sich dann im Verlauf der Jahre durch unsere Kinder, die schnell hintereinander kamen. Man brauchte Götti und Göttinen – will sagen Gotten

zwischen spiel ein irrtum mit folgen

Mit der Firma Sträuli & Cie bestanden schon früh Geschäftsbeziehungen. Diese beschrieb Fritz Schoellhorn später wie folgt

Wir hatten von der Brauerei aus «Beziehungen» mit der Seifen- und Kerzenfabrik Johannes Sträuli, denn wir bezogen die Unschlittkerzen für unsere Brauerei von dieser Firma. Damals gab es noch kein elektrisches Licht und die Stearinkerzen waren noch sehr teuer. Beim flackernden Schein der Unschlittkerzen, deren dicke Dochte man mit der Lichtputzschere oder den benetzten Fingern schneuzen musste, mussten wir uns damals waschen, kämmen und auf den Abtritt gehen

Eine besondere Beziehung zwischen der Brauerei Haldengut und der Sträuli-Seifenfabrik besteht schon lange, indem zu früherer Zeit eine Quelle, die im Haldengut-Areal entspringt, gefasst und in die Seifenfabrik geleitet wurde. Soviel ich weiss, speist sie heute den Waschaushausbrunnen im Sulzberg

Eine weitere Beziehung bestand lange Zeit zwischen den Geschäften im gegenseitigen Bürgen (hört, hört) für das Frachten-Kontokorrent bei den Schweizerischen Bundesbahnen

Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkte 2, 4, 5

Wie sich Lilly Sträuli und Fritz Schoellhorn verlobten, beschrieb Fritz Schoellhorn dort in einem kurzen Text [zwischen Spiel und Irrtum mit Folgen](#)

Auch Lillys Schwester Frieda Buchmann beschrieb den Tag der Verlobung [\[siehe bei den Sträulis\]](#), und Fritz hinterliess einige Sätze zu ihrer Hochzeit und ihren ersten Ehejahren

Unsere Hochzeit wurde in der reformierten Stadtkirche gesegnet. Unmittelbar vorher waren wir im Brautschmuck vom Zivilstandsbeamten getraut worden. Damaliger Sitte gemäss waren über 70 Gäste geladen. Die «Morgensuppe» fand im «Casino» in Winterthur statt. Hierauf fuhr die Hochzeitsgesellschaft in einem Extrazug aufs Land, nach Dachsen, wo im Hotel Witzig das Hochzeitsessen stattfand

Unsere Hochzeitsreise führte uns über Luzern, wo wir 5 Tage blieben und von wo wir verschiedene Ausflüge in die Umgebung des Vierwaldstättersees machten, nach Bellagio am Comersee. Da blieben wir weitere 10 Tage und fuhren dann nach Chiavenna und von da mit der Post über den Splügenpass und gleichen Tags noch bis Buchs im Rheintal. Nur 17 Tage waren wir fort gewesen

Unser junger Haushalt begann mit einer Wiener Köchin und einem Zimmermädchen. Zwei blaue Katzen und eine blaue Ulmer Dogge gehörten zum Haushalt, und zwei Reitpferde, die auch als Wagenpferde dienten, standen im Stall

Fritz Schoellhorn, 1931/B

1887 war Fritz Geschäftsführer der Brauerei Tivoli in Genf, 1889 Direktor der neu gegründeten Vereinigten Schweizer Brauereien, welche die Brauereien Haldengut, Bavaria und Tivoli vereinigten. 1895 wurde er Delegierter des Aufsichtsrats und übertrug die operative Geschäftsführung an einen seiner Mitarbeiter. Kurz davor kam es nochmals zu Missstimmungen im Zusammenhang mit den Besitzverhältnissen der Brauerei

Das Geschäftsjahr 1893/1894 war für die Brauerei Haldengut ungünstig, und es konnte nur eine Dividende von 3½% an die Aktionäre ausgerichtet werden. Mein Schwager Eugen Thomass wurde hierdurch veranlasst, die meiner Schwester Emilie aus der Erbteilung zugefallenen Aktien der Vereinigten Schweizer Brauereien «auf den Markt zu werfen». Mein Schwiegervater, dem sie durch eine Bank angeboten wurden, kaufte sie. Das Handeln meines Schwagers konnte ich nicht anders denn als Misstrauensvotum für mich erblicken, und eine Entfremdung zwischen ihm und mir war die Folge davon, der aber bald wieder eine Versöhnung folgte

Fritz Schoellhorn, 1931/B



zwischenspiel reiselust

Einiges belastete das Familienleben in dieser Zeit, so im Geschäft durch die vielen Reisen zwischen Genf und St. Gallen, ein Konflikt mit den organisierten Arbeitern (1896), im gleichen Jahr Probleme mit der Wasserversorgung der Brauerei, und privat der plötzliche Tod des Schwagers Carl Weinmann-Schoellhorn (1896) sowie ernsthaftere Krankheiten der Kinder

Unter den vielen Krankheiten der Kinder litt meine Frau. Bei mir kamen noch die vielen Verdriesslichkeiten im Geschäft dazu, sodass unser gegenseitiges Verhältnis zeitweise sehr gereizt war. Lilly sollte Erholung Mitte Mai 1898 in Vitznau finden, zusammen mit ihren Eltern. Aber kaum war sie ein paar Tage dort, wurde sie zurückgerufen. Ein Brand war am 19. Mai 1898 in der Brauerei Haldengut ausgebrochen und hatte das Stallgebäude vollständig verzehrt. Neunzehn Pferde waren in den Flammen geblieben! Es war für mich eine schreckliche Nacht und ein grauenvoller Tag darauf! Das Unglück hat uns beide wieder nähergebracht!

Fritz Schoellhorn, 1931/B

Nach dem Verkauf der Brauerei Tivoli und der Betriebseinstellung der Brauerei Bavaria in St. Gallen 1903 war Fritz Schoellhorn von 1904 bis 1933 Präsident und Delegierter des Verwaltungsrats der Brauerei Haldengut AG Winterthur. Während 18 Jahren war er Mitglied des Zürcher Handelsgerichts. 1928 erhielt er «in Anerkennung seiner Forschungen zur Bibliografie des Brauwesens und seiner Verdienste um die Einführung wissenschaftlich begründeter Arbeitsweisen in das Schweizerische Brauereigewerbe» den Dr. h. c. der ETH Zürich. 1918 wurde er zum Kavallerieobersten befördert. Sein Oberinstruktor in der Kavallerie war der spätere General Wille, den Fritz sehr verehrte

Am zürcherischen Handelsgericht war jeden Freitag Sitzung. Unter dem Präsidium von Oberrichter Dr. Wächter fanden die Verhandlungen statt. Ich habe da in den drei Amtsdauern vielleicht einiges nützen können, für mich aber sehr vieles gelernt, was mir wertvoll war fürs Leben. Namentlich habe ich gelernt, Prozesse wenn immer möglich zu meiden, da bei der sehr verschiedenen Denkweise der Richter jeder Prozess für die Parteien eine Lotterie ist, eine bekannte Redensart, deren Wahrheit ich jedoch erst als Richter erkannt habe

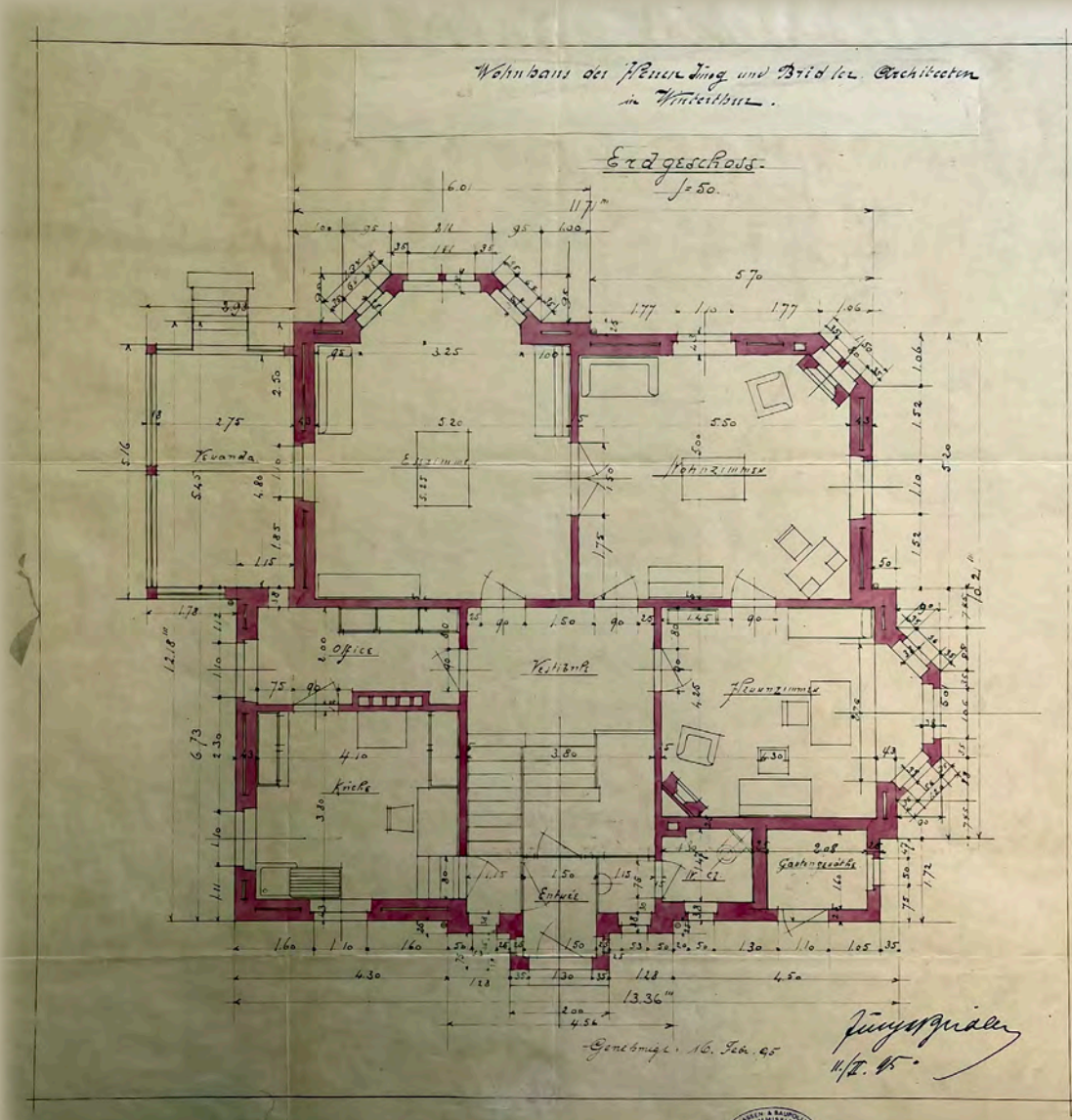
Fritz Schoellhorn, 1931/B

Aus der Verbindung zwischen Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli gingen fünf Kinder hervor. Ihre erste Tochter Hanna Lilly Schoellhorn besuchte wie ihre Geschwister die Schulen in Winterthur, dann am Technikum Winterthur die Handelsschule. Danach absolvierte sie ein Jahr Praxis im Bureau der Brauerei Haldengut und verbrachte 1914 ein Jahr in Exeter/England bei der Familie Tosswill. Vermutlich 1916 lernte sie den frisch promovierten Arzt Hans Widmer aus Töss kennen, den sie nach der Verlobung im Mai im September 1917 in der Kirche Brütten heiratete [zwischen-spiel es blüemli gseh](#). Die Hochzeitsreise führte die beiden ins Tessin

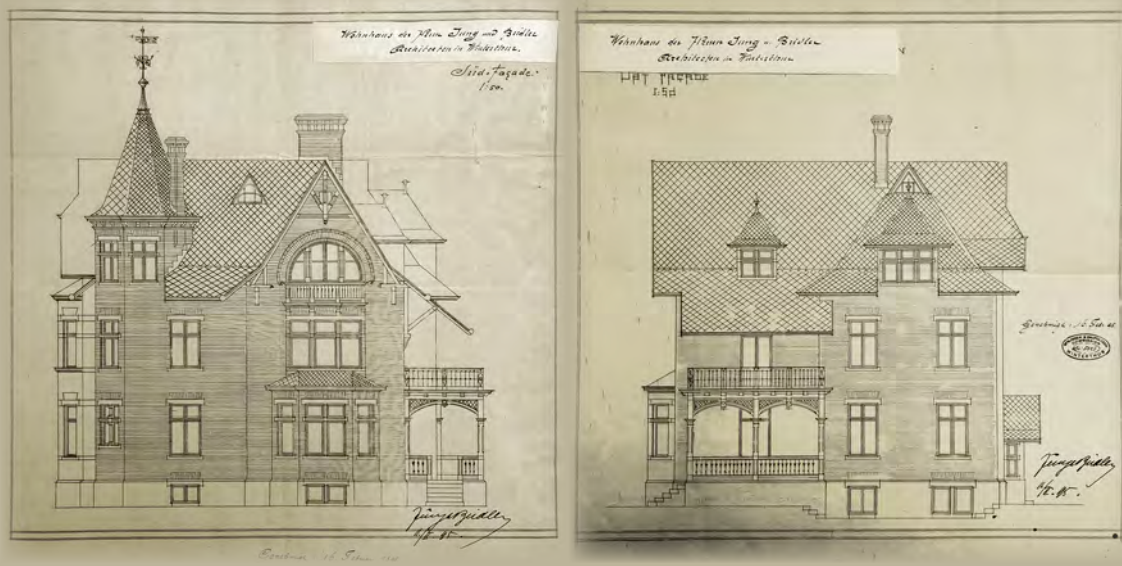
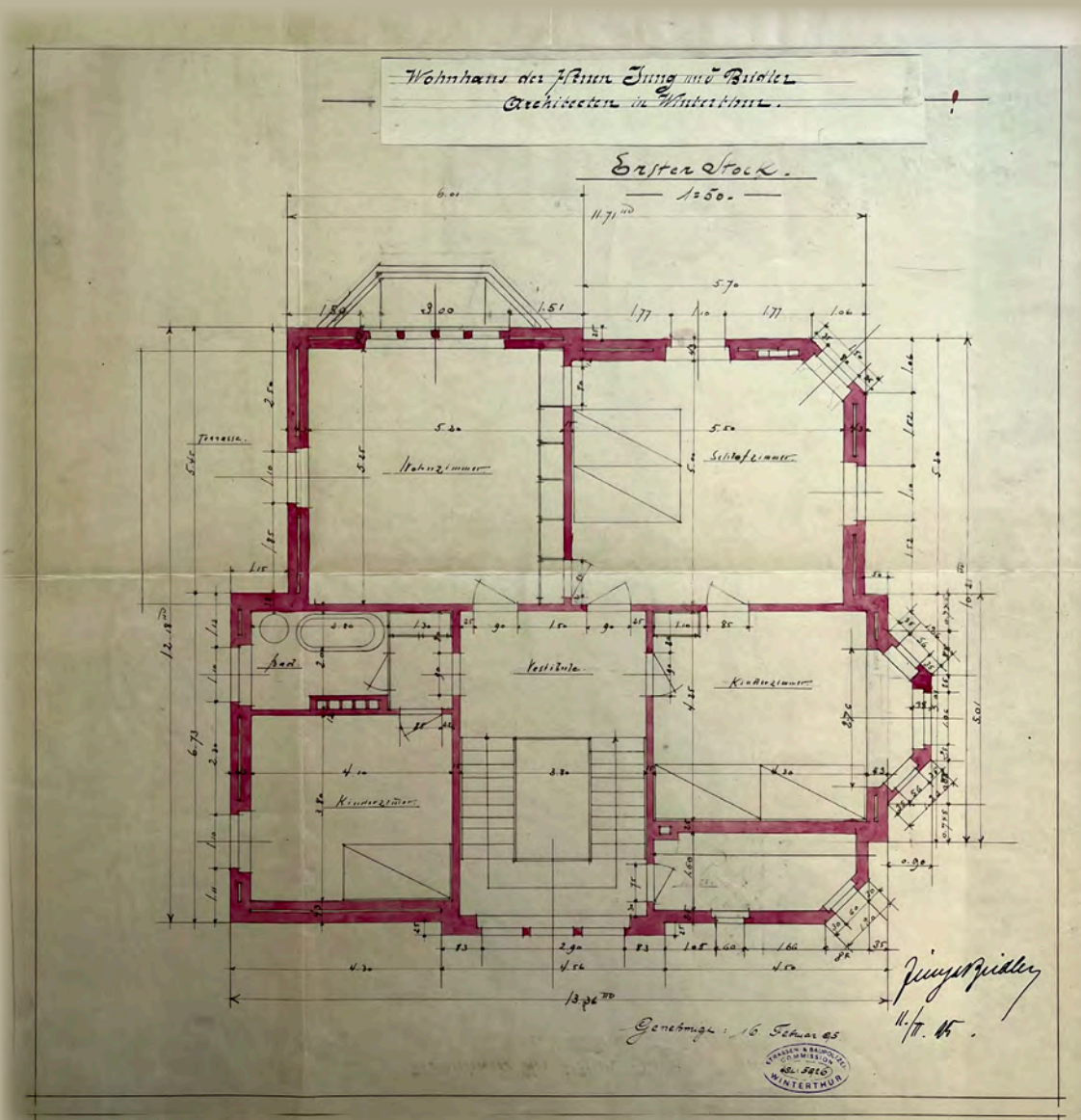
Während der ersten fünf Jahre der Ehe wohnte die Familie Schoellhorn-Sträuli im Bureaugebäude der Brauerei Haldengut, wo vier der Kinder zur Welt kamen. Dann wurde der Platz knapp und es wurde ein Wohnhaus näher der Stadt gebaut und im Frühling 1896 bezogen. Das «Lindeneck» an der Lindstrasse 16 wurde von Fritzens Freund und Cousin, dem Architekten Otto Bridler, entworfen und gebaut. Das Grundstück kaufte er von seinem Schwiegervater Carl Sträuli-Haggenschwiler [zwischen-spiel «lindeneck»](#)

Mein Schwiegervater Carl Sträuli besass einen Bauplatz im Lindt zwischen der alten Haldenstrasse und der neuen Lindstrasse. Diesen kaufte ich ihm ab und baute ein Haus darauf, da es für uns im Haldengut zu eng geworden war. Der Bauplatz musste aufgefüllt werden, und da wurde eine Unmenge weisser Kalk, der in der Sträuli-Fabrik abfiel, herangeführt. Die Pflanzen und das Gras um unser Haus haben also auch Beziehungen zur Sträuli-Fabrik, jedoch keineswegs zu ihrem Vorteil, denn eine Kalkschicht ist ein schlechter Untergrund für einen Garten!

Oft zog es meinen Schwiegervater zu seiner Tochter Lilly, meiner lieben Frau, seitdem wir mit unserem Haus nähergerückt waren. Im waschbaren Arbeitsschöpfchen, mit einem Käppchen



zwischenspiel «lindeneck»



In den Anfangsjahren des Chalet Madrisa waren An- und Abreise ein grosses Unterfangen
Von unten links nach oben rechts: 1902 • 1904 • 1910 • 1918



zwischenspiel abreisen

auf dem Kopf, kam er oft ins «Lindeneck», liess unseren Knaben die Ohren stehen, liess sie auf seine Schuhe treten und tanzte so mit ihnen, oder er stellte sie vor sich hin und nahm ihnen mit seiner flinken Fussbewegung den Stand und sagte: «Du Saperdiel!»

Wir bezogen für unseren Haushalt aus der Sträuli-Fabrik neben Kerzen auch unsern Bedarf an Seife. Von einer gewissen Zeit an bekamen wir «Ideal-Seife», eine Schöpfung des jungen Veters Emil, der ins Geschäft eingetreten war. Diese roch prächtig, besser wie Sunlight-Seife, aber meine Frau hielt sich darüber auf, dass für die Sendungen jeweils Rechnungen kamen, die sie bezahlen musste

Dass Industrieabfall zum Auffüllen von Baugründen benützt wurde, war in der damaligen Zeit in Winterthur nicht unüblich. Schlacken aus den Giessereien z. B. von Rieter und Sulzer führen entsprechend heute wegen der notwendigen Entsorgung zu Baukomplikationen

Fritz Schoellhorn, 1931/A, Punkte 13, 14 und 16

Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli verreisten gerne. Ab 1902 bis 1930 verbrachten sie regelmässig Zeit im Kurort Karlsbad im heutigen Tschechien. Häufig ging es auch nach Starnberg bei München zu Fritzens Schwester Emilie Thomass-Schoellhorn sowie ins Württembergische zu den Nonnenmachern sowie auf die Suche nach Spuren der Schoellhorns. Weiterbildungsreisen führten Fritz auch nach Bayern und Sachsen (1905), nach München und Norddeutschland (1922), ins Tirol, nach Österreich und Deutschland (1924), ins Südtirol (1925), nach München, Süd- und Mitteldeutschland (1926) sowie nach Österreich, Tschechien und in die Slowakei (1928)

Ab den 1920er-Jahren unternahm er viele Autotouren, zum Teil auch zusammen mit seinem Schwager Carlo

Auch auf grössere Reisen ging es regelmässig. So finden sich in den Archiven Fotos einer Reise mit Gattin Lilly sowie Emilie und Carlo Thomass nach Ägypten im Jahr 1907. In den folgenden Jahren unternahm er – häufig auch alleine – grössere Reisen [zwischen Spiel in die ferne](#)

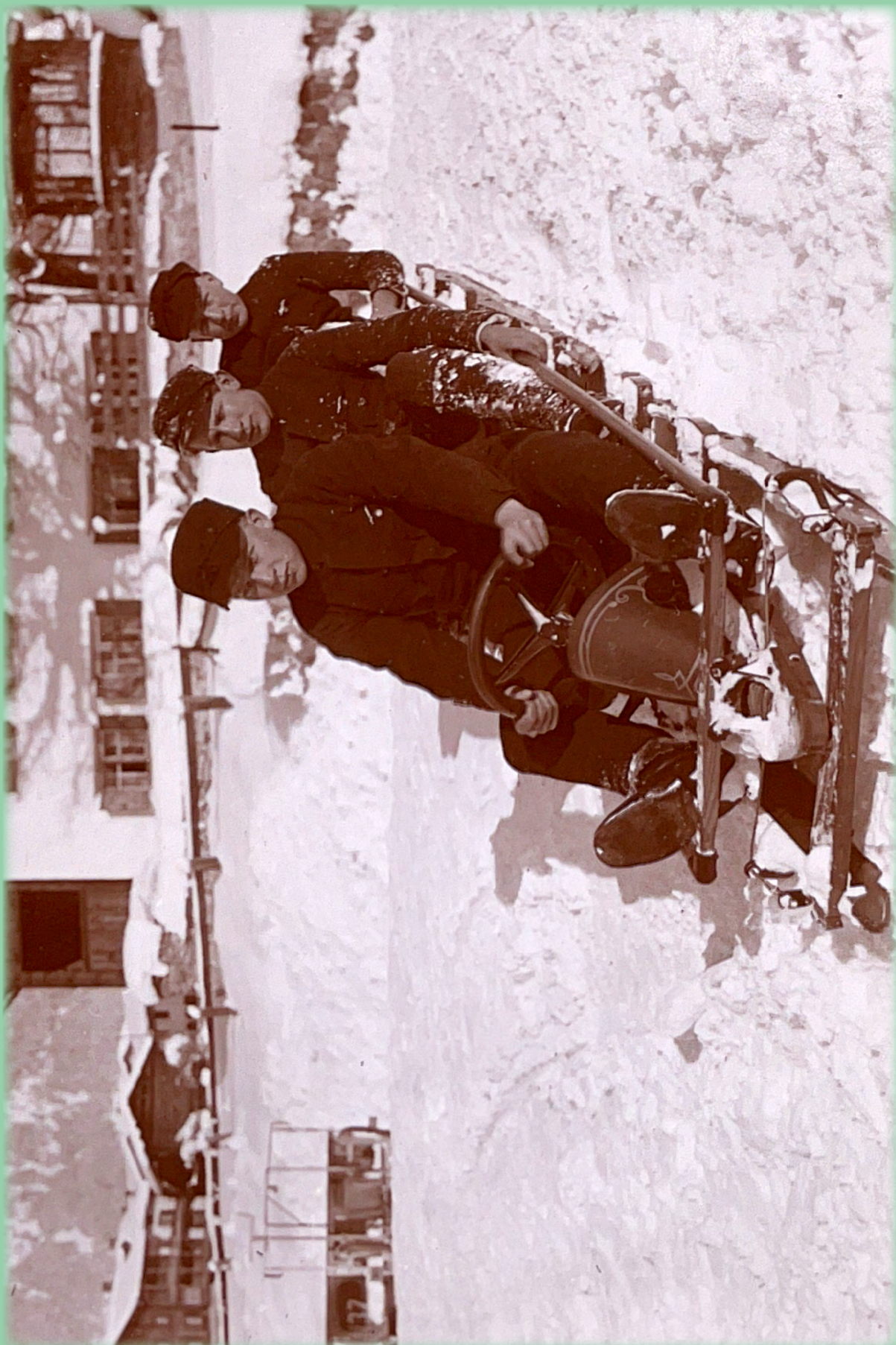
1907	Ägypten mit Emilie und Carlo Thomass-Schoellhorn
1908	Südengland und London mit den Thomass-Schoellhorns
1909	Santa Margherita in Ligurien
1910	Genova, Santa Margherita, San Michele, Rapallo, Fiesole und Venedig
1912	San Marino und Meerreise im Mittelmeer
1914	Westindien und Paris sowie Südengland (Besuch der Tochter Hanna in Exeter)
1920	Spanien und Spanien-Marokko
1922	Rom, Neapel und Sizilien
1923	Viareggio und Sanremo
1924	Ägypten, Palästina und Griechenland
1929	Sanremo, Karlsbad, Lechtal und Burgund
1932	Südfrankreich und Norditalien

Für uns Nachkommen folgenreicher waren die Aufenthalte in Klosters. Zum ersten Mal machten Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli dort in den Sommern 1897 und 1898 Ferien. Sie hatten im alten Haus Nett am Kirchplatz eine Ferienwohnung gemietet und Barbara Nett («Bäsi Babette») riet ihnen, auf welchem Bauplatz gebaut werden soll. Hierzu Fritz Schoellhorn:

Ich mietete im Sommer 1897 in Klosters eine Wohnung. Eng zusammengedrängt mit unseren vier Kindern, einem Kinderfräulein und einer Magd verbrachten wir angenehme fünf Wochen und erhofften von diesem Aufenthalt eine Kräftigung unserer Kinder, die unter einer ausgesprochenen Disposition für Hals- und Brustkrankheiten litten

Im Sommer 1898 waren wir wieder in Klosters, die Kinder in der gleichen Wohnung wie letztes Jahr, wir Eltern aber wohnten im Hotel. Ich hatte mich fest entschlossen, in Klosters zu bauen, und einen Platz gekauft an der Monbielerstrasse, begrenzt vom Talbach, einem munteren Wässerchen. Anhand einer Skizze übergab ich den Bau einem Zimmermeister Joos Jann, und dieser führte ihn zur vollen Zufriedenheit aus, sodass wir im Sommer 1899 die Ferien der Kinder, die wir auf sechs Wochen verlängern konnten, in unserem Chalet Madrisa verbringen konnten

Fritz Schoellhorn, 1931/B



zwischenspiel den zug verpasst

Im Gästebuch vermerkt Cousin Hans Sträuli am 23. Juli 1899, dass er der erste Gast im Haus gewesen sei. In den ersten Jahren waren auch die Schwiegereltern Sträuli-Haggenmacher häufige Besucher:innen, sie waren regelmässig in Klosters-Serneus zur Kur

1900, im ersten vollen Jahr des neuen Chalets, verbrachte die Familie sechs Wochen im Sommer dort, und erlebte gleich, wie das Haus gegen Naturgewalten bestehen musste. Ein Unwetter brachte viel Regen mit der Folge, dass am 21. Juli eine Rüfi den Berg hinter dem Haus herunterkam. Das Haus blieb unversehrt, obschon es damals noch direkt am Talbach lag. Am 26. Juli kam die jüngste Tochter Else in Klosters zur Welt und bekam deshalb den Übernahmen «Rüfene-Elsi»

Auch in den folgenden Jahren fuhr die ganze Familie – begleitet von einer Köchin und einem Zimmermädchen – in den Sommerwochen nach Klosters. Die Zeit wurde genutzt für Ausflüge zu Fuss, zu Ross oder mit der Kutsche; und im und um das Haus wurde gebaut und ausgebaut, so im Sommer 1901 im Garten eine Turnanlage und ein Hühnerstall. So wurde das Haus über die ersten sechs Jahrzehnte laufend der Zeit angepasst

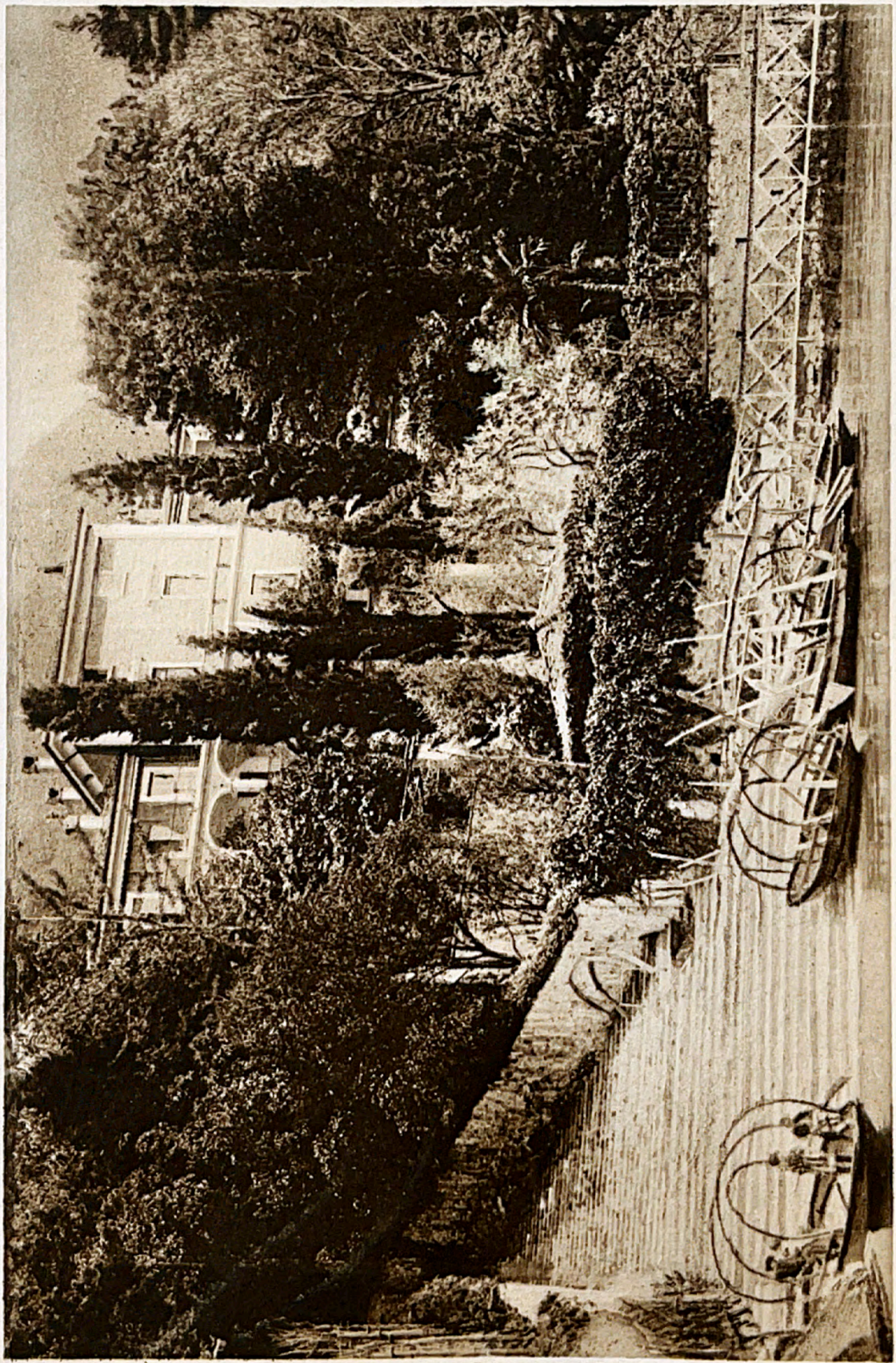
1902	Teilverglasung der östlichen Seite der Veranda gegen das Vereinaltal
1905	Die beiden kleinen Angestelltenzimmer im Dachstock werden umgewandelt in ein Büro und ein Schulzimmer. Als Angestelltenzimmer dient nun das «Brünneli-zimmer» im 1. Stock
1906	Bau des oberen Balkons
1907	Einrichten von Vorfenstern und Heizungen für die Hausbenützung im Winter
1909 (um)	Vollverglasung der Veranda
1911	Ersatz der Petrollampen mit elektrischem Licht
1912	Elektrische Wärmeplatten in der Küche
1913	Inbetriebnahme der Zentralheizung mit Kohlefeuerung
1916	Telefonanschluss und elektrischer Backofen
1917	Erweiterung des Badezimmers
1927	Bau eines Abstellplatzes für zwei Autos (im Kanton Graubünden waren Autos erst ab 1925 erlaubt)
1929	Bau der Garage
1940	In der Veranda Ersatz des Steinbodens mit Parkett
1949	Anschluss an das Gemeindewasser, Einbau einer Ölheizung und Installation von Lavabos in zwei Zimmern – bisher hatte das Haus nur ein Lavabo
1953	Windfang beim Eingang und Einbau des Speiseaufzugs von der Küche in den ersten Stock
1957	Anschaffung einer automatischen Waschmaschine
1961 (nach)	Höherlegung des Fussbodens in der Veranda mit Spannteppich im Nachgang des schweren Sturzes von Hanna Widmer-Schoellhorn

Im Sommer 1906 war die Familie ganze drei Monate im Madrisa. Ein Privatlehrer schaute, dass die Kinder weiterhin schulisch am Ball blieben, und in den Freistunden wurde eine Hütte für die Buben gebaut. Schafe, Turteltauben, eine Katze, ein Kanarienvogel, Hasen und Hühner sorgten für Ablenkung [zwischenenspiel abreisen](#)

Im Winter 1906/1907 – das damalige Grand Hotel Vereina hatte 1904, also nur zwei Jahre zuvor, im Dezember die erste Wintersaison eröffnet – hatte es erstmals auch Gäste über den Jahreswechsel, richtig los ging es aber mit der Winternutzung erst 1907/1908. Im Gästebuch findet sich hierfür ein Eintrag über die ersten Winteraktivitäten: Alles wurde unternommen, so Skifahren, Schlitteln, Schneeschlachten und Fahrten mit dem eigenen Bobsleigh. Die Schoellhorn-Buben besaßen ihren eigenen Dreierbob, mit dem sie im Winter von der Station Davos-Laret die Landstrasse nach Klosters hinunterrasten. Die Strecke wurde ab 1890 jährlich erstellt und blieb bis zur Zulassung des Automobils im Kanton Graubünden 1925 benutzbar [zwischenenspiel den zug verpasst](#)

Zum Bobrennen hatten unsere drei kühnen Bobfahrer sich angemeldet, kamen aber schon zum Zugsabgang zu spät und wären wohl auch am Ziel zu spät eingetroffen. Und gerade, meinten sie, dieses eine Mal hätten die Schneeverhältnisse für ihren Holzbob ihnen Chancen geboten!

Lilly Schoellhorn, Gästebuch Ende 1913



zwischenspiel sehnsuchtsort

Zunehmend wurde das Ferienhaus zum Familienhaus. Längere Aufenthalte waren die Regel, zuerst für Lilly und Fritz mit ihrer Familie – einmal, in der Zeit um 1916, platzierte Fritz sogar seine Schriften in Klosters –, dann für die Familien ihrer Kinder *zwischen spiel gute zeiten schlechte zeiten*

Auch Fritzens Schwester Emilie Schoellhorn-Thomass kam immer wieder aus München auf Besuch, zum letzten Mal findet sich ein Eintrag von ihr im Gästebuch am 28. September 1929, an dem Tag, an dem das Luftschiff «Graf Zeppelin» über Klosters flog

Die Hausordnung vom 30. Dezember 1917 belegt die intensive Chalet-Nutzung damals

Zur Beachtung!

Das Zusammenleben von vielen Menschen in einem kleinen Haus ist nur dann angenehm zu gestalten, wenn ein jedes sich bemüht, so wenig Lärm als möglich zu machen – alles Türen-schleusen, Poltern, lautes Sprechen im Stiegenhaus ist zu vermeiden

Ferner soll ein jedes sich bestreben, so wenig Arbeit als möglich den Dienstboten zu machen. Gute Ordnung kann nur dann gehalten werden, wenn vermieden wird, Unordnung zu machen

Fritz Schoellhorn, Gästebuch vom 30. Dezember 1917

1918 kam dann das Nutli-Hüsli hinzu, worin Fritz seine «Altertümer» verstaute. 1954 schenkte es Georg Schoellhorn der Gemeinde Klosters, wie schon 1950 die Bauernmühle «Im Rohr»

Auch bei der reformierten Kirche trugen Lilly und Fritz einiges bei:

Die Kirchenrenovation, zu der ich insofern beisteuerte, als ich die Konservierung der Fresken übernahm, die unter dem Türchen im Chor entdeckt wurden, ist gut gelungen

In die reformierte Kirche sollten nun auch drei farbige Fenster kommen, und zwar von Augusto Giacometti. Und später dann: Die Kirchenfenster, von denen ich eines gestiftet habe, sind sehr schön geworden

Fritz Schoellhorn, Gästebuch vom 18. September 1927 / 15. Januar 1929

1929 wurde das Klosterser Grundstück gegen Westen um rund 2100 m² erweitert. Ab 1930 erbaute der Sohn Georg darauf das Gotschnahaus. 1931 erfolgte der Kauf von weiteren 1900 m² gegen Osten, «nur» mit dem Zweck zu verhindern, dass dem Madrisa der wunderschöne Blick in die Berge verbaut würde. Bald wurde dieses Land weiterverkauft, ausgestattet mit Servituten, um den Ausblick der Familie für immer zu bewahren

Schwiegersohn Hans Widmer schrieb über das Chalet Madrisa nach dem Tod seiner Schwiegereltern treffend (16. April 1933, gekürzt)

*Geschaff'nes bleibt, es formt sich junge Lebensart
Im Haus eint sich Vergangenheit und Gegenwart
Das Haus am Hang umfasst uns alle, es besteht!
Bist Hort und Zuflucht aus der unruhewollen Welt*

Viele Jahre später erinnerte sich auch Hanna Widmer-Schoellhorn. Regelmässig – vor allem in den Sommermonaten – weilte sie mit ihrer Schwester Elsi Müller-Schoellhorn für einige Wochen im Chalet

Mit Elsi zusammen war ich einige Wochen in unserem lieben Madrisa. Unser Aufenthalt war mit sehr traurigen Gefühlen überschattet und oft tauchten Erinnerungen an unsere schöne, sorglose Kinderzeit und an die unvergesslichen, von unseren Eltern wohlbehüteten Ferien wieder auf

Hanna Widmer-Schoellhorn, Gästebuch vom 30. September 1966

Als alles vorüber war im «Lindeneck» und ich die grosse Leere so recht erfasst hatte, war mein Wunsch, für einige Zeit ins Madrisa zu gehen. Ich war mir sehr klar, dass ich damit meinen Schmerz nicht lindern könne, aber ich wollte nochmals heim zu meinen Eltern. Ich weiss nicht, ob ich ihnen je in meinem Leben meine grosse Dankbarkeit habe zeigen können – sicher habe ich eine grosse Anhänglichkeit und Liebe zu ihnen. Und viele schöne Erinnerungen, die ich in meiner Kindheit erlebte, spielten sich in Klosters ab

Da war vor allem eines der grösseren Erlebnisse die Ankunft meines Schwesterchens. Ich war zwar noch sehr klein, aber ich erinnere mich so gut, wie Vater zu uns hereinkam an einem frühen Morgen und sagte, er hätte uns eine grosse Überraschung. Eins, zwei war ich aus dem Bett heraus und tippelte Vater nach ins Elternschlafzimmer. Da stand ein Stubenwagen vor Mutters Bett, ich stellte mich auf die Zehen und sah vor lauter Kissen nur sehr wenig von dem kleinen Wunder, und als sich das Menschlein auch nach einigen Tagen noch nicht zu mir gesellte, da war das Interesse schon nicht mehr so gross

Später entwickelte sich bei mir eine grosse, mütterliche Fürsorge für Elsi. Wenn es auch noch so wohlbehütet ins Dorf ging und ich zufällig nicht mitkonnte, war ich in ständiger Angst, ob ihm nichts zugestossen war. Die Löcher in der Stützmauer an der Landquartbrücke machten mir immer sehr viel Sorgen, weil ich Angst hatte, Elsi könnte dort hinauslugen und hinunterfallen

Ich hatte überhaupt vor sehr vielen Sachen Angst. Da war die Reise, die doch immer etwas drohte – der Teufelsstein –, dann hatte ich Angst, das Haus könnte plötzlich brennen, all diese Ängste trug ich für mich allein, bis Elsi gross genug war, um das ermassen zu können. Es hat dann diese Sorgen in seinem Gebetechen angebracht und uns wurde wohler dabei

Unser Entzücken war Kurts Hühnerstall. Stundenlang hat er dort verweilt und immer wieder Verbesserungen in der Anlage getroffen. Dann habe ich meinem Bruder Hans zugeschaut, wie schön und deutlich er die Landschaften mit Bleistift und Farben zu Papier brachte. Der grosse Bruder Georg, der mir schon von klein auf immer sehr Achtung einflösste, war immer mit Botgängen und Transporten für Vater tätig

Die Arbeit meiner Mutter konnte ich lange nicht ermassen, weil ich lieber ums Haus herum war als drinnen. Dass es viel zu tun gab, für fünf Kinder zu sorgen, das verstehe ich erst jetzt so recht. Erst viel später ging ich Mamma etwas an die Hand und auch dann nicht immer so freudig wie ich es hätte tun sollen

An schönen Sonntagen durften wir mit Vater im Sonntagsstaat zum «Renommieren». Einmal ruderte uns Vater auf dem Capsee und dann kam der Fotograf, um das Bild festzuhalten

Ein ganz grosses Ereignis war der Bau der Älplihütte – da durften wir kleinen Frauen nicht mittun, das war Mannersache. Wir durften nur staunen, was unsere Buben vollbrachten, und durften später Stall und Hütte bisweilen misten

Einige Sommer wurden wir von der Stadtschule dispensiert und wurden im Madrisa privat unterrichtet. Vater nahm Elsi und mich regelmässig zu «kleinen» Ausflügen mit, bei denen ich fast regelmässig versagte. Ich weiss noch heute nicht warum, aber ich war immer so müde, dass ich den nächsten Ausflug schon wieder ersorgte. Elsi erging es nicht viel besser

Ich erinnere mich eigentlich nicht, dass Mamma je mit uns eine grössere Tour unternommen hat – ich empfand es immer als unendlich wohltuend, von ihr zu Hause empfangen und umsorgt worden zu sein

Schon immer hatte ich das Gefühl, dass mein Mami nicht wie andere Mütter war – sie schien mir als etwas Zartes, etwas Besonderes, und ich hatte oft Angst um sie. Der Gedanke, dass ich einmal meine Mutter verlieren müsste, war mir etwas ganz Furchtbares

Als sich ein Aufenthalt in Herbst und Winter ausdehnte, erwachte in mir der Trieb zur Häuslichkeit, den Mami schon längst gerne gesehen hätte. Stundenlang konnten wir an einer Handarbeit sitzen – ich konnte mit Mami über alles sprechen, was mein Herz bewegte. Oft kam Vater zu uns ins Stübli und las uns etwas vor. Da waren Mamma und ich ganz glücklich und hatten gar keinen Wunsch

Und jetzt bin ich schon fünfzehn Jahre aus dem Elternhause ausgeflogen, habe einen lieben Mann und eine grosse Familie. Oft holte ich Rat und Trost bei meinen Eltern – nun ist das alles vorbei

Hanna Widmer-Schoellhorn im Gästebuch des Chalets Madrisa, 20. April 1933

zwischen spiel tochter an die eltern

Ein anderer Sehnsuchtsort nicht nur von Lilly und Fritz Schoellhorn-Sträuli und der Nachfahr:innen war die Villa dei Cipressi in Castagnola [zwischen spiel sehnsuchtsort](#) bei Lugano. Sie lag gleich neben der Villa Favorita, in der lange die Sammlung Thyssen-Bornemisza gezeigt wurde (heute im Museum Thyssen-Bornemisza in Madrid). Fritz schrieb hierzu ins Gästebuch

Vom 5. bis 9. August fuhr ich nach Lugano und kaufte die Villa dei Cipressi, um sie als Ferienhaus für die Angestellten der Brauerei Haldengut einzurichten [...] Vom 18. bis 21. August fand die Gründung der S.A. Villa dei Cipressi statt, zu der ich mit Georg und Hans die Fahrt machte

Fritz Schoellhorn, Gästebuch vom 20. September 1925

Schon in den 1900er-Jahren fuhren Lilly und Fritz in die Gegend um Castagnola. Nun aber konnten sie viele Tage in ihrem eigenen Haus verbringen, und auch ihre Kinder, Enkel, andere Verwandte sowie weitere Gäste und natürlich die Mitarbeitenden der Brauerei Haldengut – für die das Ferienhaus ja formell gedacht war – erlebten den Schweizer Süden in der Villa

Fritz Schoellhorn genoss es offensichtlich, in seiner Villa im Tessin Gäste zu empfangen und zu verwöhnen, so, wie es einer der Söhne von Hans und Maria Sträuli-Sträuli (sie war die Schwester von Lilly Schoellhorn-Sträuli) in einer Reisebeschreibung von 1928 festhielt

Die Reise, die ich im Folgenden kurz zu beschreiben versuche, bildete den Abschluss herrlicher Ferientage, die ich mit meinen lieben Eltern im April 1928 am Luganersee verbrachte. Onkel Fritz und Tante Lilly Schoellhorn hatten uns in die prächtige Villa dei Cipressi in Castagnola eingeladen [...] Jeden Morgen beim Frühstück wurden wir durch einen schriftlichen Anschlag überrascht, in dem der Pensionshalter das Vergnügungsprogramm des Tages ankündigte. Eine Fülle prächtiger Ausflüge lag bereits hinter uns, man war auf Überraschung gewissermassen geeicht. Da eröffnete uns eines Tages Onkel Fritz ein Programm, das alle bisherigen in den Schatten stellte. Eine Landkarte von Oberitalien prangte an der Wand, darin ein blauer Strich gezeichnet war, bei dessen Anblick mir der Puls zu fliegen begann. Ein genauer Anschlag bezeichnete Tag und Stunde der Abfahrt, zulässiges Reisegepäck, und die Adressen, wo wir Nachtquartier zu beziehen gedachten. Vier Tage im Auto durch Italien zu reisen! Wen hätte ein solches Programm nicht begeistern können? Für Herrn Pfarrer [\[ein Mitfahrender\]](#) und mich, zwei hartgesottene Junggesellen, bedeutete das ungefähr so viel, wie wenn andere Glückliche auf die Hochzeitsreise gehen. Voll freudiger Erwartung sahen wir dem Abreisetag entgegen

Autotour, Genua–Pisa–Florenz, 23.–26. April 1928. Vermutlich der Neffe Hans Sträuli, um 1928, S. 1

Klaus Widmer-Oechslin konnte es zeitlebens nicht verstehen, dass sein Jugendparadies in den 1970er-Jahren verkauft wurde (SHAB # 166, 20. Juli 1972, und # 23, 29. Januar 1975). So schrieb er nach einem Ausflug in den Tessin ins Madrisa-Tagebuch

Marsch nach Gandria, vom «Cipressi» in Castagnola keine Spur mehr. Oh verschwundene Zeit der lauschigen Frühlinge und heissen Sommer. Scheinbar ohne alle Sorgen. Jetzt ist der schönste Park übersät mit einer Serie Appartementhäusern

Klaus Widmer, Gästebuch vom 16. Oktober 1976

Ab Mitte der 1920er-Jahre begannen sich bei Lilly und Fritz gesundheitliche Probleme zu zeigen. Lilly überstand 1927 eine schwere Brustfell- und Lungenentzündung, und 1929 bangten die Kinder um Fritz, ebenfalls wegen einer Lungenentzündung. Nur knapp zwei Jahre später, 1931, wurde bei ihm Krebs diagnostiziert. Im Frühjahr 1932 weilte er nochmals für ein paar Wochen in Klosters und fuhr von dort zu seinem Sohn Hans in Genf und zurück über Orange, Avignon, Nîmes, Arles, Marseille und Monaco. Ab Spätsommer wurde die Krankheit immer schwerer, und nach seinem Tod Anfang Februar 1933 folgte ihm seine Frau Lilly nur zwei Wochen später

Nach dem Tod von Fritz und Lilly Schoellhorn-Sträuli ging das Ferienhaus 1933 in den Besitz der Familien-Genossenschaft «Chalet Madrisa». Das Wohnhaus «Lindeneck» kam in den Besitz der Familie von Elsa Müller-Schoellhorn und ging anschliessend an deren Sohn Ulrich Gaudenz Müller-Handschuh. 2005 wurde das Haus an die Architekten Lüscher & Lüscher, Winterthur, verkauft. Ab 2022 wurde es in ein Geburtshaus umgebaut mit Eröffnung 2023 respektive 2025

Aus Fritz Schoellhorns Buch «Die Brauerei Haldengut in Winterthur 1843/1918», das 1919 gedruckt wurde, lässt sich die Frühgeschichte der Brauereien wie folgt zusammenfassen

Die Qualität des Bieres befriedigte während des grössten Teils des Jahres, liess aber gewöhnlich im Hochsommer und Herbst erheblich zu wünschen übrig. Die Ursache dieser Erscheinung ist im engeren Sinne in der unglücklichen Kelleranlage zu suchen, die von Anfang an als verfehlt bezeichnet werden muss. Im weiteren Sinn aber in der ungeschickten Wahl des Bauplatzes am Südhang des Lindbergs, überhaupt mitten im Reb Gelände, ohne Rücksicht auf Menge und Qualität des zur Verfügung stehenden Wassers etc.

Die Keller wurden im Sommer regelmässig viel zu warm. Dazu trug ein zur Bequemlichkeit leichterer Fortschaffung des abgefüllten Bieres gegrabener Tunnel ausserordentlich viel bei. Sobald die Sommerwärme in die Keller eindrang, fingen die Kalamitäten an! Der um die Brauerei herumliegende Rebberg bildet im Herbst stets eine grosse Infektionsgefahr, die man nicht beachtete. Die Hefen aus den Weinbergen sind Feinde des Brauereibetriebs

Durch den im Jahr 1872 unter dem Druck der Verhältnisse erfolgten Verkauf des wertvollsten Landes wurde das Haldengut für alle Zeiten geschädigt. Im Besitz desselben hätten später manche Fehler der ersten baulichen Anlage mehr oder weniger korrigiert, die Brauerei gegen die Ebene stadtwärts entwickelt werden können. Geleiseanschluss an die Bahn wäre möglich gewesen, die Wasserbeschaffung durch eine Tiefbrunnenanlage wäre wesentlich billiger geworden. Stattdessen klebte die Brauerei am Berg und hatte ausserordentlich ungünstige Zufahrtswege

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», Jahre 1841–1875, S. 134 f. und S. 137

Mit der Übernahme der Brauerei durch die Herren Ernst & Schoellhorn kam ein neuer Geist in das Unternehmen. Mein Vater, ein unternehmender und erfolgreicher Geschäftsmann, hatte erkannt, woran das Geschäft krankte, und stellte willig die zur Verbesserung der Einrichtungen nötigen Mittel zur Verfügung. Dabei geschahen allerlei Missgriffe, für die wohl zum Teil die Jugend und die mangelnde Erfahrung des einen Geschäftsteilhabers, dem der Brauereibetrieb unterstellt war, verantwortlich gemacht werden müssen

Am Ende der 80er-Jahre wäre vielleicht der Zeitpunkt gewesen, da die Verlegung der Brauerei an einen günstigeren Ort hätte erwogen werden sollen. Gewiss wären erhebliche Werte verlorengegangen, aber die Verlegung hätte sich entschieden gelohnt. Es brauchte in der Folge noch Jahre und viele Hunderttausende von Franken, um die Brauerei so zu gestalten, dass ihre Einrichtungen den Anforderungen entsprachen, die man stellen muss, um ein konkurrenzfähiges Bier herzustellen – einige Grundfehler liessen sich in der Folge aber überhaupt nicht aus der Welt schaffen und sind geblieben. So vor allem der Mangel an Wasser. Dieses ist in genügender Menge nur zu beschaffen mittels eines Pumpwerks, das 70 Meter Druck überwinden muss, was ständig grosse Betriebskosten verursacht. Ferner die Unmöglichkeit der Erstellung eines Bahnanschlussgeleises. Drittens die unglückliche zerstreute Kelleranlage, die ausserordentlich viel Kosten für die Kühllhaltung verursacht und mehr Aufsichts- und Arbeitspersonal erheisst als eine normale Anlage. Endlich die Trennung des Anwesens in zwei Teile durch eine öffentliche Strasse, für die Baulinien festgelegt sind, die rationelle Bauten und eine rationelle Ausnützung des zur Verfügung stehenden Landes verunmöglichen

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», Jahre 1875–1888, S. 252 und 255 f.

Die Fortschritte, die in der Bierherstellung im Lauf der dritten Periode [1888–1903] erzielt worden sind, mussten teuer erkaufte werden, und in mancher schlaflosen Nacht war ich der Verzweiflung nahe, wenn neuer Misserfolg meine Arbeit lohnte. Aufreibend war auch die Hektoliterjagd, die wohl oder übel mitgemacht werden musste, wenn das Unternehmen nicht ganz ins Hintertreffen kommen sollte

Der Verlust des ganzen Pferdebestandes über Nacht durch den Brand des Stallgebäudes im Jahr 1898 wird in der Geschichte der Brauerei Haldengut als eine schwere Heimsuchung nachleben

Nach Abtretung der Brauerei Tivoli und Einstellung des Betriebs der Brauerei Bavaria waren die Hemmnisse ausgeschaltet, welche die Entwicklung der Brauerei Haldengut während anderthalb Jahrzehnten erschwert hatten

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», Jahre 1888–1903, S. 683 f.

In den Jahren 1905–1909 ist durch kostspielige Bauten und Einrichtungen der Grund gelegt worden zur weiteren Entwicklung. Die lokalen Verhältnisse erschwerten und verteuerten dies sehr – vom Alten blieb wenig mehr, eine neue Brauerei entstand nach und nach

Fritz Schoellhorn, «1843/1918», Jahre 1903–1908, S. 945

zwischenspiel brauerei

1950 trat Jürg Schoellhorn, Sohn von Georg Schoellhorn, als Sekretär des Verwaltungsrats in die Brauerei ein. Er war von 1965 bis 1981 Delegierter des Verwaltungsrats und blieb VR-Mitglied bis 1989. Sein Schwager Georg Thomann-Schoellhorn, der bereits ab 1985 Haldengut-Verwaltungsrat war, übernahm das Präsidium 1987. Ihn ersetzte Anfang 1994 Jürigs Sohn Andreas Schoellhorn

1963 wurden die Bierauslieferungen mit den traditionellen Pferdefuhrwerken eingestellt, was für die Tochter Hanna Widmer-Schoellhorn an der Rieterstrasse ein sehr emotionales Ereignis war,



Haldengut-Fuhrwerk vor dem «Lindeneck» (Lindstrasse 16), Juli 1963. Hans Schoellhorn vermerkte dazu in seinem Fotoalbum: «Vergangene Zeiten, die wir leider nie mehr wiedersehen»

konnte sie doch von ihrem Schlafzimmerfenster den letzten Gang der Haldengut-Pferde beobachten

1989 wurde ein Schulterschluss mit Calanda Bräu in Chur durchgeführt, dem 1990 die Gründung der Tochtergesellschaft Calanda Haldengut folgte

1993 erfolgte der Verkauf an den niederländischen Braukonzern Heineken. Die Geschichte der Brauerei Haldengut nahm so nach 150 Jahren ihr Ende [zwischenenspiel brauerei](#). Die Bierproduktion im Haldengut in Winterthur wurde 2002 eingestellt, die Marke – nun gebraut in Chur – wird aber weiterhin verkauft

Hans Schoellhorn, Kunstmaler, 1892–1982

Am 10. Februar 1992 jährte sich sein Geburtstag zum hundertsten Mal. Einzelne Bewohner des Veltheimer Berges werden sich noch an ihn erinnern: Er wohnte zuoberst an der heutigen Wolfensbergstrasse, unterhalb des Schlittelhanges, im Haus «Zur Heiterkeit». In den Sechzigerjahren sah man ihn noch öfters mit seinem Eselein im Wald spazieren; im Garten stand bis vor zehn Jahren ein Wohnwagen vom Zirkus Knie und an der Strasse ein Kleintierstall. Wer war dieser Mann, der 70 Jahre seines langen Lebens ob dem Rebberg im Gallispitz neben dem landwirtschaftlichen Heimwesen «Im Gütli» gewohnt hat?

Jugend und Vaterhaus

Hans Schoellhorn wurde als zweiter Sohn von Fritz und Lilly im «Haldengut» geboren. Vater Fritz (1863–1933) war Leiter der Brauerei Haldengut und Mutter Lilly, eine geborene Sträuli, stammte aus der Seifensiederei Sträuli an der damaligen Haldenstrasse [heute Theaterstrasse]

Ein Freund von Hans Schoellhorn hat einmal dessen Jugendjahre wie folgt beschrieben: Zusammen mit einem älteren und einem jüngeren Bruder sowie zwei Schwestern wuchs Hans Schoellhorn auf. Im Vaterhaus waltete die gestrenge Autorität des Familienoberhauptes unumschränkt. Dr. h. c. Fritz Schoellhorn war als Industrieller und als Kavallerieoberst ein Mann der Tat, der zu lenken gewohnt war. Ausser in zwei Bändchen Privatlyrik liess er gar selten die überraschende Milde des Kerns in harter Schale wahrnehmen

In seiner Jugend bekam Hans nur den unerbittlichen Geist des Vaters zu spüren. Oft bangte ihm vor der Strenge. Solch ein Jugenderlebnis begünstigt den Durchbruch künstlerischer Gaben nicht. Eher bricht es die Brücke, die später wieder zurückführen sollte, hinter uns ab. Es liegt Erschütterndes in einem Bekenntnis, des Vaters Erziehungsmethode, so wohlgemeint sie sein mochte, habe den Künstler mit Minderwertigkeitsgefühlen beladen und ihn allem, was Kindheit und Heimat hiess, entfremdet. «Auch heute noch finde ich wenig Kontakt des Herzens mit irgendetwas, das mit meiner Kindheit in Verbindung steht. Es sei denn durch die Erinnerung an meine geliebte und gütige Mutter, deren frohe und gemütliche Art ich als unschätzbare Erbgut mitbekommen habe.»

Schon der Sekundarschüler hat manchen Sorgenblick der Eltern und Lehrer auf seine Buch- und Heftseiten gelenkt, die, anstatt mit Rechnen und Aufsatzübungen, mit Zeichnungen und unbeholfenen Figürchen – meist von Jahrmarkts-, Zirkus- und anderem herumziehendem Volk – verziert waren. Es gab eine Zeit, wo Vaters Veto die Anwendung des Stiftes für jegliche andere als Schreib- und Rechenzwecke untersagte. Solcher Leidenschaft aber lässt sich kein Gatter bauen. Sie schlüpft zwischen allen Latten durch. Hans ertrug Strafen, aber er zeichnete weiter. Sein Eifer brach sogar des Vaters Plan, nach dem auch der Zweitälteste wie dessen Brüder zum Helfer in der Brauereileitung ausersehen war.

Lehr- und Wanderjahre

Mit Ach und Krach erlaubte der Vater nach Hansens Sekundarschulzeit den Besuch der damaligen Kunstabteilung am Technikum Winterthur unter der ausdrücklichen Bedingung, dass Hans nicht die Gilde der Jünger der brotlosen Kunst vermehre, sondern sich zum Gebrauchsgrafiker ausbilde. Schoellhorn fand am Technikum besonders in dem Pariser Professor Léon Pétua einen verständigen Anleiter, der die jungen Kunstbeflissenen für das Malen und Zeichnen begeistern konnte. Hans war sein eifriger Eleve. Mit bester Diplomnote trat er nach zweieinhalb Jahren vor den Vater hin und bewirkte damit die Einwilligung zum Besuch der École des Beaux-Arts in Genf

In dieser ersten Genfer Zeit, die zwischen den Jahren 1911 und 1912 liegt, hat Hans Schoellhorn die Rhonestadt und die sie umgebende Landschaft derart ins Herz geschlossen, dass es ihn bis ins hohe Alter immer und immer wieder dorthin zog. Hier hat er auch seine Lebensgefährtin kennengelernt, die es in bewundernswerter Weise verstand, sich dem freien Malerleben anzupassen. Sie blieb dem Künstler eine untrennbare Begleiterin auf allen Fahrten und wusste stets mit frohem Wesen anzuregen

Neben dem Unterricht an der École des Beaux-Arts nimmt Ferdinand Hodler den jugendlichen Winterthurer Kunstbeflissenen in den einzigen Kurs für Kompositionslehre auf, den der Meister je gegeben hat. Schon einige Zeit vorher hat sich Hans Schoellhorn in Hodlers Atelier Zugang zu verschaffen gewusst: Um des Meisters eigenartige Konstruktionsmethode beobachten zu können, liess er sich als Modell zu Hodlers Studien für den monumentalen «Schwur der Hannoveraner» anwerben [für das Neue Rathaus in Hannover]

In diese erste Zeit der Ausbildung fiel auch die militärische Laufbahn von Hans Schoellhorn: Ausbildung zum Kavalleristen, Kaderschulen und neun Monate Aktivdienst im Jura. Er selbst äusserte sich zu diesem Thema einmal wie folgt: «Ich dachte nie daran, militärisch zu avancieren, sondern wollte einzig und allein meine soldatische Verpflichtung gegenüber dem Vaterland erfüllen. Als sich der Krieg aber in die Länge zog und damit die Notwendigkeit, unter den Waffen zu bleiben, mich zwang, Dienst zu tun, liess ich mich in eine Kaderschule einberufen und wurde Guidenoffizier. Das Waffenhandwerk aber sagte meiner friedfertigen Natur nicht recht zu. Meine einzige Freude war mein Ordonnanzpferd Mucki.»

1912–1915 besuchte Hans Schoellhorn eine Privatakademie in München, doch bot ihm diese Stadt, die ihre einstige Bedeutung als Kunstzentrum zu verlieren begann, wenig. Unter den Winterthurer Künstlern war er der Erste, der sich nicht mehr dem Vorbild der Münchner Malerei beugte, sondern sich von der französischen Malkultur inspirieren liess. Und sie schlug ihn so sehr in Bann, dass es ihn 1920 nach Paris zog, dem damaligen Weltzentrum der Kunst, auf der Suche nach malerischer Vervollkommenung

Dazwischen hält sich Hans Schoellhorn 1921 in Berlin auf, wo er während eines Winters unendlich Mühe hatte, zu malen. In der ihm fremden Atmosphäre gelang es ihm

zwischen spiel mit ach und krach

nicht, sich heimisch zu fühlen. In Berlin hat ihn jedoch die Ufa zur Inszenierung von Filmen mit Aufgaben betraut, die ihn anfänglich ausserordentlich zu begeistern vermochten, dies namentlich, als er die Szenerien für einen in Marseille spielenden Film gestalten durfte. Auf die Dauer aber befriedigten ihn die gehetzten, hastig hinzuschmeissenden Arbeiten nicht

Matrosen, Zigeuner, Zirkusartisten

In den darauffolgenden Zwanzigerjahren entdeckte Hans Schoellhorn die lichtdurchflutete Welt des Südens: Spanien, Korsika, Nordafrika, die Türkei und Griechenland haben ihn immer wieder angezogen

Neben der malerischen Atmosphäre reizte ihn in Marseille vorab das Leben im Hafen mit Matrosenknäulen, Schwarzen, Ostasiaten, Dirnen und Bettlern. Dieses Volk erinnerte ihn an die Zigeuner und Akrobaten, zu denen er schon in früher Jugend eine brennende Zuneigung gefasst hatte: «Mag sein, dass die Sehnsucht, von strengem Vaterhaus und verhassten Schulen wegzukommen, mich früh unbewusst mit allem fahrenden Volk verband.» In der Welt der Artisten erblickte er eine künstlerische Ursituation, und wenn er selbst kein Artist sein konnte, wollte er wenigstens als Künstler das geben, was der Artist seinen Zuschauern gibt. Und so begleitete er die Akrobaten bei ihrer Arbeit und blickte wie kein anderer hinter die Kulissen, nicht aus Neugier, sondern mit innerer menschlicher Anteilnahme. Oft ist er wochenlang mit dem fahrenden Volk gewandert und hat vom Aufstellen bis zum Abbrechen der Arena mit Hand angelegt. Um 1930 lernte er dann die Gebrüder Knie kennen, woraus eine Freundschaft fürs Leben entstand. Für sie schuf er viele Zirkusplakate, bei ihnen war er beinahe ständiger Gast. Und so ist Hans Schoellhorn zum Zirkusmaler geworden und bei den meisten Freunden seines Werks auch als solcher in Erinnerung geblieben

Ältere Mitbürger haben es vielleicht noch miterlebt, andere haben davon erzählen gehört, wie es Hans Schoellhorn in den «goldenen Zwanzigerjahren» gelungen ist, durch die Fasnachtsdekorationen im «Wartmann» und im «Casino» etwas von seiner Lieblingswelt ins nüchterne Winterthur zu zaubern. Da wurde den Festfreudigen «Eine Nacht im Pariser Montmartre», «Das unbekannte Spanien» oder gar eine «Afrikanische Mondnacht» offeriert. Und weil es damals noch keine Städteflüge gab, ging man ins «Casino» und in den «Wartmann», wo man auch dem Schöpfer dieser Illusionen begegnen konnte, je nachdem in französischer Kolonialuniform, als spanischer Matador oder eben als richtiger Bohemien aus dem Montmartre

Der Heimathafen im «Güetli»

Die Tatsache, dass Hans Schoellhorn bei all seinen Reisen seinen «Heimathafen» auf dem Veltheimer Berg beibehielt, kommt nicht von ungefähr. Bereits in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts hatte Vater Fritz das «Güetli» erworben, wobei seine Hoffnung, im Ambiente eines landwirtschaftlichen Betriebs sich vom Getriebe der Geschäfte zu erholen, sich dann allerdings nicht erfüllt hat: Er soll sich immer wieder geärgert haben, dass die Ordnung im «Güetli» nicht den Massstäben entsprach, die er in seiner Brauerei und im Militärdienst anlegte

Im Jahr 1916 wird unterhalb des Bauernhauses ein Pferdestall und auf dem Steigacker zwischen dem Fussweg auf den Gretelberg und der damaligen Oberen Loorgasse [heute Wolfensbergstrasse] ein Paddock erstellt. Der Kavallerie-Oberst Schoellhorn beabsichtigte Pferde zu züchten. Dieses Unternehmen zeitigte jedoch nur für Hans Schoellhorn einen Erfolg: Zehn Jahre später wird der «Fohlenstall» zu einem Atelier umgebaut

Zusammen mit seiner jungen Frau bezieht Hans Schoellhorn 1921 das neu erstellte Chalet Bergmatt, das an der oberen Loorgasse nach denselben Plänen gebaut wurde wie die Mitarbeiterhäuser der Brauerei Haldengut, die immer noch auf der nördlichen Seite der heutigen Wolfensbergstrasse stehen. 1936 wurde anstelle dieses Chalets das heutige Haus «Zur Heiterkeit» gebaut

In seinem Winterthurer Heim hat der Hausherr nicht nur gearbeitet und viele Künstlerfreunde als Gäste betreut, er hat auch gesammelt: Erinnerungsstücke von vielen Reisen, alte Volkskunst und vor allem Andenken an Artisten, an das fahrende Volk. Neben ungezählten herrlich farbigen und mit glitzernden Pailletten besetzten Kostümen – von Artisten erworbene, ausgediente Stücke –, war das augenfälligste Zeichen der blau-weißen Wohnwagen im Garten, den er von seinem um zwei Jahre älteren Freund Eugen Knie geschenkt bekommen hatte

Am 5. März 1982 ist Hans Schoellhorn nach langem Krankenlager gestorben. Seinem letzten Willen gemäss gingen alle «Zirkusartikel» an die Familie Knie, in das Übrige teilten sich seine Nichten und Neffen. Denn Hans Schoellhorn und seine Frau waren kinderlos geblieben. Sie kannten die Existenzbedingungen des fahrenden Volkes zu gut und wollten eigenem Nachwuchs ein derartiges Leben nicht zumuten. Sie liebten jedoch Kinder, und sie empfanden ihre Haustiere – Siamesenkatzen, Pudel und Esel – keineswegs als vollwertigen Ersatz. Und darum hätten sie beide grosse Freude, wenn sie die Kinderschar ihrer Grossnichte beobachten könnten, die heute Garten und Haus «Zur Heiterkeit» bewohnt

J. Sch. (vielleicht sein Neffe Jürg Schoellhorn)
(1992, vermutlich in einer Winterthurer Quartierzeitung)



Veronika (1823–1899) und Johann Jakob (1824–1900) Bachmann-Blum, um 1890



vorspiel ganz im norden

Familie Bachmann-Blum, um 1890

Obere Reihe: Jakob *1856 • Gottfried *1855 • Philipp *1865 • Salome *1859

Untere Reihe: Magdalena *1852 • Vater Jakob *1824 • Mutter Veronika *1823 • Veronika *1863



Jacob Bachmann *1746 ∞ 26. April 1777 Anna Margaretha Blum 1750–1804		Hans-Georg Blum 1768–1844 ∞ 10. November 1794 Veronika Schudel 1767–1849	
Michael Bachmann *1792 ∞ 27. Februar 1820 Barbara Werner *1794		Hans-Georg Blum 1799–1869 ∞ 2. März 1823 Magdalena Wildberger 1794–1875	
Johann Jakob Bachmann *29.04.1824 Beggingen † 1900	∞ 1. Dezember 1850	Veronika Blum * 11.06.1823 Beggingen † 19.10.1899	Zimmerei und Baugeschäft im Schleitheimer Ortsteil Oberwies
Gemäss den Lebensaufzeichnungen von Emma «Emmy» Huber lernten sich Johann Jakob Bachmann und Veronika Blum in der Spinnerei Oberwies bei Schleithelm SH kennen			
Magdalena Bachmann * 1852 † 1933	∞	Michael Werner * 1834 † 1924	Bauern in Beggingen SH
Die Werner-Bachmanns waren Landwirte in Beggingen. Auch in den nachfolgenden Generationen werden immer wieder Landwirte in Beggingen erwähnt. Mit ihnen bestand noch lange der Kontakt Deren Kinder waren: Emma Werner ∞ Hans Werner, Emil Werner, Otto Werner ∞ Paula Vergés, Gottfried Werner ∞ Hanna Vogelsanger, Fedor Werner ∞ Anna Hübscher			
Gottfried Bachmann * 1855 † 02.06.1934	∞	Cesira Pacher * 1871 Venedig † 09.11.1945	Ing. HTL in Brescia, später in Minusio im Tessin
Der Stammbaum von Max Oechslin und Max Huber erwähnt Brescia und ab 1918 Minusio im Tessin als Wohnort. Max und Friedi Oechslin besuchten diese Bachmanns regelmässig. Über ihre «Tante Cesira aus Venedig» sprach Gret Widmer-Oechslin noch manchmal			
Jakob Bachmann * 1856 † ??.08.1934	∞ ∞	Magdalena Bächtold * 1859 † 1916 Karolina Wettstein * 1873 † 1955	Zimmerei in Zürich Beim Todesjahr von Jakob geben die Quellen 1924 und 1934 an
Deren Kinder: Frieda Bachmann ∞ Erwin Suter, Gottfried Bachmann, Elsa Bachmann, Erwin Bachmann ∞ Maria Würzler. Gemäss Stammbaum von Max Oechslin und Max Huber war Jakob Zimmermeister in Zürich. Die Kinder scheinen in Zürich ansässig gewesen zu sein, mit Ausnahme einer Tochter, die in die USA auswanderte			
Salome Bachmann * 1859 † ??.02.1948	∞	Andreas Murbach * 1836 † 1902	Bauern in Gächlingen SH
Deren Kinder: Alfred Murbach, Anna Murbach			
Veronika Bachmann * 04.09.1863 Beggingen † 23.03.1944 Winterthur	∞ 3. März 1888	Jakob Brühlmann * 1857 Lohn SH † 1889	Emmy Hubers Unterlagen geben den 4.3.1863 als Ge- burtsdatum von Veronika an
	∞ 14. Mai 1891 in der Kirche von Tägerig AG	Josef Huber * 16.02.1866 Tägerig AG † 29.03.1942 Winterthur	
Die Familienbibel aus der Zeit der Hochzeit von Veronika Bachmann und Jakob Brühlmann enthält Angaben zur Familiengeschichte, die von Emmy Huber aufbewahrt und nachgeführt wurden. Sie ist seit 2021 im Besitz von Gianni Huber, dem Sohn von Ruth Huber-Ravazzi, der Cousine von Gret Widmer-Oechslin			
Philipp Bachmann * 18.04.1865 Beggingen SH † 29.04.1936 Dortmund (D)	∞	Emma Ida Zeymer * 10.05.1870 Uichteritz (D) † 1949 Altdorf UR (?)	Architekt in Dortmund. Dort wohnten sie an der Weisbachstrasse 6
Philipp Bachmann war Architekt zuerst in Hannover, dann in Dortmund (D). In Dortmund betrieb er bis in die Anfangsjahre des Ersten Weltkriegs ein gemeinsames Büro mit dem bekannten deutschen Architekten Karl Pinno. Aus dieser Zusammenarbeit noch heute bekannt ist z. B. das Strassenbahndepot Immermannstrasse in Dortmund aus dem Jahr 1916. Den Bund Deutscher Architekten BDA musste er 1933 nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten als Ausländer verlassen Philipp Bachmann und Ida Zeymer hatten zusammen einen Sohn (Philipp Reinhold Theodor Bachmann, 07.03.1892–1970, ab 1945 verheiratet mit Anna Klinder, ebenfalls Architekt in Dortmund, besuchte mit Max Oechslin zusammen die Aspirantenschule) und zwei Töchter (Kläre Bachmann * 1897 † 1979 und Marte Bachmann * 1899). Marte war mit Josef Schretzmair * 1891 † 1969 verheiratet. Mit Klara, Marte und deren Tochter Dorothe Schretzmair-Schmeisser bestand regelmässiger Kontakt Während der Inflation in den 1920er-Jahren verloren Philipp und Ida ihr Vermögen und während des Zweiten Weltkriegs ihr Haus. Kläre flüchtete mit ihrer Mutter Ida Anfang 1945 in die Schweiz. Hier wohnten sie zuerst bei Max und Alice Huber, dann bei den Oechslins in Altdorf UR. Später bezogen sie dort eine einfache Kellerwohnung am «Gässli» (Schwanen-Schmid-Gasse). Kläre arbeitete bei Max Oechslin in der Brennstoffzentrale Uri, war aber ursprünglich diplomierte Klavierlehrerin. Sie übersiedelte nach dem Tod ihrer Mutter nach Winterthur an den Unteren Graben 7 und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung bei der KFW (Krankenfürsorge Winterthur) Nach dem Tod von Josef Schretzmair zog auch Marte zu Kläre. Beide wohnten ab 1975 in einer Alterswohnung an der Schlosstalstrasse 13 in Winterthur. Nach Kläres Tod übersiedelte Marte zu ihrer Tochter Dorothe nach München			

Die Bachmanns stammen aus Beggingen SH. Johann Jakob Bachmann heiratete dort 1850 Veronika Blum, sie stammte ebenfalls aus einem alten Begginger Geschlecht. Durch Veronika Bachmanns erste Ehe mit Jakob Brühlmann wurde sie aber Bürgerin von Lohn SH. Dies war die übliche Praxis bis 1983, dass die Frau durch Heirat den Bürgerort ihres Ehemanns übernehmen musste

Im Tagebuch von Max Oechslin findet sich in der Abdankungsrede von Pfarrer Jakob Götz zum Tod von Veronika Bachmann-Huber das Folgende über die Familiengeschichte nach Veronikas Geburt 1863

Doch sind deren Eltern bald nachher nach Oberwiesen, nahe an der deutschen Grenze, übersiedelt, einem kleinen Weiler, wo der Vater ein Zimmereigenschaft gründete und mit Erfolg führte

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 6. April 1944, S. 7749

Oberwiesen ist ein Ortsteil von Schleithelm SH. Dort wurde ab 1872 mit den Arbeiten am Wutachkanal und am Stauwehr begonnen, dies mit dem Ziel, mit Wasserkraft betriebene Industrie im entstehenden Industriequartier anzusiedeln. Gefördert wurden die Pläne auch durch das Projekt von 1864 für den Bau eines Bahnanschlusses, der aber nie realisiert wurde (stattdessen bestand zwischen 1904 und 1964 eine Strassenbahn ab Oberwies bis Schaffhausen)

Weiter erfährt man in der Rede über Veronikas Jugendzeit Folgendes

Mit zwei Schwestern und drei Brüdern ist sie dort aufgewachsen und verbrachte eine frohe Jugendzeit. Die Schulen hatten die Kinder in dem grossen Dorf Schleithelm, am Fuss des Randens, zu besuchen; die Einkäufe für den Haushalt besorgte man meistens drüben bei der badischen Nachbarschaft, ein Zeichen dafür, wie damals in friedlichen Zeiten der Austausch hin und her wie selbstverständlich geübt wurde. Das dürfte namentlich auch auf die Jugend einen günstigen, den Horizont erweiternden Einfluss ausgeübt haben

Nach abgeschlossener Schulzeit arbeitete sich das junge Mädchen unter der Anleitung der Mutter und in fremden Familien in die Führung des Haushalts ein

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 6. April 1944, S. 7749 f.

Nach der Heirat mit Josef Huber standen für Veronika ihre Familie und das Wohl ihrer Kinder und Enkel im Vordergrund. Der Pfarrer beschrieb ihre Wesensart entsprechend

Es ist klar, dass diese Aufgaben ihre Kräfte voll in Anspruch nahmen. Dennoch beschränkte sie ihr gütiges Wollen und Wirken nicht auf den Kreis ihrer Familie. Sie war, wie es im Wesen echter Menschlichkeit liegt, mit den Menschen überhaupt verbunden und für ihr Wohl bedacht. Während man sehr oft einer gewissen Menschenverachtung oder doch dem Misstrauen ihnen gegenüber begegnet, zeigte sich bei ihr eine eigentliche Freude an den Menschen, ganz besonders auch an den Kindern

Und ein besonders ausgeprägter Zug ihres Wesens war eine starke Friedensliebe. Das lag schon in ihrem natürlichen Temperament begründet, das von ausgesprochen ruhiger Art war; es muss aber wohl auch noch ausgegangen sein von einer bewussten Gesinnung, eben einer Gesinnung der Güte und des Friedens willens. Sie liebte es zum Beispiel nicht, wenn über andere Menschen Ungünstiges berichtet wurde, und es war ihr Bestreben, die unglücklichen Wirkungen solchen Mitteilens zu verhindern

Ein anderer damit wohl verbundener Zug ihres Wesens war ihre Offenheit und freudig dankbare Empfänglichkeit für alles Schöne. Mit Eifer las sie darum auch gute Bücher, soweit ihr ihre Aufgaben Zeit dafür liessen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 6. April 1944, S. 7750 f.

Bis Mitte siebzig erlebte Veronika eine fast ungetrübte Gesundheit, bis sie dann um 1940 mehrere Schlaganfälle erlitt, die zunehmend zu Beschwerden und zu Beeinträchtigungen körperlicher und geistiger Art führten



Familie Jakob Bachmann mit Bruder Philipp aus Dortmund, Oberwies, um 1890



zwischenenspiel grossfamilie

Ihr Schwiegersohn schreibt in der Zeit des deutschen Angriffs auf Frankreich über ihre Gesundheit Folgendes

Abends: Heute Nachmittag erlebte wir eine nicht geringe Aufregung. Friedels Mutter, die nun 77 Jahre zählt und deren Gedächtnis stark leidet, war plötzlich aus dem Haus verschwunden, ohne Hut und Mantel. Erschreckt ging Friedel sie suchen; ich lief zum Ortspolizeiposten – und da begegnete sie mir mitten auf dem Tellplatz, wo sie hilflos Umschau hielt: «Jä bischt du au i däm Dorf?», sagte sie mir, als ich vor ihr stand. Armes Mütterchen! Für sie sind Beggingen und Winterthur zu einem Dorfkomples geworden

Friedel ist mit ihrer Mutter nach Winterthur zurückgefahren. Ihr Geisteszustand hat sich während ihrem Hiersein verschlimmert, so, dass sie nicht mehr nicht nur mich nicht kannte, sondern auch Friedel als eine fremde Frau bezeichnete, als eine Frau, die sie schon oft gesehen habe, deren Name ihr aber ganz entfallen sei. Und viele andere Dinge kehrte sie um, und fand auch, dass es bitter sei, kein Geld zu besitzen, trotzdem sie gleichzeitig wahrhaftig keinen leeren Geldbeutel in der Hand hielt. Dann wollte sie immer wieder ins Dorf, um das Essen einzukaufen, und war sie mit dem Abendbrot fertig, wollte sie bezahlen. Es scheint dies noch der letzte Ausdruck der Selbstständigkeit zu sein: bezahlen zu können. Sobald man aber mit Mutter sprach und die Sache klarlegte, war sie wieder im Bild und lachte über sich selbst – um nach fünf Minuten wieder die gleichen sonderlichen Fragen zu stellen. – Ich glaube nicht, dass es wieder besser wird mit Mutter, befürchte aber, dass die geistige Umnachtung sich steigert

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 19. Mai 1940, S. 6075 f., und 15. Juni 1940, S. 6095

Friedel war in Winterthur. Mit der Grossmutter gehe es nicht gut. Sie mache ganz unsinnige Kapriolen: Kasten ausräumen und Reisigpüngeli [Püngel = Bündel] bereiten! Sie verliere stückweise jede Erinnerung und Überlegung, um dann aber handkehrum wieder logisch zu überlegen und über sich selbst zu lachen. Aber es werde immer schlimmer, und Grossvater und Emmy seien sehr besorgt. – Arme Friedel

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 7. Dezember 1940, S. 6212 f.

Zunehmend wurde Veronika eines nach dem anderen unmöglich, zuerst die Hausarbeit, dann das leichtere Stricken und schliesslich auch das Lesen. In der Abdankungsrede heisst es

Da war sie dankbar, dass sie wenigstens noch fast täglich ihre Spaziergänge machen konnte, und zwar in Begleitung ihres Gatten, der inzwischen nach langer Tätigkeit sich zur Ruhe gesetzt hatte. Als vor zwei Jahren der Gatte starb, wurde ihr der Verlust schon nicht mehr völlig bewusst infolge der Schwächung, insbesondere des Gedächtnisses

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 6. April 1944, S. 7764 f.

Zwei Jahre nach ihrem Ehemann Josef verstarb Veronika am 23. März 1944 in Winterthur. Ihr Sterben beschrieb der Pfarrer in seiner Abdankungsrede als «ein Einschlummern nach grosser Müdigkeit»

Schon beim Tod von Josef nach kurzer schwerer Krankheit am 29. März 1942 nahm sie davon kaum mehr Notiz, was durch folgenden Tagebucheintrag festgehalten wurde

Sicher: Er ist mit dem tiefen Weh aus der lebendigen Welt geschritten, dass seine Lebensgefährtin mit heiter umnachtetem Geist nicht mehr weiss, dass ihr Gefährte krank ist und sterben wird. Vielleicht, oder bestimmt, war ihm allein der Gedanke ein Trost, dass seine Kinder da sind, um an seiner Statt die vorsorgliche Pflege zu halten und für die beiden Kranken, Mutter und Helene, besorgt zu sein

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 2. März 1942, S. 6884



zwischen spiel grossfamilie



Veronika und Josef Huber-Bachmann
und ihre Kinder (von links nach rechts) Max, Emma «Emmy», Friedi, Walter und Helene



vorspiel gute ausbildung

Veronika Huber-Bachmann und Josef Huber
mit Geschwistern, Schwägerin, Nichten und dem Neffen von Veronika Huber-Bachmann

Hintere Reihe (von links nach rechts)

Nichte Elsa Bachmann (1889–1964), Nichte Frieda Bachmann (1878–?),
Neffe Gottfried Bachmann (1886–1965), Bruder Erwin Bachmann (1893–?)

Vordere Reihe (von links nach rechts)

Schwägerin Magdalena Bachmann-Bächtold (1859–1916),
Veronika Huber-Bachmann (1863–1944), Josef Huber (1866–1942),
Bruder Philipp Bachmann (1865–1936), Bruder Jakob Bachmann-Bächtold (1856–1934)

Die Zuordnung erfolgte gemäss den Angaben von Max Oechsli



Josef Huber * 23.09.1800 † 09.07.1869 ∞ 8. Februar 1825 Anna Barbara Meier * 10.10.1802 † 17.09.1868		Josef Trost * 20.07.1777 † 05.06.1848 ∞ Salomea Heitersberger * 10.11.1794 † 21.02.1859	Quelle: Familienunterlagen, aber auch Aufzeichnungen von Trost-Nachfahr:innen bei FamilySearch
Gemäss Notizen von Max Huber (Bruder von Emmy und Friedi Huber) hatten Josef Huber und Anna Barbara Meier neben Jakob Huber-Trost zwei weitere Kinder: Anna Maria Huber und Johann Matthias Huber		Salomea Heitersberger und Josef Trost hatten zusammen acht Kinder	
Jakob Huber * 28.12.1835 Tägerig AG † 21.03.1889 Winterthur	∞ 13. Februar 1865	Katarina Karolina Trost * 11.05.1835 Oberrohrdorf AG † 09.04.1876	Im Familienschein von Tägerig von 1980 wird Krapf statt Trost angegeben
Josef Huber * 16.02.1866 Tägerig AG † 29.03.1942 Winterthur	∞ 14. Mai 1891 in der Kirche von Tägerig AG	Veronika Bachmann * 04.09.1863 Beggingen † 23.03.1944 Winterthur	Emmy Huber gibt für Veronika den 4.3.1863 als Geburtsdatum an
Maria Barbara Huber * 10.09.1868 † 18.05.1869			
Anna Maria Huber * 01.02.1870 † 21.07.1889			
Maria Verena Huber * 18.07.1871	∞ 7. November 1908	Johann Jakob Seiler von Roggwil	Lebten im Aargauischen
In Emmy Hubers Handnotizen heisst es, dass Maria Verena einfacher Natur und – wie ihre Tanten – sehr fromm gewesen sei. Sie versah Dienstbotenstellen. Ihr Gatte Johann und sie hatten einen Sohn. Zu ihnen pflegten Josef und Veronika Huber-Bachmann keinen Kontakt. In ihren Lebensnotizen schreibt Emmy Huber: Vater und dessen Schwester lebten «zu früh sich auseinander» und waren zu verschieden			
Maria Josefa Huber * 28.12.1872 † 13.01.1875			

Über das Strohflechten findet sich im HLS Folgendes

Strohflechtereie wurde in der frühen Neuzeit in einigen ländlichen Regionen der Schweiz betrieben, so in den Freien Ämtern, im Freiburger Sensebezirk, im Onsernonetal, im Wallis und im Zürcher Unterland [v. a. im **Rafzerfeld**]. Insbesondere im südöstlichen Teil des heutigen Kantons Aargau, in den Freien Ämtern, erlangte sie eine grosse wirtschaftliche Bedeutung. Ihren Ursprung hatte sie bei Taunerfamilien [**Tauner = Kleinbauern**], die Stroh Hüte für den eigenen und den lokalen Gebrauch herstellten

Zu Händlern avancierte Tauner in Wohlen AG gingen im 18. Jahrhundert zum Verlagssystem über. Sie intensivierten den Handel mit Stroh Hüten und Geflechten und weiteten ihn auf Europa sowie ab 1820 auf andere Kontinente aus. Nach 1800 förderten die Firmen die Arbeitsteilung und dehnten die Produktionsregion, in der Heimarbeiter:innen für sie arbeiteten, über das angestammte Gebiet (**Freie Ämter, Reuss- und Seetal**) hinaus aus

In der Mitte des 19. Jahrhunderts florierte die Strohflechtereie. Als die Fabrik die Heimarbeit zu ersetzen begann, flochten 1857 allein im Aargau rund 24 000 Heimarbeiter:innen und mindestens ebenso viele in anderen Kantonen für die Wohler Exporteure. Ausserdem waren 4400 Fabrikarbeiter:innen in der Strohindustrie beschäftigt. In den Dörfern rund um das Strohzentrum Wohlen, u. a. in Dottikon, Fahrwangen und Meisterschwanden, entstanden Strohfabriken. 1900 gab es im Kanton Aargau über 100 Firmen in der Strohindustrie, 31 davon mit Sitz in Wohlen. Im 20. Jahrhundert betrugen die Exporte bis zu 98 Prozent der produzierten Ware. Wohler Handelsfirmen unterhielten Filialen in Florenz, Wien, Paris, London sowie New York und waren in vielen Ländern mit Agenten präsent

Wie in der Heimarbeit wurde auch in den Fabriken v. a. im Winterhalbjahr gearbeitet, um für die Sommermode zu produzieren. Diese saisonalen Schwankungen wurden zeitweise durch konjunkturelle und modebedingte zusätzlich verschärft. Rund zwei Drittel der Fabrikarbeiterschaft waren Frauen, wovon jede bis zu 100 Flechtmaschinen überwachte. Die Heim- und Fabrikarbeit in der Strohindustrie war im Vergleich zur Arbeit von Textilarbeiter:innen tief entlohnt

Die Hubers stammen aus Tägerig AG. Jakob Huber war dort Landwirt. Er heiratete Karoline Trost (von Oberrohrdorf AG), vielleicht – gemäss mündlicher Überlieferung – eine ehemalige Nonne aus dem Kloster Fahr, die sich aber entschloss, dieses zu verlassen

Der Aargauer Klosterstreit war eine Auseinandersetzung zwischen dem Kanton Aargau und den katholisch-konservativen Kantonen der Schweiz, die ihren Ursprung in der Aufhebung aller Aargauer Klöster im Jahr 1841 hatte. Am 29. August 1843 stimmte der Grosse Rat einem Kompromiss zu, zu dem sich die Kantonsregierung nach langwierigen Verhandlungen bereiterklärt hatte. Die vier Frauenklöster Baden, Fahr, Gnadenthal und Hermetschwil wurden wieder zugelassen, hingegen blieben die Männerklöster für immer geschlossen. Die Mehrheit der Tagsatzung erklärte die Angelegenheit am 31. August 1843 für erledigt. Dieser ursprünglich rein aargauische Konflikt vertiefte die Gräben zwischen Katholiken und Reformierten in der ganzen Schweiz noch weiter. Die Spannungen entluden sich schliesslich 1847 im Sonderbundskrieg, der in der Folge zur Gründung des modernen Schweizer Bundesstaates führte

Gemäss handschriftlichen Notizen von Emmy Huber war die klösterlichere Einschliessung nach 1843 wohl freier, sodass sich die Nonnen leichter wieder ins offene Leben begeben konnten

Die Nachfrage beim Stiftsarchiv des Klosters Einsiedeln ergab keine Klärung: Laut Verzeichnis der Fahrner Klosterfrauen gab es keine Nonne mit Familiennamen Trost. Dies könnte sein, weil sie das Kloster vor der Profess verlassen hat und deshalb in den Listen nicht vorkommt

Der Ehe entstammten fünf Kinder, von denen Josef und Maria Verena die Kindheit überlebten. Nach dem Tod der Eltern (vermutlich ist damit vor allem der Tod der Mutter gemeint, beim Tod des Vaters waren die beiden Kinder bereits 23- respektive 18-jährig) kamen Josef und seine Schwester zu einer Schwester (Emmys Text schreibt auch einmal von zwei Schwestern) von Jakob. Diese war(en) sehr katholisch in ihrer Kindererziehung

Unser Vater wurde Ministrant und musste so jeden Tag, bevor er in die Schule ging, seine Kirchenpflicht erfüllen und, wie er besonders erwähnte, eine Anzahl Rosenkranzgebete verrichten. Dies auch noch dann, als er in Mellingen, eine Wegstunde weit von Tägerig entfernt, zur Schule gehen musste. Diese Vaterunser habe er jeweils so eilig «heruntergehaspelt und die halben Worte weggelassen», damit er noch rechtzeitig den Weg unter die Füsse zur Schule nehmen konnte

Lebensaufzeichnungen von Emmy Huber, 1971

Die Jugendjahre bei den Tanten waren für die beiden Geschwister hart. Die Familien der Gegend lebten noch von der **Strohindustrie**, wobei alle Familienmitglieder zu Hause bei kargem Lohn das **Strohflechten** besorgten

Das Leben der Tägeriger:innen war zu jener Zeit allgemein karg und wurde am 17. März 1838 zudem von einem Dorfbrand betroffen, der die ganze Siedlung bis auf wenige Häuser vernichtete. Neben der Landwirtschaft spielte seit dem 17. Jahrhundert auch die Herstellung von Stärke zur Textilbearbeitung eine grosse Rolle. Als dieser Erwerbszweig nach 1850 an Bedeutung verlor, verarmten viele Dorfbewohner:innen und mussten auswandern, manche nach Nordamerika. Die Heimarbeit für die Strohgeflechtindustrie konnte den Bevölkerungsrückgang von rund 40 Prozent ebenfalls nicht aufhalten. Auch die Hungerjahre von 1853 bis 1880 bestärkten die grosse Auswanderung nach Übersee

Website der Gemeinde Tägerig und Wikipedia

Vater erzählte nur wenig von seiner Jugend. Es hatte ihn aber bleibend beeindruckt, als im Februar 1871 auch im Dorf Tägerig französische Soldaten der Bourbaki-Armee einzogen und beherbergt wurden. Diese hätten recht elend ausgesehen und viele hatten statt der Schuhe nur Lumpen um die Füsse gewickelt gehabt

Lebensaufzeichnungen von Emmy Huber, 1971

Josef Huber * 16.02.1866 Tägerig AG † 29.03.1942 Winterthur	∞ 14. Mai 1891 in der Kirche von Tägerig AG	Veronika Bachmann * 04.09.1863 Beggingen † 23.03.1944 Winterthur	Emmy Huber gibt für Veronika den 4.3.1863 als Geburts- datum an
Ernst <u>Max</u> Huber * 15.02.1892 Beggingen SH † 29.05.1970	∞ 14. April 1923	Anna Alice Furrer * 05.02.1904 † 2001	Wohnten in Lenzburg AG
<p>Max Huber war Chemiker. Ab November 1915 bis zu seiner Pensionierung 1963 arbeitete er in der 1913 gegründeten Schweizerischen Sprengstofffabrik Dottikon – ab 1958 auch als Mitglied der Direktion. Er arbeitete dort am Aufbau der Destillation sowie der Kresol- und der Xylonfabrikation (beides Grundsubstanzen für Sprengstoff). Seine Frau Alice war in der ganzen Familie bekannt für ihre selbst gemachten Eiscrèmes</p> <p>Max und Alice hatten zwei Söhne</p> <p>Max «Mix» Huber ∞ Elisabeth Borel wohnte an der Mythenstrasse in Winterthur. Er war Chemiker bei Sulzer</p> <p>Hansulrich «Hansueli» Huber ∞ Käthi Muster wohnte in Aarau. Er war Psychiater</p>			
Emma «Emmy» Huber (auch «Tante Emmy») * 16.12.1894 Zürich † 22.12.1975 Winterthur			Wohnte ab 1945 an der St.-Georgen-Strasse 19 in Winterthur; sie arbeitete in der Finanzverwaltung der Stadt Winterthur
<p>Die Wohnung von Tante Emmy an der St.-Georgen-Strasse in Winterthur war im ersten Stock und hatte vier Zimmer. Gegen Süden gab es ein Lesezimmer mit Bibliothek und einem alten Radio. Daneben lag ein geräumiges Esszimmer. Zudem hatte die Wohnung ein Schlafzimmer und ein Gästezimmer. Die Räume waren verbunden durch einen langen Flur mit einem Teppich, der gerne rutschte. Wenn wir an der Haustür klingelten, konnte Tante Emmy von oben das Türschloss elektrisch öffnen. Dies beeindruckte uns sehr. Im Haus wohnten immer wieder Musiker des Stadtorchesters Winterthur. Wir Kinder mussten jeweils leise sein, wenn eine Frau Diggelmann im Erdgeschoss Klavierschüler hatte</p> <p>Tante Emmy war von zentraler Bedeutung für die Familien Huber und Oechslin, später auch für die Familien Gygax und Widmer. Sie schaute ihrer beeinträchtigten Schwester Helene und ermöglichte ihren Altdorfer Nichten und dem Neffen ein Zuhause in Winterthur während deren Zeiten in höheren Schulen. Im Kanton Uri konnten damals die Mädchen nicht ins Gymnasium gehen. Grets Alternative waren das katholische Internat in Ingenbohl oder eben der Besuch des Gymnasiums in Winterthur. Auch die Grossnichten und -neffen pflegten ein sehr herzliches Verhältnis zu Tante Emmy. Wöchentlich lud sie jene, die in ihrer Nähe zur Schule gingen, bei sich zum gemeinsamen Mittagessen ein</p> <p>Im Mai 1975 wird bei Emmy ein Nierenkarzinom diagnostiziert mit Metastasen in der Lunge. Nach Aufenthalt im Spital und Rekonvaleszenz im Appenzellischen zieht sie Anfang Juli 1975 für ihre letzten Monate an die Rieterstrasse 6</p> <p>Emmy las sehr viel und war auch sehr interessiert an Musik und Kunst. Sie besuchte regelmässig die Konzerte des Stadtorchesters Winterthur und die Aufführungen im Schauspielhaus Zürich</p>			
Frieda «Friedi» Veronika Huber * 20.04.1897 Winterthur † 06.03.1985 Winterthur	∞ 30. August 1920	Maxime «Sepp» Eugen Oechslin * 28.05.1893 Oerlikon ZH † 08.09.1979 Altdorf UR	Wohnten im «Birkenhof» an der Ecke Hagen-/Birken- strasse in Altdorf UR
Im seinem Tagebuch nannte Max Oechslin seine Ehefrau häufig Friedel . Alle weiteren Kosenamen dort sind mit «Friedel» wiedergegeben			
Walter Huber * 10.02.1901 Winterthur † 30.05.1987	∞ 26. März 1936	Bertha «Berti» Emilie Blattner * 1915 † 2007	
<p>Walter war bis zu seiner Heirat Grets und Heidis Lieblingsonkel in Winterthur. Gret erzählte immer wieder, was sie mit Onkel Walter in ihrer Jugend unternahm. Zum Beispiel besass er ein Faltboot, was Gret sehr imponierte, wenn sie mit ihm auf die Thur zum Paddeln durfte</p> <p>Walter Huber war Bezirksrichter in Winterthur. Walter und Berti hatten zusammen zwei Kinder: Ruth Huber-Ravazzi, Rechtsanwältin in Winterthur, und Käthi «Katha» Keller-Huber, wohnhaft in Gockhausen, dann in St. Gallen</p>			
Paula Helene Huber * 13.03.1903 Winterthur † 27.08.1962			Durch eine schwere Krankheit beeinträchtigt, wohnte sie bei ihrer Schwester Emmy Huber
Gemäss Gret Widmer-Oechslin erkrankte Helene nach dem Ersten Weltkrieg an der Europäischen Schlafkrankheit. Gemäss Heidi Gygax-Oechslin wurde bei ihr auch Morbus Basedow diagnostiziert. Helene spielte ausgezeichnet Klavier, dies ohne eigentliche Ausbildung			

Josef Huber besuchte die Sekundarschule in Mellingen, die eine Wegstunde weg von Tägerig AG entfernt lag. Danach absolvierte er eine kaufmännische Ausbildung auf einem Notariatsbüro in Aarau, um sich dann für einige Zeit im französischen Dijon aufzuhalten. Dort hatte er zwei Anstellungen: Bei einem Prinzipal besorgte er die Buchhaltung, beim zweiten, einem Buchhändler, musste er die eingegangenen Bestellungen zum Versand bereitmachen, dies meist zur Nachtzeit, da er für den Unterhalt und für Kleideranschaffungen die Überzeit benötigte

Für ein Studium der Jurisprudenz – was der Wunsch von Josef war – fehlte der Familie das Geld. Für ein Studium der Theologie hätte er ein kirchliches Stipendium erhalten können, aber Pfarrer zu werden, dazu hatte er keine Lust

Zurück in der Schweiz, arbeitete er in der Spinnerei in Oberwiesen bei Schleithem SH (vermutlich die «Mechanische Leinenspinnerei und -weberei Ruoss & Peyer»), wo er seine künftige Ehefrau Veronika Bachmann kennenlernte. Im Mai 1891 wurde geheiratet, und gemäss Emmy Hubers Handnotizen musste die protestantische Veronika bei der Heirat ein Aktenstück unterschreiben, in dem sie sich verpflichtete, ihre künftigen gemeinsamen Kinder katholisch zu erziehen

Veronika Bachmann war in erster Ehe mit Jakob Brühlmann verheiratet. Er war Kaufmann und starb am 14. Juni 1889 an den Blattern (oder Blutsturz). Die Trauung war in Schleithem SH und wohnhaft waren sie in Oberwiesen. Diese Ehe war kinderlos. Durch diese Ehe wurde Veronika Bachmann Bürgerin von Lohn SH

Von Schleithem ging es weiter nach Zürich, wo Josef und Veronika Huber-Bachmann an der Schützengasse ein Kolonialwarengeschäft übernahmen, dieses aber 1896 wieder aufgaben

Nach Aussagen meiner Mutter hatten sie mit diesem Geschäft keinen Erfolg, denn Vater war viel zu gut und gab viele Waren auf Kredit, wenn die Käufer kein Geld hatten. So musste er auf diese Art viel Geld verlieren. Er habe zudem beim Ausmessen der Waren immer einen Zustupf gegeben, und von den Dienstboten seien sie vielfach bestohlen worden

Lebensaufzeichnungen von Emmy Huber, 1971

Nächste Station war eine Anstellung bei der Firma «Gebrüder Huber Papier en gros» in Winterthur. Hier erteilte Josef auch beim Kaufmännischen Verband Unterricht in Buchhaltung

Vater bildete sich durch Selbststudium eifrig weiter, so in der italienischen und englischen Sprache wie auch in Chemie und Mathematik. Dagegen hatte er für Literatur offenbar wenig Interesse. So hat er in seinem ganzen Leben keinen einzigen Roman gelesen

Als noch die beiden weiteren Geschwister hinzugekommen waren, da versammelte uns Vater hie und da, hauptsächlich an einem Sonntag, um den runden Tisch, um uns Englischkenntnisse beizubringen. Ich darf gestehen, dass mir jene «Englischbrocken» noch heute im Gedächtnis sind

Lebensaufzeichnungen von Emmy Huber, 1971

Josefs berufliche Belastung nahm laufend zu, verbunden mit Geschäftsreisen besonders in die französische und italienische Schweiz, aber auch nach Süddeutschland. Gemäss seiner Tochter lebte er in dieser Zeit nur noch für das Geschäft. Seine Nebenbeschäftigungen gab er auf

Um 1913 ging es wieder zurück nach Zürich, wo Josef Teilhaber bei Hans Fausch und Co. in Oerlikon ZH wurde, einem Betrieb, der sich auf Kartonage und Buchbinderei spezialisiert hatte

Der Erste Weltkrieg zwang Josef, 1916 seine Teilhaberschaft aufzulösen. Schon im ersten Jahr des Krieges gab es Schwierigkeiten beim Bezug von Papier, das zum grössten Teil aus dem Ausland kam

In Winterthur fand er bald eine Anstellung beim Verband der Ostschweizerischen Landwirtschaftsgenossenschaften (VOLG), zuerst als Stellvertreter des Chefbuchhalters, dann als Chefbuchhalter. Hier blieb er bis zu seiner Pensionierung am 29. März 1942, im 70. Altersjahr. Die Familie wohnte zuerst an der Ecke Lind-/Rundstrasse und dann an der Rychenbergstrasse 30 (nahe beim Lindspitz)

Um 1950 hielt Friedi Oechslin-Huber einen Vortrag mit dem Titel «Die Lektüre unserer Jugend» an einem Anlass des Frauenvereins der protestantischen Kirchgemeinde Altdorf UR. Hierzu ist in ihrem Nachlass ein viel längeres Skript vorhanden, aus dem hier Ausschnitte wiedergegeben sind

In letzter Zeit lesen wir in den Zeitungen immer wieder vom «Kampf gegen die Schundliteratur», und vor allem bemühen sich Lehrer und Erzieher, unsere Jugend vor schlechter Lektüre zu schützen

Sie zitiert dann aus zwei Artikeln aus dem «Beobachter» (vom Frühling 1949) und aus der «NZZ» von 1929, um das Folgende festzuhalten (gekürzt)

Die Erfahrung hatte gezeigt, dass Verbote nichts nützen. Man müsste vielmehr dem schlechten Einfluss etwas Positives entgegenstellen, d. h. der Jugend zu genügend ebenso billigem, aber gutem Lesestoff verhelfen. Und zwar «gut» nicht nur vom Standpunkt der Erwachsenen aus gesehen, sondern auch von dem der jungen Leser

Ursprünglich waren ja Geschichten, die man für die Jugend schrieb, bewusst lehrerhaft. man wollte damit das Kind nicht in erster Linie unterhalten, sondern erziehen; d. h., anhand von nachahmenswerten Beispielen aus dem Leben sollte es zum Guten hin geleitet werden, und in ebenso abschreckenden Beispielen wurde ihm das Böse vor Augen geführt

Nach einer Zusammenfassung des 1931 gestarteten Programms «Schweizerisches Jugendschriftwerk SJW», das sie sehr lobt, empfiehlt sie, sich selbst in die Literatur der Kinder einzulesen

Wenn wir das Buch, das unser Kind liest, kennen, so können wir auch mit ihm darüber reden. Es hat ja das Bedürfnis, sich über das Gelesene mitzuteilen; es möchte jemanden haben, der die Geschichte, die es bewegt und beschäftigt, miterlebt. Dieses Miterleben lohnt sich für die Mutter; sie lernt so manches vom Innenleben ihres Kindes, von seinem Denken und Fühlen kennen; manch kleine Eigenart wird offenbar, die ihr sonst verborgen bliebe

Auf den weiteren Seiten folgt eine systematische Diskussion von verschiedenen Genres, so die Märchen, die Bilderbuchgeschichten, «wahre» Geschichten, Tiergeschichten usw., aber auch Kriminalgeschichten und Geschichten aus fremden Ländern und Abenteuerbücher. Hierzu findet sich die folgende Aussage

Es gibt jedoch Besseres als Karl May; z. B. Indianergeschichten von Fritz Steuben, in den Dreissigerjahren erschienen. Sie erzählen in sehr guter, fesselnder Schilderung nach geschichtlichen Tatsachen vom aussichtslosen, erschütternden Kampf der Indianer gegen die Weissen, die in ihre angestammten Jagdgründe einbrachen und sie mit ihren überlegenen Waffen daraus vertrieben; vom tragischen Schicksal eines hochstehenden Naturvolkes, von dem ein Stamm nach dem anderen untergeht

Ab den späten 1990er-Jahren wurden Steubens Kinderbücher neu diskutiert und deren Nähe zur damals herrschenden Ideologie kritisiert, was illustriert, wie perfide die Propaganda infiltrierte und wirkte

Es folgen Bemerkungen über die private Anschaffung von Jugendbüchern

Wenn es auch nur wenige [Bücher] sind, die ein Kind besitzt: Ein eigenes Buch ist wie ein Freund. Man nimmt es immer wieder zur Hand und findet Schönes darin

Wir dürfen beim Buchkauf auch nicht immer auf die gut gemeinten Ratschläge der Verkäuferin abstellen; denn vielleicht versteht sie etwas von Literatur, vielleicht besitzt sie aber nur «Branchenkenntnisse». Als ich einmal im Buchladen «Max und Moritz» verlangte, da fragte mich das eifrige junge Ladenfräulein, ob es für einen Knaben oder ein Mädchen sei, und legte mir diensteifrig auch «etwas Ähnliches für Mädchen» vor. Es hiess ungefähr «Lieschen und Trichen» und stellte eine blöde Mädchenstreichgeschichte dar, die man niemals als «etwas Ähnliches für Mädchen» bezeichnen konnte. Denn es gibt eben nur einen einmaligen «Max und Moritz», und er erfreut Buben und Mädchen

Der Text schliesst mit «Eines, das früh liest, wird auch früher reif sein für ein bestimmtes Buch, als eines, das später anfängt.»

zwischen spiel ein vortrag

Josef Huber und Veronika Bachmann hatten fünf Kinder, denen sie die bestmögliche Ausbildung zukommen liessen

Vater betrachtete es stets als ein ernstes Anliegen, wozu auch unsere Mutter sehr beigetragen hat, uns Kindern die bestmögliche Schulung und Ausbildung zukommen zu lassen, so dass sich diese nie sagen sollten: «Wenn ich hätte können ...», wie er, der aufgeschlossene Jüngling, der gerne studiert hätte, aber dem die Mittel hierzu fehlten

Lebensaufzeichnungen von Emmy Huber, 1971

Im Tagebuch von Max Oechslin findet sich am 25. August 1920 (S. 1231 f.) ein Eintrag über das Familienleben und den Familiensinn der Familie Huber-Bachmann, geschrieben mit dem typischen Pathos in der Vorwoche seiner lange ersehnten Hochzeit

Noch wenige Tage – und dann nimmt mein Kind von seinen Eltern und Geschwistern Abschied, um dann all das zu verlassen, was seine ganze Kindheit hindurch sein treuer Gefährte war: Stuben und Kammern und Haus und Hof, die emsigen Stunden des Zusammenarbeitens und wieder der friedliche Feierabend, da sie alle um den grossen Tisch sassen und lasen und schrieben und plauderten. Und dann und wann summten sie ein Lied, als müsste all die weite Welt an ihrem Träumen teilnehmen, den grausamen Alltag zu vergessen! – Sie zieht von ihrem jüngsten, kranken Schwesterlein weg, das gerade sie so fein und verstehend zu pflegen verstand

Die Tochter Friedi Huber besuchte in Winterthur die Industrieschule und studierte 1917–1918 Lehramt, damals noch an der Universität Zürich. Sie schloss ihr Studium mit dem Diplom als Primarschullehrerin ab. Am Ende des Krieges wurde sie in einer der Mobilmachungen ins Bergdorf Wapperswil geschickt und arbeitete danach als Vikarin in Kyburg, Altstetten (Zürich), Rapperswil und Seegraben [zwischen spiel ein vortrag](#)

Von Friedi ist ein Aufsatz erhalten geblieben, den ihr Ehemann Max seinem Tagebuch beifügte. Er gibt ein wenig Einblick in ihre uns kaum bekannte Jugendzeit

Ich hatte den Vorzug, mit einer stattlichen Zahl von Geschwistern aufzuwachsen, und zwar waren wir ein glückliches Gemisch von Buben und Mädchen. Ich hatte immer einen besonderen Stolz auf meinen ältesten Bruder und reichte es mir zur Ehre an, wenn ich ihm die fortgeschossenen Pfeile zurückbringen durfte und andere kleine Dienste erweisen konnte. Wenn er mit seinen Kameraden auf die Indianerjagd auszog, so nahm er manchmal meine Schwester und mich als Köchinnen mit. Dann wurden gewöhnlich auf einer Wiese im Holzfeuer Kartoffeln gebraten, aber die Indianer taten's selbst, und die Köchinnen schauten zu [...]

Regnete es draussen, so schnitten und falteten wir in der Stube Papierschiffe und lieferten uns eine Seeschlacht; oder wir leimten Häuser und Viehställe zusammen und bevölkerten sie mit Papiertierchen, die immer zwei Schwänze hatten. Solche und ähnliche Spiele hatten den grossen Vorteil, dass man kein schlechtes Gewissen zu haben brauchte, wenn etwas zu Grunde ging. Damit endete nämlich bei uns alles [...]

Eine traurige Erscheinung durchschwebte meine ganze Kindheit: die der Furcht. Ein Teil der Schuld daran fiel wohl auf meinen grossen Gefallen an Gruselgeschichten [...]

Auszüge aus: Aus meinem Leben, 10. Juni 1917

Bei Fausch in Zürich lernte Tochter Friedi Huber ihren zukünftigen Ehemann Max Oechslin kennen, der schon damals einen besonderen Bedarf für Kartonagen hatte. Sein ganzes Leben lang machte er viele seiner Bucheinbände selbst. Über das erste Treffen schreibt Max

Quer übers Feld und durch den Wald – und als ich heimkam, war Besuch da: die beiden Fräulein Huber, deren Vater mit meinem Schulkameraden Hans Fausch verassociiert ist. Ich sah sie hin und wieder dort in der Buchbinderei – und heute wollten sie meine Helgen sehen. Die jüngere der beiden, sie heisst Fridli, hat ein lustiges Gofenköpfchen: über den Ohren zwei Rollen, im Gesicht ein Stumpfnäschen und blaue Augen

War's denn [Elfriede](#), die wach geworden?! Was will werden [...]

Damit meinte er seine früh verstorbene Cousine [Elfriede Chemnitz aus Leipzig](#)

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 12. Januar 1915, S. 367 f.

In Max Oechsli's Tagebuch findet sich im Eintrag vom 6. April 1919 folgender Brief (S. 825 f.). Er wurde gleich nach dem Erfolg an der eidgenössischen Wählbarkeitsprüfung für Förster geschrieben

Lieber Herr Huber, liebe Frau Huber

Diesen Brief haben Sie vielleicht seit Langem erwartet. Aber ich hatte die Pflicht, erst äusserlich fertig zu werden, ehe ich ihn niederschrieb. Sein Anfang bestand seit Langem, eigentlich ganz still und unbemerkt schon an jenem Tag, als ich Friedel zum ersten Mal sah. Das langsame, nicht ungehinderte Werden aber machte ihn stark, und so stehe ich heute auf dem Punkt, wo es die Ehrlichkeit verlangt, dass ich Ihnen sage, dass ich Ihr Kind lieb hab! Wir sprachen darüber, Friedel und ich, und wir sind darin einig: dass man gerade dieses Feinste, das unser Erdenleben erfüllt, nicht wie einen «Frevel» geheimhalten soll, sondern es denen gegenüber offen bekennt, die einem am nächsten stehen – Vater und Mutter. Ich habe mit meinen Eltern davon gesprochen, und so finde ich es an der Zeit, dass ich es auch Ihnen sage, nachdem ich nun mit dem «Staats» meine Lehr- und Studienzeit beendet habe

Wer ich bin, das wissen Sie ja. Sie kennen mein Suchen und Wollen nach sittlicher Stärke, nach innerer und äusserer Wahrheit, und da, wo die Religion in des Menschen Dasein eingreift, will ich nicht Kirchendogmen folgen, sondern suche die Gestalt Jesu Christus zu erkennen und mit ihr den gottgemeinten Weg zu gehen. – Beruflich will ich dem Wald mein Bestes opfern und aus ihm das entnehmen und es in stiller Arbeit der Musse so kleiden, dass es mithelfen wird, den eigenen Kreis feiner zu gestalten und vielleicht so weit erstarkt, dass es auch anderen dienen darf. Das sei meine oberste Pflicht: selbst frei werden und dann das Herzblut der Gemeinschaft opfern

Mein Vater entstammt einem alten Schaffhauser Geschlecht, weshalb wir zünftige Schaffhauser Stadtbürger sind mit allen zustehenden Ehren und Rechten; meiner Mutter Stammlinie gehört französischer Landwirt- und Militärfamilie an, deren nächste Nachkommen aber in diesem grausamen Krieg das Sterben fanden. Dass ich selbst als reichstes Erbgut volle Gesundheit in mir trage, das möge Ihnen das beigelegte ärztliche Zeugnis – das, [als] ich in eine Lebensversicherung einging, aufgesetzt wurde – näher zeigen

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, damit Sie diese für Sie und Ihr Kind äusserst wichtige Frage in aller Ruhe reiflich überdenken können. Ich werde bei meiner nächsten Winterthurer Fahrt mündlich selbes vorbringen und so weit ergänzen, als es in Ihrem Wunsche liegt. Ich will heute noch nicht Friedel zu mir nehmen; denn vorerst will ich noch eine Wanderzeit bestehen und eine sichere, bleibende Lebensanstellung als Förster finden, die mir erlaubt, schlicht und recht Weib und Kind zu haben. Das eigene Stübchen soll mir der Ort des Feierabendhaltens sein, wo man sich neu stärkt, um dem Alltag mit seinem steigenden Daseinskampf standhalten zu können. Was ich Ihnen aber sagen wollte, das ist dies: dass ich Ihr Kind lieb hab – und was ich Sie fragen will, das ist dies: Gestatten Sie mir, dass ich Friedel habe?

Mit meinen aufrichtigen Grüssen
Ihr Max Oechsli

Am 12. April 1919 findet sich dann der folgende Eintrag (S. 833)

Gestern war ich abends in Winterthur. Ich hatte den «Grossen Brief» an Friedels Eltern in der Tasche. Aber da drinnen blieb er, denn mündlich ging's doch besser und viel freier. So ein bisschen einen «Ruck» musste ich mir allerdings geben, aber dann ging's just zu sagen, was zu sagen, und zu fragen, was zu fragen war. Man ist einverstanden, d. h., man will nichts ändern, weil die Jugend «nun mal ihre Liebe will». So bleibt's also: Friedel ist mein blondes Bräutchen und wird mal mein Fraueli, so bald's das äussere «Existenzniveau» erlaubt. Aber freuen tu' ich mich wie ein Schmetterling, der eben den ersten Flug in warmer Frühlingssonne unternimmt

zwischenspiel der grosse brief

Sehr schnell entstand eine Freundschaft und Liebe, und Max verkehrte immer mehr mit den Eltern, Geschwistern, Cousinen und Cousins Bachmann-Huber. Aber Max empfand die Zeit des Wartens bis zur Heirat am 30. August 1920 häufig unerträglich. Zwischen den Tagebuchzeilen kann man auch vermuten, dass seine Ungeduld, sein ständiges Fragen Friedels Entscheidung zur Heirat hinauszögerte, was wiederum bei Max Verlustängste und seinen Hang zum Pessimismus verstärkte *zwischen spiel der grosse brief*

Über einen zweiten Brief an Josef Huber, in dem Max nochmals um dessen Tochter Hand bat, findet sich folgender Eintrag

Friedels Vater hat mir geschrieben. Nicht Nein, nicht Ja. «Lasst euch noch etwas Zeit für die Jugend, ihr habt ja doch die ganze Zukunft vor.» – Soll denn die Jugend enden, wenn man Mann und Frau wird? Seltsam! Soll nicht gerade die Jugend von Neuem beginnen: das Kameradsein zu zweit?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. August 1919, S. 1009

Die Verlobung fand an Ostern Anfang April 1920 statt, und endlich folgte am 30. August 1920 die Hochzeit, worüber Max ausschnittweise schrieb

Bruder Max und Schwesterchen Emmy kamen mit uns zum «Zivil», wo uns ein ehrwürdiger Alter gesetzlich traute, wobei er wohlgemeint die «Paragraphen» kürzte, wohl in der festen Überzeugung, dass vor ihm zwei Leutchen standen, die da im vollsten Ernst und Wissen und Gewissen in die Ehe eintreten

Und dann folgte die kirchliche Trauung, die wir zwei nur der Eltern Willen zugesagt hatten, die uns aber dermassen zu Herzen ging, dass wir sie heute beide in keiner Faser missen möchten. – Ganz schlicht und einfach sollte sie stattfinden. Mit Friedels vier Geschwistern und unseren Eltern – mein Bruder und seine Frau fehlten! – fuhren wir aus der Stadt Winterthur hinaus nach Seuzach, wo uns das bescheidene Landkirchlein mit frohem Glockengeläute empfing

Und wies wohl war, als Friedel in ihrem schlichten weissen Kleid, auf dem vereinzelt bunte Blümlein gestickt waren, und ich in meinem grauschwarzen Förstergewand vor dem weisen Pfarrherrn standen, die Hände ineinandergelegt, die Hände ineinandergelegt?! Aber frohen Mutes und mit festem Glauben und starker Zuversicht haben wir Ja gesagt

Von Seuzach aus fuhren wir im Sonnenlachen über Land 'gen Oberwinterthur und wieder heim, wo wir in grosser Familie um den Tisch sassen und das letzte gemeinsame Mahl hielten. Und am Ende freuten sich nun Väter und Mütter und Brüder und Schwestern ob uns zwei jungen «Eheleuten»

Der Mittagszug führte Friedel und mich Altdorf zu. Um 5 Uhr waren wir hier, ei, ei im eignen Nestchen, wo blaue Fensterchen leuchteten, als sie das Heimeli sahen. Und dann begann unser Zuzweit, das grosse Schaffen zweier Menschenkinder!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. August 1920, S. 1246 f.

In Altdorf war selbstverständlich bereits alles vorbereitet

Mein Schreiner Bissig hat nun alles fertig gerichtet, auch die Schlafkammer, und Walters bronzene Familienwappen haften auf Stabellen, Bett und Kästen, dass das Ganze wahrhaftig schier gar «aristokratisches Gepräge» erhält

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Juli 1920, S. 1217

Friedel kehrte aber immer wieder zurück nach Winterthur in ihr Elternhaus, zuerst alleine und dann mit Gret, dann mit allen Kindern. Ob dies nur Heimweh oder mehr war, sei hier offengelassen *zwischen spiel vor den kopf stossen*

Für Friedel war der Besuch *[ihrer Schwester]* eine Abwechslung; denn da ich tagsüber meistens fort bin, so fühlt sie sich alleine; denn sie hat sich halt immer noch nicht ins Leben und Treiben der Urner heimisch einfügen können

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. August 1920, S. 1245 f.

Gewisse Themen plagten Max Oechslin sein ganzes Leben! Und er liess dies seine Umwelt wissen und spüren

Du weisst ja, dass mein Mütterchen eine stillfromme Christin ist, dass sie Zeit ihres Lebens, ihrer Ehe – mit aller ihrer Selbstentschlossenheit – ihrem Kirchenglauben treu blieb und grad für mich so manches innige Geben in geweihter Kirche beten ging. Und keinen Gruss sendet sie mir, kein Mutterbrieflein, in dem nicht ihre ganze Liebe zu ihrem Jungen widerklingt: «Je prie pour toi!» Ich bin ihr also dies eine schuldig: stille Verehrung ihres Glaubens, Hochachtung ihres Gebetes, dass ich nie betaste, nie verletze, was ihres Herzens innerstes und grösstes Geheimnis ist: dieses all den Gott im Himmel glauben

Dies das eine. Und das andere: So wie ich dich kenne, meine liebe, gute Friedel, weiss ich dich selbst stillfromme «Christin»; denn so oftmals durfte ich es in deiner Nähe fühlen und empfinden, dass ein gottvertrauendes Beten in dir umging, ein Beten für das, was dir am liebsten ... Und heute Morgen war mir, als klinge ein feines, unsagbar feines Ave aus weiter Ferne herüber, und ich sah dich, mein Kind, sah dich in weissen Leinen, die Haare in zwei blonde Zöpfe geflochten, die Lippen halb «geschlossen», als wollten sie reden und küssen zugleich, die Fensterchen vom zarten Lide belegt und die Hände gefaltet – so sah ich dich und ich hörte dein Beten. Ein frommes, stillfrommes Gebet: Herr, lass ihn stark werden, stark an Leib und Seele, dass er dir diene! – Schweigend war die Nacht vorübergeschlichen. Alle Stunden hatte ich zählen können, aber ich hatte nicht Zeit dazu. Tagsüber hält mich die Berufsarbeit fest – und nachts, da habe ich die andere Arbeit auszudenken, all das Schaffen, das kommender Zeit dienen soll, dienen wird. Es ist das Schaffen der Halbschlummerzeit, in der der Erdenmensch ledig ruht, die Seele aber suchen und finden geht; das grosse Reden des Menscheninnersten beginnt. Und so hörte ich meine eigene Seele, dass dein leises Beten herüberkam, dass ein froher Tag mir werde und ich mich des Einsamseins freue. Dies ist das andere

Und nun. Als ich vor einem Jahre nach langem Wie und Was aus der protestantischen Kirchgemeinde austrat, da folgte ich eigenem Ich, eigenem Reden. Mein innerster Glaube gestattet mir nicht, den Hirten und Gläubigen zu folgen. Da aber erwachte der Kampf nach aussen. Ich sah Mütterlein weinen, in deinen Augen das seltsame Fragen und Zagen: Und er soll kein Christ mehr sein? – Herrgott, ich fühlte, wie es in euch selbst stritt, wie in euch selbst diese eine Antwort ward: Er lebt doch all jenen grossen, gottgemeinten Forderungen nach, sucht ganz sich ihnen hinzugeben und doch: Er soll kein Christ sein? Friedel, warum hast du mir dies nicht gesagt? Warum hast du mich dies alles selbst suchen und finden lassen, suchen und finden in so mancher wach durchhauchten, schmerzweinenden Nacht? Und warum kam über deine Lippen nie ein andres Wort, dein schweigend gesprochenes Wort: du, dich hab ich lieb? – Warum? – Einst frug ich. Heute frage ich nicht mehr; denn, wenn ich vor etwas zittere, so ist es vor diesem Fragen der Seele. – O seltsame, grosse Liebe zweier Seelen!

Aber der Aussenkampf liess mich euer Erleben erkennen, euren Seelenkampf. Und das darf ich nicht zugeben, dass ihr um meiner Willen zittern und zagen müsst: So habe ich mich wieder als «Protestant» eintragen lassen, dass Mütterchen stilles Dämmerfallen erlebe und mich nicht fern der grossen Gemeinde sieht – und dass du, meine Friedel, dass du weisst: Weib und Kinder sollen Christen sein, sollen in geweihten Kirchen wahren und beten dürfen, beten dieses starke Ewigkeitsgebet: Herr, lass ihn stark werden, stark an Leib und Seele, dass er dir diene. – So und nur so will ich dich immer, immer als Weib: als stillfromme Christin, dass du mir dein Kind einst gibst, das kommender Ewigkeit diene. Und deshalb liess ich mich wieder eintragen: für Mutter und für dich und dein Kind

Mich aber lass frei, lass mich selbst Gott nähertreten, dass ich mit ihm rede. Nicht darf ich mich in Kirchenschränken stellen, denn da, wo ich bis heute Gott erkannte, da sah ich Herrschen und Beherrschen, ein Mächteringenwollen. Die weite Natur ist nichts als Kampf, ein endlos Ringen um die höchste Macht, ein mitleidloses Niedertreten aller kranken und siechen Wesen. Sie duldet und erduldet kein Ertragen und Sichfügen, sie kennt nur eine Macht: ein Herrschen! Die aber, die beherrscht sind, sind in ihr die Dienenden, die, die im Dienen Sieger werden

Komm einmal zu mir in die Berge, dann will ich dir diese grosse Welt zeigen, diese gewaltige, göttliche Welt. Und vielleicht begreifst du dann, warum ich selbst Herr meines Glaubens sein will, selbst Prediger und Lauscher! Prediger und Lauscher, dass ich stark werde an Leibe und Seele, Ihm zu dienen: dem unbekannten Gott, der diese schöpferische Welt erschuf. Gerade das ist das Gott in uns: dass es verborgen im Innersten liegt, sprachlos zum Aussen dringt; weil jedes Aussen Schmerz ihm ist – ein Unreinwerden

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Februar 1921, S. 1329 f.

Trotz seiner katholischen Mutter wurde Max im reformierten Glauben erzogen, wobei man sich fragen muss, wer den «lange Vaterlosen» denn reformiert erzog. Es scheint, dass er selbst schon sehr früh nach seiner Religion suchte und sich diese zum Teil dann selbst baute

zwischenspiel vor den kopf gestossen

Dann und wann empfindet Friedel ein mächtiges Heimweh, weniger zu Vater und Mutter und zu Geschwistern als vielmehr zu freien Menschen, die ohne Frömmerei und Eigendünkel ... aus eigener Kraft das Gute und Rechte verfechten, Sehnsucht nach Menschen, die selbst frei sind und offen, ohne biblische Schminke

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Februar 1921, S. 1329 f.

Friedel findet sich nur schwer wieder zurecht. Das Reusstal ist ihr zu eng. Frau Elsbeth [?] fehlt ihr, es fehlen ihr überhaupt die freien Menschen von Winterthur. Und ich bin ihr zu sehr amts-trockener Schreibmaschinenjünger, denn fürwahr: tagsüber in allen Wäldern, und abends hab' ich immer noch so viel zu arbeiten, dass ich für die Meinen wenig Zeit übrig finde. Ich fühle die Überlastung selbst und werde drum tun, da eine Entlastung herbeizuführen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Juli 1923, S. 1658

Friedel weilt in der Versammlung der protestantischen Frauen, die sich zu vermehrtem und gemeinsamem Arbeiten zusammentun. Recht so, es bringt auch für sie Abwechslung und lässt ihr das Urnerland heimatlicher werden, denn immer noch findet sie sich nicht recht in dieses Bergabseits hinein

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Februar 1925, S. 2013

Friedel ist mit dem Buben nach Winterthur in die Ferien gefahren. Es ist ja eine lange Zeit seit der letzten Winterthurer Fahrt verstrichen, und so muss Friedel wieder Heimatluft atmen gehen, denn hier in den Bergen ist ihr doch immer noch nicht recht wohl. Sie sind ihr zu hoch! Und mir bleiben sie das feierlich schöne Firnland!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. Juli 1927, S. 2499 f.

Friedel ist mit Gretli nach Winterthur gefahren, um dort neuen «Lebensschnauf» zu holen, damit sie die «Uernerluft» wieder ertragen kann. Denn trotz allem guten Willen und Wollen: Sie kann die Kluft nicht überbrücken, die da im sonst so herrlichen Gebirgsland von den «Frommen» zwischen uns landfremden Protestanten und den Landansässigen und katholischen Menschen aufgetan wird

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 13. Mai 1929, S. 2624 f.

Über die Jahre lernt Max auch immer mehr, den Einfluss von und die Unterstützung durch Friedel zu schätzen

Friedel hilft dann und wann mit [bei seinem enormen Arbeitspensum], weniger direkt, vielmehr indirekt, als stille Lauscherin. Seltsam, wie wenig sie sich äusserlich um mein Schaffen kümmert. In aller Stille aber fordert sie von mir schrittweise, genaue Arbeit. Sie selbst übt ja die Züchtigung und stellt die grössten Anforderungen an sich. Kein Wort zu viel, keine Tat zu wenig. Die kleine Gret ist ihr jetzt nächste Umwelt, dann die Sorge für mich

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. Februar 1924, S. 1746 f.

Die zweite Korrektur für das Urnerbuch ist heute abgegangen. Friedel hat noch genaue Durchsicht vorgenommen und unzählig viel geschliffen und gehobelt: diese Genetive und Dative! Bis Ende Mai soll ja das Buch endgültig erscheinen – und die Kritik einsetzen können

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Mai 1927, S. 2469

Friedel hat mir getreulich mitgeholfen, ist Schritt für Schritt neben mir geschritten, hat oftmals mit liebem Wort mich zurechtgewiesen, so oft aber auch mit schweigender Lippe gesagt: Nicht so! Und ich höre auf sie, denn ich weiss, dass auch sie sich mit jedem neuen Tagwerden sagt: Selbst wahr werden sich gegenüber

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 31. Dezember 1927, S. 2589

Trotzdem: Im Tagebuch finden sich manchmal sehr verstörende Zeilen, wie z. B. jene, die Max Oechslin nach einem gemeinsamen Besuch bei Freunden in Luzern niederschrieb

Und als wir abends wieder in eigener Stube sassen, da war Friedel traurig und liess gar ein Tränlein über die Wange rollen, als ich sie frug, weshalb sie inmitten all dem Spiel der Fremdenwelt so still und fast traurig gewesen sei. Ei, ei: Es wurde ihr ganz armselig zu Mut, da sie noch ihr abgeändertes Mädchenröcklein trug und ich ein Kleid anhatte nach altem Schnitt,

In meiner Erinnerung erscheint die Ehe zwischen Max Oechslin und Friedi Huber als sehr harmonisch, dies trotz der sehr unterschiedlichen Charaktere der beiden. Das Tagebuch von Max bestätigt leider immer wieder das Gegenteil. Es ist unbekannt, wie weit unsere Mutter und ihre Geschwister davon wussten. In unserer Familie wurde auf jeden Fall nicht darüber gesprochen

Friedel [...] war in den letzten Tagen nicht zwäg. Zwei Zahnwurzeln schmerzten sie und mussten chirurgisch entfernt werden. Und ich bereite ihr auch Sorge, trotzdem ich ihr von meinem inneren Erleben nicht erzähle. Im Schweigen liegt viel Glück verborgen. Ich sah Friedel weinen, als ihr die «Briefe» in die Hand kamen [von H. respektive Hannele]. Seither ward sie wieder froh. Ihr Leben gilt ihren drei Kindern. Das ist ihr Schaffen und Suchen und ihr Erleben: diese drei Kinder voll und ganz zu formen, auf dass sie gute und rechtschaffene Menschen werden. Das ist die Arbeit und die Liebe einer Mutter. Und so mag es im Rechten liegen, dass der Mann in die zweite, hintere Linie rückt. Friedel ist ja keine sexuelle Natur. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist für sie etwas anderes als das, was die Sexualität fordert und gibt. Für sie ist die Liebe die vollendete geistige Freundschaft zwischen zwei Menschen

Damit bin ich wieder beim ewig gleichen Problem des Lebens angelangt. Wobei ich zur extremen Weisheit gelange, dass die menschliche Zweisamkeit, wie sie in christlicher Erziehung wurde – und auch werden musste –, naturentrückt ist und das Leid über die Menschen brachte

Friedel ist doch für mich da, als Frau und Geliebte, als Freundin und als Mutter meiner Kinder. Und trotzdem ich in dieser Königin alles fünde, was eine Frau einem Mann zu geben hat, trotzdem treten immer wieder andere Frauen in meinen Weg und werden Ursache meines Leides und meiner Lieder. Vielleicht bringt das Sichzügeln den Aufruhr, dieses Sichauflehnen gegen das Überbordenwollen des Ichs? Wie wuchtig spielte Hannele in mein Leben, wie spann sich ein feiner Traum für die beiden Bergkinder Carlin und Mareieli, wie ward doch all dieses Grossbergweilen zum frohen Erleben – und jetzt denke ich an Salbiten zurück und weiss, wie wuchtig, wie viel wuchtiger als alles andere bisher diese Steffi in mein Leben trat [...]

Ei, köstlich fürwahr, welche Reihe von Frauenfreundschaften ich hier festhalte. Aber – mag einmal ein ganzes Forum von Menschen über mir den Stab brechen, Erleben blieb es für mich und erzog mich zum Manne, denn in feiner Reinheit blieb alle Freundschaft, einer Königin zulieb!

Und vielleicht wäre alles Leid der Liebe für mich nicht da, wenn ich mit Friedel über all diese Dinge plaudern würde? Aber ich habe es nie gekonnt [...]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Februar 1938, S. 5156 f.

Friedel und Heidi sind heute zurückgekommen, und gleich feiern wir den Abend, denn nun sind zwanzig Jahre vorübergegangen, seit Friedel als die grosse Königin meines Lebens zu mir in meine Stube und Kammer gekommen ist und seit sie mit mir die Zweisamkeit teilt. Wir können einander nichts Wertvolleres und Schöneres geben als das Sagen: Wir würden wiederum diese eine Zweisamkeit einander geben und halten, die uns so viel Freude gegeben hat. Hat auch meinerseits die «Krise des Herzens» ab und zu beginnen wollen, Friedel war und blieb die Königin und die grosse Siegerin der Liebe. Ei, sie hat mir nicht nur drei stramme Kinder gegeben, nein, sie hat aus mir das gemacht, was ich heute bin

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. August 1940, S. 6141

Das wird wahrhaftig einmal ein Kopfschütteln geben, wenn Dritte diese Tagebuchblätter lesen. Und darinnen meine «Untreue» zu der Frau erkennen, die mit ihrer Güte zu mir gekommen ist. Aber Friedel ist und bleibt die Frau Friedel, daran wird nichts zerstört werden, die Frau, die mir meine drei Kinder gab. Aber mehr und mehr erkenne ich, dass die Depressionen über mich kommen, weil irgendetwas nicht erfüllt ist in unserem Zuzweit. Ich habe so oft mich gegen das Unterliegen gestemmt, habe immer siegreich bestehen können. Dieser Frau gegenüber unterliege ich [er meint H.]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Juli 1941, S. 6426 f.

Dann fuhr ich nach Locarno und traf da um ½ 6 Uhr ein, allwo nun das Vagabundenleben begann, von dem allein dieses Tagebuch berichtet und es verschwiegen festhalten wird, bis einmal nach langem Todsein des Schreibers das verschwiegene Geheimnis aufgedeckt werden wird und der Leser über mir den Stab brechen und mich als den sündhaften Menschen verurteilen wird. Ob es Menschen ohne Sünde gibt? Ich für meinen Teil weiss nun, dass ich nicht mehr zu solchem Schlag gehöre! Also geschah es [...]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. April 1943, S. 6902

zwischenspiel glückliche zweisamkeit?

denn Vater hatte es schon getragen. Man hatte es mir etwas enger genäht! Die Frauen sind ja so und sollen so sein: dass sie schöne Kleider lieben. Frau Mode ist nun mal da und will und soll leben – und wir, ei, wir haben auch unsere Freude daran. Aber gegenüber Friedel äusserte ich mich, dass wir uns eines sauberen Kleides nie schämen sollen, auch dann nicht, wenn es inmitten allem Neuen gleich Urgrossmutterzeiten leuchtet. Mag ein Kursaal in modernstem Bunt und in jubelnder Mode lachen, der brave Mann hat Eintritt und soll mit stolz gehobenem Kopfe Eintritt erhalten. Ihn soll nicht die Äusserlichkeit zieren und zeichnen, wohl aber sein Denken und Handeln, sein Kopf! Der brave Mann darf und soll eine gewisse Dosis Einbildung besitzen, die Dosis, die ihn über alle Mode der Reichen hinwegsetzt und ihm ins Ohr raunt: Auch du bist gross und hast das Recht, eine Haute-Promenade und einen Kursaal zu betreten! Wie wenig nutzbringendes, tat- und kraftvolles, der Gesamtheit dienendes Handeln bergen diejenigen, die dank ihrer Erbschaften und Heiraten die Hautevolee ausmachen und allen Künsten huldigen können, Schönes in Überfülle geniessen und damit umgehen, als sei es nur ihnen zugedacht! Da soll der brave Mann aller Umwelt nicht achten, soll den Eintritt fordern und hinsitzen, gerade als braver Mann

So hielt ich's und so halte ich's. Bescheidenheit Seinesgleichen und Niederen gegenüber, Stolz, ja harten, unbeugsamen Stolz aber denen gegenüber, die sich über mich setzen wollen

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 1. Juni 1924, S. 1928 f.

Scheinbar machte sich in dieser Zeit auch Friedels Mutter Sorge um ihre Tochter, was indirekt aus folgenden Zeilen hervorgeht

Mutter schreibt, dass Friedel schwer krank sei. Am Donnerstag schrieb sie: «Was ich für Friedel gefürchtet, ist nun eben da.» Was das nur heissen soll?

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 17. August 1924, S. 1262

Friedels Abwesenheiten führten in Max' Tagebuch häufig zu sehr emotionalen, auch egoistischen Einträgen. Das Alleinsein fiel ihm sehr schwer, sein abgrundtiefer Pessimismus kehrte zurück, dies, obschon er selbst ja ständig unterwegs war und von seiner Frau im Grunde bedingungslose Toleranz für sein Tun verlangte. Vorsätze, ein besserer Familienmensch zu sein, waren in dieser Zeit immer nur von kurzer Dauer

Heute Morgen bin ich allein zu Tal gestiegen. Ich hatte die Nacht durch schlecht geruht. Immer wieder dachte ich an Friedel, machte ihr im Stillen sogar Vorwürfe, dass sie nicht mithalten will und mag im Bergwandern. So böse war ich

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 17. August 1924, S. 1961 f.

Vermutlich war es seine Schwägerin Emmy Huber, die Max häufiger als andere deutlich widersprach. Über sie findet sich eine treffende Beschreibung in Max' Tagebuch

Ich muss mich da eine Weile mit meiner geliebten Schwägerin aufhalten, denn sie gehört zur komischen Weiblichkeit, die gerade in ihrem weiblichen Wesen ganz und gar für die gleichberechtigte Stellung der Frau zu der des Mannes eintritt, einen Hausschlüssel verlangt und vom Heiraten einstweilen nichts wissen will, da es mit den «sogenannt» idealen Lebensgefährten doch nicht weit her sei, solange Zigarre und Wirtshaus-Schilder zu männlichen Abzeichen gehören oder wiederum seltsam geformte Ober- und Unterbekleidung – denn von Letzterer lässt nun die neueste Herrenmode bekanntlich bei Hosenbein und Rockärmeln und um den Kragen so viel in Erscheinung treten, dass man sich sofort von der ganzen Männlichkeit ein Bild machen kann. Emmy ist also von Derartigem begreiflicherweise nicht erbaut, übt sich vielmehr in der möglichst korrekten Selbstständigkeit, erlernt rhythmische Gymnastik, macht Atem- und Turnübungen, um im Ebenmass der Gliederung auch männliche Kraft aufspeichern zu können. Da sie nun auch in ihrer Intelligenz und Überlegung niemandem nachsteht und fürwahr immer die rechte Antwort bereit hat, so sich einmal irgendein «Gewagter» zum kühnen Schritt einer Annäherung wagt, so ziehe ich vor ihr meinen Hut ab und bin auf meine Schwägerin stolz

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 23. April 1921, S. 1356

Madeleine (1815/1816–1899) und Nicolas Mazet-Puissant (1807–1897)
respektive Marie (1838–1909) und Joseph Buissière-Mazet (1837–1871)



vorspiel französische spuren

Marie-Louise Oechslin-Buissière (1864–1958 oder 1868–1958) mit Onkel Casimir Mazet (1844–1925)
Nach dem Tod ihres Ehemanns Carl Oechslin 1921 lebte Marie-Louise von 1923 bis 1925 bei ihm und machte ihm den Haushalt.



Louis Buissière * um 1682 † 12.07.1754	∞ 6. November 1713	Elisabeth Gaillet * 1681 † 19.08.1729	Quelle: Archives de l'Isère für Crolles
<p>In den Archives de l'Isère findet sich für den 6. November 1713 der Eintrag der Heirat von Louis Buissière mit Elisabeth Gaillet. Heiratsort ist die Gemeinde Crolles im Val d'Isère. Am 21. November 1716 findet sich der Taufeintrag für einen Guillaume Buissière. Als Eltern angegeben sind Louis Buissière und Elisabeth Gaillet, beide Einwohner von Crolles im Val d'Isère. Als Geburtsdatum ist der vorherige Tag angeführt. Aus späteren Einträgen lassen sich auch die Sterbedaten ableiten. Mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich dabei um die ersten bekannten direkten Vorfahr:innen der Familie Buissière</p> <p>Neben Guillaume hatte das Paar nachweislich noch eine Tochter, welche die Jugendjahre überlebte</p>			
Guillaume Buissière * 20.11.1716 † 18.12.1784	∞ 8. Februar 1752	Claudine Jouillard * 1721 † 16.02.1793	Quelle: Archives de l'Isère für Crolles
<p>In der amtlichen Beurkundung der Heirat wird bei beiden auf deren Eltern verwiesen, ebenso findet sich im Geburtseintrag für die älteste Tochter Elisabeth 29.01.1753 † 04.1771 der Hinweis auf Louis Buissière als ihren Grossvater. Dies bestätigt die obigen Hinweise auf Elisabeth Gaillet und Louis Buissière als unsere ersten bekannten Vorfahr:innen</p> <p>Guillaume und Claudine hatten zusammen mindestens elf Kinder. Louis Buissière *1756 war das vierte Kind des Ehepaars Buissière-Jouillard (statt Jouillard finden sich viele ähnlich lautende Schreibvarianten). Als Taufort wird auch bei ihm Crolles im Val d'Isère angegeben</p> <p>Im Taufeintrag für Pierre Michel *1773, das jüngste Kind des Ehepaars Buissière-Jouillard, findet sich der Vermerk, dass als Taufzeuge sein knapp 17-jähriger Bruder Louis fungierte («Louis Buissière frère du baptisé»)</p>			
Louis Buissière * 17.10.1756 † 28.01.1840	∞ 6. November 1781	Véronique Saliquet * 30.04.1754 † 19.11.1814	Quelle: Archives de l'Isère Louis' Beruf: Cultivateur
<p>Véronique Saliquets Vater stammte vermutlich ursprünglich aus La Mure südöstlich von Grenoble, das etwa 50 km von Crolles entfernt liegt, übersiedelte dann aber nach Goncelin und um 1747 nach Crolles, beide im Val d'Isère, wo schon die Buissières sesshaft waren. Die Familie ihrer Mutter Marie Marcellin stammte vermutlich aus Grenoble</p> <p>Véronique Saliquet und Louis Buissière hatten zusammen mindestens sieben Kinder, wovon fünf sicher das Kindesalter überlebten. Unser Vorfahre Louis Sébastien Buissière *31.08.1782 war der Zweitgeborene, seine ältere Schwester verstarb aber gleich nach der Geburt</p> <p>Zwei seiner Brüder lassen sich über die Zeit weiterhin in Crolles wohnend nachweisen, nämlich Jean Baptiste 1785–1861 ∞ Julie Fleury und François 1786–1857 ∞ Thérèse Charavin</p>			
Louis Sébastien Buissière * 31.08.1783 † 18.10.1834	∞ 29. November 1809	Rosalie Veillet * 11.03.1788 † 07.08.1852	Quelle: Archives de l'Isère Von Beruf Cultivateur
<p>Rosalie Veillets Eltern Joseph Veillet 1757–1830 und Rose Bernard 1757–1827 stammten beide aus Crolles im Val d'Isère</p> <p>Zusammen hatten Rosalie Veillet und Louis Sébastien Buissière mindestens sechs Kinder. Joseph Louis Camille Buissière war das älteste. Zwei Brüder – Louis Alphonse 1815–1836 und Paul 1819–1837 – verstarben früh</p> <p>Über seine drei Schwestern wissen wir das Folgende, was darauf hinweist, dass sich die Familienmitglieder zunehmend nach Grenoble orientierten</p> <p>Caroline Estelle *30.10.1812 †? ∞ Jean Louis Marcon 1808-1877 von La Chappelle-en-Vercors, in Grenoble</p> <p>Marie-Louise *22.03.1817 †1860 ∞ Marie Joseph Baudoin 1805–1885 von Papeux, in Grenoble</p> <p>Clémentine Cathérine *24.10.1826 †? ∞ Pierre Jean Monin 1822–? von Voiron im Val d'Isère, in Grenoble</p>			
Joseph Louis Camille Buissière * 30.09.1810 Crolles † 16.02.1870 Seyssinet	∞ 20. Juli 1836	Victorine Besson * 19.12.1814 Grenoble † 22.10.1880 Bevenais	Quelle: Archives de l'Isère
<p>Victorine Bessons Eltern stammten beide aus Grenoble. Bei der Heirat wird als Beruf für Joseph nur «propriétaire» angegeben, für Victorine steht «entrepouseuse». Bei der Geburt von Étienne Joseph wird der Beruf seines Vaters mit «perruquier» angegeben, was darauf hinweisen könnte, dass auch Victorine in diesem Bereich tätig war. Ab 1839 gilt für Joseph «charpentier» dann «cultivateur» als Beruf</p> <p>Ab 1839 war das Paar in Grenoble oder schon in Seyssinet sesshaft</p> <p>Für das Ehepaar überliefert sind vier Kinder, nämlich Étienne Joseph Buissière *05.08.1837, die Zwillinge Jules und Victorine *20.08.1839 sowie nochmals ein Sohn, der aber bald nach der Geburt 1843 verstarb</p> <p>Beim Zwilling Jules handelt es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um den «oncle l'abbé Buissière», von dem Marie-Louise häufig sprach</p>			
Étienne Joseph Buissière * 05.08.1837 Crolles † 13.03.1871 Sassenage	∞ 10. August 1859	Marie Madeleine Mazet * 11.03.1838 Sainte-Agnès 21.12.1909 Froges	Vater von Marie-Louise. Er ist im Deutsch-Französischen Krieg gefallen
<p>Im Ehenbuch steht zu Étienne Joseph «cultivateur à Villard-Bonnet», ebenso wird dies für seine Eltern Besson-Buissière notiert. Bei Marie Mazet wird als Beruf «couseuse de gants» angeführt, ihre Eltern werden als «cultivateurs domiciliés à Froges» bezeichnet</p> <p>Ab etwa 1866 bis zum Tod von Étienne Joseph scheint die Familie in Seyssinet-Pariset, dann in Sassenage bei Grenoble gewohnt zu haben</p>			
Camille Clément Jean Bourgeat * 06.12.1835 † 16.07.1877	∞ 10. Juli 1875	Marie Madeleine Mazet (siehe oben)	2. Ehe, wie im Tagebuch von Marie-Louise erwähnt

Mündlich überliefert wurde uns wenig von der Familie Buissière. In einer handschriftlichen Notiz von Gret Widmer-Oechslin wurde festgehalten, dass die Familie Buissière aus der Auvergne und dem Vendée komme. Woher diese Vermutung stammte, wissen wir nicht. Aufgrund der französischen Amtsbücher lässt sich nämlich die Familie Buissière zurück bis Ende 17. Jahrhundert als sesshaft in Crolles verfolgen. Crolles liegt gleich gegenüber dem Ort Froges, aus dem die Familie Mazet herkommt

In ihrem Tagebuch erwähnt Marie-Louise Oechslin-Buissière («Marie-Louise») manchmal einen Bruder ihres Vaters, «mon oncle l'abbé Buissière» (S. 6), vielleicht der Priester in der Kirche St-Bruno der Diözese in Grenoble, der in dieser Funktion in der Nähe der Grande Chartreuse ein «Maison de l'œuvre de Notre-Dame des vocations» schuf. Die Auskunft der Diözese Grenoble, dass 1884 in Frontonas (Crémieu) ein Buissière – geboren 1839 – ordiniert wurde, lässt den Schluss zu, dass es sich beim «oncle l'abbé» um Jules Buissière handelt

Max Oechslin schreibt dazu an zwei Orten, die sich aber bezüglich Verwandtschaft widersprechen (die mündliche Erzählung lautete auch manchmal, dass es bei den Mazets ebenfalls Priester gab)

Fahrt nach der Grande Chartreuse. Neben dem Wald galt unser Besuch vor allem auch dem Kloster Chartreuse, wo meines Grossvaters Bruder, also mein Grossonkel Jules Buissière (Don Dominik) als Chartreux (als Père) lebte. Wir konnten das ganze Kloster mit Musse besichtigen und erblickten neben der wohl einst geherrschten klösterlichen Stille und Einfachheit auch den Eindruck des bestehenden Reichtums der Chartreuse [...] Heute, da die Mönche vertrieben sind, sind die Gelände Eigentum des Staates

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. Mai 1921, S. 1376 f.

Meine Mutter war häufig bei einem Pfarronkel mütterlicherseits im Bergdörfchen La Ferrière, wo sie ihre Liebe für die Natur und alles Natürliche in voller Freiheit und in der feinsten Umwelt entwickeln konnte. «L'oncle curé» wirkte später als Klosterprediger in Aiguebelle, trat dann aber als Pfarrherr ins Kloster «la Grande Chartreuse» ein, da er sich «für sein Selbstfinden» gänzlich von der wirren Welt zurückziehen wollte [...] Er sandte uns wiederholt seine Grüsse und wunderbare Schnitzarbeiten, so ein ganzes Modell der Grande Chartreuse, eine selbstverfertigte Geige und ein Cello, sehr viele Bilder belehrender Art und häufig genug von den besten Süssigkeiten

Zur Zeit der Klösteraufhebung in Frankreich soll er feurige, flammende Predigten gehalten haben, und als 1908 auch die Grande Chartreuse verstaatlicht werden sollte, da verliess er mit seinen Klosterbrüdern die heiligen Städte, nach dem alles, was sie nicht mitnehmen konnten, bis zur völligen Unkenntlichkeit vernichtet war, und wanderte nach Spanien. Heute soll er in einem Kloster bei Barcelona sein. Jedoch ist sein Aufenthalt nicht genau bekannt, da die Flüchtlinge sich völligem Schweigen hingaben

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 32 f.

Möglicherweise gab dieser Verwandte Marie-Louise auch die mündlich überlieferte Absolution, einen Protestanten zu heiraten und ihre Kinder protestantisch zu erziehen. All dies liess sich bisher nicht bestätigen, heisst es doch an anderen Stellen

Son silence me prouve qu'il n'est pas du tout content... Je vais lui écrire à nouveau

C'est que je pensais à mon oncle et à la peine que le lui causais; mon union avec un étranger lui déplaisait

Marie-Louises Tagebuch, im Oktober 1890, S. 252 und S. 259

Sonst ist wenig über die Buissières überliefert. Étienne Joseph Buissière starb während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/1871. In ihrem Tagebuch notiert Marie-Louise dazu (S. 15)

Pauvre maman, c'est qu'elle a tout souffert lorsqu'en 1871 elle perdait mon papa blessé à la guerre! Il n'avait que 31 ans et ma mère 29. Quelques années après, elle a contracté un nouveau mariage; à peine elle était deux années remariée que mon deuxième papa tombait de son cheval et mourait de cette chute trois jours après

Vincent Mazet ±1721–1801	∞ 15. September 1777	Claudine Gautier 1753–1796	Quelle: Max Oechslin
Die Daten wurden mit den Angaben der Archives départementales de l'Isère et du Dauphiné abgestimmt			
Sébastien Nicolas Mazet * 01.04.1782 Le Champ † 09.11.1852	∞ 5. August 1807	Anne Bernard * 19.08.1779 (oder 1787) † 21.07.1834	Eltern von Nicolas und Urgrosseltern von Marie- Louise
Nicolas Mazet 1805–1807			
Sébastien Nicolas Mazet * 10.10.1807 † 28.01.1897	∞ 18. Oktober 1837	Madeleine Rose Puissant * 1815 † 22.05.1899	Grosseltern von Marie-Louise Quellen: Archives de l'Isère und Max Oechslin
François Mazet 1810–1811			
Marie-Anne Mazet * 04.01.1814 † ?	∞ 21. April 1839	Joseph Lalechère	Schwester von Nicolas
Joseph Lalechère stammte ebenfalls aus Le Champ-près-Frogès. Gemäss den Archivunterlagen lebte das Paar in Le Champ			
François Hector Mazet * 28.07.1818 † 1907	∞ 10. Februar 1847	Françoise Gautier * 1824	Bruder von Nicolas
Françoise Gautier ist in den Taufbüchern von La Combe-de-Lancey registriert, wo auch die Heirat stattfand. Danach übersiedelte das Paar nach Villard-Bonnot. Mit den Enkelinnen der beiden scheint Marie-Louise noch lange Kontakt gehalten zu haben			

Pierre Mazet	∞	Adrienne Garrand * 1694 † 1749	Vielleicht nahe Verwandte unserer Mazets
Adrienne Garrand und Pierre Mazet sind mit ihren Kindern am Ende des 17. Jahrhunderts in der Berggemeinde Lancey nachweisbar, später ist die Familie in Le Versoud im Val d'Isère feststellbar, wo auch Vincent Mazet und Claudine Gautier sesshaft waren. So ist denkbar, dass Pierre ein Onkel von Vincent war. Für eine nähere Verwandtschaft fehlen Hinweise in den Quellen			



Ein bisschen besser dokumentiert sind die Mazets aus dem Isère-Tal (in **Le Champ-près-Froges**, später in **Froges**, **Brignoud** bei Froges und **Villard-Bonnard**)

Die frühesten uns überlieferten Vorfahr:innen sind Claudine Gautier und Vincent Mazet. Vincent Mazet scheint ursprünglich aus **Le Versoud** im Val d'Isère zu stammen, das wenig näher bei Grenoble lag als **Le Champ-près-Froges**, wo er später mit seiner Familie sesshaft war

Anfang des 18. Jahrhunderts findet sich in der Gemeinde **Lancey**, gelegen in einem Bergtal oberhalb von Villard-Bonnot, eine Familie Pierre und Adrienne Mazet, die um 1720 nach Le Versoud im Talboden der Isère wanderten. Denkbar, aber nicht bestätigt ist, dass zwischen den beiden Mazet-Familien in Le Versoud verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Mitglieder dieser Familie wanderten in der Mitte des 18. Jahrhunderts fast gleichzeitig wie unsere Mazets nach **Froges** respektive **Le Champ-près-Froges**

Mit **Sébastien Nicolas Mazet und Anne Bernard** beginnt die uns durch Max Oechslin überlieferte Erzählung der Vorfahr:innen und Verwandten von unserer Urgrossmutter Marie Félicie Josephine respektive Marie-Louise Buissière. Anne Bernard wurde in **Froges**, Sébastien Mazet in **Le Champ-près-Froges** geboren

Als Geburtsort für ihre drei das Jugendalter überlebenden Kinder finden sich Le Champ und **Froges** für die beiden älteren, für François Hector aber **Laval-en-Belledonne**, eine Berggemeinde östlich von Froges. Dies ist insofern interessant, weil Nicolas' Ehefrau Madeleine Puissant aus **Sainte-Agnès** stammte, das im Bergtal gleich neben jenem von Laval liegt. Bis 1847 scheint die Familie Mazet-Puissant in Sainte-Agnès gelebt zu haben, wird diese Gemeinde doch als Geburtsort der meisten ihrer Kinder angegeben. Ebenso ist Anne Bernard in Sainte-Agnès verstorben. Dies lässt die Vermutung zu, dass die Familie Mazet-Puissant ihre ersten Jahre dort verbrachte und erst um 1850 zurück ins Tal wanderte

Nicolas und Madeleine Mazet-Puissant waren Landwirte und bewirtschafteten in **Le Champ-près-Froges** den Bauernhof «la Ferme des rosiers». Angebaut wurden auch Tabak und Trauben. Vielleicht hing die Übersiedelung mit dem Tod von Nicolas' Vater zusammen, oder der Hof in Le Champ wurde erst um 1850 durch die Mazets erworben – wir wissen es nicht

Eher übertreibend schreibt Max Oechslin über das Geschlecht der Mazets später

Meiner Mutter Grosseltern und Eltern waren wohlbegüterte Landwirte, deren männliche Sprösslinge aus alter Tradition teilweise sich dem Militär zuwandten. Die grossen, zähen Dauphinébauern waren ja schon zu Frankreichs Königszeiten immer Glieder der Garde. Als Napoleon von Elba zurückkehrte und in Laffrey seine «Regierung der 100 Tage» antrat, da sei auch ein Bruder meines Urgrossvaters Mazet für den grossen Kaiser mitmarschiert

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 29

Auf der Höhe von Le Champ liegt auf der anderen Seite der Isère das Dorf **Crolles**, woher die Buissières stammten

Bei Nicolas und Madeleine Mazet-Puissant lebte auch Marie-Louise nach dem frühen Tod ihres Vaters (Marie-Louise war drei oder sieben Jahre alt – einig war man sich nie über ihr Geburtsjahr, womit sie auch kokettierte), bis sie dort ihren künftigen Mann Carl Oechslin kennenlernte

C'est dimanche, anniversaire de ma 12e année; maman a voulu que j'aie embrasser mes grands-parents qui ont leur ferme au bout du village. J'ai trouvé grand-mère qui préparait le dîner et grand-papa sortait de la maison pour aller voir ses champs. Je suis allée avec lui regarder les blés, les plantes de tabac, le chaume qui dépasse en hauteur trois fois ma petite personne – Là-bas, au champs «Merlot», nous nous sommes assis sur le banc rustique adossé au vieux poirier

Ce jour j'ai eu le plaisir de le passer avec mon grand-père, j'ai vu l'ordre parfait de nos champs aux sillons droits, de toutes formes et dimensions, dans une belle toilette d'automne sous laquelle nos paysans avaient caché la semence; ici une ferme isolée où la maîtresse relevait son linge du cordeau à lessive; plus loin une autre paysanne donnant la becqueté à ses poules

Marie-Louises Tagebuch, 10. Mai 1882, S. 1, und Ende Oktober 1887, S. 37

Sébastien Nicolas Mazet * 10.10.1808 Le Champ † 28.01.1897 Froges	∞ 17. Oktober 1837	Madeleine Rose Puissant * 26.04.1816 Sainte-Agnès † 22.05.1899 Froges	Eltern von Nicolas Urgrosseltern von Marie-Louise
Marie Madeleine Mazet * 11.03.1838 Sainte-Agnès † 21.12.1909 Froges	∞ 10. August 1859	Étienne Joseph Buissière * 05.08.1837 Crolles † 12.03.1871 Sassenage	Eltern von Marie-Louise Joseph Buissière fiel im Deutsch-Französischen Krieg
Joseph Mazet * 1839 † 1924	∞ 24. Februar 1876	Marie Roche * 1849	
Max Oechsli's Unterlagen führen zwei Kinder an: Joseph Mazet * 1879 † und Eugénie Mazet * 1886 † 1908			
Justine Mazet * 1841			
Joséphine Mazet * 1842	∞ 7. Dezember 1872	Léon Bressand	
Max Oechsli's Unterlagen führten ein Kind an: Joséphine Bressand * 1875			
Casimir François Mazet * 03.03.1844 † 25.04.1925	∞ 13. August 1881	Marie Mollard * 1862 † 1923	Marie-Louise machte Casimir ab 1923 den Haushalt
Handschuhmacher in Grenoble. Gemäss Heidi Oechlin waren Handschuhe aus Ziegenleder seine Spezialität			
Maxime Mazet * 02.01.1846 † 02.01.1870			Fiel im Deutsch- Französischen Krieg
Lucien Mazet * 12.12.1847 † 1932	∞ 18. Februar 1882	Louise Giroud * 1852 † 1922	
Tochter Marie-Louise Amanda Mazet * 06.02.1883 † 14.03.1952 in Grenoble ∞ 31.08.1907 Adolphe Henri Fribourg Die beiden hatten gemäss Unterlagen von Max Oechlin eine Tochter Louise Fribourg * 1917			
Louise Emilie Mazet * 22.01.1850 † 1934	∞ 4. Oktober 1875	Josef Bouchet Moulin * 05.10.1853 † 1936	
Vier Kinder erwähnt Max Oechlin: Joséphine, Emilie, Marie, Denise			
Melanie Mazet * 11.11.1850 † 1922	∞ 22. Dezember 1886	César Auguste Laurant * 07.12.1851 † 1937	
In Marie-Louises Tagebuch (S. 1169 f.) findet sich der Hinweis, dass die beiden Söhne während des Ersten Weltkrieges gefallen seien, einer an der Marne und der andere in Verdun. Über eine Tochter Louise wird auch erwähnt, dass sie eine unglückliche Partnerschaft einging			
<p>Deutsch-Französischer Krieg</p> <p>Die mündliche Überlieferung besagt, dass die Familien Buissière und Mazet während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/1871 zwei oder drei Opfer zählten, nämlich einen oder zwei Brüder und einen Schwager</p> <p>In Marie-Louises Tagebuch findet sich die Aussage ihres Grossvaters, dass er einen Sohn und einen Schwiegersohn verlor (S. 903)</p> <p>Max Oechlin hingegen schreibt in seiner Selbstbiografie, dass zwei Mazets aus dem Feldzug von 1870/1871 nicht zurückkehrten. Sie seien auf dem Schlachtfeld von Champigny am 3. Dezember 1870 «pour leur Patrie» gefallen (S. 30). Er schreibt weiter, dass Marie-Louises Vater «pockenkrank und infolge massloser Entbehnungen vollständig erschöpft» heimkehrte und schon nach zwei Tagen verstarb</p> <p>Die Widersprüche könnten aber auch davon herrühren, dass in der nächsten Generation während des Ersten Weltkriegs zwei Söhne (unbestätigt) von Melanie Mazet (Cousine von Marie-Louise) und ein Sohn von Eugène Buissière (Neffe von Marie-Louise – in ihrem Tagebuch erwähnt auf S. 1094) fielen. Auch findet sich im Tagebuch (S. 329 f.) der Hinweis, dass «petit-cousin Numa Pellet» am 14. September 1914 fürs Vaterland sein Leben liess (aufgrund einer Verwundung an der Schlacht bei St-Dié)</p>			

Die Goldmünze, die Gret Widmer-Oechslin von ihrer Grossmutter Marie-Louise erhielt, stammt gemäss mündlicher Überlieferung von Nicolas Mazet. Er hatte sie seiner Enkelin Marie-Louise Buissière vermutlich zur Hochzeit geschenkt mit dem Kommentar, sie sei für Kriegszeiten und Zeiten mit Hunger. Jetzt hütet die Münze Anouk Wetzstein *2017, die erste Urenkelin von Gret Widmer-Oechslin

Nicolas und Madeleine hatten neun Kinder, auf die und deren Familien Marie-Louise in ihrem Tagebuch manchmal Bezug nimmt

Eindrücklich ist die folgende Stelle in Marie-Louises Tagebuch, wo sie vermutlich über Mélanie Mazet und César Laurant und deren Söhne und deren Familie berichtet

Où sont les Noël's d'antan?... Alors, que cheminant entre sa femme Françoise et les enfants, ils descendaient de la ferme au village, pour assister à la messe de minuit! Que c'est loin tout cela! Que c'est loin! Le paysan ressasse ses souvenirs et il trouve la bûche moins joyeuse, la flamme moins chaude. Les petits gars devenus grands sont tombés tous deux glorieusement pour la France: l'un à la Marne, l'autre à Verdun!

Marie-Louises Tagebuch, Mitte 1920, Bezug nehmend auf Weihnachten 1919, S. 1169 f.

Bereits früher spricht sie vom Tod ihres Neffen Eugène Buissière († 1917 an der Meuse)

Mon frère et ma belle-sœur pleurent leur unique fils tombé au champ d'honneur. Que de foyers sont privés du frère ou du fils. Dans mon petit village on ne concentre que des veuves et orphelins au visage triste et inquiet. Les femmes travaillent aux champs avec leur jeunes fils; quelques rares paysans, revenus sains et saufs du front, ont repris la culture qu'ils avaient dû abandonner pour aller aux armées. Les vieux paysans font ce qu'ils peuvent avec leurs membres épuisés

Marie-Louises Tagebuch, zu Beginn des Jahres 1920, S. 1094

Knapp hält sie sich bei ihren Brüdern, die im Tagebuch kaum erwähnt werden, ausser – auch sehr selten – **Eugène Buissière** [Vater des soeben erwähnten Eugène]

Je vais à la chasse avec mon frère Eugène... J'aime aussi la pêche

Mon frère Eugène va épouser une de mes amies, M. G. [Marie Giletti]. Le mariage se fera le mois prochain; on a invité un jeune officier désigné pour être mon cavalier. Je le connais. Le filet est jeté... Un officier, capitaine ou major, cela ne me dit rien... La fête est passée avec tout son cortège... Mon beau cavalier et moi, nous nous sommes quittés en bons amis... C'était tout!

Marie-Louises Tagebuch, Ende Juli, S. 58, und Ende September 1888, S. 68 f.

Max Oechslin schrieb über Marie-Louises Jugend

Die Jugend meiner Mutter verlief äusserst glücklich. Die Onkel ersetzten ihr mit aller Güte den früh verlorenen Vater, und der in der Familie Mazet stark ausgeprägte Familiensinn trug ebenfalls dazu bei, das Fehlen des fürs Vaterland verstorbenen Vaters weniger fühlbar zu machen. Grossmütterchen hat ihm aber bis zu ihrer letzten Lebensstunde nachgeweiht, und da ich im Äusseren ihm sehr stark gleiche, war sie mir immer besonders zugetan

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 31 f.

Marie-Louise besuchte auf Anraten ihres Onkels, «oncle l'abbé Buissière», von 1883 bis 1888 (Max Oechslin datiert den Aufenthalt seiner Mutter um zwei Jahre früher) zuerst die Klosterschule Murmet-près-Saint-Marcellin und dann das Mädchenpensionat mit dem Namen Pensionnat Saint-Égrève in Saint-Égrève, etwa 25 km von Froges entfernt

Nach Abschluss der Schule verbrachte Marie-Louise einige Monate bei einer Tante in der Nähe von Lyon und kehrte dann nach Froges zurück, um dort die Aufsicht über die Handschuhheimearbeit auszuüben. In dieser Zeit findet sich auch ein Eintrag über ihre Mutter

Je fais un peu l'infirmière chez ma bien vieille maman qui vit seule; elle a une jambe malade, un ulcère qui la tourmente jour et nuit. Elle a toujours le sourire – moi le rien – lorsque j'ouvre sa porte. Ma pharmacie ambulante l'amuse. Lorsque je la quitte j'emporte chaque fois son bon regard qui m'en dit bien long

Marie-Louises Tagebuch, November 1888, S. 91

Étienne Joseph Buissière * 05.08.1837 Crolles † 12.03.1871 Sassenage	∞ 10. August 1859	Marie Madeleine Mazet * 11.03.1838 † 21.12.1909	
Joseph Eugène Buissière * 22.05.1858 † 1894	∞ 18. Februar 1882	Claudine Léonie Bayard * 15.12.1864	Über ihn sind kaum Informationen überliefert
Bei Max Oechslin findet sich ein «Jules» mit gleichem Sterbejahr. Max Oechslin erwähnt zwei Kinder: Augustine Buissière * 1882 † 1896 und Maxime Buissière * 1885 † 1910, der Goldschmied war Offizielle Quellen führen zudem an: Léon Dominique * 1887 und Daniel Marius * und † 1890			
Aus den offiziellen Dokumenten von Froges geht hervor, dass Joseph Eugène vorehelich in Grenoble zur Welt kam und bei der Heirat seiner Eltern am 10. August 1859 von beiden als deren gemeinsamer Sohn anerkannt wurde			
Eugène Rémy Buissière * 03.06.1860 † 04.12.1940	∞ 22. März 1890	Marie Madeleine Giletti * 1863 † 15.03.1928	Gemäss Max Oechslin Landwirt und Schuhmacher
Max Oechslin erwähnt zwei Kinder: Cousine Suzanne Buissière *24.07.1891 † 07.03.1971 ∞ Maurice (?) Cros Cousin Eugène Buissière *30.01.1894 † 08.09.1917 gefallen im Ersten Weltkrieg (168 ^e régiment d'infanterie; gefallen in Bezonvaux – Bois des Caurières, 55 – Meuse) Bis zu Suzannes Tod war Max Oechslin im Kontakt mit seiner Cousine und sie berichtete ihm über alle Veränderungen in den verschiedenen Familien. Sie lebte in Mauriac in der Auvergne und hatte selbst sechs Kinder. Gemäss Heidi Gyga-Oechslin stammten die Buissières aus Mauriac; ebenso erwähnte Gret Widmer-Oechslin, dass sie aus der Auvergne stammten. Die Taufbücher belegen aber – wie bereits angeführt – eine lange Anwesenheit der Familie Buissière im Isère-Tal Suzannes Cros-Buissières Kinder und deren Familien sind in Max Oechslins Unterlagen detailliert nachgeführt:			
Eugène Cros Madeleine Cros Geneviève Cros Odette Cros Solange Cros Charles Cros	* 1922 * 1922 * 1924 * 1927 * 1927 * 1930	† 1921 ∞ Pierre Gérard Louin ∞ André Alfred Vernier ∞ Guy Emile Jean Sourzat ∞ Pierre Robert Giland ∞ Yvonne M. Antoinette Meyniel	Elisabeth * 1958 / Anne * 1962 Marie-Francoise * 1946 / Danièle * 1948 / Patrice * 1951 Christine * 1958 / Laurence * 1962 / Olivier * 1963 Pierre * 1950 / Nicole * 1952 / Bruno * 1960 Pasquale * 1958 / Marianne * 1963 / Françoise / Cécile
Marie Félicie Josephine B. * 11.05.1864 † Überlieferung spricht von 1865, 1866 oder 1867	Gemäss Überlieferung verstarb Marie-Louises Schwester früh. Man erzählte, dass nach dem Brand des Gemeindehauses die Papiere der beiden Schwestern verwechselt wurden, was dazu führte, dass Marie-Louise mit ihren zwei Geburtstagen koket- tierte		Max Oechslin führt eine Lucie Buissière an, aber vermutlich handelt es sich um Pauline Victorine * 1866
In seiner Selbstbiografie von 1919 beschreibt Max Oechslin auf S. 30 f. die Geschichte so: «Der Ehe entsprossen zwei Söhne, Maxime (?) und Eugène, und eine Tochter: Marie Félicie Josephine, meine Mutter, die aber fortan «la Marie-Louise» genannt wurde. Und weiter: «Meine Mutter wurde am 10. Mai 1868 in Villard-Bonnot, einer Gemeinde bei Grenoble, geboren. Der eigentliche Heimatort der Familie, Froges, trug die Geburt ebenfalls im Kirchenbuch unterm 11. Mai 1864 ein, und das Certificat d'études primaires gibt das Geburtsdatum 8. Mai 1867 an. [Das ist nicht korrekt, die Buissières stammen aus Crolles.] – Mit aller Sicherheit kann aber gesagt werden, dass der 10. Mai 1868 der Richtigkeit entspricht, es wurde auch dieses Datum allezeit als das «rechts-gültige» angesehen. Dieses «trois-dates» zeigt aber, wie ungenau frühere Einträge erfolgten.»			
Die historischen Dokumente, die sich in den Archives départementales de l'Isère et du Dauphiné befinden, bestätigen die Überlieferung nicht. Dort finden sich die Nachweise für die Heirat von Marie und Joseph am 10.08.1859 (in Froges) inklusive der Anerkennung des vorehelich in Grenoble geborenen Sohnes Joseph Eugène, die Geburten der Kinder Eugène Rémy und Marie Félicie Josephine (in Villard-Bonnot) sowie die Heirat von Marie-Louise und Carl Wilhelm am 10.11.1890 (in Le Champ). Marie-Louise wird dort als Marie Félicie Josephine * 11.05.1864 aufgeführt. Auch der Familienschein von Schaffhausen führt sie so auf			
Pauline Victorine Joséphine Buissière * 26.11.1866 † 22.08.1867			Archives départementales de l'Isère et du Dauphiné
Marie-Louise Buissière * 10.05.1868 (oder 1864) † 10.05.1958	∞ 10. November 1890 Le Champ / Dep. Isère	Carl Wilhelm Oechslin * 18.10.1864 † 05.10.1921	Marie-Louise gemäss Überlieferung, siehe Be- merkungen für Marie Félicie Josephine
Maxime Félix Buissière * 18.03.1870 † 10.07.1870			Archives départementales de l'Isère et du Dauphiné
In den Archiven findet man den Eintrag unter Pariset. Max Oechslin erwähnt in seinen Unterlagen stattdessen einen Joseph Buissière * und † 1866, über den aber in den Archiven nichts vorhanden ist. Es kann vermutet werden, dass Max' Angabe falsch ist			

In Max Oechslins Unterlagen werden zudem drei weitere Cousins von Marie-Louise erwähnt, über die Cousine Suzanne ihm Informationen sandte, sowie

M. Hector Mazet
† um den 10.05.1960,
Villard-Bonnot (Isère),
Ingénieur des arts et manufactures, Croix de guerre,
Chevalier de la Légion

Cousin von Marie-Louise

Anzeige erwähnt:
Mme Hector Mazet
M. et Mme Louis Marquet et leur fils

In den Datenbanken der französischen Gefallenen im «Grande Guerre» findet sich zudem ein Hector Antoine Mazet aus Villard-Bonnot
* 1887 † 08.09.1918

Anfang 1889 lernt Marie-Louise in Froges ihren Carl kennen [zwischen spiel usine de la chute de froges](#). Sie schreibt

Une usine pour la fabrication d'aluminium est installée à Froges; les machines ont été fournies par les ateliers de construction de Oerlikon près de Zurich; des monteurs suisses sont arrivés pour les monter; cela donne un peu de vie dans notre village. L'installation des 15 cents mètres de tuyaux pour la conduite d'eau m'a fourni l'occasion de jouer le rôle de samaritaine; n'ayant pas de médecin sur place, je suis souvent appelée pour soigner des blessures [...] La sympathie que les braves ouvriers me montrent, m'est douce... J'apprends ce soir que quatre monteurs sont arrivés avec un ingénieur électricien; on cherche des chambres pour les loger. Grand-mère en a offert une qui sera occupée par l'ingénieur; cela va donner aussi un peu de changement dans la maison des rosiers, Maison Mazet!

Chaque lundi, grand-mère fait du beurre frais et je vais ce jour-là manger la tartine. Ce lundi, l'hôte de la Ferme des rosiers se trouvait chez lui et de la fenêtre de sa chambre il a pu me voir déguster mon pain beurré; je me trouvais dehors devant la porte. Grand-mère, toujours bonne et aimable pour tout le monde, lui a offert sans façon de son beurre, aussitôt accepté avec une visible satisfaction. Sur les tranches de pain de ménage qu'elle fait elle-même, grand-mère ne s'est pas montrée avare de sa production, elle en avait mis une bonne épaisseur! Et... ensemble on a mangé, bien joyeux, les tartines de grande maman!... Le soir je me sens heureuse... légère comme un pinson!

L'hôte de la Ferme des rosiers est parti en Suisse, il s'en va, reste 15 jours, un mois absent et revient à Froges, toujours pour peu de temps, reprendre la surveillance des travaux... Chaque venue me vaut quelques visites; chaque absence, régulièrement, quelques gentilles cartes expédiées de Zurich, de Berne; une m'a été envoyée de Düsseldorf; et une autre de Dortmund; il y a là des mines; on y place des dynamites. Ch. dirige le montage des machines. Je sens que ses absences répétées me laissent un vide... Mais je me garde bien de le montrer!

Marie-Louises Tagebuch, Februar und März 1889, S. 101 ff.

Die Beziehung entwickelt sich bis zur Verlobung im Oktober 1889 in Froges

Comme Charles l'avait annoncé, il nous est revenu – il y a huit jours – il a été ce soir l'hôte d'honneur de mes grands-parents – un dîner de l'Ascension. Nous nous sommes quittés heureux d'avoir passé ensemble cette belle fête de famille! Placé à la droite de grand-papa, Charles a dû lui plaire...

Marie-Louises Tagebuch, 15. August 1889, S. 101 ff.

Ce soir, Charles est venu nous annoncer que la Direction des Ateliers de Oerlikon l'attend le 15 de ce mois pour décider un voyage en Amérique... Une séparation inattendue qui nous peine... Nous ne causons pas... Les silences en disent plus long que les paroles... Maman nous a laissés seuls... Charles a sorti un cigare de son étui... des rondelles de fumée vont se perdre sous le plafond...

Dans le village, la nouvelle de mes fiançailles avec Monsieur Ch. O. a été répandue et accueillie avec un mélange de joie et de regret, joie parce que mon fiancé plaît à tout le monde, regret parce qu'on va me perdre

Marie-Louises Tagebuch, Oktober 1888, S. 126 f.

Geheiratet wurde am 10. November 1890 in der Kirche von Le-Chat-près-Froges

Dans l'église, où en 1878 j'ai fait ma première communion et en 1880 ma confirmation, j'ai tenu à y faire célébrer mon mariage. Tel que je l'avais souhaitée, la cérémonie a été simple. Charles s'est incliné devant nos principes religieux. Le très âgé et vénéré Monsieur Cure l'Abbé du Champ, paraissait ému

Au dîner, un seul toast a été prononcé. Grand-papa a levé son verre en disant: On a célébré aujourd'hui une cérémonie nuptiale. Ma bien aimée petite-fille Marie a uni sa vie à celle de notre affectionné Charles Oechslin... Les vœux de toute la famille accompagnent notre chère Marie-Louise, elle quitte la maison paternelle pour aller en Suisse fonder son propre foyer

Marie-Louises Tagebuch, 16. November 1890, S. 273 f.

In Froges baute die um 1887 gegründete Société Électrométallurgique de Froges (SEMF) die **Usine de la chute de Froges**, die schon 1888/1889 mit der Produktion begann

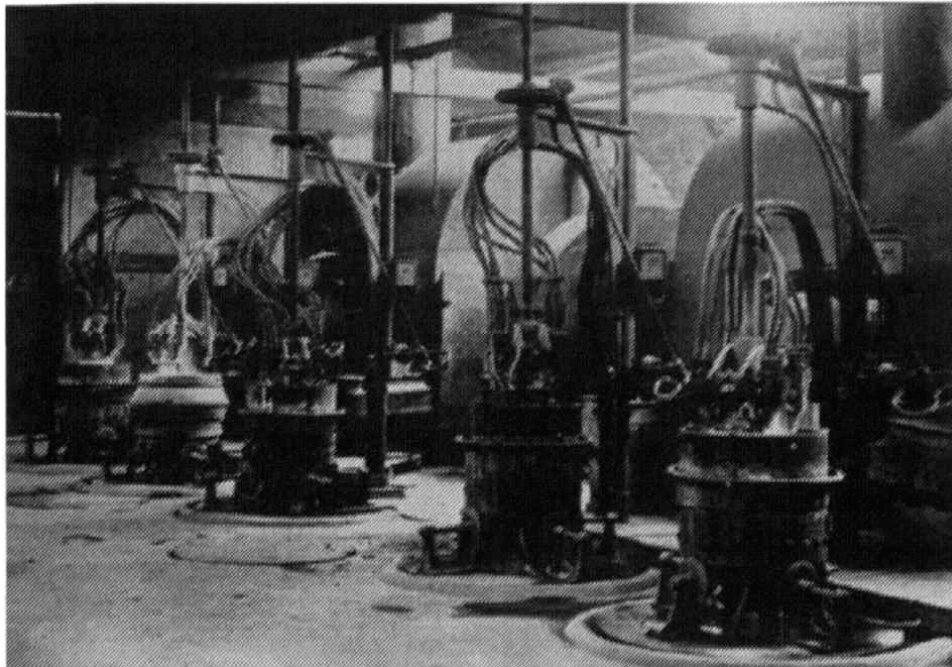
Dies war die erste Fabrik in Frankreich und eine der ersten auf der Welt, die mithilfe der Schmelzflusselektrolyse industriell reines Aluminium herstellen konnte

Treiber hinter dieser Entwicklung war der zu diesem Zeitpunkt sehr junge französische Chemiker **Paul Héroult** (1863–1914), dem es 1886 gelang, mit der Schmelzflusselektrolyse ein neues Verfahren für die Herstellung von reinem Aluminium zu entwickeln, das günstiger war als die bisher angewandten Verfahren. Dies gelang gleichzeitig auch dem US-Amerikaner Charles Martin Hall, weshalb das Verfahren als **Hall-Héroult-Prozess** bezeichnet wird. Es wird in den Grundsätzen noch heute angewendet

Bei der Suche nach Geldgebern gelangte Héroult an Unternehmen in der Schweiz, wo er bei der **Maschinenfabrik Oerlikon** eine kleine Dynamomaschine bestellte, die für den von ihm erfundenen Elektroofen Strom liefern sollte. Im Frühjahr 1887 kam er zur Abnahme der Maschine nach Zürich und stellte in Oerlikon Untersuchungen an, welche die Aufmerksamkeit des Gründers dieser Firma, Peter Emil Huber, erregten. Huber erkannte sofort die Genialität und die Tragweite der Héroult'schen Erfindung und suchte deren industrielle Auswertung für die Schweiz zu sichern

1887 gründete Huber deshalb zusammen mit Héroult, Gustave Naville von Escher Wyss und Georg Neher die Schweizerische Metallurgische Gesellschaft, und sie begannen in Neuhausen SH ab 1888 mit der Produktion von Aluminium nach dem Verfahren von Héroult. Durch Umfirmierungen entstand daraus die **Alusuisse**. Über Fusionen zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist sie heute Teil von Rio Tinto Alcan, derzeit einer der grössten Aluminiumproduzenten der Welt

Auch Héroults französische Gründung endete schliesslich im Konzern von Rio Tinto Alcan, nach Bündelung der französischen Aluminiumproduktionen durch Fusionen im französischen Traditionskonzern Pechiney, der 2003 von Alcan übernommen wurde



Produktionshalle der Société Electrométallurgique de Froges, um 1889 (© Institut pour l'Histoire de l'Aluminium)

zwischenspiel usine de la chute de froges

Gleich nach der Heirat reiste das junge Paar mit der Eisenbahn in die Schweiz nach Oerlikon. Für Marie-Louise war dies ihre erste Reise in ein anderes Land *zwischen spiel mon voyage de noce*. Aufgrund der vielen Auslandsaufenthalte ihres Mannes reiste Marie-Louise immer wieder zurück nach Froges, so auch 1897. Max Oechsli bemerkt hierzu

Als ich vier Jahre zählte, machte ich meine erste grosse Reise. Mein Vater war damals in Russland, sodass sich meine Mutter mit uns zwei Buben allein im fremden Land sehr einsam fühlte. Sie fuhr deshalb mit uns nach Frankreich, um im Isère-Tal den Sommer zu verbringen. Ausser den Erinnerungen an meine Urgrosseltern ist mir aber aus jener Ferienzeit nichts gegenwärtig geblieben. Vom «Grand-Grand», das hiess für mich so viel wie grand-papa, brachte man mich damals sehr schwer weg. Mein Bettchen musste man in seinem Zimmer aufstellen, damit ich möglichst den ganzen Tag bei ihm sein konnte. Wenn's draussen regnete, so konnte ich stundenlang bei ihm sitzen und dieses «junge Gesicht» angucken. «90 Jahre» – und keine Stirnfalten! Das war für mich damals nichts bewusst Seltsames, aber es wirkte einfach so magisch auf mich ein, dass ich den «Grand-Grand» in mein Herzkammerlein schrieb – und als ich dann später vernahm, als er schon lange im kleinen Kirchenacker zu Froges schlief, dass er kurz vor seinem Tod noch an mich gedacht und gesagt habe: Diesem jüngsten Mazet müsse man vor allem Sorge tragen, «qu'il devienne c'qu'il veut», da war ich ihm erst recht zugetan

Max Oechsli, Selbstbiografie 1919, S. 47 f.

Nach dem frühen Tod von Carl 1921 zog Marie-Louise im Februar 1923 zurück nach Frankreich, wo sie bei ihrem Onkel Casimir Mazet wohnte und ihm den Haushalt machte

Mütterchen ist heute nach Frankreich abgereist, da ein Telegramm meldete, dass Tante Mazet schwer erkrankt sei. Sie hat uns einen traurigen Brief und einige Siebensachen zum Aufbewahren zugesandt. Sie hatte sich so gefreut, nächste Woche noch einige Tage zu uns und zur kleinen Gret zu kommen, aber «la vie est pleine de sacrifices!» Ja, ja, das gute Mütterlein denkt heute vielleicht allzu sehr an uns und will dem Onkel gegenüber eine Pflicht erfüllen, um uns einen «Erbpfennig» zu holen. Verflucht! Ich hätte lieber meine Mutter bei uns; denn was das heutige Frankreich noch hervorbringt, das ist kaum wert, dass man von den schönsten Tagen des Beisammenseins opfert. Und gar zu schön wär's, wenn das Grossmutter der Kleinen Geschichten erzählen könnte und mit ihr im Sonnenlachen über Land ginge

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 21. Februar 1923, S. 1607 f.

Mütterchen schrieb zu Ostern. Sie hat Heimweh. Onkels Reichtum wiegt all das nicht auf, was sie in der Schweiz liess. Sie ist eben schon allzu sehr Schweizerin geworden, als dass sie diesen «Franzosengeist» wieder neu begreifen kann, geschweige denn miterleben

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 10. April 1923, S. 1626 f.

Das neue Haus [von Onkel Casimir Mazet] ist artig eingerichtet, hat neun hübsche Zimmer, die von Mütterchens Hand mit wenigem heimelig ausgestaffiert wurden. So hat sie in der Stube, dem «Salon», wie man hier sagt, einen Lampenschirm gehäkelt, bei dem sie die Perlen durch Nüsse ersetzte! – Nach französischem Massstab ist es ein gut hergerichtetes Haus, ganz in Stein, innen ganz mit Öl bemalt

Wenn sie bei Onkel auch aufgehoben ist und alles «Materielle» zur Genüge besitzt (sie darf bis 1000 FFr im Monat für sich ausgeben, was sie aber nie und nimmer braucht ...), so fehlt ihr doch das, was ihr die Schweiz bot: die getreuen Mitmenschen, die sich am Schönen freuen. Und immer wieder denkt sie an Gretli und fragt nach ihr!

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 7. November 1923, S. 1696 f.

Nach Casimir Mazets Tod 1925 zog Marie-Louise 1926 nach Altdorf UR in den neu erbauten «Birkenhof». Bereits beim Bau wurde vorgesehen – auch im Sinn von Onkel Casimir –, dass es im zweiten Stock eine kleine Wohnung für Marie-Louise gab. Allmählich schuf sie in Altdorf einen grossen Blumen-, Beeren- und Gemüsegarten. 1929 wurde für Marie-Louise auch das kleine heizbare Treibhaus gebaut

In seiner Selbstbiografie von 1919 beschreibt Max Oechslin sowohl seine Schaffhauser wie auch seine französische Familie und bringt dabei einen grundsätzlichen Unterschied zum Ausdruck, nämlich den des Familienbandes respektive Familiensinns

Das Familienband, d. h. die enge Zusammenhängigkeit, war unter den Oechslins überhaupt nie stark ausgeprägt [...] Und noch heute ist selbst in engster Verwandtschaft jedes knüpfende Band weg [...]

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 18 f.

Im Gegenzug betont er den «in der Familie Mazet stark ausgeprägten Familiensinn»

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 47 f.

Morgen fahre ich wieder heim, da die Ferien zu Ende sind. Schade, denn am Ende wäre ich noch arg gerne dageblieben, da ich mich recht heimisch fühlte. Die Franzosen haben so etwas Artiges im Verkehr! Und wenn man nicht gerade «Preusse» ist, so kommt man mit ihnen so gut aus wie mit seinesgleichen – sogar fast besser!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. August 1908, S. 85 f.

Die Jugendjahre verliefen zweisprachig und Max meint später darüber

Mein Mütterchen sprach mit uns gewohnheitsgemäss immer Französisch und sie nannte uns die französischen Namen für die Dinge, während mein Vater und alle übrigen Hausgenossen Deutsch redeten, d. h. unseren Dialekt. So war ich für die «zweierlei Worte» anfänglich nicht empfänglich und erlernte dann langsam einen Kunterbunt von beiden Sprachen, der mir noch lange Zeit anhaftete. Und vielleicht liegt bereits da der Grund, dass ich heute mein höchst eigenes Deutsch rede und schreibe

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 45

Die beiden Brüder Willi und Max Oechslin besuchten in ihrer Jugend ihre Verwandten in Frankreich mehrmals, so 1895 und 1897 mit der Mutter, im Jahr 1908 nur die beiden Brüder, 1910 und 1912 Max alleine. Dieser genoss die Zeit in Frankreich jeweils sehr

Willi bleibt und wohnt beim Onkel in Brignoud, während ich nun hier in Froges bin, bei Onkel und Vetter – und bei Grossmutter schlafe. Es gefällt mir da besser, denn der Vetter hat Kühe und Ochsen und Felder und da helfe ich beim Heuen mit. Das ist viel, viel schöner, als wenn man nur im Garten sein kann und lesen muss. Ich bin da viel freier

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. Juli 1908, S. 34 f.

Eugène und Suzanne, Vetter und Cousinchen, kamen schon am frühen Morgen mich zu freier Wanderung zu holen, und mit hundert wohlgemeinten, lieben Mahnungen der Tante verliessen wir Brignoud, um St-Hilaire zu zu wandern [...] In St-Hilaire besuchten wir den Dorfschulmeister und wurden gastfreundlich aufgenommen. Seltsam. Überall darf man da eintreten – und überall umarmen und küssen sie einen, als wär man der liebste Kamerad [...] Und dann wanderten wir weiter, wieder talwärts, und besuchten in Touvet Onkel und Tante. Das ist ganz lustig da, überall wo wir hinkommen, stellt man mir Onkel und Tanten und Vetter und – Cousinchen vor. Ei, grad nette Cousinchen hab ich da in grosser Auswahl

Cousin Eugène fiel am 8. September 1917 im «Grande Guerre», also sieben Jahre später, an der Meuse bei Verdun

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. Juli 1908, S. 75 ff.

Ab 1919 verändert sich Max' Einstellung gegenüber seinem Mutterland. Er äussert sich zunehmend in gehässigem Ton, was sich stark in seiner Haltung gegen den Beitritt der Schweiz in den Völkerbund zeigt. In den frühen 1920er-Jahren verhärten sich seine Ansichten immer mehr

[...] zeigen doch die jüngsten Ruhraktionen, die schroffe Zurückweisung des deutschen Angebotes und die lächerlichen, jedes Recht verhöhnenden Urteile gegen die Kruppdirektoren, in welche Niedergangsmentalität Frankreichführer gelangt sind. Da trauert man um das französische Volk, das da auf falsche Fährte geführt wird, in dessen Ende nicht neues Aufleben und Friede als Ziel stehen, sondern neues Leid und Untergang. Denn ungesühnt darf Deutschlands Jugend diese seinen Vätern und Müttern zugefügte Schmach nicht lassen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Mai 1923, S. 1636 f.

zwischenspiel das französische

In ihrem Tagebuch notiert Marie-Louise zu ihrer Rückkehr in die Schweiz (S. 1666 f.):

Six mois passés sur ma venue au «Birkenhof»! Je n'ai pas encore pu définir le contact indifférent que l'on me réserve en famille. J'ai l'impression que je ne puis contribuer à personne; mon fils lui-même ne trouve – de moi – rien de bien fait. Cependant j'ai le goût à l'ouvrage; je n'en répugne aucun et tout pour le but de contenter

Ma petite fille Marguerite, très bonne, très mignonne, ne comprend pas, elle, pourquoi une grand-mère qui ne sait pas parler la langue allemande comme sa maman, peut habiter le «Birkenhof» [...]

Über Marie-Louises Tod erwähnt Max in seinem Tagebuch, dass sie sich am 15. April 1958 bei einem Sturz im Hof des «Birkenhofs» am Kopf verletzte. Im Eintrag vom 3. Mai folgt, dass sie an diesem Morgen eine Embolie erlitt und sich davon nicht mehr erholte

Eine andere Erzählung lautet: Gemäss handschriftlichen Notizen von Gret Widmer-Oechslin stürzte Marie-Louise am 3. Mai 1958 auf ihrem wöchentlichen Kirchgang die grosse Steintreppe zur katholischen Kirche in Altdorf UR herunter. Als Grund für ihren Sturz galten die Louis-XV-Pumps, die ihr eine Freundin regelmässig aus Paris besorgte. Sechs Tage später verstarb sie an ihrem 90. Geburtstag (respektive 94. Geburtstag, gemäss den heute zugänglichen offiziellen Papieren)

Die Brüder Alexander, Carl und Hermann Oechslin, um 1878



vorspiel die einzelkämpfer

Die Brüder Carl Wilhelm «Willi» und Maxime «Maxi» Eugen, um 1900



Johann Alexander (1823–1870) und Friederike Oechslin-Sigg (1829–1868) respektive Marie-Louise (1864/1868–1858) und Carl (1864–1921) Oechslin-Buissière



vorspiel schaffhausen–froges–oerlikon

Carl Wilhelm «Willi» (1891–1956) und Maxime «Maxi» Eugen (1893–1979) Oechslin, um 1901



Ludwig Jacob Oechslin † 1532	∞	?	
Leonhard Oechslin † um 1550	∞ 24. März 1544	Catharina Beat oder Bart	Zunftmeister
Leonhard Oechslin * 18.01.1545	∞ um 1571	?	
Leonhard Oechslin * 10.10.1574 † vor 1613	∞ 23. Januar 1606	Elisabeth Peyer m. d. Wecken * 08.07.1574	
Johann Martin Oechslin * 20.06.1608	∞ 12. Dezember 1631	Anna Härderer * 02.07.1598 † vor 1651	
Leonhard Oechslin * 26.12.1632 † 13.08.1718	∞ 6. August 1666	Elisabeth Habicht * 19.08.1647	Vogtrichter, Zunftmeister, Eherichter
Leonhard Oechslin * 09.10.1676 † 25.08.1746	∞ 14. Oktober 1700	Maria Rauschenbach * 08.07.1677 † 13.01.1740	Schiffmeister
Johann Jacob Oechslin * 09.10.1718 † 23.02.1768	∞ 17. Oktober 1746	Anna Margaretha Maurer * 06.12.1726 † 21.02.1808	Küfer
Johann Jacob Oechslin * 31.01.1747 † 23.04.1821	∞ 31. Oktober 1768	Maria Barbara Gelzer * 12.03.1745 † 17.06.1822	Schiffmann
Johann Jacob Oechslin * 14.01.1769 † 25.08.1830	∞ 15. Mai 1797 ∞ 26. Juli 1821	Juditha Schlatter (1. Ehe) * 07.12.1766 † 26.05.1820 Anna Maria Ulmer (2. Ehe) * 26.03.1791 † 30.01.1842	Gemäss Max Oechslin Fischer, andere Quel- len geben Schiffmann, Schiffmeister an
Johann Jacob Oechslin * 19.02.1802 † 28.04.1873	∞ Mai 1829 ∞ 11. Januar 1844	Ursula Meyer * 1801 † 1839 Maria Aloise Adelheid Sporer * 1807 † 1866	Sohn aus erster Ehe Bildhauer
Johann Alexander Oechslin * 23.04.1823 † 08.09.1870	∞ 4. April 1850	Friederike Sigg * 15.04.1829 † 20.08.1868	Sohn aus zweiter Ehe Zinngiesser

Die Oechslins stammen aus Schaffhausen und sind dort eine der alteingesessenen Familien. Sie erscheinen auch in den Bürgerregistern der Stadt Schaffhausen unter **Bartenschlager** und **Harder**, wo sich folgende Beschreibung findet

Das Schaffhauser Bürgerregister von Johann Ludwig **Bartenschlager** 1692–1773 wurde vom Schaffhauser Schulmeister von 1744 bis 1773 mithilfe der «Regiments-, Tauff- und Copulationsbücher zu Statt und Land» angelegt und mit 191 Familienwappen koloriert. Die Register wurden ab 1830 bis 1838 von Johann Jacob Veith 1765–1845 weitergeführt und ergänzt

Der Historiker **Harder** 1810 bis 1872 erwarb die Register 1838 von Veith, und dank ihm gingen diese einzigartigen Quellen zur Schaffhauser Familiengeschichte in den Besitz der Stadt über. Er übernahm das Amt des Stadtgenealogen und sicherte die Fortsetzung der Register. Er bearbeitete weitere 216 Geschlechter, 173 davon schmückte er mit den zugehörigen Wappen

Im Jahr 1866 fertigte Harder zudem ein handgeschriebenes Verzeichnis an, das die Namen der im ersten Steuerbuch von 1392 erwähnten Geschlechter enthält, und erstellte eine chronologische Liste der zwischen 1400 und 1830 bekannten Aufnahmen ins Bürgerrecht. Diese Liste gewann er durch die Konsultation der Stadtrechnungen, bei denen unter der Rubrik «Bürgerrecht» die Namen und der Betrag für den Einkauf ins Bürgerrecht aufgeführt sind

Unser Grossvater Max Oechslin zeichnete für die Familie einen ausführlichen Stammbaum **zwischen spiel der gezeichnete stammbaum**, der mit dem männlichen Vorfahren Ludwig Jacob Oechslin † 1532 beginnt. Zu seinen Quellen schreibt er

Nach den mir anno 1919 zugänglichen Zunftnotizen und einer Stammbaumnotiz des Oechslin'schen Legates in Schaffhausen ergibt sich folgende gerade Linie des Stammbaums meines Vaters

Wie damals üblich, zeigt der Oechslin-Stammbaum nur die männlichen Nachfahren. Aus diesem Grund zeichnete Max Oechslin für seinen Zweig einen separaten Nebenast, auf dem auch seine Grosstanten, Tanten, Cousinen und Töchter Platz fanden (in der Mitte des Stammbaums, bezeichnet als «Die Nachkommen des Fischers Johann Jacob Oechslin 1769–1830 und des Zinngiessers Alexander Friedrich **[richtig: Johann Alexander]** Oechslin 1825–1870»)

Der Stammbaum vermerkt, dass zur Zeit der Glaubensspaltung der brüderliche, katholischtreue Stamm nach Einsiedeln auswanderte. Das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz meint dazu

Ein dem alten Glaub treuer Zweig Oechslin soll infolge der Reformation nach Einsiedeln ausgewandert sein

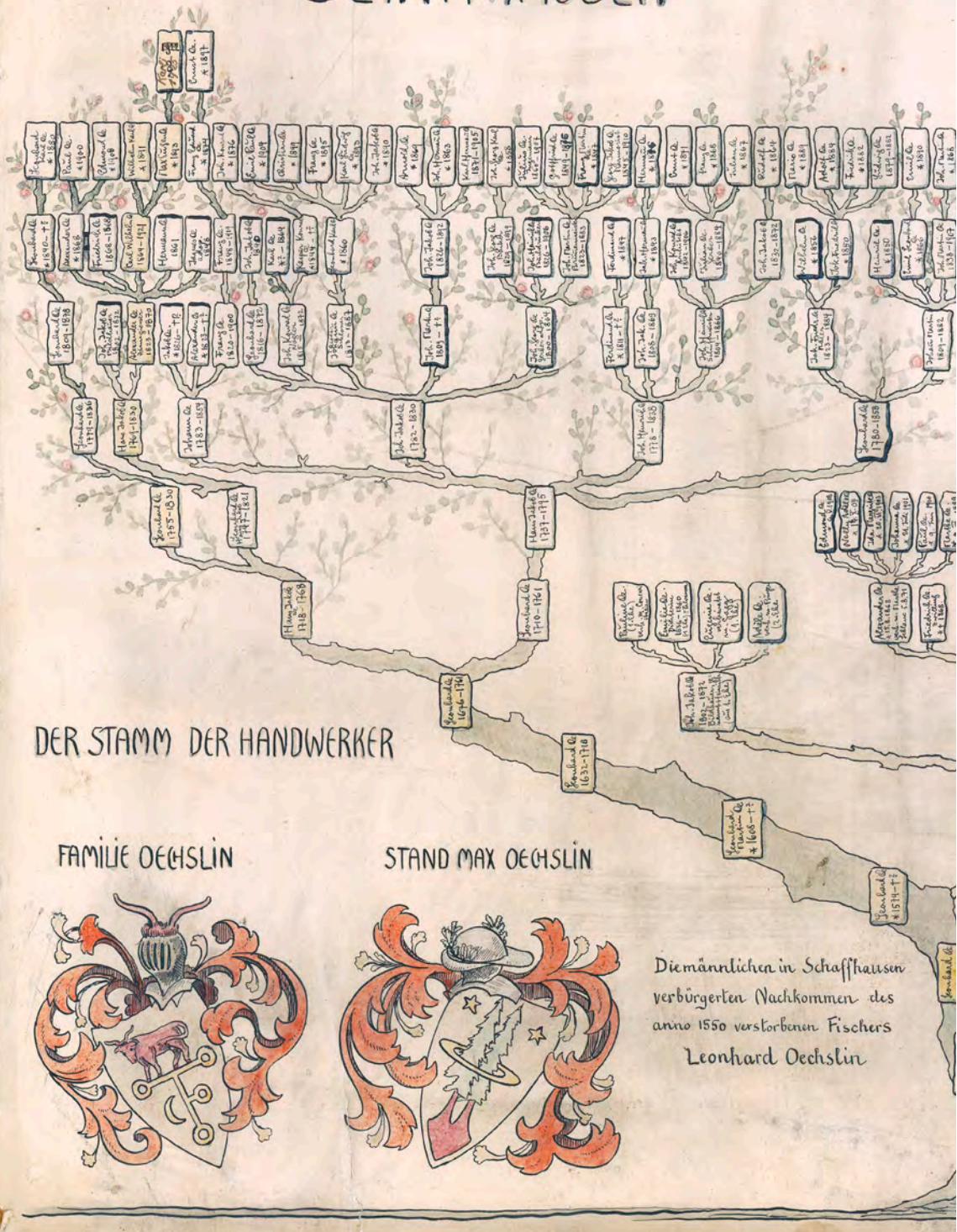
Im Historischen Lexikon der Schweiz (HLS) findet sich kein solcher Hinweis. Hier werden die beiden Linien des Stammbaums unabhängig voneinander beschrieben

Johann Jacob Oechslin, je nach Quelle Schiffmann, Schiffmeister oder Fischer von Beruf, war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe überlebten drei Kinder das Kindesalter, aus der späten zweiten Ehe eines. Zwei der Kinder waren noch heute bekannte Künstler, nämlich unser Vorfahre **Johann Alexander zwischen spiel schreibprobe**, der Zinngiesser war, und sein deutlich älterer Halbbruder **Johann Jacob**, der als Bildhauer tätig war. Zwei der Figuren über dem Portal des Museums Oskar Reinhart am Stadtgarten in Winterthur stammen von Johann Jacob

Zu Johann Jacob und seinen beiden Söhnen finden sich anlässlich einer Gedächtnisausstellung für den Bildhauer im «Schaffhauser Intelligenzblatt» von 1927 folgende Zeilen zur Familie. Der erste Eintrag basiert auf Einträgen im Oechslin'schen Familienarchiv

Ein Oechslin mit einer grossen, rothen Nase und einer gewaltigen Stimme war Stubendiener auf seiner Zunft zur Fischern. Als solcher hatte er die Verpflichtung, nach damaliger Übung (bis 1840) als Ausrufer die Leute zur Leichenbestattung einzuladen, was er auch mit seiner aussergewöhnlich starken Stimme, die man in dem ganzen betreffenden Stadtquartier vernehmen konnte, vorzüglich verstand. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter: Johann Jacob

STAMMBAUM DER FAMILIE OECHSLIN SCHAFFHAUSEN



zwischenenspiel der gezeichnete stammbaum

Dies

Siedersbuch

gehört

Johann Alexander Bergh

18 = 11 = 40

Vaterlands Lied.

1401.

1

[illegible][illegible]

53. You have been a long time in the
country, and I am glad to hear
that you are well. I am
well, and hope you are the same.
I am glad to hear that you are
well, and hope you are the same.
I am glad to hear that you are
well, and hope you are the same.

[illegible]

Johann Alexander Oechslin * 23.04.1823 † 08.09.1870	∞ 4. April 1850	Friederike Sigg * 15.04.1829 † 20.08.1868	
Jacob Theodor Oechslin * 11.05.1848 † 1929	∞	Rosa Blaser (2. Ehe) * 1860 † 30.04.1914	Onkel Jacques, der nach Paris auswanderte
Im Bürgerregister nach Bartenschlager findet sich beim Eintrag «Johann Heinrich Sigg» (Vater von Friederike Sigg) bei seiner Tochter Friederike ein Vermerk zu Jacob Theodor: «Erzeugt mit Theodor Corboad? Sarpiere? ? Freyburg?», und im Bürgerbuch nach Harder steht beim Eintrag für «Johann Alexander Oechslin» der Vermerk für seinen ersten Sohn «Adoptivsohn»			
Anna Barbara Oechslin * 29.05.1852 † 25.04.1911	∞ 5. Februar 1874	Karl Kaspar Oechslin * 01.04.1842 † 24.06.1909	Häufig von Marie-Louise in ihren Tagebüchern erwähnt («Mandelbaum-Oechslns»)
Johann Heinrich Oechslin 1816–1869 begründete im Haus «Zum Mandelbaum» (Unterstadt 38) die Seilfabrik, die nach seinem Tod erst von seiner Frau Elisabetha Oechslin-Ulmer 1815–1893, dann von seinem Sohn Karl Oechslin-Oechslin auf dem vorderen Emmersberg weitergeführt wurde. Sie wurde 1910 unter dem Firmennamen «Schweizerische Seil-Industrie vormals C. Oechslin zum Mandelbaum» in eine Aktiengesellschaft umgewandelt			
Friederike Emilie Oechslin * 24.07.1853 † 05.10.1922	∞	Gustav Chemnitz * 13.09.1853 † 05.09.1917	Häufig von Marie-Louise in ihren Tagebüchern erwähnt («famille Ch. de Leipzig»)
Gustav Chemnitz war Lehrer für Griechisch in Leipzig. Gemäss den Angaben von Max Oechslin hatte das Paar zwei Kinder Erich Chemnitz *29.01.1891 †04.05.1981 ∞ 1919 Gina Hemmig ∞ 29.01.1931 Erna Fuchs (08.07.1898–08.07.1983) Elfriede Chemnitz * 1893 † 1904. Elfriede war Max Oechslns erste Liebe und ihr früher Tod traf ihn sehr Mit Erich («Vetter Erich» oder «Onkel Erich») bestand ab 1938 ein regelmässiger Kontakt, und Erich besuchte einige Male seinen Cousin Max in Altdorf. Er war Sportjournalist und als solcher national und international bekannt Erichs älterer Sohn aus erster Ehe, Günther Chemnitz * 13.10.1920, galt ab 10.06.1942 als Flugzeugführer vermisst, über seinen Sohn aus zweiter Ehe, Karl-Heinz *09.12.1934, bestand noch lange ein Kontakt mit Altdorf. Seinem Sohn Peter Chemnitz * 1962 war Karl Oechslin (Bruder von Gret Widmer-Oechslin) der Taufpate			
Hermann Oechslin * 22.10.1861 † 21.08.1947	∞	Margret Ellen Funk 1865–1935	Wanderte um 1880 nach Pittsburgh (USA) aus
Carl Wilhelm Oechslin * 18.10.1864 Schaffhausen † 05.10.1921 Zürich	∞ 10. November 1890 Le Champ / Dep. Isère (F)	Marie-Louise Buisière * 10.05.1868 (oder 1864) † 10.05.1958 Altdorf UR	
Alexander Oechslin * 12.08.1868 † 20.03.1943	∞ 18. April 1898	Adèle Leblanc-Schalch * 05.08.1871 † 28.11.1945	Zog nach Neuenburg, dann nach Paris; in späteren Jahren wieder in Schaffhausen
Friedrich Oechslin * 12.08.1868 † 27.12.1868		Zwillinge. Mutter Friederike starb wenige Tage nach der Geburt und der Zwillingbruder Friedrich ein paar Monate später	
Carl Wilhelm Oechslin * 18.10.1864 Schaffhausen † 05.10.1921 Zürich	∞ 10. November 1890 Le Champ / Dep. Isère (F)	Marie-Louise Buisière * 10.05.1868 (oder 1864) † 10.05.1958 Altdorf UR	
Carl Wilhelm «Willi» Alexander Oechslin * 04.10.1891 Froges (F) † 30.06.1956 Zollikon	∞ 23. Juli 1917 geschieden Januar 1934 ∞ 28. April 1934	Henriette Stutz * 23.12.1892 Erna Jaeger * 08.06.1904 Zürich † 05.04.1966 Sarasota (USA)	
Wilhelm «Onkel Willi» wurde in Froges (F) geboren und kam am 12. November 1891 mit seinem Vater in die Schweiz. Aufgrund seiner Geburt in Frankreich besass er auch die französische Staatsbürgerschaft und wurde in Frankreich zum Militärdienst aufgeboten. Sein Nichtbefolgen des Aufgebots für den Ersten Weltkrieg hatte zur Folge, dass er für längere Zeit nicht mehr nach Frankreich reisen konnte Lebte nach dem Abbruch des Gymnasiums bis am 2. August 1914 in Belfort (F). Arbeitete ab 1918 als Patentanwalt bei der Maschinenfabrik Oerlikon und gemäss dem Schaffhauser Bürgerbuch ab 1948 auch als solcher in Columbus (Ohio/USA) Mit seiner zweiten Ehefrau Erna Jaeger («Tante Erna») wohnte er in einem Haus in Zollikon, starb aber früh an Morbus Berger (chronische Erkrankung der Nierenkörperchen). Erna verkaufte ihr Haus in Zollikon und übersiedelte zu ihren Geschwistern in die USA. Dort starb sie 1966. Von Erna stammt der Familienring von Gret Widmer-Oechslin			
Maxime «Sepp» Eugen Oechslin * 28.05.1893 Oerlikon † 08.09.1979 Altdorf UR	∞ 30. August 1920	Frieda «Friedi» Veronika Huber * 20.04.1897 Zürich † 06.03.1985 Winterthur	«Sepp» war der Verbindungsname von Max Oechslin
Marie-Louise schrieb zur Namenswahl «Maxime» in ihr Tagebuch (S. 435): «Il porte le nom de un de mes oncles Mazet.» Ihr Onkel Maxime starb wie ihr Vater während des Deutsch-Französischen Kriegs (S. 903)			

Oechslin, Bildhauer, geboren 1802, gestorben 1873; Alexander Oechslin, Zinngiesser, geboren 1823, gestorben 1870; Tochter [Anna Maria] Oechslin, blieb ledig und ernährte sich mit Nähen

Die grosse rothe Nase des Vaters musste angeboren seyn, denn sie vererbte sich auf alle drei Kinder; sie war nicht glatt und hellroth wie bei den Trinkern vom Handwerk, sondern dunkelviolet und zugleich wie die Haut mancher Pockenkranker, auch nicht spitzig, sondern vorne rund und auf beiden Seiten ausgebreitet wie eine Terebratula varians [?]. Beide Söhne hatten ein mühevolltes Leben und endeten in Armuth

«Schaffhauser Intelligenzblatt», Nr. 120, 24. Mai 1927, S. 1

Die aus einem hiesigen Familienarchiv entnommene und in Nr. 120 des «Intelligenzblattes» veröffentlichte Skizze über Leben und Wirken des Bildhauers J. J. Oechslin bedarf in wesentlichen Punkten der Berichtigung. Ich kannte sowohl den Bildhauer als auch seine Geschwister. Schon die Angabe, dass sein Bruder Alexander in Armut endete, ist unzutreffend. Dieser betrieb in der ihm gehörenden ehemaligen Schneiderstube an der Vorgasse mit Geschick den Beruf eines Zinngiessers und genoss in den bürgerlichen Kreisen verdientes Ansehen. Sein und seiner Gattin vorzeitiger Tod machte ihre Kinder früh zu Waisen

«Schaffhauser Intelligenzblatt», Nr. 123, 28. Mai 1927, S. 2

Weitere Informationen über Alexander Oechslin finden sich im Stadtarchiv Schaffhausen. Sie wurden im Zusammenhang mit der prekären finanziellen Situation bei seinem Tod erstellt. So heisst es dort sinngemäss

Alexander, ein Zinngiesser und Friedensrichter, betrieb im Haus «Zur Schneiderstube» [heute: Vorgasse 51] anfangs mit einigem Erfolg den Beruf eines Zinngiessers, dies, obschon er nicht als tüchtiger Handwerker galt. Zudem verschaffte ihm das damals noch im Gebrauch stehende bürgerliche Los für neun Jahre das Amt des Spitalverwalters. Sein Zinngiessergeschäft betrieb er mit einem Angestellten weiterhin, wobei ihm zum Vorteil kam, dass er damals das einzige solche Handwerk in Schaffhausen unterhielt

Wie bei vielen durch das Glück begünstigten Handwerkern nahm mit der Zeit auch bei ihm die Liebe für das Handwerk ab. Stattdessen verbrachte er viel Zeit in Wirtshäusern und bei anderen Belustigungen und Unterhaltungen, was allmählich zum Niedergang seines Geschäfts führte

Seine Sucht, auf leichte Art zu Vermögen zu kommen, verleitete ihn zum Ankauf der Liegenschaft «Zur Hoffnungsburg» [heute: Neustadt 40]. Er hoffte mit dem Kauf auf eine günstige Spekulation, endete aber schlussendlich mit einer Schuldenlast von über 76 000 Franken, deren Zinsen in keinem Verhältnis zu seinem Vermögen und seinen Einnahmen standen. Erschwerend wirkte sich auch aus, dass die Nachfrage nach Zinnwaren sich in dieser Zeit zunehmend verringerte

All das führte nach zwei Schlaganfällen zu seinem frühen Tod. Nach aussergerichtlicher Abwicklung seines Nachlasses hinterliess er seine Kinder vollständig mittellos und sie bedurften fremder Unterstützung

Nach Akten im Stadtarchiv Schaffhausen, um 1870

Alexander Oechslin übernahm die Zinnwerkstatt mit Punze (Meistermarke) 1847 von Andreas Moser. Aus dem Oechslin-Nachlass ging die Punze an Franz Joseph Wiedemann über

Leider hat uns Max Oechslin selbst wenige Überlieferungen zwischenspiel das tagebuch von seinen Grosseltern Alexander und Friederike hinterlassen, was damit zusammenhängt, dass sein Vater Carl schon jung beide Eltern verlor. In seiner Selbstbiografie finden sich einzig die folgenden Stellen (gekürzt), die zum Teil von den oben zitierten Akten abweichen

Sein Grossvater sei ein äusserst klarer und praktischer Kopf gewesen, weshalb er den Rheinschifferberuf seines Vaters nicht übernahm, sondern die Zinngiesserei erlernte und darin zu gutem Erfolg gelangte

Mein Grossvater verheiratete sich mit einer Schaffhauserin aus dem damals sehr hoch eingeschätzten und gutbürgerlichen «Gasthaus zum Thiergarten», Friederike Sigg. Sie war die geeignete umsichtige und werkige Gefährtin im Zinngeschäft. Der Grossvater starb im Som-

Max Oechslin war ein Vielschreiber! Imposant ist sein handschriftlich geführtes Tagebuch, das 39 Bände mit insgesamt 31 422 Seiten umfasst und einen grossen Teil seines ganzen Lebens abdeckt. Regelmässige Einträge erfolgten erstmals ab dem 7. Juli 1907 bis zu seinem Todestag am 7. September 1979. Zudem führte er ab den 1920er- bis in die 1950er-Jahre ein politisches Tagebuch. Nur zusammen gelesen ergeben sie ein Gesamtbild von ihm

Die Seiten über seine Jugendjahre von 1893 bis 1906 verfasste er nach Angaben seiner Mutter. Hierzu bemerkt er zu Beginn dieser «Selbstbiografie», wie er sie nannte

Mein Mütterchen hatte sich's nicht nehmen lassen, in einem kleinen Almanach Daten meines Lebenslaufs festzuhalten. Auch sagt sie aus, dass sie einmal in einsamen Stunden begonnen hat, Weiteres über meine «Tagesleistungen» hinzuschreiben, da mein Kopf auch gar so klein gewesen sei und dennoch hin und wieder die grotesksten Unarten mir zu Sinn kamen. Dieses Niederschreiben meiner Jugendjahre sollten ihr die stillen Stunden des Alleinseins verkürzen helfen, denn mein Vater weilte lange Zeit in Russland, Peru, Chile, Italien und auch in anderen fernen Ländern

Aber das Schicksal wollte nicht, dass diese Blätter am Leben erhalten blieben. Irgendein Missgeschick einer allzu eifrigen Küchenmagd hat die ganze Schreiberei eines schönen Tages mit anderem Papier, das für den Ofen bestimmt war, dem Feuer übergeben

Da sie nun aber vernichtet sind, bleibt mir nichts anderes übrig, als [aus] diesen paar Almanachnotizen einige Daten über meine ersten Bubenjahre festzuhalten

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 5 f.

Das detaillierte Studium der Tagebücher ist anstrengend. Die Aufzeichnungen geben Einblick in das ständige Auf und Ab in seinem Leben und in seinen Gefühlen. Sie wirken häufig verstörend auf heutige Leser:innen, enthalten sie doch Formulierungen, die später zum Glück so nicht mehr gemacht werden durften, aber auch bereits zum Zeitpunkt der Niederschrift problematisch waren. Seine Tagebücher benützte Kristin Bühler-Oppenheim für ihre grafologische Studie «Konstanz und Veränderung im Leben zweier Menschen», die in der Zeitschrift für Menschenkunde, 42. Jg. Heft 3–4/1978, erschien. Die folgenden Ausschnitte geben einen interessanten Einblick

Die Schrift des Sechzehnjährigen ist überwiegend bewegungsbetont. Sie erstaunt durch die Festigkeit und Geprägtheit der Formung, durch ihre Sicherheit und Selbstständigkeit und durch die Intensität des Antriebes [...]

Es ist beachtlich, dass diese Schrift des Sechzehnjährigen schon eine derartig eigene Prägung hat, interpretierbar als Folge guter Intelligenz, Willensstärke und Streben nach Anerkennung der Leistung. Zugleich ist diese Art der persönlichen Prägung bei fehlender Ambivalenz und starkem Antrieb auch Ausdruck eines eigenwilligen, Einfluss zurückweisenden Charakters. Dieser Sechzehnjährige lässt sich trotz seiner bereitwilligen Einordnung in die Gesellschaft nicht am Zeug flicken. Er hat schon hier einen eigenen Weg eingeschlagen. Was sich ihm entgegenstellen will, verarbeitet er, er kann es aber auch ignorieren oder überrennen, die Möglichkeit zu jeder Reaktion ist vorhanden [...]

Vergleichen wir mit dieser Schrift des Sechzehnjährigen die fünfzig Jahre spätere des Sechsendsechzigjährigen [...]. Der Antrieb dominiert noch immer, das Bild ist ähnlich dicht und klar, die Schrift gleich leserlich, gleich fest und regelmässig

Die Schrift weist einen hohen «Grundbestand» des eigentlichen Charakters, eine feste Basis auf, die vermutlich durch das erhaltene Minimum an Sicherheit in der frühesten Kindheit geschaffen wurde. An ihr setzen Charakterveränderungen an. In einem zähen Schritt-für-Schritt-Prozess gelingt ein Wandel, erscheint aber mühsam. Starke Widerstände stehen ihm entgegen. Der in dieser Weise gewonnene Boden wird jedoch entsprechend verteidigt. Erarbeitetes bleibt und gehört zum Bestand. Wir erkennen äusserst langwellige Vorgänge von hohem Beharrungsvermögen

Kristin Bühler-Oppenheim war die zweite Ehefrau von Alfred Bühler, dem langjährigen Freund von Max und ehemaligen Direktor des Museums für Völkerkunde in Basel (heute Museum der Kulturen). Die Schweizer Künstlerin Meret Oppenheim war ihre Schwester

zwischenspiel das tagebuch

mer 1870 als Opfer seines ungesunden Berufs. Zudem soll er sich selbst einsam gefühlt und arges Herzleiden zugefügt haben, da Grossmütterchen zwei Jahre früher, 1868, gegangen war, als sie Onkel Alexander, der im August 1868 als Zwilling zur Welt kam – das Brüderchen Friedrich wurde tot geboren –, das Leben schenkte

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 17 ff.

[Meine Grossmutter] soll eine sehr schöne Gasthaustochter gewesen sein. Das entnehme ich auch einer Foto, die ich besitze. Sie flirtete gerne und brachte ein uneheliches Kind mit in die Ehe: Onkel Jacques in Paris. Als Onkel Alexander mit einem toten Zwillingenbruder geboren wurde, starb sie an den Folgen der Wehen

Hier irrt Max. Friedrich überlebte die Geburt, starb aber einige Monate später

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 19. Februar 1921, S. 1333 f.

Carl und sein älterer Bruder Hermann kamen nach dem frühen Tod ihrer Eltern zu einem Onkel grossmütterlicherseits, der damals die am Rhein gelegene Stadtmühle betrieb. Die anderen Geschwister waren bei fernen Verwandten. Ausser der Schwester Anna reisten sie nach dem Erreichen der Volljährigkeit in die Fremde, unregelmässige Kontakte blieben

In der Mühle hatte mein Vater [Carl Oechslin] immer strenge Arbeit und bisweilen erwähnte er, wenn wir etwas allzu träge waren, dass uns eben das «Mehlsacktragen» fehle, wie er es jeden Abend hatte erfüllen müssen, wenn er aus der Schule kam

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 21

Auch Carls Erziehungsmethoden erscheinen sehr streng gemäss einem Eintrag im Tagebuch von 1936, welcher der Schilderung von Jugendstreichen folgte

Und ehe wir mit dem Sonnensinken heimwärts zogen, wuschen wir uns in der still und rein dahinfließenden Glatt, schwammen ein Stück weit mit den Wellen und wieder mit kräftigem Armschwingen ihnen entgegen, versteckten die Indianerwaffen, Stimband, Axt und Schild, krochen in die Kleider und gingen heim, die Schläge wegen dem «Ausreissen und Spätkommen» ruhig entgegennehmend. Das gehörte dazu: mit zusammengekauerten Zähnen und Lippen und ohne ein Schmerzzeichen Hiebe auszuhalten

Es war eine goldene Zeit. Und wie freue ich mich, dass nun auch mein Bub etwas davon erleben kann, wenn auch kultivierter

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Juli 1936, S. 4562 f.

Trotzdem scheint sich aus der Situation heraus eine sehr enge Beziehung zwischen Carl und seinen beiden älteren Schwestern Anna und Emilie entwickelt zu haben, was auch immer wieder in den Tagebüchern von Marie-Louise und Max Oechslin zum Ausdruck kommt. Man besuchte sich regelmässig in Oerlikon, Schaffhausen und Leipzig

Nous avons passé un heureux Noël, contents d'avoir papa à la maison. Le premier de l'an, nous l'avons fêté au Mandelbaum à Schaffhouse où je me réjouis de me trouver au milieu de cette famille, entourée de mon Charles [wie Marie-Louise ihren Ehemann Carl Oechslin nannte]. Ma belle-sœur a eu son 12^e enfant: une fille. C'est admirable de voir ces grands et ces tout jeunes autour d'une table énormément grande, au milieu d'une aussi grande salle à manger où plusieurs familles peuvent y prendre place. Je reviens de Schaffhouse toujours enchantée, du très cordial accueil qu'on nous a fait

Marie-Louises Tagebuch, 5. Januar 1896, S. 471 f.

Alljährlich kamen die Leipziger Verwandten, Onkel und Tante, Vetter Erich und Elfriede, in die Schweiz, und da war mein Cousinchen meine Gefährtin. Ohne sie konnte ich nicht sein. Und wenn ein Wesen lebte, dem ich gehorchte, so war es mein Cousinchen

Siehe hierzu den Vermerk in seiner Selbstbiografie vom 1. April 1914 nach dem ersten Zusammentreffen mit seiner künftigen Frau Friedi: «War's denn Elfriede, die wach geworden?! Was will werden ...»

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 15 f.

Eine unbestätigte Überlieferung besagt, dass Carl Oechslin in der Maschinenfabrik Oerlikon (MFO) mit Charles Brown und Walter Boveri zusammenarbeitete, die 1891 die Brown Boveri & Cie (BBC, heute ABB) gründeten. Deren Angebot zur Mitarbeit in der neu gegründeten Firma schlug er aber aus, unter anderem auch deswegen, weil ihm die MFO in dieser Zeit schon viele Sonderrechte zubilligte

Über den Wahrheitsgehalt obiger Erzählung kann geschmunzelt werden. Ebenso wird erzählt, dass Carl bei der MFO in die Entwicklung der Einphasen-Wechselstromtechnik für Eisenbahnen involviert war. Diese ermöglichte eine einfache Stromübertragung mit nur einem Fahrdrat über lange Strecken, was wesentlich einfacher war als Lösungen mit zwei oder sogar drei Fahrleitungen

Die Maschinenfabrik Oerlikon investierte Anfang des letzten Jahrhunderts gut 1 Million Franken in den Bau der Versuchsstrecke Seebach-Wettingen, um die Tauglichkeit von Wechselstrom für die elektrische Traktion zu demonstrieren [...]

1903 musste der Wechselstrom noch unter Energieverlusten in Gleichstrom umgewandelt werden, weil es noch keinen Motor gab, den man direkt mit Einphasen-Wechselstrom betreiben konnte. Aber schon 1904 konstruierte der technische Direktor der MFO, **Hans Behn-Eschenburg**, den Einphasen-Motor, der für Jahrzehnte zum wichtigsten Bahnmotor in Europa werden sollte. Ausserdem konstruierte er die Wechselstrom-Netzbremse zur Rückgewinnung von Energie bei Talfahrten

1906 baute die MFO die erste Einphase-Wechselstrombahn der Schweiz: die Valle-Maggia-Bahn. Im selben Jahr elektrifizierte die BBC unter Charles Brown die Simplontunnel-Strecke mit Dreiphasen-Wechselstrom. Ihre Lok benötigte zwei separate Stromleitungen und zwei Stromabnehmer

Ab 1910/1911 baute die MFO elektrische Lokomotiven für die Lötschberg-Strecke. Die Rhätische Bahn setzte 1913 auf das durch die MFO erprobte System und orderte zwei Loks. Später entschied sich auch die SBB für dieses System und nahm die Elektrifizierung der Schweizer Bahnen in Angriff

Meilensteine der Eisenbahntechnik
aus: Industriegeschichte Oerlikon, Online-Abfrage, 24. Januar 2022

Hierzu schreibt Max Oechslin in seinem Tagebuch

Ich weiss, wie unermüdlich er seiner Arbeit nachging, wie er oft nächtelang in seiner Schreibstube sass und las und rechnete und wie wir oft während Wochen wie auf nackten Füßen gehen mussten und nicht laut reden durften, wenn er irgend wieder einer neuen Sache nachsuchte. Wohl mögen von all seinen Erfindungen viele sich nicht folgend ergeben haben, trotz alledem ist er einer von den Männern gewesen, die mit der Zeit Schritt hielten und selbst aus eigener Kraft heraus den Menschen ein Schrittmass gaben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Oktober 1922, S. 1447

Sonntags: Ordne Vaters Akten. Die zahlreichen Fotos seiner Reisen nach Argentinien, Chile und Russland vermache ich für den geografischen Anschauungsunterricht der Sekundarschule in Oerlikon. – Immer mehr muss ich die endlose und unermüdliche Arbeitskraft meines Vaters bewundern. Auf einer Zeichnung, die irgendeine elektrische Maschine darstellt – da bin ich wirklich nicht bewandert! –, hat er notiert: «Erfindung Nr. 93». Und **Dr. Behn-Eschenburg** teilte mir mit, es seien etwa 100 grössere Arbeiten, die er geschaffen habe und die patentiert wurden. Hat Vater auch seine schwachen Seiten gehabt, in der selbstlosen Arbeit war er gross, denn aus all seinem Schaffen suchte er nie einen Gewinn zu ziehen. Hatte er etwas kombiniert und eine sogenannte Erfindung zurechtgelegt, nun, dann gab er sie eben der MFO und kümmerte sich weiter nicht mehr darum. Im letzten Jahrzehnt war er ausschliesslich im Studienbüro der Fabrik tätig

Dr. Behn-Eschenburg, sein Vorgesetzter, nahm persönlich an Carls Beerdigung teil

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. April 1922, S. 1871 f.

Es würde alles passen, und ein Nachruf auf Direktor Dr. h. c. Emil Huber-Stockar, den Sohn des MFO-Gründers Peter Emil Huber, 1939 bestätigt Carl Oechslins Wichtigkeit für die Elektrifizierung der Eisenbahn. Wie entscheidend seine Mitarbeit war, wissen wir nicht

zwischenspiel maschinenfabrik oerlikon

Marie-Louises und Carls Sohn Max Oechslin sollte später diese Tradition weiterführen und intensivieren, dies mit regelmässigen Korrespondenzen und Besuchen. Hierzu machte er in seinem Tagebuch eine interessante Bemerkung, die viel Späteres vorwegnahm und auch erklärt, warum er sich im Alter für sein Familiengrab den Schaffhauser Waldfriedhof auswählte

Nur noch wenige Tage weile ich hier in Schaffhausen, in meiner geliebten Vaterstadt. Seltsam genug, ausser den verbrachten Jugendferien war ich nie hier, und doch gilt meine Heimatsehnsucht dieser Stadt, all diesem ablichtalten und rauen Gemäuer, dem Munot, dem Rhein, den Wiesen und Wäldern ringsum. Ein gewisser Stolz hält mich, Bürger dieser Altstadt zu sein, wenn sie auch hier Sesshaften vielleicht allzu sehr ein altmodisches und oft kleinstädtisches Gepräge gibt. Am Ende ist solches doch besser als jenes, das Grossstädten angehört und wie Zürich z. B. mehr dem flitterhaften Internationalismus frommt. Mein Wesen ist ja in manchem eben etwas altväterisch geblieben, weshalb diese Altstadtliebe in mir liegt. Und ohne äusseres Wollen hat die ganze Jugend durch ein besonderes Flämmchen für meinen Vaterort gebrannt im innersten Herzen – und ein grosser Traum breitete sich über die Heimatwälder und half mit, meinen Beruf zu wählen, dass ich gerade ihnen einmal dienen könnte. – Das war ein grosser Traum – war, denn heute weiss ich, dass es nie zu wahr ist, dass die «eigene Stadt nicht eigene Leute» will, und da, wo «Verwandtschaften» mitreden, da klingt so manches Lied ganz anders aus, als man sich's dachte. Und in unserer Familie scheint ja der seltsame Dämon des «Sichnichtduldens» Herrscher zu sein. Seit einem Jahrhundert zerriss es die engsten Bande elterlicher Häuser und geleitete die Glieder hinaus in alle Welt. Und zumal dann ward das «Ochsenköpfige» so recht stark und erhielt die volle Geltung. – Wie ochsenköpfig muss ich da nur erscheinen, da ich mit Freigeistideen, mit Nietzscheanem Suchen und Wollen neue Forderungen stelle, dass das Blut wieder rein werde kommenden Generationen unseres Stammes! Wie muss das gerade meine Verwandten verletzen, wenn sie am Ende ihren Frevel doch erkennen, aber der Bequemlichkeit bereits Hand und Herz verschrieben haben, sodass ein Zurück nicht mehr möglich ist. So unsagbar schwer fällt dies eben dem Menschen: Rückzug zu halten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 26. April 1919 (am Ende seines Praktikums in Schaffhausen), S. 861 f.

Carl Oechslin besuchte in Schaffhausen das Gymnasium, das er erfolgreich abschloss und mit 15 Jahren verliess. Danach liess er sich in der Werkstatt von Jakob Amsler-Laffon – einem damals hoch angesehenen Schweizer Mathematiker, Physiker, Ingenieur, Fabrikant und Erfinder – zum Maschinenmechaniker ausbilden. Als Abschlussarbeit schmiedete und schraubte er eine nach eigener Kombination erstellte hochstehende Dampfmaschine, die für ein Boot bestimmt war. Die Arbeit stand bis zu seinem Tod in seinen Wohnungen und wurde dann – wie auch seine Reisefotografien – der Sekundarschule in Oerlikon geschenkt

Die Maschinenindustrie war für meinen Vater schon in früher Jugend das Feld seiner Interessen. Er wuchs in nächster Nähe der Moser'schen Rheinwerke auf und hatte in diesem Lärmen und Toben der Dynamos und Turbinen und des fallenden Stromes sein Lied kommender Zeit gehört

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 22

Nach seinem Lehrabschluss 1884 bildete er sich zuerst in Genf in einem Elektrowerk weiter, lernte dort auch Französisch, später im Selbststudium noch Italienisch, Englisch, Spanisch und Russisch, um ein Jahr später in Oerlikon in die Maschinenfabrik Oerlikon MFO (gegründet 1876) einzutreten

Bald kam seine Firma dem zuverlässigen Elektromonteur entgegen und sandte ihn in die verschiedensten Länder, nach Frankreich und Spanien 1885, Österreich und Deutschland 1886 und danach bis Ende 1888 nach Russland. Von der MFO erhielt er in dieser Zeit den Titel «Ingenieur»

Von all diesen Reisen hat mein Vater uns und anderen sehr wenig mitgeteilt und es sind uns äusserst spärliche Notizen vorhanden. Er fand es Zeit seines Lebens höchst unangenehm, wenn er von vergangenen Tagen berichten sollte

In seinen frühen Tagebüchern erwähnt Max Oechslin kaum je seinen Vater, und wenn doch, dann nur am Rand. Dies ändert sich erst ab 1919

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 27

Marie-Louises Tagebücher geben uns einen Eindruck in das Leben einer Frau, die 1890 ihren geliebten Schweizer Ingenieur heiratete und mit ihm am Tag nach der Hochzeit voller Hoffnungen in die Schweiz zog

Charles a pris le premier train ce matin pour Genève-Zurich. Ma pensée l'a suivi dans ce voyage que je ferai un jour!!

Deux choses ici-bas me font aimer le jour, l'amour, la liberté, seuls trésors que j'envie. Pour l'amour, au besoin, je donnerais ma vie. Mais pour la liberté je donnerais l'amour!

Marie-Louises Tagebuch, 10. November 1889, S. 129 f.

Sie weilte schon in Neuhausen, als sie am 16. November über den Heiratstag vom 10. November 1890 und ihre sofortige Abreise berichtete

Dès que j'eus posé les pieds sur la marche... je réalisais que je m'éloignais de la France... Cela ne signifiait pas seulement que je quittais la terre où j'étais née, mais tout ce que j'avais pu connaître, apprendre, jusqu'à ce jour. L'avenir ouvrait devant moi d'indistinctes perspectives...

Marie-Louises Tagebuch, 16. November 1890, S. 277 f.

Über ihre Ankunft in Zürich schreibt sie

On attendait le train pour Oerlikon, dans un restaurant devant des bocks de bière – que je n'ai pas touché. Les trois «personnages» parlaient leur patois suisse et moi, sous leurs regards, émue jusqu'aux larmes que je retenais de mon mieux, j'aspirais à la dernière étape que me donnerait enfin une idée de l'endroit où j'allais fonder mon foyer

Marie-Louises Tagebuch, 16. November 1890, S. 283

Lange blieb das frisch vermählte Paar nicht in Oerlikon. Bald ging es weiter nach Neuhausen, mit Ausflügen nach Schaffhausen

Je ne devais pas rester longtemps à Oerlikon comme on l'avait prévu; nous partions huit jours après pour Neuhausen, où Charles devait continuer des travaux commencés avant notre mariage. Schaffhouse à peu près à trois kilomètres; nous nous y sommes rendus plusieurs fois déjà pour me présenter à toute ma nouvelle famille qui habite la ville

Marie-Louises Tagebuch, 16. November 1890, S. 283 f.

Hier, par un jour ensoleillé, Ch. m'a accompagné à la fameuse chute du Rhin à Neuhausen; vraiment admirable! Une barque nous a conduits jusqu'au bas de la roche qui se trouve au milieu de la grandiose cascade. Par un sentier en «zig-zag» nous sommes allés jusqu'au sommet du rocher. Je frémissais un peu. Cette masse de rocher tout seul au milieu d'une si grande étendue d'eau sauvages, qui vient y briser ses vagues; il se dresse ici comme un minaret... Est-il posé sur d'invisibles lèvres pour conseiller le silence au voyageur qui vient irriter son site célèbre, car on ne peut y causer dans ce vacarme infernal? Ou bien se dresse-t-il là pour nous apprendre qu'ici-bas l'on doit toujours espérer en un vouloir divin? La vision de ce rocher me restera longtemps en souvenir de... mon voyage de noce!

Marie-Louises Tagebuch, 1. Dezember 1890, S. 284 f.

Die erste gemeinsame Schweizer Zeit wurde aber bald durchbrochen. Marie-Louise besuchte allein Carls Schwester Emilie Chemnitz in Leipzig

La sœur de mon mari, mariée à Leipzig avec un professeur de collège, m'attendra le 10 de ce mois. «C'est une grande dame et très bonne», me dit Charles; auprès d'elle je me formerai aux coutumes suisses dont j'ai besoin afin de me familiariser avec les principes que j'ignore encore. C'est clair, la vie française me paraissait plus douce; entre amis, on donne mieux librement de «soi-même», de son amitié; tandis qu'ici, on s'étudie... puis, une réserve avant une détente... alors, une confiance naît sur laquelle on peut compter... J'aurai sans doute encore bien des études à faire, des examens à passer, des épreuves à essayer sur les caractères et... sur le cours pour avoir des jugements sûrs...

zwischen spiel mon voyage de nocces

De voyager seule en Allemagne sans connaître la langue, c'était épatant! Charles m'avait procuré tout simplement mon billet de chemin de fer: Schaffhouse-Leipzig, une carte de visite sur laquelle était indiqué où je me rendais, la rue, le numéro. Je n'avais qu'à la montrer – bouche fermée – aux employés – aux employés des gares, des trains... Je leur paraissais être une enfant qu'il faut guider chaque pas, mais combien tous étaient aimables ces messieurs aux «ja, ja, nein, nein». J'étais surveillée, conduite, reconduite pour ces inconnus en uniforme parfait, sacoche en bandoulière, chacun d'une bonté extraordinaire. À la gare de Leipzig, mon beau-frère m'attendait, un livre rouge sous le bras, comme c'était convenu. – Lorsque à la descente du train je me présentait: «Monsieur Schemnitz?» – «Oui, Monsieur Schemnitz!», j'ai éprouvé une grande joie lorsque je l'ai entendu parler notre langue et ma belle-sœur, d'un parfait français, m'a surprise! Bientôt, entre nous une grande affection s'est créée

Combien je me trouve heureuse ici en compagnie de ces deux êtres adorables! – J'en oublie le douloureux départ de France du 12 novembre et celui du 10 de ce mois qui m'a séparée de Charles

Marie-Louises Tagebuch, 2. Dezember 1890, S. 286 ff.

Marie-Louise genießt die Zeit in Leipzig. Sie geht mit dem Ehepaar Chemnitz an den Professo-
renball und in die Oper, und sie feiern Weihnachten zusammen

Le 24, il y a eu, chez ma belle-sœur, une fête de famille: un arbre de Noël! Un sapin illuminé!
Le premier que j'ai vu de ma vie! – J'ai écrit à Charles: Je suis gâtée ici comme une «petite
fille» de la maison! C'est trop beau! Quand même, j'aimerais te revoir bientôt

Marie-Louises Tagebuch, Ende Dezember 1891, S. 289 f.

Am 12. Januar 1891 verlässt sie Leipzig und trifft Carl in Stuttgart. Zusammen reisen sie zurück
nach Oerlikon und beziehen dort am 2. Februar 1891 ihre erste gemeinsame Wohnung

Immer wieder wird Marie-Louise in den nächsten Jahren ohne Carl sein, ab Oktober 1891 zu-
sammen mit dem ersten Sohn Carl Wilhelm «Willi» und ab März 1893 auch mit Maxime «Max»
Eugen

Einmal schreibt sie deshalb

Mon foyer n'est pas un vrai foyer puisque je vis toujours seule avec les enfants; la famille de
mon mari est éloignée, je la vois rarement. Les personnes qui m'entourent, oh! elles sont
très aimables, mais elles ne remplacent pas mon bon Charles, le seul vrai soutien de son
épouse, ses enfants. Je comprends bien que c'est toujours «C. Oechslin» qu'on choisit pur
diriger les travaux difficiles, parce que sa capacité est à toutes les épreuves dans le méca-
nisme; mais cela ne devrait pas être une raison de nous puiser constamment de sa présence.
Je suis résolue de dire à Charles que nous souffrons, les enfants et moi, de ses absences
continuelles. Arriverai-je à le convaincre?

Marie-Louises Tagebuch, Ende Dezember 1894, S. 454 f.

Vor allem seine langen Aufenthalte in Russland – dort wird ihm von der MFO zunehmend Ver-
antwortung übertragen – machen sie zunehmend traurig und verzweifelt. Zuerst sind es Abwe-
senheiten von ein paar Monaten und dann, zwischen 1898 und 1904, von Jahren, unterbrochen
von ein paar kurzen Zeiten der Rückkehr

Gegen die Einsamkeit übernahm Marie-Louise in diesen Jahren Ämter in der Schule und der
Kirche und begann im Januar 1901 mit einer Schneiderinnenausbildung. Mit ihren Einkünften
daraus wird sie später ihrem Sohn Max [sie nannte ihn Maxi] sein Studium mitfinanzieren

Erst ab 1905 wurden die Abwesenheiten von Carl kürzer – ihm wurde in dieser Zeit im Konstruk-
tionsbureau in Oerlikon die Ausarbeitung des Leitungsbaus für die Elektrifizierung der Eisenbahn
übertragen (Quelle: «Der Gleichrichter», Hauszeitschrift der Maschinenfabrik Oerlikon, Nr. 4, Oer-
likon, 1939) – und es entstand dann doch noch eine Art von Familienleben mit den Söhnen, auch
wenn diese zunehmend selbstständiger wurden

Marie-Louise traf der Ausbruch des Ersten Weltkriegs («la Grande Guerre») sehr persönlich. Sie war Französin und mit den Erzählungen in ihrer Familie über den Deutsch-Französischen Krieg aufgewachsen, während dem sie auch ihren Vater und mindestens einen Onkel verlor

Une de mes parentes m'écrivait qu'il y avait des pauvres enfants des Vosges réfugiés dans mon village et répartis dans des familles, qu'il ne leur était demeuré ni linge ni vêtements. Aussitôt j'ai commencé à confectionner ce qui pouvait leur être utile. Mon premier colis a été adressé au maire de Froges, qui en a fait la distribution. Je mets toute mon ardeur de française à faire le plus de choses possibles et les expédier

Marie-Louises Tagebuch, 20. Dezember 1914, S. 940

Während der kommenden Monate und Jahre finden sich immer wieder Stellen über den Krieg und ihr Engagement, an denen sich auch Sohn Max mit Freundin Friedi beteiligt

Et parmi les convois de blessés qui s'arrêtent en gare de Zurich, le soir à 10 heures, nous en avons un de soldats serbes, tous de grand mutilés; là aussi ce sont des misères encore plus grandes à côté desquelles s'effacent les miennes

Marie-Louises Tagebuch, 1. Januar 1917, S. 983 f.

Cette semaine, c'était à mon tour d'accompagner les évacués jusqu'à Évian. Très intéressant était le voyage, mais combien de différentes occupations pour nous, infirmières, car les convois avaient des malades et beaucoup d'enfants qui enlarmaient nos soins; mais on aime s'oublier soi-même pour se donner tout à fait aux soulagements de ces malheureux

Notre service prend fin à Évian où les rapatriés sont reçus avec bienveillance par des autorités françaises et de infirmières en livret. Puis, nous sommes libres de passer la nuit dans un hôtel que nous pouvons désigner, à notre choix; et le lendemain, à huit heures, on nous accompagne au bateau qui traverse le lac Léman d'Évian à Ouchy...

Pour moi, ce voyage a un double but: soulager mes compatriotes et mettre les pieds sur le sol de ma Patrie! Ce 10 Mai 1917 a été justement un anniversaire qui me fit rappeler mon village natal en Dauphiné!

Marie-Louises Tagebuch, 15. Mai 1917, S. 987 f.

Novembre – Les soldats, prisonniers de guerre, que nous voyons, trente minutes, de passage en gare de Zurich, nous laissent souvent entendre. «C'est le cafard qui nous tue dans le champs». Et moi, de leur répondre: «En Suisse, où vous allez être internés, il n'y a que des jolis papillons noirs, faciles à chasser.»

Marie-Louises Tagebuch, November 1917, S. 1003 f.

On a annoncé que sous peu les convois des évacués ne suivront plus la ligne Schaffhouse-Zurich; c'est de Bâle-Olten directement qu'ils seront dirigés. Des trains de blessés passeront encore pour être internés dans les environs. De ce fait, notre service va bientôt être simplifié, pour quelque temps, puis supprimé. Ceci pronostique une amélioration dans les événements; mais qui peut l'assurer?

Marie-Louises Tagebuch, März 1918, S. 1018

Nach dem Ende des Kriegs berichtet sie – gleichzeitig mit dem Hinweis auf die Hochzeit von Maxi «avec une charmante jeune fille de Winterthur»

[...] une surprise inattendue, réjouissante: une distinction qui m'a été décernée sur laquelle j'étais loin de rêver. J'aurai la fière joie de porter à la boutonnière de mes vêtements à côté des rubans aux trois couleurs françaises, l'insigne des Palmes en Or de l'Ordre de la Couronne Belge. Ceci, en récompense des actes de dévouement aux évacués rapatriés, aux prisonniers de guerre des deux Patries Sœurs

Marie-Louises Tagebuch, September 1920, S. 1107 f.

Nicht nur Belgien ehrte Marie-Louise, sondern auch bereits am 12. September 1919 ihr Heimatland Frankreich mit der Médaille de la Reconnaissance Française

zwischenspiel la grande guerre

Im Sommer 1889 kam Carl nach Froges in Frankreich, wo er im Gehöft der Familie Mazet einquartiert war und so Bekanntschaft mit seiner künftigen Frau Marie-Louise Buisnière-Mazet machte [zwischenenspiel usine de la chute de froges](#)

In Oerlikon ZH wohnte das Ehepaar mit seinen beiden Söhnen ab 1892 im Weber'schen Haus Nr. 230 des Bahnhofquartiers an der Ecke Fabrikstrasse/Landisstrasse (später Jungholzstrasse 2). Das zweistöckige Wohnhaus mit Magazinanbau wurde 1884 erbaut und 1972 abgetragen. Heute breiten sich dort der Bahnhof Oerlikon und die Neubauten entlang der Eisenbahnlinien aus. Spuren von damals sind keine mehr sichtbar

[Damals war noch eine grosse Wiese zwischen der Fabrik und der Jungholzstrasse, an der ausser den kleinen Landishäusern keine weiteren Gebäude standen, und auch Seebach zu lagen Felder und Wiesen. Das Weber'sche Haus war äusserst ländlich eingerichtet, drei kleine Wohnungen und unten ein Spezereiladen mit einem Lagerraum](#)

[Meine Mutter hat in ihrer Stube immer von den schönsten Geranien gehalten und mit der grössten Sorgfalt gepflegt, als lebte wahrhaftig in jeder Blüte ein feines, zartes Seelchen, und immer ist es ihr deshalb eine Freude gewesen, wenn ich ihr Blumen brachte](#)

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 48 ff.

1898, nach einer Rückkehr von Carl aus Russland, zog die Familie in ein Haus an der Gubelstrasse (vermutlich Nr. 53, Selbstbiografie, S. 95). Dieses Haus hatte einen Garten und lag nahe von Wiesen und Wald. 1908 wohnte sie an der Nägelistrasse 8, kurz danach dann im Rathgeb'schen Haus im Allenmoos 9 (im Tagebuch und im Erbschein ist Allenmoosstrasse 25 vermerkt)

Marie-Louises erste 15 Ehejahre waren für sie sehr einsam, war ihr Mann doch häufig über Monate und sogar Jahre im Ausland und sie in der Konsequenz alleinerziehend [zwischenenspiel mon voyage de noce](#). Die Situation änderte sich erst ab 1905, wurde dann aber ab 1914 wieder düster wegen des Kriegs und seiner Folgen für Frankreich. Marie-Louise war während dieser Zeit ohne Unterbruch tätig in der Hilfe für die Kriegsбetroffenen [zwischenenspiel la grande guerre](#)

[Mein Mütterchen hat heute für die Postbeamten, die ihr bei ihrer «Kriegspost» so dienstfertig mitgeholfen haben, ein bescheidenes Nachtessen bereitet](#)

[Die Zählung ergibt nämlich 1268 Briefe und einige Karten und 288 Pakete. Daneben war Mutter ununterbrochen bei den Zügen mit Evakuierten, Internierten und Schwerstverwundeten tätig und ist heute immer zugegen, wenn die befreiten Kriegsgefangenen mit kurzem Halt in Zürich vorbeifahren. Wahrlich, das ist eine Heldinnenarbeit, die Mutter erfüllt hat, vor allem deshalb, weil Schweigen und Stille darüberlag](#)

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Januar 1920, S. 1278

Ab 1920 zeichnet sich die zunehmende gesundheitliche Schwächung von Carl ab 1920. Über den Krankheitsverlauf hält sein Sohn Max fest

[Am Freitagabend fuhr ich heimwärts nach Oerlikon. Vater traf ich bleich und abgemagert. Die überstandene Krankheit hat ihn stark reduziert. Ich befürchte noch ernstere Krisis](#)

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. November 1920, S. 1278

[Wir sind nun über Oerlikon bis Winterthur gekommen und haben hier und dort alles wohlauf gefunden, wenn auch mein Vater nicht gerade das beste Aussehen zeigt. Er war wenigstens bei unserem Hausarzt, der ihn ins Bett gehen liess – doch als er ihn anderentags besuchen wollte, nämlich der Arzt meines Vaters, da war Vater eben trotz alledem in der Fabrik an seiner Arbeit. Er habe jetzt keine Zeit fürs Kranksein!](#)

[Aber auf jeden Fall sah er nicht rosig aus, sodass ich befürchte, er könnte am Ende doch ernstlich erkranken, zumal dann, wenn er sich nicht die nötige Ruhe gönnt. Die «Extravaganzen» rächen sich eben einmal – und leider ging mein Väterchen nicht immer den Weg, den ein natürlich lebender Mensch gehen sollte \[...\]](#)

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. April 1921, S. 1353 f.

So haben sich hin und wieder Nachbarn gewundert, weshalb man mich so frei graben und schuften liess, weshalb man sich zu Hause so wenig ängstigte, obwohl ich tagelang fortblieb und schon als kleiner Knirps zum Katzenssee, zur Lägern, quer durchs Ried, in die Glatt baden und in den Wald stundenweit weg ging. Aber einerseits waren meine Eltern fest davon überzeugt, dass die Jugend frei sein solle und man nicht allzu ängstlich sein dürfe, wo es heisst, Kinder zu erziehen, und ausserdem lebte mein Mütterchen, das den grössten erzieherischen Einfluss auf mich ausübte (mein Vater war eben zu oft in fernen Ländern), im festen Glauben, dass Gott auch über meinem Geschick stehe. Und ein bisschen abergläubisch und pietätvoll hielt sie auch zu Urgrossvaters Wort: «Qu'il devienne c'qu'il veut!»

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 66 f.

An Regentagen spielten mein Bruder und ich meistens mit dem Baukasten und mit der Eisenbahn, oder dann mit den Maschinen, die wir alle in sehr reicher Menge besaßen. Unser Vater hat uns immer gutes und viel Spielzeug gekauft [...] Mein Bruder hatte einen kleinen Elektromotor auf ein Brett geschraubt, ebenso eine Dampfmaschine, und mit diesen waren mehr als ein Dutzend andere Dinge verbunden, die dann per Dampf oder per Strom in Bewegung gesetzt werden konnten. Ich selbst spielte immer freudig mit, durfte aber nur Angestellter sein, während mein Bruder jeweils Fabrikdirektor war [...] draussen im Freien war es dann umgekehrt, mein Bruder musste mir da Folge leisten

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 80 f.

Unter den Maschinen befand sich eine Figur, die einen Mann zeigte, der unermüdlich die Säge über einen Holzbock zog. Eine andere stellte einen Schlosser dar, der ein Eisenstück zurechthämmerte, und ein Dreher stand an einer Bank und stierte auf einen hastig surrenden Bohrer. Wenn ich jeweils diese beständig gleich stehenden und gleich sich bewegenden Figuren sah, dann wurde mir allemal recht seltsam zumute. Dieser ewig ein und derselbe Gleichtakt schien mir sonderlich zu sein. Und als ich meinen Vater frug, ob denn in der «rechten Fabrik» auch solche Männer seien, die immer dasselbe tun, und er mir bejahte, da wurde ich traurig. Und als ich kurz darauf an einem Nachmittag mit ihm in die grosse Werkstatt der Maschinenfabrik durfte und ich tatsächlich solche transmissionsbetriebenen Menschen sah, da erwachte in mir das sonderliche Gefühl des Freiseinwollens und Freibleibenwollens

Und deshalb ging ich oft von dem Maschinenspielen weg, um in meiner Stubenecke auf dem kleinen Tisch irgendetwas aus Pappe und Papier zusammenzukleben oder meine Steinsammlung beschaulicher im alten Kasten der Hausapotheke aufzustellen – oder dann ging ich, die Neckereien der andern nicht achtend, zu den Nachbarsmädchen Puppen spielen. Und dann blieb ich wieder bei Mütterchen, bat um Stoffresten und Nadel und Faden und kleidete mein Margritli in ein neues Festgewand

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 82 f.

Ich besuchte also anfänglich gegen den Willen meines Vaters die Forstschule, was allerdings nur möglich war, indem der Zinsertrag des **Oechslin'schen Legates** mir das Schulgeld decken half und indem mein Mütterchen durch Schneiderinnen wieder so viele Einnahmen zu verzeichnen hatte, dass sie ihrem Jüngeren selbstlos unter die Arme griff

Ein um 1810 verstorbener Prof. Oechslin hinterliess eine Stiftung, die den studierenden Söhnen der Schaffhauser Oechslins zugutekam. Max Oechslin zog aus diesem **Oechslin'schen Legat** den Jahreszins und konnte so das Hochschulstudium absolvieren. Insgesamt erhielt er daraus 3600 Franken, 600 Franken pro Jahr (Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18.12.1926, S. 2397)

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 132, Anmerkung S. 16

Was das Schneidern meiner Mutter anbelangt, muss ich noch nachträglich erwähnen, dass sie während der ganzen Ehe für die nächsten Bekannten die Jaquetkleider anfertigte, sie zeigte darin geradezu eine künstlerische Hand – und das früh gewohnte freie Leben meines Vaters war schuld, dass er in mancher Hinsicht sich vielleicht allzu wenig um die Seinen scherte. Aber dies war trotz alledem ein Glück: Denn Kinder können auch lernen, wo ihnen das Umfeld geboten wird, wie sie nicht sein sollen. Unsere Mutter hat es immer verstanden, in der liebevollen und besten Weise für uns das Familienerleben so umzugestalten, dass mein Bruder und ich dennoch stark wurden

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 133

zwischenspiel muttersohn

Vater krank! Das scheint mir fast eine Unmöglichkeit zu sein, da ich ihn doch sonst nie als kranken Mann sah – und jetzt – jetzt muss ich wieder an die Realitäten des Lebens denken

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 13. Mai 1921, S. 1398

11 Uhr nachts: Ich war gestern in Zürich. Vater ist operiert, von den Ärzten aber als unheilbar erklärt worden. Ein Darmkrebs sei vorhanden, den man infolge der Ausgezehrtheit nicht mehr entfernen könne und der ihn in einigen Monaten, vielleicht früher, vielleicht später, das Leben kosten werde

Und Mütterchen frug gestern, warum gerade sie das alles, alles habe tragen müssen, da ihr Zuzweit doch so voll Tränen gewesen sei? Und doch betet sie zu ihrem Gott und bittet, die Kraft zu erhalten, damit sie auch diese letzte Liebespflicht der Krankenpflege erfüllen könne

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. Mai 1921, S. 1399

Heute schrieb Mütterlein. Dem Vater gehe es gut. Er stehe schon wieder auf, gehe mithilfe der Krankenschwester und dem Stock schon ins Freie und dürfe bald heim. Die Krankheit aber bleibe in ihm, ohne dass man es ihm sagen dürfe. Grausam für ihn, da er glaubt, wieder ganz gesund werden zu können. – Gerade das wird vielleicht vernichtend wirken: der Tag, da das Krebsübel sich ihm wieder bekannt gibt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Juni 1921, S. 1404

Am Sonntag war ich zu Hause. Vater ist nicht gut dran. Er verspürt die alten Schmerzen wieder, geht gebückt und hat müde Augen. Das wird bald schlimmer kommen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. September 1921, S. 1435

Carl stirbt am 5. Oktober 1921. Marie-Louise schreibt darüber

Le 5 octobre ce fut sa mort... Grande est ma douleur, mais grande aussi est ma résignation. Où trouver le courage de vivre après toute une vie d'épreuves? Je le trouverai dans une vie toute chrétienne. Je ne veux pas être triste parce que la tristesse n'est pas chrétienne

La tristesse ne crée ni les saints ni les forts... Malgré que mon existence, commencée dans un rayonnement de bonheur, devait être tissée d'amères épreuves, je resterai forte et courageuse dans celle-ci, bien dure après la séparation de mon toujours bien-aimé!

Ein Monat nach Carls Tod schreibt sein Sohn

Ich war in der einsam gewordenen Oerliker Stube und erledigte Vaters Schreibpult. Eine seltsame Arbeit war dies, da in diesen Schreibtisch hineinzugreifen, wo noch vor Kurzem eine ans Schaffen und Erschaffen gewohnte Hand geschrieben und gezeichnet hatte – und plötzlich war alles abgebrochen und blieb unvollendet liegen. Und dass er ein unermüdlicher Arbeiter war, das beweist gerade seine Bücherei, die wohl nicht besonders umfangreich ist, etwa 80 Bände, die aber aus dem Gebiet der Technik von den besten Lehrbüchern enthält. Sein letztes Buch, das er noch am Nachmittag seines letzten Tages in den Händen hatte, war eine Schrift über den drahtlosen Überseeverkehr

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. November 1921, S. 1421

Ende Februar 1923 reist Marie-Louise zurück nach Frankreich, um ihrem Onkel Casimir den Haushalt zu machen. Nach dessen Tod im April 1925 kehrt sie 1926 von dort zurück in die Schweiz und wohnt ab dann bei ihrem Sohn Max in Altdorf UR

Max Oechslin-Buissière wurde in Oerlikon ZH geboren und verbrachte seine Jugend- und die ersten Schuljahre in Oerlikon

Als meine Mutter ihr zweites Kind freudig erwartete, da wünschte sie sich ein Mägdelein – aber zur guter Letzt bin ich dann zur Welt gekrochen, ein gar zappeliger Bub! Mutterchens Wunsch war aber nicht so rasch umzustimmen, und so liess sie sich's nicht nehmen, mich möglichst lang mit einem Röckchen zu kleiden und mich gleich einem Mägdelein zu halten. So erhielt ich auch die schönsten Puppenstuben, einen Wagen, Küchengeschirr und Puppen der verschiedensten Art. Eine Puppe war mir ganz besonders lieb. Sie hiess Margritli

Gegenüber [der Wohnung an der Jungholzstrasse] lag der Bahnhof, ein kleiner, bescheidener Bau, in der damals modellhaften Bahnhofform: ein hoher, zweistöckiger Mittelbau und beidseitig ein einstöckiger, der die Wartesäle enthielt, angeklebt. An Regentagen bin ich mit besonderer Ausdauer am Fenster gesessen, um das Vorbeihasten der Züge und das Hin- und Herfahren der Rangierlokomotiven mitanzusehen

Bei schönem Wetter hielt ich mich auch nur zu oft mitten in der Bahnhofsanlage drin auf, da man in jener Zeit an der Fabrikstrasse noch schwere Güter auslud und der Zutritt deshalb frei war. Einmal krochen mein Bruder und ich in einen offenen Güterwagen, als die Rangierlokomotive just diesen Wagen holte und fortführte. Die Schiebetüren hatte ein Arbeiter zugestossen, dass uns zwei solch eine Angst erfasste, dass wir uns still in die Ecke verkrochen und da die Fahrt zum Güterschuppen mitmachten

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 49 f.

An einem Sommerabend des Jahres 1899 spielten mein Bruder Willi und ich allein zu Hause. Als wir so mitten im Spielen waren, klingelte es im Flur. Wir eilten beide zur Tür und mein Bruder öffnete ängstlich. Und kaum war die Tür nur wenig offen, da hüpfte ein ganz kleiner Affe herein und zog eine Kette nach. Mein Vater folgte und stellte uns diesen neuen Spielgefährten vor, der dann ein ganzes Jahr lang mit uns weilte, d. h., bis er zu gross und zu wild war und ihn Mama nicht mehr wollte, weil er alle Blumenstöcke ausröpfte und auf die Strasse schmiss. Auch hatte er die Ungezogenheit, dass er Scherben und Büchsen und allen Unrat nach Hause brachte und in der Stube und überall, wo er hin konnte, seine Sammlungen anlegte. Und sodann mochte er vor allem meine Cousine Mimi nicht leiden und schmiss ihr mal im unbeachten Augenblick einen teigfaulen Apfel grad mitten an den Rücken, dass die Seidenbluse eine ganz besondere Einfärbung erhielt

So kam er in den Tiergarten Eggenschwyler nach Zürich, wo er aber vor Gram und Trauer schon nach wenigen Wochen starb. Er ass sozusagen nichts

Urs Eggenschwyler 1849–1923 war ein Bildhauer, Zeichner und Maler. In Zürich eröffnete er 1891 einen Privatzoo beim Milchbuck, den er mehr schlecht als recht bis zu seinem Tod betrieb. In den 1890er-Jahren traf man ihn oft im Niederdorf mit einem Löwen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, S. 11 f.

Um 1900 kannten wir Kinder noch die ganze Gemeinde, jede Strasse und jeden Winkel, und wir wussten schier gar, wer in jedem einzelnen Haus eingewohnt war. Die Häuser konzentrierten sich aufs alte Dörfli, um den Bahnhof längs der Zürichstrasse und die beiden Wege nach Affoltern. Die paar Bauernhöfe standen noch im vollen Betrieb, und die Gemeinde bot bisweilen ein buntes Bild von Industrie und Landwirtschaft. Herdengeläute und Ambossklingen, das mischte sich jeden Frühlings- und Herbstabend zu einem wundersamen Lied

Als man um 1902 mit der neuen Bahnhofsanlage begann, die den grossen Anforderungen der rasch sich erweiternden und vermehrenden Fabriken entsprach, da mussten viele Häuser des alten Oerlikon weichen. Die alte Ringstrasse mit den kleinen Arbeiterhäuschen, die alte Post und das «Neuegg», die Bahnübergänge nach Affoltern und Seebach und der Steg, diese alle mussten weichen

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 59 f.

Als man 1902 mit dem Bau des neuen Gubelschulhauses begann, der Gubel und der Baumacker innert weniger Jahre überbaut wurden und Oerlikon eine äusserst rasche Vergrösserung erfuhr, sodass die beiden Haldenschulhäuser zu eng wurden, da musste auch unsere alte Sandgrube [die Oechslins wohnten zu dieser Zeit an der Gubelstrasse] vernichtet werden. Beim Fundamentgraben und Strasseneinschnittverlegen gelangte man auch in den Molassesandstein, der ja infolge Eindringens des Sickerwassers sehr wechselnd sich zu festeren Knollen bindet, und grub da wunderliche tierförmige Formen aus. Mit Vergnügen denke ich an die Gelehrtenvisiten zurück und an die Reihe der versteinerten Kamele und Wale und seltensten Sauriertiere, die manchem Wissenschaftler Kopfzerbrechen bereiteten und dann verwitterten

Beim Schulhaus habe ich selbst als kleiner Erdarbeiter mitgeholfen, den ganzen Tag war ich mit meinem Kinderwerkzeug unter den Italienern und half eifrig mit, und mein Mütterchen bereitete mir jeweils einen Znüni und Zabig, dass ich alles grad so hatte, wie die rechten Arbeiter

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 65 f.

zwischenspiel äffchen in neu-oerlikon

Später verwendete man den Puppenkopf als Strumpfkugel, nachdem er von meinem Bruder noch etwas zurechtgeraspelt worden war

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 51 und 53

Nach der Primar- und Sekundarschule in Oerlikon besuchte Max ab 1908 die Industrieschule (damals der Name für das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium) in der Stadt Zürich, an der er 1912 mehr schlecht als recht die Matura bestand. Er war während dieser Zeit selten pflegeleicht. Im Frühjahr 1911 sandten ihn seine Eltern sogar zur «Besserung» zu Tante und Onkel Chemnitz-Oechslin nach Leipzig (Max Oechslin, Mein Tagebuch, S. 96 ff.). Ab 1912 studierte er an der Forstschule der ETH Zürich

Mein Vater wollte mich nun ganz für den maschinellen Betrieb und gestattete es auch, dass ich zum Zweck des Ingenieurstudiums die eidgenössische Hochschule besuchen dürfe – aber nicht für ein anderes Fach. Er fürchtete sich vor allem vor einer literarischen Studienlaufbahn, vor einem «Zeitungsredaktor»

Mir aber galt es vor allem, eine allgemeine Bildung zu erlangen und dennoch am Ende der Schulstudien ein Fach zu beherrschen. Und sodann wollte ich mich einer Wissenschaft hingeben, die nicht von der breiten Masse allzu sehr verunreinigt ist, und in der ich meine «Liebe zur Natur» fortwerden lassen konnte. So griff ich zur Försterei, denn einerseits konnte ich in dieser stillen Arbeit leisten und vor allem Selbstarbeit, und andererseits ist sie ein Fach, das keine Hast, aber Ruhe fordert, nicht sogleich den Lohn einbringt und Momentabtrag, sondern selbstlose Arbeit verlangt, immer neu werdende, keinen unabwendbaren Gesetzen folgende Arbeit. Und im Weiteren war es die Försterei, die wie kein anderes Fach mich in die verschiedensten Wissenschaftsgebiete einführte und mich in ihnen festhielt – und sie war der Ort, wo noch ein endlos weites Feld für offenen Kampf offen war

Max Oechslin, Selbstbiografie 1919, S. 130 f.

Gemäss Überlieferung kam es bei der Abschlussprüfung 1916 an der ETH sogar zum lauten Streit mit dem prüfenden Professor um Aspekte moderner Forstwirtschaft. Max bestand zwar den Abschluss, das Diplom wurde ihm aber nicht zugestanden

Vormittags 11 Uhr! — In drei Stunden steigt die letzte Diplomstunde – und um 4 Uhr fällt die Entscheidung. Ich zage – denn gestern hat mir Engler die schriftliche Arbeit barsch zurückgegeben – ohne Note. «Ich habe keinen Zeitungsartikel gewünscht.» Das war seine Kritik. Herrgott! Was will da wohl werden? —

Nachts 11 Uhr! — Zwölf Stunden später. Und unterdessen sind die Würfel gefallen: Ich wurde als unwertig abgewiesen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. März 1916, S. 465 f.

Ich musste bei den Professoren und beim Schulpräsidenten vorsprechen. Man werde mich auf Grund der Resultate trotzdem befördern, es werde mir statt des Diploms das «forstlich-wissenschaftliche Staatsexamen» zugewiesen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 25. März 1916, S. 472

Das Departement des Innern teilt mir mit, dass ich die «forstlich-wissenschaftliche Staatsprüfung mit Erfolg» bestanden habe und zur Praxis zugelassen werde

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. April 1916, S. 478

Die Zeitschrift «Holz» vom 26. Januar brachte die Nachricht, dass für schweizerische Studierende das Diplom der Forstschule als Ausweis der Befähigung gelte (und nicht mehr die forstlich-wirtschaftliche Prüfung) und damit der leidige Dualismus zwischen Fähigkeitsausweis und Diplom beseitigt sei. Somit bin ich der letzte undiplomierte schweizerische Forstwirt! Beim Kuckuck: Das mag mir ein Fingerzeig dafür sein, dass ich über den Durchschnitt hinauskommen soll und muss!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 13. April 1917, S. 565

1921 reiste Max Oechslin zusammen mit seiner Frau nach Frankreich zu seinen Verwandten – wegen des Ersten Weltkriegs zum ersten Mal nach neun Jahren. Wie sehr er und das Land seiner Mutter sich seither verändert hatten, dokumentieren die folgenden Tagebuchausschnitte

Seit neun Jahren hatte ich Brignoud nicht mehr gesehen und war ob all dem Neuen, das inzwischen als «Kriegsindustrie» entstanden war, nicht wenig erstaunt. Onkel scheute sich die Mühe nicht, mit uns einen kurzen Rundgang zu unternehmen: durch die neuen Werke der Papierfabrik, die Kraftzentralen, die Karbid- und Pulverfabrik, die Wagonreparaturwerkstätte der PLM (Compagnie des chemins de fer de Paris à Lyon et à la Méditerranée) und durch die Wohnkolonien der Arbeiter, die jeder Zierde und Bequemlichkeit entbehren, sodass man sie unwillkürlich als Sträflingshäuser denkt und die Soziologie der Kommunisten «begreift». Wenigstens wird man in der ganzen Schweiz keine solche Wohnhäuser finden können, bei denen Gemäuer und Ausstattung auf die denkbar einfachste und vor allem denkbar billigste Art und Weise erstellt sind. – Die von deutschen Gefangenen in armiertem Beton erstellten Fabrikgebäude sind die besten Werke und werden selbst von der Landbevölkerung einmütig als exakte und gute Arbeit gewürdigt. – Onkel meinte: Von ihnen hätten die französischen Handwerker etwas lernen können, aber das sei zu unbequem gewesen. – Heute fehlt auch diesen Gebäuden der Unterhalt und die Achtung von Seiten der Benützer, wie heute in den Fabriken in Frankreich überhaupt die Achtung und Sorgfalt gegenüber anderer Eigentum völlig zu fehlen scheint

Brignoud selbst ist unsagbar schmutzig geworden, ist unfreundliches Arbeiternest, aus dem man, so man nicht darin geboren und gross geworden ist, möglichst rasch wieder herauskommt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 29. April 1921, S. 1369 f.

Ich habe Frankreich im Tiefstand getroffen! Denn die Gleichgültigkeit hat so breite Volksschichten erfasst, dass sie Führerin geworden ist und alles mit derselben Krankheit belegt: Alles, was da reckt oder mehr oder weniger öffentliches Gut ist, wird ohne Sorgfalt und Erhaltungstrieb behandelt. Daraus erklärt sich ein zum Teil geradezu unglaublich schlechter Zustand von Eisenbahnen, Tramways, Strassen und Gebäuden. Und dass überall ein ganz beträchtlicher Schmutz liegt, gehört dazu. Einzig Grenoble machte eine Ausnahme, die Isère-Stadt, die ja seit alters her die «Schöne Stadt» genannt wird. – Auch die Lebensverhältnisse sind äusserst teuer, sodass uns einzig infolge der Valutaverhältnisse die Reise billig zu stehen kam

Frankreich zeigt heute überall die Kriegswunden – und man begreift deshalb seine Milliardenforderungen gegenüber Deutschland, weiss damit aber auch, dass gerade diese Milliarden die «französische Nonchalance» erhalten werden bis zur völligen Vernichtung

Es fehlen dem französischen Staat die jungen, selbstlosen Männer von früher – oder ein im Egoismus unbegrenzter Napoleon, wenn man lieber will, der nur eines besitzt: ein Ziel!

Frankreich leidet heute am Wahn: alles selbst produzieren und vollwertig ausführen zu können, was es früher aus Feindesland bezog. Es verneint die eigenen Schwächen und beachtet nicht, dass über alles eine gewisse Flüchtigkeit sich legt, ich sie geradezu Liederlichkeit nenne. Die schönsten Häuser werden in Angriff genommen, halb stehen gelassen oder auch fertig erstellt – ein Unterhalt ist aber nicht vorhanden oder nur so weit da, als es für den primitivsten Zusammenhalt notwendig ist. – Zudem ist das ganze Land von «amerikanischen Produkten» der Kriegsrückstände derart überflutet, dass die Eigenproduktion dagegen zurücktreten muss

Wir haben Stadt und Land durchwandert, aber überall treffen wir puderte Gesichter. So oder so: Wo Parfüm und Puder in dem Mass Herr und Meister sind wie in Frankreich, da wird zu viel Wahrheit und Ehrlichkeit überdeckt und von anderen Eigenschaften vernichtet, als dass Lebensgesundheit Boden finden könnte. – Es tut einem um Frankreichs alte und neue Kunst leid, und es tut einem leid um das Herzblut, das Einzelne für ihre Heimerde opfern, wenn man den Plebshaufen sieht, der grölend darüber hinwegstürmt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. Mai 1921, S. 1364 f.

zwischenspiel das meer sehen

Zwei Jahre später, also 1923, reist Max Oechslin wiederum nach Frankreich. Friedi und das Töchterchen Gret bleiben zu Hause. Er besucht seine Mutter, benützt die Reise aber auch, um sich einen Lebenstraum zu erfüllen: das Meer sehen!

Und nun bin ich bei Mütterlein! Welch Freude sie hatte, als sie mich gestern Abend kommen sah! Dass ihr die Tränen nur so über die Wangen kugelten. – Sie ist wohlauf, hat aber unsagbar Heimweh nach ihrer zweiten Heimat und denkt alleweil an Gretli. Alles muss ich aus dem Geschehenen und Tun und Treiben dieses kleinen Menschenkindes erzählen, das eine und andere sogar vordemonstrieren, dass es bisweilen arg lustig und komisch zum Zuschauen war und selbst Onkel [Casimir] Mazet mitlachte

In all diesem Neuland kommt mir nur eine Frage – schon nach dem ersten Frankreichtag: Soll diese Kultur wirklich höher stehen als unser Germanismus?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. November 1923, S. 1696

Brignoud hat sich weiter vergrössert, da nun eine Wagonfabrik sich hier definitiv festgesetzt hat. Viel Volk ist dadurch herbeigezogen worden und die Spanier, die man in der Kriegszeit herrief, die haben sich nun eingenistet, haben gehörig Kinder fabriziert, eheliche und andere, und so hat man ihnen wohl oder übel auch Wohnstätten hergerichtet, die zwar gemauert sind, aber dennoch mit dem Namen «Baracke» belegt werden können. So ziemlich kreuz und quer wurden sie hingestellt, wie ja hier überhaupt alles ohne Regel vor sich geht, trotzdem der Staat als solcher nicht genug Regeln aufstellen kann. In Froges traf ich selbst Drunter und Drüber mit gehöriger Kotvermengung, wie in Brignoud, und in Les Bois und Les Champs war's nicht besser. Im Vergleich zu 1921 ist's entschieden schlimmer

Nur Grenoble ist und bleibt sauber. Mütterchen und ich waren gestern Nachmittag dort, durchstöberten die Läden, wobei ich unter anderem auch eine sehr gute geologische Karte von Frankreich fand. Mütterchen war überglücklich, dass sie mal mit ihrem Bueb spazieren gehen konnte

In Frankreich scheint sich eine Lebensweisheit breit gemacht und selbst intellektuelle Kreise erfasst zu haben: «Enfoutismus», wenn man sie mit dem französischen Dialektwort betiteln darf. Sie ist am besten damit bezeichnet, denn die Wendung «je m'en fous» vernimmt man so unsagbar oft, dass es wohl das erste Wort wäre, das man als Fremdling erlernen würde. Das geht mich nichts an! Oh, mir passt's ja! Und dergleichen mehr: Der Franzose kümmert sich nur noch um sich. Ist es vielleicht deshalb, dass man in den Zeitungen für den 11. November, den Tag des Sieges, so laut und spaltenvoll für die «Gleichheit und Brüderlichkeit» und das «Einer für alle und alle für einen» einsteht?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 9. November 1923, S. 1698 f.

Nun soll ein Jugendtraum in Erfüllung gehen: das Meer sehen! [...] Und nun bin ich da, in Marseille, werde gehörig ausruhen, um morgen frisch und froh für neues Umschauhalten bereit zu sein und um das Meer zu sehen, das heut erst verstohlen durch die Regennacht zum Zug herüberschielte

Durch das besser gepflegte und an guten Häusern reiche St-Lambert-Viertel stieg ich zur Basilika Notre-Dame de la Garde hinauf, von wo aus ich einen herrlichen Blick hinaus in die Meeresweite geniessen konnte. Denn just tat sich in wildem Winde der Himmel auf, zeichnete einen Regenschauer weit gehobenen Regenbogen über die Stadt, und endlos weit dehnte sich der Blick hinaus in das wogende Meer, das die Wellen weiss schäumend gegen die Ratonneau-Inseln peitschte. In der Ferne mengten sich Wasser und Wolken zu gleichem Grau, und es war, als entreisse der Mistral dem Meer die Wolkenballen, um sie hinein ins Land zu tragen

Wie lange nur mocht' ich hinaussehen? – Bis ein biederer Alter neben mir zu mir sagte und frug: «Sie sehen das Meer zum ersten Mal?»

Ei, mir ward zumute, wie wenn ich hoch oben auf einem Gipfel stehe und hinweg über die Täler schaue. Da dehnt sich Grösse und Unendlichkeit

Und ich fing an zu verstehen, weshalb diese Menschen hier in engen Gassen und Häusern wohnen. Sie wollen das Gegenteil zur Weite, die sie Tag für Tag umgibt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10./11. November 1923, S. 1700 ff.

Der Völkerbund

Unter meinem Vorsitz wurde heute im Schlüssel eine «Kommission der Gegner des Völkerbundes» für den Kanton Uri gegründet. Eine harte Arbeit wird uns bevorstehen, vielleicht ohne Sieg, aber wir gehen frisch daran, um der Heimat Erde willen, um der lieben Berge willen! So viel Grosses und Starkes ein Völkerbund in sich schliessen mag, so nichtig und schlecht ist die Halbheit, die heute als «ligne des nations» in die Welt posaunt wird

Politiker! Ei, ob mich mein Kind begreifen wird? Vielleicht wird es mir da zum ersten Mal nachgeben und verzeihen müssen. – Ich kämpfe nicht gegen Entente-Staaten, nicht gegen Frankreich, aber gegen deren heutigen Führer [damit meinte er den damaligen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 24. März 1920, S. 1157

Gewisse Dinge können einem, so nahe sie einem sonst liegen, geradezu zum Ekel werden, wenn man sie gar zu oft und gar zu viel zu kosten kriegt. So ergeht es mir schier gar mit der Angelegenheit des Völkerbundes. Wohl hatten wir Gegner anlässlich der heutigen Volksversammlung hier entschieden und offensichtlich die grosse Mehrheit der Urner auf unserer Seite, was mein Mithalten in dieser Aktion eben mehr anspornen als hemmen sollte – aber seit einigen Wochen, da mein diesbezügliches Auftreten publik wurde, überfluten mich Freunde und Gegner der Sache derart mit Schreibereien und Drucksachen, dass ich beileibe von dieser Hausiererei den Ekel kriege. Seltsames Ideal, wenn selbst unsere oberste Landesbehörde unermüdlich dafür hausieren geht – und seltsames Ideal, das alle Weltmächte umschliessen soll, aber erst durch den Beitritt eines kleinen, unscheinbaren Landes, das kaum die rechte Selbstständigkeit besitzt, geschweige denn eine Macht nach aussen, zur Geltung und zum Bestehen kommen soll. Gleich einem seltsamen Träumen hören sich alle Weisungen an, die sich um dieses Völkerbundproblem scheren: So wird es kommen! Ewiger Frieden! Durchgreifende Gerechtigkeit! – Obgleich man, wenn man sachlich und nur sachlich erwägt, den ganzen Pariser Mischmasch als ein echtes Grossstadtprodukt erkennen muss, das beileibe kein Recht enthält, wohl aber alles, was die Politik und Diplomatie des «natürlichen Rechtes», d. h. der Macht, in eine Hand legt, der nun die zahllosen Kleinen ringsum Vasallendienst und Schreinerdienst leisten sollen. Mir kommt das ganze einer Komödie gleich, die nicht recht in Szene gesetzt wurde, weshalb nun Claqueurs Bravo schreien müssen, damit man glaubt, es sei ein Kunstwerk. Ja, ein gekünsteltes Werk ist es, dass einem davor graut

Man spricht von künftigen Dingen und vergisst, dass der Mensch sechs Jahrtausende hinter sich hat, zum Mindesten, aber noch ganz unbekannte Spannen vor sich. Man erwägt und prophezeit und träumt – und vergisst dabei, dass der Mensch ein verderbtes Produkt ist, das bei allen ihm unterjochten Tieren Zuchtwahl hielt, nur bei sich selbst nicht. Und nun soll plötzlich aller Menschenrat und Unrat mit einem Mal zur Vollkommenheit gelangt sein, gereinigt und neu gestärkt, dass sie des ewigen Friedens würdig sind? Oh, ich beneide da die Befürworter des Völkerbundes um ihren masslosen Glauben an solches Geschehen. Mir bleibt da, angesichts der Menschen, geschieden in eine kompakte Masse, in Intellektuelle (die oftmals noch gemeiner sind als die Majorität – nach Ibsen) und einige wenige Grosse, die den Fluch ihrer Rasse verachten und beiseitestehen, nur ein tiefer, ernsthafter Pessimismus, der allerdings noch von einigem Jugendhoffen getragen wird: Vielleicht wird es besser. Ansonsten müsste man selbst verzweifeln

Ich werde ein entschiedenes Nein sagen zu dem Völkerbund, mit vollem Wissen und Gewissen; denn fester denn je steht für mich der Grundsatz: Alles Menschheitverbessernwollen ist nichtig, solange man nicht bei sich selbst und im eigenen Kreis der Umwelt beginnt. Nicht oben, sondern unten müssen wir anfangen. Denn was heute oben ist und steht, das sind Menschen, Menschen wie wir, die ohne Zuchtwahl entstanden sind

Züchtigen wir also vorerst uns selbst, das eigene Ich zum Besseren, vielleicht, vielleicht erleben wir dann noch einen Schritt, der Kommendes höherbringt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 25. April 1920, S. 1171 f.

In einem Brief an seine Mutter (sie war wegen der Haltung ihres Sohnes zum Völkerbund besorgt)

Nein, gerade du bist es gewesen, die in mir die Schollentreue zog. Du warst und bleibst deiner Trikolore treu, Mutter, trotz 30 Fremdenjahren – immer noch wandern deine Gedanken über die Hügel und Ebenen bis zu jenen Bergen, die das Isère-Tal umstellen. Und so wuchs auch in mir eine Bergliebe, aber zu härteren, kälteren Riesen: Das sind meine Schweizer Berge! Und für diese werde ich allzeit alles geben, denn nur mit ihnen bin ich das, was ich sein muss: l'homme qui reste sur le chemin de son destin, qui reste sur le chemin de sa forêt pour y jouir de tous ses charmes!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 25. April 1920, S. 1189

zwischenspiel irrungen

Auch für das Bestehen der eidgenössischen Wählbarkeitsprüfung brauchte Max zwei Anläufe. Nach einem ersten Misserfolg im Dezember 1918 schaffte er es im zweiten Versuch im April 1919, gemäss einem Eintrag in seinem Tagebuch aber nur mit «der Gnade der Prüfenden» und der Ergänzung, dass er den werten Herren ein fürchterliches Individuum sein müsse, sodass sie nicht ohne Bangen nun die Verantwortung seiner Wählbarkeit trügen

Wenn nicht Mütterchen wäre, wenn nicht Friedel neben mir stünde – wenn ich also ganz allein und unabhängig meinen Weg ginge, ich hätte auf die Sache verzichtet, um diesen «hohen Herren» die Ruhe zu geben und sie nicht zur Lüge zu zwingen – und ganz unten hätt' ich angefangen. Nun beginne ich bereits eine Stufe höher. Wohlan, wir wollen sehen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. April 1919, S. 819 f.

Nach Praktika – ab dem 21. Juni 1916 in Sursee und Luzern, dann ab Januar 1919 in Schaffhausen – arbeitete er ab 11. Juni 1919 im Kanton Uri, zuerst bis 1930 als Adjunkt, dann bis zu seiner Pensionierung 1960 als Vorsteher des kantonalen Forst- und Kulturstamts

Die Mitteilung erhalten, dass der hiesige Landrat mich mit grossem Mehr zum Forstadjunkten gewählt hat. Als einziger Bewerber war dies leicht möglich!

Beigehefteter Zeitungsartikel

Auf die wiederholten Ausschreibungen hat sich einzig Hr. Max Oechslin, Forsttechniker, von Schaffhausen, geboren 28. Mai 1893, angemeldet, der am 2. April 1919 seine zweite Prüfung über die praktische Befähigung bestanden und vom eidg. Departement des Innern das Wählbarkeitszeugnis erhalten hat. – Das Resultat der geheimen Abstimmung ergibt bei 35 abgegebenen Stimmen 27 für Oechslin, leer 8 Zettel. Es ist somit gewählt als Forstadjunkt Hr. Max Oechslin, für den Rest der Amtsdauer

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. Juli 1919, S. 939

Der Erste Weltkrieg betraf Max in mehrfacher Hinsicht sehr stark. Einerseits absolvierte er während seiner Praktikazeit viele Tage im Aktivdienst, und andererseits waren seine beiden Familien sehr vom Krieg betroffen. Seine französische Familie beklagte Tote, so auch seinen Cousin Eugène Buissière, mit dem er in seiner Jugendzeit viele fröhliche Ferien im Val d'Isère erlebt hatte. Seine Mutter engagierte sich sehr stark für Evakuierte, Internierte, Schwerstverwundete und Kriegsgefangene in den Zügen. Sein Leipziger Cousin Erich Chemnitz-Oechslin kehrte als Schwerstbehinderter aus dem Krieg zurück

Dies alles – zusammen mit den beruflichen Schwierigkeiten – verstärkte seine Neigung zu einem abgründtiefen Pessimismus, der ihn immer wieder befiel

Ein neues Jahr ist nun im Lauf. Endlos viel Hoffen legten wir Menschen alle darein. Und ich selbst ein grosses, endlich grosses Hoffen!

Ein grausamer Pessimismus hält mich und schnürt mir die Kehle

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. Januar 1918 und 22. Januar 1918, S. 612 und 615

Gestern die ganze Nacht auf Patrouille und auf dem Beobachtungsposten Rämél. Von 4 Uhr 30 bis 5 Uhr einer Kanonade Richtung Dammerkirch [heute Dannemarie] zugeschaut. Endloses, unzählbares Aufblitzen und Dröhnen und Donnern. Brand Richtung Hirsingen – grausame Welt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 12. September 1918

In dieser Zeit gab ihm die Nietzsche-Lektüre «Halt» im Sinn von ständiger Bestätigung seiner Gefühlslage, dies zusammen mit seinem Freund, dem Bildhauer Eugen Scheuermann, und auch seiner Cousine Marthe, der Tochter seines Onkels Alexander Oechslin, mit der er 1919 viel Zeit verbrachte während seines Praktikums in Schaffhausen

Sonntag! Ich lese Nietzsches «Jugend»

Ich bin um ein grosses, wundersames Ereignisleben reicher geworden! Nietzsche! Herrgott, dieses Buch! Man zittert, wenn man diese Jugend zu Ende gelesen hat. Zittert nicht von der Grösse dieses Menschen, sondern vor eigener Kleinheit

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 27. März 1919, S. 867

Auguste Forel

Forel 1848–1931 war ein prominenter Vertreter der Schweizer Psychiatrie. 1907 erschien sein äusserst erfolgreiches Buch «Die sexuelle Frage», mit dem er den Grundstein für eine entmoralisierte, moderne Konzeption der Sexualität legte. Er hiess die Homosexualität gut, forderte die konsequente Gleichstellung von Mann und Frau und propagierte das Matriarchat. Gleichzeitig war er ein knochenharter Eugeniker, ein Anhänger von Rassentheorien und Zwangssterilisationen (aus: Universität Zürich, UZH News, 10. Oktober 2005). Erst Anfang der 2000er-Jahre wird auch dieser Aspekt seines Werks beleuchtet

Nun habe ich Forels «Sexuelle Frage» durchgelesen. Und wahrhaftig: Wie seltsam, dass ich bis zum meinem 27. Jahr noch in so vielem ganz Bub geblieben bin, so wie ihn das Mütterchen erzogen hatte. Wohl wusste ich von der Sexualität viel – und doch sehr wenig, alles und doch gar nichts, denn was ich in der Wissenschaft und in der lichtweiten und freien Natur gesehen und zu einer Anschauung vereinigt hatte, das stand alles zu lose, als dass es wegleitend hätte werden können. Forel hat mir nun eine feste Grundlage geschaffen, auf der ich bestimmt aufbauen kann und darf. Wohl setzt man mit ihm das Ziel. Jahrhunderte weit voraus, aber gerade da muss man ihn würdigen und achten und nachahmen, denn je weiter und je höher man das Ziel setzt, das man erreichen will, um so grösseres Erreichen wird man erringen

Die höchste Aufgabe der ethischen Tat ist die Arbeit für das Wohl der künftigen Generationen. Dafür ist eine offene Erkenntnis notwendig und ebenso: ein offenes Bekenntnis

Gemeinschaftsarbeit wird auch uns zwei, Friedel und mich, führen; denn ich weiss, dass Friedel mir zur Seite stehen wird, wo es heisst, der Menschheit mehr zu geben, als ihr zu nehmen, und wo es heisst: mit Taten und Werken mitzuhelfen, dass die Gemeinschaft der Menschen doch vorwärtsschreitet, Schritt für Schritt. In unserer Eigenwelt und Umwelt werden wir zwei arbeiten, vielleicht manchen Sturm und Drang erleben, aber dennoch wird die Sonne immer bei uns und mit uns sein

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 29. April 1920, S. 1175 f.

Vergangenen Dienstag machte ich einen lehrreichen Klausgang, einerseits in Bezug auf «Einsichtnahme» in die verschiedenen «Familienverhältnisse» und anderseits in der «Erkennung der heutigen Zuchtwahl». Es ist entschieden notwendig, dass man selbst einmal daran denkt, Gesundes zu erschaffen! Einstweilen züchten wir beide aber noch an uns selbst, Friedel und ich; denn wir sind darin einig, dass wir nur geistig und seelisch und vor allem auch leiblich stark einem Kind das Leben geben wollen

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 10. Dezember 1920, S. 1286

Katholische Geistlichkeit

An vielen Stellen in seinem Tagebuch äussert sich Max Oechsli extrem negativ über die katholische Kirche, deren starke Präsenz im Kanton Uri der 1920er-Jahre ihm gegenübersteht

Die Urner Landsgemeinde hat heute getagt. Zum ersten Mal machte ich bei solchem «Thing der Männer» mit, bei dem die Volksstimme wohl sehr zur Geltung kommt, aber trotz allem demokratischen Geist eine sehr vage Entscheidung inneliegt. Tatsächlich können die Stimmresultate so höchstens auf einige hundert Ja oder Nein genau festgestellt werden. Und sodann halte ich an meiner Kritik fest: Je nach Witterung fallen die Dinge aus. Heute fegte der Föhn über die 2000 Mann hin und so ward manches überhört oder falsch verstanden, sodass am Ende manch einer für das stimmte, was er eigentlich nicht wollte. So erging es offensichtlich der Tanzinitiative, die verworfen wurde, aber sicherlich nur auf falschem Verständnis beruhend

Recht mittelalterlich mutete mich der Ring an, und da ich in religiösen Dingen ja allerdings ganz extrem eingestellt bin: Das gar zu starke Hervordrehen des «Wir Christen», das ist fast anekelnd – und dann in der nächsten Handumdrehung stimmt doch gerade ein jeder Christ grad so, wie's ihm am behaglichsten passt, oder wenigstens nach dem Prinzip des «kleineren Übels»

Dann und wann – vor allem, wenn eine Frage wieder am meisten besprochen wurde – kam mir just Nietzsche in den Sinn: Der Mensch ist ein Herdentier. Die Geistlichkeit war stark vertreten und griff entscheidend ein. Es ist halt doch lohnend, für seine liebe Gemeinde einzustehen. Im schwarzen Röcklein birgt sich aber alles – vor allem das Schwarze. Dem lieben Herrgott der Christen muss heut allenfalls furchtbar zumute gewesen sein, denn andernorts gibt er ein A zu, hier ist es Frevel, da gestattet er ein B und dort ist es Lüge. Oh sonderliche Christenmenschen! Wenigstens eines muss ich ihnen gestehen: Sie verstehen sich darauf, ihren Gott nach ihrem Wasserlauf zu richten

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 29. April 1920, S. 1175 f.

Fremde

Die Rekrutenerziehung gibt viel Arbeit; denn obgleich die Leute im Allgemeinen willig sind, merkt man doch, dass wir eine grosse Zahl «Fremd»-Schweizer besitzen. Von den etwa 450 Mann sind an die 15 Prozent eingekaufte Schweizer, Leute, die zum grössten Teil aus rein persönlichen Interessen und aus «Fahnenflucht» unserem Land beigetreten sind. Diese tragen nun einen sonderlichen Geist aus, der eben mit unsrem Heimateleben sehr wenig gemeinsam hat

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 23. Juni 1920, S. 1208

zwischenspiel verrirungen

Allein zog er Anfang Mai 1919 nach Altdorf in das Inglin'sche Haus an der Seedorfstrasse 2 gleich neben seinem Arbeitsort, zuerst in den Dachstock, dann – am 5. Mai 1922 – einen Stock tiefer in eine geräumigere Wohnung

Ich wohne bei einer Witfrau grad in der Nähe des Amtshauses, wo mein Büro ist. Sie trauert schon an die 30 Jahre ihrem Gatten nach. Jetzt hält sie einen Spezereiladen, verkauft Faden und Nadeln und alles Mögliche und Unmögliche [...] Mein Zimmerchen ist zuoberst im Haus, grad unterm Dach [...] Drei Stiegen hinauf muss ich und dann noch eine und durch den engen Estrichraum – und dann bin ich in meinem Kämmerlein. Hellblau ist das Getäfer gestrichen. Alles ist aus Holz, Wände und Diele und der Boden aus fasrigen Tannenbrettern. Wie fein machen sich da meine mitgebrachten Bilder und Dingerchen. Dein Gofenköpfchen hängt über meinem Arbeitstischchen, das grad 1 m lang und 60 cm breit ist, also grad fürs Schreiben ausreicht. Auf der Truhe liegt eine feingehäkelte Decke, ein Büchergestell steht darauf, auf dem Nietzsche, Dante, Ibsen und die Bibel Platz gefunden haben. Ich werde nicht mehr Bücher halten, aber die, die da sind, die will ich ganz kennen lernen [...]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, Abschrift eines Briefes an Friedi, 11. Mai 1919, S. 899

Er erwähnte sein Büchergestell mit insgesamt vier Büchern und dass er nicht vorhabe, mehr Bücher zu halten. Bald wurden es mehr, viel mehr, schliesslich viel, viel mehr. Mindestens Nietzsche, Ibsen und die Bibel prägten ihn in dieser Zeit, den ewig Einsamen, den grossen Pessimisten und häufig auch Egoisten, ausgestattet mit riesigen Verlustängsten

Vergangene Nacht war ich lange wach. Und da träumte ich, dass ich allein bleiben müsse, dass das Schicksal mir Friedel nie geben werde. Und da fing ich an, darüber nachzudenken, wie ich mein Leben einrichten müsste, wenn dem so wäre. Und da empfand ich, dass ich noch manche Trauerstunde stillen Weinens zu erleben hätte, bis ich gerade die Einsamkeit nicht mehr einsam fände

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Mai 1919, S. 911 f.

Und mein Nietzsche ist mir Weiser und Wegweiser. Je mehr ich ihn lese, umso grösser, kraftvoller wird er für mich, und umso reicher wird all das, was ich aus seinem klar und rein sprudelnden Quell schöpfe

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. September 1919, S. 1032

Sein Vorgesetzter, Oberförster Jauch, gewährte ihm grosse Freiheiten, so z. B., dass Max frei über seine Zeit verfügen könne, ihm einfach jeweils am Samstag das Programm für die kommende Woche geben müsse, damit Jauch ungefähr wisse, wo sein Mitarbeiter sich gerade aufhalte. Diese Freiheit, selbst über seine Zeit verfügen zu können, entsprach ihm sehr. Bald aber entstanden unlösbare Gegensätze zwischen dem forschenden jungen Förster und seinem Vorgesetzten

Ja, ich bin am Ende doch der Glückichste, denn mein Arbeiten bestimmt niemand, weder Zeit noch Mass noch Inhalt. Wohl liegt mir eine gewisse Berufsarbeit vor, die ich in Amtspflicht und im eigenen Wollen zu erfüllen habe, aber auch in dieser fühle ich Freiheit. In meiner Stube aber bin und kann ich ganz bei mir sein

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. September 1919, S. 1022

Schnell lebte er sich in seiner Arbeit und seinem Wirkungskreis in Altdorf ein, auf die er sich – wie er schrieb – von Tag zu Tag freute. Schon nach wenigen Monaten begann er auch mit seiner Vortragstätigkeit, die in breit bekannt machte im ganzen Kanton – ab November 1922 sogar mit einem Projektionsapparat der Marke Ica-Maximar von Zeiss

04.10.1919	«Kleine Windgälle»	SAC, Sektion Gotthard
07.11.1919	«In meinen Bergen»	SAC, Sektion Gotthard
13.12.1919	«Wilhelm Busch»	SAC, Sektion Gotthard
11.01.1920	«Waldökonomie»	Kaufmännischer Verein Altdorf
18.01.1920	«Naturschutz und Nationalpark»	SAC, Sektion Gotthard
30.01.1920	«Der Schweizer Gebirgswald»	Kaufmännischer Verein Altdorf
03.02.1920	«Der Schweizer Gebirgswald»	Gemeinde Seelisberg
usw.		

Volksrecht

Einmal wurde laut, dass unter den Soldaten die sozialistische Tageszeitung «Volksrecht» gelesen werde. Oberst Schmied plädierte sofort für das Verbot dieser Zeitung. Ich erlaubte mir, ihm gegenüber zu treten, mit der Begründung, die Politik sei wie die Religion am Ende doch eine höchst persönliche Angelegenheit und so stehe es einem jeden zu, das Blatt zu lesen, das seiner Geistesrichtung entspreche. Wie der Bürger in der Freizeit die «NZZ» lese, so dürfe der Sozialist sein Blatt lesen. Nur in dem Fall, dass Letztere gegen das Militär in aufrührerischer Weise schreibe, sei für die Rekrutenschule eine Konfiszierung gestattet

Diese Meinung fand allerdings den Nachdruck und die Beachtung – der Herr Oberst zürnte mir aber bis in letzter Stunde

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. August 1920, S. 1227

Politisieren

Eigentlich hat Friedel recht: überhaupt die ganze Politik weglegen! Aber – ich bin Schweizer und es ist nun mal des Schweizlers Art, dass er sich mit den Ereignissen des Tages lebhafter abgibt als andre. Ihn bewegt alles, vor allem das Denken der Gemeinschaft – und in ihm liegt eine Kraft, ein Impuls, der in die Gemeinschaft Bewegung bringen möchte. Jeder Schweizer ist so, so er echt ist: Er glaubt, stark genug zu sein, die Ereignisse zu erfassen und zu lenken. Das entspringt seinem Wesen, sich frei zu fühlen

So oder so: Ein bisschen mehr «Häuslichkeit» wird mir nicht schaden, und die Kraft, die ich dadurch gewinne, kann ich dann mir umso nutzbringender für die Wissenschaft verwenden

Friedel findet das besser – und, ei ja, ich muss ihr doch glauben. Sie hatte schon oft recht – und nicht ich

Friedel: «Man soll sagen, was man denkt, aber man soll nicht sagen, was man denkt.»

Ich: «Es ist nicht alles hervorragend, was hervorragend ist.»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. März 1921, S. 1344 f., und 5. April 1921, S. 1347

Früher Grüner

Zwei Tage war ich im Schächental betreffend die Verbauungen und Aufforstungen im Einzugsgebiet des Schächens, Arbeiten, die vom Bund verlangt werden. Sodann hatte ich an einer Grenzbereinigung betreffend Holzservituten teilzunehmen. Bei beiden Angelegenheiten konnte und musste ich den Eigennutz der Älpler kennen lernen. Fast ein furchtbarer Egoismus zeigte sich: Auf der einen Seite soll der Wald der freien Weide weichen, und auf der anderen schreien sie nach der Sicherung gegen die Lauenen und die Wildbäche. Und da, wo dem einen auf fremdem Boden ein Holznutzungsrecht zusteht, da soll dann der Wald stehen bleiben!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Juni 1921, S. 1403

Und heute, als ich wieder mit den Unterförstern und Beigesellten den Bergwald durchstrich, um an alten und kranken Bäumen den Hammer «anzuschlagen», da liess es mich nicht los: kleiner Mensch! – Weshalb erlauben wir uns nur, so in die Natur einzugreifen und totzulegen, was da während Jahrhunderten seine Arme reckte und den Gipfel im Winter wiegte? – Es mag eine Schelte der allwaltenden Natur sein, wenn sie den Boden dörrt und Lauenen wieder gehen lässt, wo «oberförsterlicher Kahlschlag» allzu schroff in die Stille des Bergwaldes eingriff [...] Dann und wann rasen einem die Rösslein durch und man gesellt sich zur sich rächenden Natur und man scheltet mit

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 25. Juni 1921, S. 1414

Heimatschutz

Verflossenen Sonntag tagte hier die Jahresversammlung für Heimatschutz. Ich [...] hatte Freude an all dem Idealen, das da freimütig erstrebt wird, hatte aber dabei das Empfinden, dass vielfach allzu «ideal» gedacht und vorgegangen wird. Da protestiert man gegen eine Freileitung der Elektrizität, fordert deren Projektstreichung – und nach einem Jahr steht dieselbe trotzdem. Wäre es nicht besser, man würde bei solchen Sachen im Detail mit den Unternehmen unterhandeln, um durch kleine Änderungen und Ergänzungen und desgleichen den Heimatschutz zu wahren? So liesse sich doch anstelle eines Gittermasts da und dort ein Steintürmli auf einem Felsen verwenden etc. Und dann: Wenn man in einer Stauung des Vierwaldstättersees, d. h. in einer Erhöhung des Wasserpegels um 45 cm, eine Gefährdung des Heimatbildes sieht, so finde ich, dass der Heimatschutz zu weit ausgespinnt wird

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. Juni 1921, S. 1412

zwischenspiel kluges

Diese Vortragstätigkeiten waren für ihn «eine politische Aktion für den Wald», denn es bedürfe solcher angesichts der bisher geringen oder fehlenden Interessen des Landvolks für den Wald, und begleiteten ihn durch sein ganzes Leben

Auch bereits Anfang 1920 beteiligte er sich mit Schnitzelbankversen an der Altdorfer Fasnacht

Die 1920er-Jahre brachten eine Hochblüte nicht nur des Narrenblatts, sondern vor allem auch der Schnitzelbank. Verantwortlich hierfür waren die «Nächstenliebe Altdorf» und vor allem der Kunstmaler Heinrich Daniöth (1896–1953). 1920 malte er erstmals die Helgen für die «Nächstenliebe»-Schnitzelbank. Verseschmied war Forstadjunkt und späterer Ehrendoktor Max Oechslin (1893–1979). Offiziell hiess die Urheberschaft: «Bilder nicht von Hodler» sowie «Verse nicht von Busch». Sowohl Daniöth als auch Oechslin waren keine Vereinsmitglieder und wurden zum Erstellen der Schnitzelbank beigezogen. Die Schnitzelbank wurde in der traditionellen Form mit Helgen, Reimen und begleitender Musik singend vorgetragen. Für die Sittenwärter und Moralisten war die Fasnacht 1920 zum Entsetzen, denn die Schnitzelbank der «Nächstenliebe» schonte nicht die Geistlichkeit. Das «Uerner Wochenblatt» bezeichnete es denn auch als «Schmutzerei», wie «unser hochwürdigster Bischof» zur Narrenfigur herabgewürdigt worden sei

urikon.ch, Online-Publikation über das Urner Brauchtum

Es blieb ein Auf und Ab mit der Försterei im Kanton Uri. Einerseits war Max mit grosser Begeisterung am Werk und überall unterwegs für «seinen» Gebirgswald und «seine» Berge, anderseits behagte ihm vieles nicht an der Situation, für die er keinen Ausweg sah

In der Amtsarbeit bin ich recht unbefriedigt und müde. Mein Vorgesetzter scheint in den letzten Wochen tatsächlich, wie der Volksmund hier sagt, nur «andernorts» beschäftigt zu sein; denn abends finde ich jeweils die gesamte Post «zur Erledigung» auf meinem Pult. Sogar mit Bern habe ich zu verkehren

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. Dezember 1920, S. 1283

Heute auf dem Büro! Leiden und Zwiespalt mit meinem Vorgesetzten, da ich im Jahresbericht [des «Uerner Wochenblattes»] über das Forstwesen von 1920 schreibe, dass wir 73 Prozent Mehrnutzung gegenüber dem Voranschlag zu verzeichnen haben. Oberförster J[auch] meinte, solche Sachen, die ja Tatsache sein mögen, aber direkt «als unserseitige Misswirtschaft» gedeutet werden könnten (ich füge da bei: als seine Misswirtschaft), die solle man nicht bekannt geben, das gehe niemanden etwas an. Da ich mich aber mit dieser ernerischen Denkart nicht zufriedengeben kann und sie in keiner Weise mir zu Eigen machen weiss, so gab's denn ein «Gegenüber», das vielleicht meine «Änderungen» nach sich ziehen wird

Zudem soll ja auch ein Besoldungsgesetz in Kraft treten, das mir und Friedel ein wirkliches Existenzminimum zusprechen würde, nämlich ein totales Jahresgehalt von 4000 Franken. Für mich, ja sogar für uns zwei gäb's daraus Brot und Kleider genug – aber wenn wir an unsere Kinder denken, und solche Ewigkeit begehren wir, dann wird uns mutlos zu Sinn. Sie sollten es doch schöner haben als wir, was so aber durchzuführen nicht möglich wäre

Oder soll diese Besoldung vielleicht auch mir Verleitung sein, dass ich den geleisteten Eid trotz aller «unsichtbaren Heiligen» kurzweg vergesse und irgendwelches Nebenamt einführe? Allenfalls schritte ich dann in den Fussstapfen meiner hiesigen «Amtskollegen», doch verstehe ich mich heute auf Viehhandel und derlei höchst schlecht

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 28. Februar 1921, S. 1337 f.

Denn, seltsam, ich empfinde plötzlich meine Verbannung: Ich muss mit meinen freiheitlichen Gedanken, die in jedem Menschen das Lebendige erkennen, hier in «katholischen Nestern» wohnen und leben, wo man den Geist tötet und in ein Joch zwingt, das Ave rufen, wenn das Klingelzeichen dies verlangt, und wo die Menschen sich keinen Schimmer verleihen, damit gerade ihr Gott nicht sehe, wie unrein ihr Blut fliesst

Friedel empfindet die Verbannung noch mehr als ich. Aber eben: Noch liegt ein Graben ringsum und ich muss froh sein, wenigstens dies Brot zu erhalten, das Uri bietet

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. Juni 1921, S. 1409 f.

Ernsthaftes

Nun etwas Ernstes. Ing. Rovida übersendet mir ein Herbarium eines ihm bekannten Professors von Marengeller [?], Wien, das 1053 fein geordnete, ausschliesslich alpine Pflanzen enthält, einzeln auf Bogen in 20 Mappen. Eine volle Lebensarbeit. Der Wiener verkauft sie, weil er Brot haben muss. 150 Franken habe ich dafür gegeben, die ich ohne Bedenken meiner Reserve entnehme, einmal mit dem Stolz, in den Besitz eines vollwertigen Herbars zu gelangen, und sodann aber vor allem mit dem Gefühl, dass ich dem in Not geratenen Botaniker das Wissen wachrufe, dass er seine Lebensarbeit, in die er all seine Musse und Liebe hegte, in rechten und achtenden Händen weiss

Beim Anblick dieser Pflanzenblätter kommt mir die Grausamkeit der die Intellektuellen doppelt treffenden Not der Nachkriegszeit zum Bewusstsein. Und was kommt noch? Ich stelle diese Frage, denn wir stehen am Vorabend eines Kampfes, der, wenn er auch nicht auf offenen, weiten Feldern ausgetragen werden wird, noch grausamer und vernichtender sein wird, als das soeben vergossene Blut im grossen Ringen, gerade deshalb, weil es vorab die Stillen treffen wird, diese teils einsamen Arbeiter in den Gelehrtenstuben. Seltsames Schicksal

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. Juli 1922, S. 1502 f.

Papiermillionär

Als ich heute in Klagenfurt Geld einwechselte, erhielt ich für 72 Lire 221 260 Kronen und für 200 Franken 2 641 000 Kronen, also zusammen 2 862 260 Kronen, so bin ich nun mit den eingebrachten Noten dreifacher Millionär geworden, ein Zustand, den ich in meinem Leben nie mehr erreichen werde und den ich zu erreichen mir nie träumte. Das wird sicherlich eine komische Reiseabrechnung ergeben

Max Oechslin reiste vom 7. bis 22. Oktober 1922 nach Oberitalien und Österreich

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. Oktober 1922, S. 1550

Workaholic

Seit bald zwei Monaten hab ich mehr oder weniger Leibschmerzen verspürt, dann und wann recht grimmig. Und als ich heute beim Arzt mich meldete und Nachfrage hielt, da meinte er nach langen Untersuchungen, dass ich wohl zum Kranksein keine Zeit habe, denn eine Blinddarmentzündung sei in der Hauptsache glücklich vorüber, aber noch nicht überstanden, denn auch ihr Ausklingen könne noch solche Rückwendung bringen, dass ein operativer Eingriff notwendig sei. Aussichten, wenn man just wieder in aller Arbeit steckt, die erledigt sein will!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 25. Januar 1924, S. 1742 f.

Die Müde wirkt wieder dann und wann. Denn Tag für Tag im Wald über Stock und Stein und abends Schreibereien in alle Nacht hinein, das ermüdet am Ende einen jeden. So lag ich gestern den ganzen Tag im Bett und mass abends nicht weniger als 38,9° Fieber. Dem Schädel nach konnte es so sein! Mit Lindenblüten-tee half ich gehörig nach, sodass ich heute das Normale wieder erreicht hatte und den ganzen Nachmittag meiner Arbeit nachgehen konnte: lesen und schreiben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. Juli 1927, 2071 f.

Anerkennung

Die Gemeinde Bauen hat mir vor Tagen als Anerkennung für die ihr geleistete forstliche Arbeit je eine bronzene und eine silberne Zwyssig-Medaille geschenkt. Eine wertvolle Kleinigkeit für mich, ist dies mir doch ein Beweis dafür, dass meine Arbeit für die Erhaltung des grünen Bergwaldes mehr und mehr auf fruchtbaren Boden fällt und dass auch die Einführung einer «Ordnung der Dinge» nicht nur Opposition trifft, sondern auch dankbare Gemeinderäte

Um auch meinen Dank zu geben, bin ich heute Nachmittag mit dem Projektionsapparat in Bauen gewesen. Da haben wir im Schulhaus mit Tüchern und Säcken die Fenster vermachet und die Wirtsstube verdunkelt und dann kamen aus Häusern und Hütten all die Männlein und Weiblein und Kinder, dass die Stube ordentlich vollgestopft wurde. Sogar direkt vor der Leinwand und dem Apparat sassen Buben und Mädels und guckten und hörten zu. Ich freu mich immer, wenn auch die Schuljugend mithält, wenn ich meine Vorträge halte; denn diese muss man für den Wald gewinnen, jetzt trifft man doch nur allzu oft in den alten Köpfen das verrostete Vorurteil gegen die «Forsttechnik», als dass man auf eine «Umkehrung zum Guten» rechnen darf

So halte ich meine Waldpropaganda und stückweise darf ich Erfolge sehen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Dezember 1923, S. 1720 f.

zwischen spiel nachdenkliches und erfolge

Alles in allem, reift in mir mehr und mehr die Hoffnung, dass sich doch im nächsten Jahrzehnt mir ein Weg sich öffnet, der mich aus diesem «Urland» führt, ich sage innert der nächsten zehn Jahre, denn es ist im Leben so eingerichtet, dass, so man sich etwas wünscht, die Erfüllung auf sich warten lässt – und ich sage «Urland», in Gänsefüsschen gesetzt, weil hier alles so sehr nach Verhängtem stinkt, nach Fremdenhass und doch wieder Fremdenschmeichelei, nach Gebeten und doch nach Lästern, nach Erhabenheit in der Form von Sich-erhaben-Fühlen und doch wieder nach Kleinmenschentum, dass dem Freien bisweilen der Atem eng wird ob solchem Heimaterdenduft

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. August 1921, S. 1429 f.

Ob's nun vielleicht doch eine Änderung geben wird? Die «forstliche Politik», wie sie hier betrieben wird, hat mir gerade die Freude genommen, dass ich mich ernstlich nach einer «Versetzung» umsehe. So meldete ich mich für die frei gewordene Stelle des Adjunkten bei der Stadtforstverwaltung in Winterthur. Forstinspektor Albisetti schrieb mir, dass ich mich auf ihn berufen solle, er wolle für mich eintreten. Wohlan: Wer den Papst zum Vetter hat, der wird noch Kardinal – aber ich werde kaum wegkommen!

Wahrhaftig: Die berufliche Arbeit behagt mir hier und ich werde kaum anderswo diese Genugtuung haben, wie ich hier jeweils mit stiller Zufriedenheit den Feierabend antrete. In Winterthur wäre ich eben kaufmännischer Förster, der mithilft, der Stadt möglichst grosse Erträge herauszuwirtschaften, daneben allerdings die ideellen Forderungen einer Stadtwaldung nicht vergessend

Aber Friedel möchte heimzu. Das begreife ich. Und wenn mal Gofen da sind, die gross werden und zur Schule müssen, so sind sie eben in Winterthur am besseren Ort

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 27. November 1921, S. 1427 f.

Während seiner ersten Berufsjahre bewarb sich Max für die verschiedensten Stellen im In- und Ausland, erhielt aber immer Absagen (Auswahl nach «Max Oechslin, Mein Tagebuch»)

- 20.07.1918 Im Schaffhauser Neunkirch ist eine Försterei offen. Ich bewarb mich. Das wäre eine Traumerfüllung – Aber: Der Prophet gilt nichts in seinem Lande
- 26.12.1918 Ich habe mich bei der Compagnie d'électricité industrielle in Paris um eine Anstellung als Förster beworben; denn hier ist beruflich doch kein Verbleib für mich. – Aber das schmerzt: seine Scholle verlassen
- 04.10.1920 Man denke sich: Die niederländische Regierung schreibt Oberförsterei in ihren indischen Kolonien aus – und ich frage, mit Friedels Einverständnis – um nähere Auskunft an

Und am 9. November dann: Der holländischen Regierung hab' ich auf deren Brief abgesagt – denn fürwahr: Der Gedanke, dass ich vielleicht doch einmal in Schaffhausen selbst als Förster den Wald durchschreiten kann, war stärker als der Drang in die Weite
- 27.11.1921 Ich meldete mich für die frei gewordene Stelle des Adjunkten bei der Stadtforstverwaltung in Winterthur

Um dann am 4. Dezember festzuhalten: Vor Tagen kam von Winterthur der Bericht, dass die Stelle schon besetzt sei. Ich kann also weiter bei meinen Bergen bleiben – muss aber damit auch weiter mit der «oberförsterlichen Waldwirtschaft» mich abfinden
- 19.02.1922 In Schaffhausen ist eine forstliche Lücke entstanden. Ja, es wird einen Brief kosten, ein bisschen Überwindung inneren Ehrgeizes, nicht mehr. Und nützt's nichts, so kann's nicht schaden. Am Ende ist es doch nur ein inneres, stilles Drängen nach dem Duft der Heimaterde, das ein Gelingen wünscht

Am 18. April erreichte ihn die Absage mit dem Vermerk, dass man ihm mit den «ausgezeichneten Qualifikationen bei anderer Gelegenheit besseren Erfolg wünsche», was Max als ein Klingen eines leisen Höhnens aus der Heimat interpretierte

Bisweilen geschehen seltsame Dinge. Als ich heute in Bauen der Amtsarbeit nachging und nach dem Durchstreifen des Dreherwaldes, wo das Unwetter von Ende Oktober erhebliche Schäden ausrichtete, im Feldmooshaus zum Mittagssnüni in dieser Bauernstube sass, da kam vom Tal her der Schiffer Res eiligen Schrittes und brachte mir mit fröhlichem Gruss diesen Zettel, den ich zum feierlichen Gedenken in mein Tagebuch klebe

Herr Oberförster

Sie sind zum Ehrendoktor der Universität Basel ernannt worden

Jetzt kommt ein Fotograf um von Ihnen eine Aufnahme zu machen für die «Nationalzeitung». Sie müssen nun sagen, ob Sie das Bild heute hier in Bauen oder in Altdorf aufnehmen lassen. Das Fräulein läutet um 12 Uhr wieder an von Foto-Press Zürich

Laut Telefonmeldung

Ich war ob solcher Meldung nicht wenig erstaunt und verstand, weshalb mir vor zwei Tagen Prof. Senn aufgeläutet und gefragt hatte, ob es mir nicht möglich wäre, am Freitag nach Basel zu kommen

Item, ich liess den Fotografen sitzen, sagte dem Res, er solle niemandem sagen, wo ich sei, machte meine Arbeit fertig und ging erst ins Tal, als der Föhn die Luft reingefegt hatte. Allerdings mit dem Erfolg, dass ich dann in Flüelen einem Presseemann in die Finger lief und noch in der fünften Abendstunde ein Fotograf in meinem Büro erschien [...]

Aber, nun denke ich mit allem Ernst über dies Geschehen nach; denn nun liegt auch ein Brief von Prof. Senn auf meinem Tisch, in dem es heisst, dass ich zur Basler Universitätsfeier eingeladen sei und es ihn freuen würde, wenn er mich als seinen Gast willkommen heissen dürfe. Somit trifft das ganze Spiel als Wahrheit zu. Und ich frage mich, wie-so und warum ich in meinem 42. Lebensjahr mit diesem akademischen Ehrendoktor ausgezeichnet werden solle? Denn was ich bisher arbeitete und schrieb, war das Lauschen der Bergnatur, das Zusammentragen von Bausteinen, aus dem vielleicht einmal ein kleines wissenschaftliches Haus gebaut werden kann. Aber ich bin weder Botaniker noch Geograf, weder Geologe noch Physiker, sodass ich heute voll Fragen bin, gestützt auf welchen Grundlagen und durch welche Fakultät mir diese Ernennung zuteilwerden soll?

Eines: Die Nichtdiplomierung von Seiten des Polys [ETH Zürich] wird dadurch wettgemacht und ich gelte dann als Akademiker

Aber ich hoffe, dass ich im Gedenken an meinen Vater nie vergesse, dass allein Arbeit den Menschen ehrt, unentwegtes Schaffen und Forschen für die Umwelt und für die Gesamtheit

Friedel freut sich mit mir. Auch sie wird Anteil haben an dieser Ehrung, denn sie hat mitgeholfen, sooft sie konnte. Wir sind ja zu zweit

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. November 1935, 4311 f.

Nun ist stiller Samstagabend geworden. Über dieses grosse Erlebnis, das ich gestern in Basel fand, da ich anlässlich des 475. Dies Academicus zum Ehrendoktor der Universität Basel ernannt wurde. Im Frühzug bin ich in die Rheinstadt gefahren zu diesem für mein Leben wohl entscheidenden Erleben, und noch finde ich mich nicht zurecht in diesen neuen Dingen, da Briefe und Karten und Telegramme künden kommen, dass sich eine nahe und weite – wenn auch einstweilen försterlose – Umwelt sich ob dem Geschehen freut

Doktor phil. honoris causa!

Zum ersten Mal schreibe ich dies in Max Oechslin, Mein Tagebuch und hefte nebenan die Urkunde in Max Oechslin, Mein Tagebuch, dem ich alles Leid und alle Freude je und je anvertraute. Es ist heute eine reine, grosse Freude!

Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Abteilung der Philosophischen Fakultät Basel verleiht am heutigen Tage die Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber

Herrn Kantonsoberrichter Max Oechslin in Altdorf

In Anerkennung seiner wichtigen Forschungen, die er im Kanton Uri über Wald- und Wirtschaftsverhältnisse sowie über die Verbreitung der Pflanzen überhaupt und ihre Abhängigkeit vom Klima und Standort durchgeführt hat

Auch die Veränderungen von Gletscher und Firn sowie ihren Einfluss auf die Vegetation hat er in den Kreis seiner Untersuchungen einbezogen und auch durch wertvolle geografische Studien sein Forschungsgebiet der Wissenschaft genauer bekannt gemacht

Wenn ferner einem seltenen Naturdenkmal Schaden oder Untergang drohte, trat er für dessen Schutz und Erhaltung je und je mit Entschiedenheit ein

So hat er sich um die Erforschung und die Erhaltung der heimatlichen Natur im hervorragenden Masse verdient gemacht

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. November 1935, 4317 f.

zwischenspiel grosse anerkennung

Im Nachgang zur Absage von Schaffhausen scheint sich bei Max die Idee zu festigen, trotz allem Unbehagen im Kanton Uri zu bleiben, auch – unausgesprochen – gegen den Wunsch seiner Frau Friedi

Ein leises Weh – und wieder das «Ja nu» helfen darüber hinweg – und die Einsicht wird stark, dass ja gerade hier in Uri ein weites, grosses Feld voll Arbeit für mich offensteht. So werde ich ein simples Gebirgsförsterlein bleiben und da im engen Tal wirken und werken, solange mein Herz klopft. Das Hinausdringen wird ja immer schwerer

Mag sein, dass meine forstliche Laufbahn nicht begonnen ist, wie seit alters her ein Weg als wichtiger Anfang gelegt wurde. Aber die Lücken meiner Studienzeit habe ich auszufüllen verstanden, und den Forstmännern gegenüber, die unseren Stand zum Kaufmann stempeln wollen und nicht den Mut haben, begangene Fehler und vor allem die «försterlichen Bequemlichkeiten» aufzudecken, denen werde ich stets die Feigheit vorwerfen [...]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. Juni 1922, S. 1489

In den Jahren 1922 und 1923 geschahen zwei Ereignisse, die wegweisend sein sollten für die junge Familie Oechslin-Huber

Das zweite geschah am 16. Oktober 1923, wozu Max schrieb

Heute war Professor Dr. Brockmann bei mir zu Besuch. Er besprach mit mir eine Arbeit, die ich unternehmen soll: «Wald- und Wirtschaftsverhältnisse im Kanton Uri». – Für mich war heute ein feierlicher, wissenschaftlicher Tag

Heinrich Brockmann-Jerosch 1879–1939 war ein Schweizer Botaniker und Pionier der Pflanzensoziologie. Von 1903 bis 1933 lehrte er als Privatdozent an der Universität Zürich und war Kurator des Geobotanischen Forschungsinstituts Rübel in Zürich. Gemäss Tagebucheintrag vom 17. Februar 1939 lernte Max ihn 1917 in der Aspirantenschule kennen, wo Brockmann sein Major war. Max erwähnt, dass Brockmann danach für ihn in vielen Dingen ein markanter Lehrer war. Mit ihm unternahm er die Reisen nach Skandinavien und Tunesien. Brockmann «forderte» von ihm das Urner Waldbuch, das für Max Oechslin schliesslich zum Dr. h. c. führte. Er meldete ihn als Mitglied der Botanischen Gesellschaft und der Naturforschenden Gesellschaft an, was Max selbst nicht gewagt hätte

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. Oktober 1923, S. 1687

Dies war der Start für sein Buch, das 1927 erschien und wofür ihm neben anderen Arbeiten 1935 von der Universität Basel zwischenspiel anerkennung das Ehrendoktorat verliehen wurde (Vorarbeiten für das Buch begannen aber vermutlich schon ab Anfang 1921). «Geschenkt» war dies nicht, weisen viele Vermerke im Tagebuch doch darauf hin, dass die Fertigstellung dieser Veröffentlichung sehr aufwendig war

Das Urner Wirtschaftsbuch habe ich neu ergänzt und wieder Brockmann gesandt. Ob ich dasselbe noch druckfertig erlebe! Es will nur langsam vorwärts damit!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 4. Oktober 1926, S. 2382

Mein Urnerbuch ist nun erschienen. Es ist ein stattlicher Band von über 200 Seiten geworden und steht für 24 Franken im Verkauf, was ihm sicherlich übel anstehen wird. Oder im Gegenteil: So kommt es nur denen in die Hände, die Wert darauf legen, es zu besitzen. Ob forstliche Kreise dasselbe ebenfalls totschiweigen werden, wie vor Jahresfrist das Nationalparkbuch? Sie tun vielleicht gut daran!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. September 1927, S. 2537

Der «Dr. h. c.» war ihm sehr wichtig, dies auch, weil er sich nicht «dipl. Ing. ETH» nennen durfte

Von Schwager Walter ist seine Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktors beider Rechte [...] erschienen [...] – Es fehlt nun in unserer Familie der dritte Doktorhut! Und er wird immer fehlen, so ich nicht das Glück habe, den 80. Geburtstag zu erreichen und vielleicht eine ETH-Rehabilitation zu erleben! Das wäre allenfalls besonders für Friedel erfreuliches Ereignis, denn kürzlich gestand sie mir, wie weh es ihr getan habe, dass man mich so «diplomlos» von der ETH entliess! Ach – ich will nicht weiter an all dies' Geschehene zurückdenken. Vorbei ist vorbei – und ich stehe heute sicherlich in einer Forstpraxis, die ebenso erfolgreich ist wie manche der «Diplomierten»!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Mai 1927, S. 2477

Maxime «Sepp» Eugen Oechslin * 28.05.1893 Oerlikon † 08.09.1979 Altdorf UR	∞ 30. August 1920	Frieda «Friedi» Veronika Huber * 20.04.1897 Zürich † 06.03.1985 Winterthur	«Sepp» war sein Cerevis-Name in der Zürcher Studentenver- bindung Carolingia
Margrit «Gretl» Veronika Oechslin * 05.07.1922 † 24.05.2016 Winterthur	∞ 13. März 1948	Hans Nikolaus Widmer * 06.12.1920 Winterthur † 05.02.2002 Winterthur	
Karl Wilhelm Oechslin * 27.03.1925 † 24.01.2008	∞ 17. Mai 1945 ∞ 29. November 1974	Lotti Sylvia Spiess * 1929 † 07.05.1974 Therese Schmutz * 1944	
Besuchte die Primarschule in Altdorf UR und trat 1938 ins Gymnasium am Kollegium Karl Borromäus in Altdorf ein. Von 1943 bis 1945 Schüler des Instituts Minerva in Zürich, wo er erfolgreich die Aufnahmeprüfung an die ETH Zürich bestand. Im Frühjahr 1953 ETH-Abschluss als Forstingenieur. Am 25. Juni 1956 wurde Karl zum Forstingenieur im Kanton Uri gewählt, mit Fixanstellung ab 1960			
Adelheid «Heidi» Hanna Oechslin * 11.04.1931	∞ 28. Juni 1959 ∞ 27. Mai 1991	Suso Gygax * 07.02.1931 Claude Leblond * 26.11.1945	
Ab 1938 Besuch der Primarschule im Frauenkloster St. Karl in Altdorf. Ab 1947 Besuch der Töcherschule in Winterthur und von 1949 bis 1952 Schülerin des Instituts Minerva in Zürich, mit Bestehen der eidg. Matura. Danach Studium der Architektur an der ETH Zürich mit Abschluss 1958. Am 7. Januar 1965 wandern Heidi und Suso mit Familie in die USA aus, wo Suso an der University of California in La Jolla bei San Diego eine Anstellung findet. Im Dezember 1966 ziehen sie nach Vancouver (Kanada), wo Suso eine Dozentenstelle an der Simon Fraser University erhält. Ende 1970 wird er ordentlicher Professor			

Die Geburt ihrer ersten Enkelin begeisterte auch Marie-Louise und half ihr, ihre tiefe Depression nach dem Tod ihres «Charles» zu überwinden

Und von Mütterlein kommt ein freudiger Brief. Sie war am Sonntag in Winterthur – und nun atmet sie neues Lebenwollen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. Juli 1922, S. 1502 f.

Sonntag, durch und durch: Zu Mittag kam Mütterchen und bleibt bei uns bis Neujahr; und sie freut sich so mit dem Gretli, das seinerseits herzlich lacht und sich ruhig den ganzen Nachmittage auf den Armen umhertragen lässt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Dezember 1922, S. 1578

Auch über die erste Vaterfreude finden sich Einträge

Unser Kindlein unterhält uns gar sehr. Vor allem auch mich. Aber das Göfli hat meine Schwäche bereits entdeckt, heult just am Abend in allem Forte, sodass mir am Ende nichts anderes übrig bleibt, als mich zum Chindlischwinger zu ernennen. Und da ergibt sich folgendes Bild:

Mit einem Ammoniten beschwere ich das Papier und schreibe mit der Rechten, derweil ich mit dem linken Arm Klein Gretli in den Schlummer wiege. Väterliche Folgen!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. August 1922, S. 1511

Unser Gretli gedeiht von Tag zu Tag besser, wird drollig und immer gofiger! Eine Kurzweil für mich, aber, beim Kuckuck!, vom Arbeiten hält sie mich ab. Kaum bin ich heimgekommen, so erwacht sie selbst aus dem tiefsten Schlaf, und da geht es einfach nicht anders, als dass ich sie auf den Arm nehme und mit ihr die «Begebenheit bespreche»

Heute Abend ist Friedel ins Kirchenkonzert in Erstfeld gegangen. Da bin ich mit Gretli zu Hause geblieben, hab die Wiege in meine Schreibstube gestellt und mich eine Spanne mit dem Göfli abgegeben. Und dann hab' ich ihr erklärt, dass ich zu arbeiten habe; sie hat's begriffen, hat mir eine Weile zugekuckt und dann das Köpfchen zur Seite gelegt und ist mit dem Nuggel im Mund eingeschlummert

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Dezember 1922, S. 1575 f.

Die ETH in Zürich begeht heute die Feier ihres 75-jährigen Bestehens. Da ich nicht als «Diplomierter» aus ihr hervorging, bin ich kein «Geladener» und bekenn' hier offen, dass ich mit stiller Wehmut an dieses Hochschulfest denke. Ich empfinde heute, dass ich Zeit meines Lebens ein «Beiseitegestellter» sein werde

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. November 1930 f.

Über das erste Ereignis vom 5. Juli 1922 hielt er noch am gleichen Tag fest

Seltene Dinge gibt's halt doch – und alles menschliche Berechnen ist einfach ein Jota im Bereich der Natur! Denn es geschah, dass heute mich zur Mittagsstunde das Telegramm erreichte, ich solle sofort nach Winterthur kommen

Mit dem 3-Uhr-Zug weg – um 7 Uhr im Spital: und da ist Friedel glückstrahlend im Bettli und neben ihr ein winzig kleines Mädchen mit grossen, runden Blauäugelein, die einen ganz verwundert anblicken und gar nicht so fremden. Punkt Viertel vor 5 Uhr kroch das Margritli in diese Welt, gleich mit lautem Geschrei – und nach zwei Stündchen, da ich mein Göfli vor mir hatte, da guckte es schon drollig drein, hatte ein rosiges Gesichtli und nur noch die Händchen liessen es verraten, dass es noch vor Kurzem im sorglichen Mutterschoss gelegen hatte

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. Juli 1922, S. 1499

Die Geburt ihres ersten Kindes Gret (auch: Gretli, später auch Bineli) – insgesamt hatten sie drei Kinder – brachte vorübergehend ein Licht ins Leben des häufig schwermütigen Max Oechslin [zwischen spiel klein gretli](#)

Arbeitsmässig ging es für Max Oechslin weiter wie bisher, und für ihn war der Entscheid, in Altdorf zu bleiben, gefallen, dies, obschon es seiner Frau dort weiterhin unwohl war. Er hingegen genoss – sich weiterhin das «Försterlein» nennend – zunehmend die Anerkennung, die ihm immer mehr zu interessanten Begegnungen verhalf

Eine Leere umgibt mich aber heute. Friedel und Gretli sollten da sein. Aber was soll ich bitten und sagen? «Bitternis ist auch im Kelch der reinsten Liebe!» (nach Nietzsche). Und dass Friedel sich in diesen Bergen nicht heimisch fühlen und einnisten kann, das werd' ich wohl nie ändern können – aber auch nicht, dass ich von meinen Bergen lasse. Ein sich gegenüberstehender Egoismus

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. August 1924, S. 1964

Nach einer Sitzung der Botanischen Gesellschaft im Rahmen der Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Brunnen SZ

Abends: An der Fahrt nach dem Rütli habe ich ebenfalls noch teilgenommen, traf dabei ohne Wollen mit **Prof. Dr. Einstein** zusammen, sodass es manchen komisch schien, dass just ein Försterlein mit diesem Mann in ein Gespräch vertieft war. Er ist ein bescheidenes Mannli, in seinem Äusseren völliger Jude, dem der Kruschkopf fast zu keck und zu gross aus der sonst geduckten Gestalt herausstrebt. Wir plauderten über das Land Uri und er war am Ende arg froh, einen Menschen getroffen zu haben, der nicht von «Relativität» mit ihm sprach. Ich gestand ihm allerdings, dass ich mich um diese noch wenig interessiert habe und wahrscheinlich auch sehr wenig davon verstehen würde. Er lachte und meinte, dass ich grad so unphilosophisch nicht aussehe, dass er mich aber um die Försterei beneide, denn da gehe es im grünen Walde doch nur poetisch und nicht «relativ» zu und her. – Morgen wird er einen Vortrag über «Neues in der Mechanik» halten

Der Hinweis über **Albert Einsteins** Aussehen ist leider symptomatisch für die Zeit. Auch an anderen Stellen im frühen Tagebuch finden sich einzelne antijüdische und latent antisemitische Stereotype, dies aber immer im Zusammenhang mit seiner pauschalen Kritik am Katholizismus

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. Oktober 1924, S. 1980 f.

In dieses ständige Auf und Ab bringen 1925 bringen zwei Ereignisse Ruhe: die Geburt von Carl «Karl» Wilhelm am 7. März sowie am 25. April der Tod von Onkel Casimir Mazet in Brignoud, dem Marie-Louise seit Februar 1923 den Haushalt gemacht hatte. Eine unerwartete Erbschaft seiner Mutter erleichterte Max den Bau eines eigenen Hauses in Altdorf [zwischen spiel der «birkenhof»](#), das auch der Wohnsitz der aus Frankreich zurückkehrenden Mutter werden sollte

Viel Arbeit! Ich komme kaum mehr zur Erledigung privater Arbeiten, trotzdem auch diese durchblättert sein wollen. Und dann ist das kleine Gretli da; sie fordert mehr und mehr kategorisch, dass man sich mit ihr abgibt. Sie steht nun schon auf in der Wiege und im Wagen und hat bereits einen glücklich abgelaufenen Salto mortale unternommen. Steht man nicht immer bei ihr oder hat man sie nicht ins Laufgatter gesteckt, so weiss man nicht, ob im nächsten Augenblick irgendein Gepolter ertönt und von einem Zetergeschrei gefolgt wird. – Das Spielgatter zimmerte ich vor Tagen, 1 x 1 m und 70 cm hoch. Wie ein Hühnerhof sieht's aus

Das Plaudern nimmt nun bestimmte Formen und Lautkombinationen an: wumm, fumm und dergleichen. Auch regt sich das Hirn ganz gewaltig und zeigt bereits des Kindes Herkunft: Wenn sie etwas will und nicht grad kriegt, so gibt's ein Schreien und Zappeln, bis man's gibt. Das Ochsenköpfische ist also noch nicht degeneriert

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 16. April 1923, S. 1626 f.

Auf meinem Schreibtisch steht ein Paar Schuhe: 12 cm lang, 9 cm hoch, es sind Gretlis erste Lederschuhe. Nun steht die Kleine am Stuhl und im Gatter auf, kriecht auf allen Vieren und plaudert und plappert, dass man just meinen möchte, sie spreche ein schlechtes Englisch

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 23. April 1923, S. 1631

Gestern habe ich mir eine kleine Schreibmaschine erworben, die mir helfen wird, manches Schriftstück rascher erledigen zu können als bisher, besonders Zeitungsdoppel. Wie rasch sich der Mensch doch an Errungenschaften der Bequemlichkeit gewöhnt. Vielleicht geht Gretli einmal mit der Schreibmaschine zur Schule

Wer weiss, was die Zukunft noch alles bringt? Denn denke ich zurück: Wie ich als ganz kleiner Knirps das erste Fahrrad bestaunte, das der Besitzer nur mit fremder Hilfe besteigen konnte, war doch das Rad grösser als ein Mann. Und dann das Motorrad des Oerlikoner Vieharztes, das so lärmend durchs Dorf fuhr, dass man sprichwörtlich davon sprach. Und die Pferdetrans in Zürich! Ei! Und heute fährt alles per Vehikel und denkt schon ans Fliegen

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 17. Juni 1923, S. 1652

Seit einigen Tagen ist Mütterchen bei uns. Ei, wie sie sich mit der kleinen Gret freut, die nun durch alle Zimmer trampelt, dann und wann zu Boden plumpst und fröhlich auflacht, mit der Puppe spielt und meinen Papierkorb durchsucht, ob da irgendwelche Farbschnitzel oder Silberpapierstreifen zu finden sind. Mütterchen ist es wohl hier und sie möchte am liebsten nicht mehr fort. Recht so: Denn so wissen wir, dass sie wieder kommen wird und einmal ganz bleiben wird, um dann Gretlis Grossmütterli zu sein. Es wird schon noch so weit kommen

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 21. Juli 1923, S. 1662

Wir haben heute Weihnachten gefeiert, wir Alten alle zusammen mit dem Gretli, denn heuer war dieses Kind die Hauptperson und liess uns, ohne es zu wollen, mit ihr Weihnachten feiern. Mütterchen ist seit Sonntag hier und Bruder Willi kam heute mit seiner Frau. Ich hatte ihm geschrieben, doch hierher zu kommen, damit Mütterchen alle ihre Kinder beisammen hätte. Friedel richtete den Lichterbaum, und als Gretli in die Stube kam, da kümmerte sie sich weder um den beräberten Bären noch um das Bilderbuch, sah nicht das neue Kleidchen und auch nicht Onkels Essbesteck an, sie staunte und staunte nur den Tannenbaum an, der voll von Glanz und Licht war

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 24. Dezember 1923, S. 1728 f.

Gretlis zweiter Geburtstag! Ei, ei, schon 2-jährig, plaudert, was kommt, ist fürwahr ein Schleckermäulchen geworden und meint: «Teti Butztag, Coco überhol!» – Friedel meint, das sei meine Schwäche, dass ich der Kleinen alles Mögliche krame und dadurch ihre ganze Erziehungsarbeit zunichtemache! Aber was will ich! Ich hab' meine Freude an den leuchtenden Kinderaugen, und wenn Gretli mal den dritten Geburtstag feiert, dann werd' ich schon gestrenger sein

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 5. Juli 1924, S. 1941

Gretli hatte Freude an Grossmutter und wurde nicht fertig mit Plaudern und Fragen. Als Mütterchen gestern wegfuhr, da rief sie: «Nei, nid furt ga» – und heute kam die Kleine und sagte ganz traurig: «Omama is ade gange – wit, wit furt.»

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 28. Juli 1924, S. 1949 f.

zwischenspiel klein gretli

Und dann das Gretli. Ei, sie wird nicht fertig mit Fragen, warum und woher das Dingerchen [ihr Bruder Karl] komme. Erst sagten wir, wenn dann die Krankenschwester komme, so sei s Buebli da. Nun: gestern kam die Schwester mit der weissblauen Haube. – «Aber s hät keis Buebli pracht!», meinte Gretli entrüstet und durchstöberte das Gepäck, als habe sie eigens Spielzeug auszukramen. Und am Abend fügte sie hinzu: «Glaub ich gar nüt meh!»

Alles Dreinreden nützt nichts, und der Hinweis zum Himmel wurde kategorisch mit der Antwort quittiert: «Händ d Ängeli itzet gar kei Ziit, s Buebli abebringe, si müend ja de Schnee aberüere.»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 17. März 1925, S. 2023 f.

Vor Tagen war sie [Gretli] plötzlich auf und davon. Samt dem Puppenwagen. Suche, hin und her. Und da treffen wir Gretli mitten im Städtchen von Schaufenster zu Schaufenster gehend, um ihren Puppen die schönen Sachen zu zeigen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 17. März 1925, S. 2023 f.

Da kam Gretli mit dem Modejournal und erklärte, was ihr darin gefalle und was nicht. Und dann sagte das kleine Frettchen: «Gäll, Papi, ich bin äs herziges Schnüsil!»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. November 1925, S. 2105

Friedel ist mit den Gofen wieder heimgekommen, alle drei wohlauf und die Arme voll Geschenke. S Gretli wurde nicht fertig mit Erzählen und hat mit ihrem Puppenwagen nun ein Geschenk, als sei die Welt zum Himmel geworden. Als ich sie frug, ob denn das Christchind für mich nichts gebracht habe, sagte sie: «Nei, Papi, du bisch halt niened gsi, da hät s Christchindli grad alles mir gäl!»

Max Oechslin weilte über Weihnachten in Frankreich, Friedi mit den Kindern in Winterthur

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. Dezember 1925, S. 2151

Seit einigen Tagen hat Gretli den Krämerberuf erlernt. In Zeitungspapier wird alles, was erreichbar ist, eingepackt und dann uns allen, der Grossmutter, der Mutter, dem Mägdlein und mir zum Kauf angeboten. «Muesch wider emal eppis bschtelle!» Und wenn man eine Weile hat, wird's im Henkelkorb wieder abgeholt. Oder dann wird geschneidert. Mit grossen Stichen werden allerlei Lappen und Bündel zusammenge-
näht und den Puppen umgehängt. «Das sind aber armi Chinde.» Da holt die Kleine ein Araberbildchen, hält es mir vor die Augen und sagt: «Lueg, grad wie diene!»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Juni 1926, S. 2184

Gretli hat einen Klötzlibaukasten mit bunten Holzwürfeln. Ich stellte ihr das weisse Kreuz im roten Feld zusammen und sagte ihr, das sei die Schweizerfahne. Nach einer Weile kam sie und zeigte mir alle Klötze auf Weiss gelegt und frug, was dies sei. Und dann erklärte sie: «Ä du, das ist doch s wiss Chrütz im wisse Fäld!»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. September 1926, S. 2368

Unser Gretli feiert seinen 8. Geburtstag. Man solle ihr keine Geschenkli mehr kaufen, nur noch Bücher!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. Juli 1930, S. 2914

Am Dienstagabend war Gretli mit den Nachbarskindern, kletterte auf einen vollen Heuwagen, fiel herunter und brach den rechten Arm, just oberhalb des Ellbogengelenks. Das gab ein Hin und Her, bis hernach das Kinderzimmer in ein regelrechtes Krankenzimmer verwandelt war: am Bett ein Brettergestell, an dem nun Schnüre und Sandsäcke hängen, die Gretlis Arm strecken müssen, damit keine Gelenkversteifung bleibt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 31. Oktober 1930, S. 2954

Gretli hat eine Schulfreundin, ein artiges Nachbarkind, das natürlich katholisch ist. In der Religionseinweisung erklärt nun der Pfarrkaplan diesem Kind und gab selbe Weisung der klösterlichen Lehrschwester, dass es den Umgang mit unserem Kind meiden solle, da er von schlechtem Einfluss sei. Gemeint war natürlich der Umgang mit dem Protestantenkind und der Einfluss des protestantischen, andersgläubigen Kindes. Vielleicht hat der Pfarrkaplan am besten gesehen und bemerkt, dass Kinder keinen Konfessionsunterschied sehen und das Predigen der Schwarzröcke nicht verstehen? Item: Es war artig, wie die Eltern des katholischen Kindes ganz energisch beim Pfarrkommissar und im Kloster bei der Lehrschwester vorstellig wurden und gegen derlei pfarrherrliche Aussagen protestierten. Ausweichende Antworten, Beschwichtigungen und «es sei nicht so gemeint gewesen» bildeten das Ende vom Lied

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Dezember 1932, S. 3510 f.

Fronleichnamfest. Voll lachender Sonne! Ich halte Ruhetag, geb meinen Sinnen freien Lauf und freu mich ob der Kleinen, die da zwischen all dem Geröll ihr Schösschen voll Alpenblumen pflückt. Eine kleine Ziege hüpfte ihr nach und da meint sie: «Hei näl!» – Ja, ja, hätt' ich zu Altdorf ein eigenes Häuschen inmitten eines Gartens, da wär auch Platz für ein Ställi mit Hühnern und Hasen und Geissli. In meiner Bubenzeit war ja meine Landwirtschaft das Schönste nach der Schule. Aber eben: Was darf ich als Bergförsterchen solche Träume halten und mir Ziele stecken?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 19. Juni 1924, S. 1939 f.

Bisweilen geschehen unerwartete Dinge. Ich soll ein Haus bauen! Mütterchen schrieb, dass Onkel Mazet zu meinen Gunsten testamentarisch festgelegt habe, dass mir für ein Haus Geld zu überweisen sei, mit der Bedingung, dass ich fürs Mütterlein zwei Zimmer bereithalte. Da bin ich herzlich gerne einverstanden – nun schon ruht alle andere Arbeit, damit ich die Freizeit habe, um den Hausplan zu entwerfen. Stehen dann die mir überwiesenen Wertpapiere so im Kurs, dass eine Haushälfte damit gedeckt werden kann, so will ich an den Bau herantreten, um im Frühling 1926 Einzug halten zu können – ob das alles gelingen wird? Noch stecke ich so halb im Traum, halb in der Wirklichkeit! Eigenen Grund und Boden! Selbst Herr und Meister! Zwei Dinge, die mir zum Köstlichsten gehören. – Wohl binde ich mich dann an das Urnerland. Aber: Die Berge stehen ja just da und leuchten im Frühlingssonnenlachen. Sie werden wachen!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Mai 1925, S. 2049 f.

Die Tage eilen so hastig vorüber, dass ich kaum Zeit finde, alle Arbeit zu erledigen. Forstarbeit, Hausarbeit und Schreibereien. Die Letzteren häufen sich bisweilen so sehr, dass ich mich bald ernstlich frage, ob ich eigentlich Journalist bin oder nicht! Item, dann und wann schaut doch eine Münze heraus, die zum Hausfondshäufchen getragen wird; denn der französische Frankensturz bringt es nun mehr und mehr mit sich, dass Onkels Erbe nicht so fett herauskommt, wie es anfangs schien. Den Hausplan habe ich allerdings nun nicht mehr fallen gelassen, und mit meinem Bergkameraden Sepp Baumann, der den Bau übernehmen wird, sitze ich nun an der Ausarbeitung der Detailpläne. So arg vieles gibt es zu überdenken und zu konstruieren und kombinieren, bis wirklich das ganze Häuschen rationelle Ausnützung erfährt und doch nicht an Behaglichkeit einbüsst. Es darf vor allem nicht eng werden und soll doch auch bescheiden und artig sich präsentieren – Klein Gretli freut sich mit uns aufs «Hisli», wie es sagt, erzählt davon ihren Puppen und dem Brüderlein und träumt vom Wunderland. Ja, ja, der Garten soll den Kindern Wunderland werden: eine Wiese und Bäume ringsum!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 9. Juni 1925, S. 2061 f.

Unterm heutigen Datum habe ich von Oberförster Jauch 650 m² Wiesland erworben und der Gemeinde den Bauplan für das Einfamilienhäuschen eingereicht. Ich bin damit dem Gedanken Onkel Mazets nachgegangen, habe Hauspläne zusammengestellt und bin mit dem Baumeister Sepp Baumann in Verbindung getreten, wog hin und her und tat zuletzt den entscheidenden Schritt, der mich nun an das Land Uri mehr oder weniger binden wird. Denn nenne ich einmal ein Einfamilienhaus mein Eigen, in dem ich jeden Winkel nach meinem Gutfinden richte und einrichte, so werde ich so rasch nicht an ein Weiterwandern denken. Das Haus wird acht Zimmer erhalten, sechs für uns und zwei für Mütterchen, die auch ihr kleines Kücheli für Dessertmahlzeiten erhält! Der erste Stock ist ebener Erde und besitzt ausser der Haustür zwei Türen, die direkt in den Garten führen, eine aus dem Esszimmer, das neben der Küche liegt, sodass man an Sonnentagen im Garten essen kann, und eine aus meinem Arbeitszimmer, sodass ich meinen Schreibtisch ohne weitere Mühe unter den Apfelbaum stellen kann. Eine geräumige Stube soll ebenfalls im ersten Stock Platz finden. Im zweiten Stockwerk sind drei Schlafzimmer und das Bad, über dem Esszimmer eine Terrasse. Und im dritten Stock unter dem Dach werden Mutters Schlafzimmer und Stube und eine kleine Küche zurechtgemacht und freier Estrichraum. Waschküche und Holzschopf kommen als besonderer Bau frei zu stehen. Im Erdgeschoss, das nur das halbe Haus belegt, liegen unter dem Gang Keller und Vorratsraum und unter der Küche werde ich die Werkstatt und den Sammlungsraum für die Mineralien einrichten. Die Pläne weisen alle Details auf. Wenn wir dann Einzug halten, werden wir darüber genauer Bericht geben. – Onkels Erbe gestattet mir, unentwegt den Hausbau durchzuführen, werde ich doch mehr als 50 Prozent sofort abzahlen können, ohne dabei mein eigenes Ersparnis antasten zu müssen. Solchen Finanzplan wird man kaum alle Tage finden, und da ich ihn vor mir habe und all die Plandetails und die Heimeligkeiten überdenke, da wird mir undereinisch wieder bewusst, dass ich ein Sonntagskind bin!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. Juli 1925, S. 2047 f.

Alles ging nun sehr schnell: Mitte August 1925 begann der Aushub und Ende September 1925 war schon das Dach gedeckt und am Fristbaum flatterten bunte Bänder. Im Oktober wurde mit dem Innenausbau begonnen. Am 25. März 1926 zog die Familie ins eigene Haus ein

Ich habe neben meinem Garten von Oberförster Jauch noch weitere 512 m² Wiesland erworben und so den «Birkenhof» gehörig erweitert. Ich bin so gesichert von unliebsamer Nachbarschaft und vor «Sonnenerbauten», muss nun aber allerdings von der machtvollen Fügung erbitten, dass ich gesund bleiben darf, damit ich gehörig arbeiten kann, um in absehbarer Zeit von Schuld und Zinsen frei zu sein

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. März 1927, S. 2438

Zu Weihnachten 1928 schenkten Max und Friedi Marie-Louise das Treibhaus, damit sie im Sommer ihre Chrysanthemen ziehen könne. Mitte März 1929 wurde mit dem Bau begonnen, der im November 1929 mit dem Einbau einer Heizung den Abschluss fand, «sodass wir nun den ganzen Winter über Blumen haben werden» (Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. November 1928, S. 2834 f.). Am 31. März 1930 kaufte Max nochmals 633 m² hinzu (ebenda, S. 2900). Später folgten weitere Ausbauten

zwischenspiel der «birkenhof»

Seit drei Tagen wohnen wir nun im eigenen Haus! Im «Birkenhof». Und Mütterchen ist bei uns. Da sind wir voll Freude und Jubeln. Mit lachendem Sonnenschein hielten wir Einzug und Umzug, und die lachende, wärmende Sonne werden wir im eigenen Haus zu halten suchen, in allen Ecken und Winkeln, um frei und froh zu sein, lieb und wahr!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 28. März 1926, S. 2168 f.

Skeptischer äusserte sich Marie-Louise in ihrem Tagebuch zu ihrer Rückkehr. Der bereits hier erwähnte Konflikt im Mehrgenerationenhaus blieb auch der Tochter Gret als Warnung in Erinnerung, als sie sich 1951 in Töss in die gleiche Wohnsituation einliess wie ihre Mutter 25 Jahre zuvor. Bald zeigt sich aber auch bei Sohn Max Skepsis

À mon arrivée à Altdorf le 21 mars au soir, j'ai pris possession de la «demeure» qu'on m'a préparée au deuxième étage du «Birkenhof» – c'est ainsi que la maison de mon fils Max est baptisée. – Je trouve la «demeure» petite, bien petite; vraie cellule d'un moine, faite pour y vivre retirée. Je me suis promis de l'être, retirée, autant que la vie et les conditions en famille me le permettront. Si j'ai consenti à venir ici, c'est dans l'intention de travailler où on m'appellera: au ménage ou au jardin; de me rendre utile où il sera nécessaire. Je souhaite qu'il en soit ainsi

Mais pour acquérir spontanément une série de bonnes qualités ou vertus que je n'ai pas, et me conformer aux principes et aux habitudes de ma belle-fille, ce ne me sera pas facile vu la différence très claire de nos tempéraments. Entre la religion et la race, il y a toujours eu une frontière invisible, fantaisiste, parfois cruelle... Les heurts muets, secrets et même discrets sont inévitables. Je souhaite que le «courage à la soumission» de rentrer dans mon devoir ne me manque pas pour agir et aboutir du mieux dans ma subite situation nouvelle

Si la tâche de la belle-mère est singulièrement difficile, celle d'une belle-fille est loin d'être douce de patience, de bonté et de pitié aussi

Marie-Louises Tagebuch, April 1926, S. 1365 f.

Dass Friedel nicht da ist, wirkt umso unangenehmer für mich, weiss ich doch, dass sie sich hier in der «katholischen Atmosphäre» nicht heimisch fühlt. Meine Mutter ist ja gut, die Güte selbst, aber sie ist doch Katholikin, die egoistische Alte, die die heutige Zeit nicht erfassen kann und will. Die Lebenshärte hat auch sie in vielen Dingen hart gemacht, und was mich oft am seltsamsten berührt: wie sie Barmherzigkeit üben will, um der Kirche, um des Himmels willen? Das ist aber umerische Atmosphäre, die den drückt, der sich ihr nicht beugt. Dieses Scheinarbeiten, Scheinheiligkeit, diese Frömmerei und dieses asketische Übermenschentum, das mehr Lüge ist als wahre Lüge selbst

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. August 1929, S. 2777

Sehr traurig tönt es später in einem Brief von Friedi an ihren Ehemann Max

Seit fünf Jahren lebt deine Mutter mit uns. Sie und ich, wir verstehen uns nicht. Ich bemühe mich, gut zu ihr zu sein, sie zu mir. Es hat bis jetzt nicht weitergeführt, als dass wir uns zur Not dulden, weil uns das Schicksal zwingt, miteinander zu leben. Was aber dieses Zusammenleben täglich mir aufbürdet, war mein Opfer, das ich dir brachte. Es wurde kleiner, weil ich die Gewissheit hatte, dir sehr viel zu sein

Friedi Oechslin-Huber an Max Oechslin, vermutlich im Mai oder August 1931

Friedi sandte den Brief damals nicht ihrem Ehemann. Der Brief entstand in der Zeit, als Max eine Beziehung zu einer anderen Frau unterhielt. Hierzu auch weiter unten

Eine sehr spezielle Episode von Max Oechslin war jene um den Teufelsstein in Göschenen. Hierzu findet sich in einem Bericht der Naturforschenden Gesellschaft Uri im Jahr 2005 (Nr. 23) das Folgende, mit einer Vorgeschichte

1923 wollte die Steinbruchfirma Antonini in Wassen den Teufelsstein erwerben und ihn in kleine Stücke sprengen. Das rief Max Oechslin, den späteren Urner Oberförster, auf den Plan. Geschickt setzte er sich für den Erhalt des Teufelssteins ein. Er verfasste eine kleine Schrift und weilbelte in der halben Schweiz für sein Anliegen. Mit Erfolg: 1925 schenkte die Maestrani-Direktion den Stein der Naturforschenden Gesellschaft Uri, deren Präsident Oechslin war

Es ergab sich dann in der Folge das artige Geschehen, dass anlässlich eines von uns [Max Oechslin und weitere Kämpfer für den Erhalt des Teufelssteins] zu St. Gallen gehaltenen Vortrags über «Uri, Land und Leute» wir auch den Teufelsstein im Lichtbild zeigten und von dessen Geschichte erzählten. Als wir anschliessend im engsten Kreis beim Glas Wein sassen, da kamen wir ins Gespräch mit dem damaligen Fabrikanten Maestrani, der ob dem Urnervortrag begeistert war. Da wir eben von einer gegründeten «Naturschutzkommission des Kantons Uri» als einer Fünferkommission unserer Naturforschenden Gesellschaft erzählten, schenkte er uns mit Handschlag den Teufelsstein, mit der Auflage, für dessen dauernde Erhaltung besorgt zu sein. Es ergaben sich einige Briefe, die gewechselt wurden, sodass am 4. März 1925 die Firma Maestrani den Teufelsstein zuhanden des Naturschutzes der Naturforschenden Gesellschaft Uri schenkte

Der Eintrag erfolgte im Grundbuch und wurde am 30. April 1925 im Amtsblatt Nr. 18 als fünfte Grundbuchbekanntgabe registriert: «Göschenen: Teufelsstein, eingetragen als Bau-recht im Teufelssteinmätteli, HB 189, durch Schenkungsurkunde, Tgb. 216. Schenker: Maestrani, Schweiz. Schokoladenfabrik, St. Gallen. Beschenker: Naturschutzkommission des Kantons Uri.»

Dem Bau der Autobahn A2 über und durch den Gotthard stand der Fels nochmals im Weg. Gegen die geplante Sprengung kämpfte eine «Aktion Teufelsstein» ab 1968 mit der Folge, dass der Stein 1973 mit Kosten von 335 000 Franken zulasten des Nationalstrassenbaubudgets um 127 Meter in nördlicher Richtung und 3,3 Meter in der Höhe verschoben wurde. Auch hier agierte Max Oechslin im Hintergrund



zwischenspiel der teufelsstein

Und nach dem Tod von Marie-Louise im Mai 1958 notiert Max

Das war und blieb die Not meiner Mutter, dass sie stets Französin blieb und sich nie bemühte, Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Fast sieben Jahrzehnte lang wollte sie als Französin im Rampenlicht der schweizerischen Umwelt stehen

Auffallend ist, wie sie die beiden Kammern abschätzig als «kleinen Käfig» verurteilte. Und doch war sie es, die sich gegen ein grosses Zimmer zur Wehr setzte, in dem man Schlafecke und Stube schon nebeneinander hätte einrichten können. Sie übermöblierte die Räume, indem sie sich von nichts trennen und nichts umstellen wollte. Sie hatte ihre kleine Küche und einen eigenen Abort, eine Kleinwohnung, wie sie kaum alle Witfrauen besitzen, und sie konnte fast 32 Jahre lang an meinem Tisch essen und trinken, ohne dass sie je von mir einen Franken begehrt erhielt. Sonderlich, dass ihr Tagebuch voll Unzufriedenheit ist, die immer wieder in religiösen Gedichten ausklingt [...]

Es ist so: Meine Mutter lebte ein Leben lang im Verlangen, dass die Umwelt sich ihr anpasse, und vergass dabei die Wahrheit, dass man sich der Umwelt einordnen muss. – So lehnte sich meine Mutter ungewollt gegen diese Weisheit: Als Einzelmensch muss man sich der grossen Umwelt einfügen, will man nicht Leidender werden! Und allen Dingen soll man immer das Schöne abgewinnen. Das ist Kräftigung für sich selbst

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Mai 1958, S. 14030 f.

1926 war für Max Oechslin ein sehr beglückendes Jahr: Die Familie im eigenen Haus erfüllte ihn, und seine beruflichen und ausserberuflichen Tätigkeiten übererfüllten ihn. Altdorf war ihm Wirkungsort geworden. Trotz allem wusste er, dass er nicht Urner werden durfte, wie eine andere Stelle im 1926er-Tagebuch belegt

Nun habe ich in aller Stille Gelegenheit, meinen Rückblick zu halten über das abgelaufene Jahr, das für mich so reich gewesen ist und die Erfüllung eines grossen Wunsches und Träumens brachte: das eigene Häuschen. Wenn ich an die Kriegszeit zurückdenke, da ich alle gelben Messingfünfer und Zehner beiseitelegte mit dem Gedanken: Immer, wenn zehn Rappen beisammen sind, gibt's einen Hausbackstein daraus! – dann will's mir fast nicht in den Kopf, das nun nach einem Jahrzehnt dies schon erreicht sei. Wohl hat Onkels Erbe den Hauptanstoß gegeben, doch bin ich mit dem materiell Erreichten auch zufrieden, gestattete doch gerade dieses mir, nicht nur frisch und froh ans Hausbauen heranzutreten zu dürfen, sondern auch den Gedanken zu behalten, nach wie vor mit freiem Schaffen leben zu können, mit meinen Büchern und meinen Fahrten! Darf ich's auch nicht laut sagen, so muss ich wenigstens hier festhalten, dass gerade meine berufliche Tätigkeit trotz all den Würden und Bürden und dem endlosen Auf und Ab in diesem unebenen Gebirgswald mir doch noch die Freizeit und vor allem die freie Bewegung gestattet, die mich freiem Schaffen huldigen lässt. Ich komme mir bisweilen wie ein bescheidenes, kleines Privatgelehrlein vor, das just nach seinem Willen und Wollen die Arbeit in die Hände nimmt, die ihm gerade die Befriedigung gibt. Ich muss da dem Urnervöcklein zeitlebens dankbar sein, dass es trotz aller Freiarbeit mein forstliches Wirken im und für den Kanton vollauf würdigt, anerkennt und als vollwertig bucht und auch mir entschädigen will, ist mir dadurch doch die eigentliche materielle Sorge ums tägliche Brot abgenommen, wodurch für die Mussearbeit zum Vornherein ein guter Boden geschaffen ist

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 31. Dezember 1926, S. 2407 f.

Sobald ich mein Häuschen bezogen hatte, haben auch die Bergbauern sich den Wohnsitz eingeprägt und bald zu jeder Zeit und Unzeit kommen sie und fragen alles Mögliche und Unmögliche. Nun ja, es ist wohl ganz artig, so ein populärer Volksmann zu sein, aber: So viel Zeit geht wertlos dabei zugrunde! Und das wollen die Bergleutchen gar nicht begreifen. **In aller meiner Arbeit fürs Urnerland muss ich mich vor allem davor hüten, dass ich nicht Urner werde**, denn die Urner haben den grossen Fehler, dass sie Egoisten sind und eigene Ungehörigkeit und Mängel nicht erkennen wollen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Juni 1926, S. 2182 f.

Seit gestern bin ich nun wieder zu Hause! Im sonnigen «Birkenhof», dessen Garten unter Mütterchens Obhut voll leuchtender Blumen wurde!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. August 1926, S. 2361

An der heutigen kantonalen Forstversammlung, an der 59 Personen teilnahmen, dankte Gemeindepräsident Arnold von Unterschächen im Auftrag und Namen der Schächentaler öffentlich für meine forstliche Arbeit. Seit 1919 habe ein neuer, zielbewusster Geist im Forstwesen eingegriffen, den Gemeinden sei Ordnung zuteilgeworden und die Waldordnung habe Wert und Seele erhalten! – Mich freut dieser Dank vor allem deshalb, weil er just aus dem bärtigen Schächental kommt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. Juni 1926, S. 2378

Unser Garten gleicht einem Paradies. Mütterchen hat alles voll Blumen und Gemüse, Blütensträucher blühen und Bäume breiten ihr helles Laub aus. Die Birken machen sich besonders freundlich. Ich freue mich wie ein Kind, im Eigenen sitzen zu dürfen, in eigener Stube, in der wir reden und denken dürfen, wie es Friedel und mir gefällt – unkatholisch –, im eigenen Garten, in dem ich wachsen lassen kann, was uns gefällt. Ich hab' ein Gartenbeet mit allerlei Kraut und Unkraut und Sträuchern besetzt, bringe fast Tag für Tag im Rucksack etwas Neues darin mit. So gibt's ein lustiges Bild – und die Altdorfer heissen den «Birkenhof» schon «Nationalpark»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Mai 1927, S. 2475 f.

Die Zeit eilt, als habe sie selbst kein Zeitmass. Aber das kommt daher, dass ich alle Hände voll zu tun habe und Tag für Tag über Berg und Tal muss. Denn seit dem Ableben des Kulturingenieurs Bloch hat man mir auch dessen Arbeit überbunden, einstweilen bis Mai 1928. Dann soll eine umfassende Änderung vorgenommen werden. Vielleicht gibt's etwas «Hosenlupfartiges»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 13. September 1927, S. 2531

Zu viel Arbeit! Das ist nun bald mein Losungswort, denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitze ich nun im Büro oder zu Hause hinter dem Schreibtisch, wenn mich die Arbeit nicht über Land führt. Zu viel – denn die Fabrikation von Projekten, die mit der Kulturamtsarbeit eingegriffen hat, behagt mir nicht recht. Und viele Schreibereien sind damit trotz aller Einschränkung verbunden. Die Oberförsterlichkeit geht dafür der Jagd und dem Jass nach, aber kein Hahn kräht danach. Das alte Sprichwort, dass der Krug zum Brunnen gehe, bis er breche, scheint eine regelrechte Ausnahme zu sein, und diese Ausnahme lebt hier in katholischer Herrlichkeit

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Dezember 1927, S. 2577 f.

Die Hauptsache war und blieb mir auch dieses Jahr das eigene Häuschen und darin das sonnige Stübchen, und ringsum der eigene Garten, in dem's so ein Ausruhen von all dem Alltäglichen gibt. Das ist just so, als halte die Strasse vor Mauer und Hag. Und allem Kommen hab ich nur dieses eine Bitten und Wünschen: dass hier immer meine Welt leben möge unter dem lichtblauen Himmel und angesichts der grossen, starken Berge, aus der die Kraft und das Leben werden, mit denen man die Welt ennet dem Hag erleiden kann und ihr geben kann, was nützlich und was fördernd ist

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Mai 1927, S. 2475 f.

Oberförster Jauch ist seit sechs Wochen krank, sodass die ganze Last des Forst- und Kulturamts auf mir liegt, just während dieser Zeit der Jahresberichte und Abschlüsse. Allerdings kann ich nun alles selbstständig erledigen!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. Januar 1929, S. 2716

Viel Arbeit! Zu viel Arbeit! Tagsüber im Wald und Feld, abends am Schreibtisch. Und zwischenhinein Arbeiten beim Treibhaus. Schier gar: Anspannung aller Kräfte nach militärischem Muster. Wie lange das anhält?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 27. März 1929, S. 2734

Im «Birkenhof» haben wir uns modernisiert. Seit zwei Tagen sind wir mit dem Telefon 324 mit der Aussenwelt verbunden. Der Stecker ist neben meinem Schreibtisch in der Wand, sodass ich allenfalls mit einem Handgriff mich wieder unabhängig machen kann

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 28. Oktober 1929, S. 2829 f.

zwischenspiel arbeit! erholung?

Bis zum Ende der 1920er-Jahre scheint sich der Familienrhythmus eingespielt zu haben. Max arbeitete ununterbrochen und war immer häufiger auswärts unterwegs *zwischen spiel arbeit! erholung?*, während sich Friedi regelmässig in Winterthur eine Auszeit von Altdorf und – gemäss Max – vom Katholizismus nahm

Gestern ist Friedel mit Gretli nach Winterthur gefahren, um bei Muetli und Schwesterchen einige Ferientage zu geniessen. Dann und wann muss ich sie diese Fahrt machen lassen, denn trotz allem Häuslichen und Heimeligen, das ihr der «Birkenhof» nun bietet, fühlt sie sich halt doch nicht heimisch hier. Die Berge seien dann und wann so drückend – und die Menschen so hässlich. Ja, das Letztere hat auch mir in den letzten Tagen mehr zugetan, als ich glaubte, denn der katholische Geifer, der immer und immer wieder laut wird, ist in der letzten Zeit fast bachartig angeschwollen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. April 1927, S. 2467 f.

1928 beruhigte sich vorübergehend auch die Frage der Beschäftigung im Kanton Uri, erfolgte doch am 11. Juni 1928 die Wiederwahl von Max als Forstadjunkt für weitere vier Jahre. Mit der Stelle blieb auch das Kulturamt verbunden, was seinen Arbeitskorb bis auf Weiteres gut gefüllt liess

Während er für seine Arbeit immer mehr Anerkennung fand bei den Urner Gemeinden und ihrer Bevölkerung sowie in der Wissenschaft, bedrückte ihn weiterhin der Widerstand von Teilen seiner Arbeitskollegen

Es bestehen da namenlose Gemeinheiten bei sogenannten Berufskollegen, die alles daranzusetzen scheinen, um mich, wenn nicht gar ausschalten, so doch Schach stellen zu können. Und ab und zu kommt da etwas vor meine Augen, selbst derlei, das ich nicht sehen sollte. So fand es Prof. Badoux für nötig, trotzdem ich in aller Offenheit ihm gegenüber meinen Standpunkt in rein persönlicher Sache kundgab, an Oberförster Jauch einen Aufschluss über den «sehr selbstbewussten» Adjunkten zu schreiben. Dabei kam die Sendung unter Amtsstempel – also portofrei – an das Amt, das ich, da Oberförster Jauch immer noch krank ist, allein besorge und deshalb auch alle Briefe öffne. Ich war dabei nicht wenig erstaunt, ein ganzes Aktenbündel betreffend den umischen Forstadjunkten vorzufinden, der sich erlaubt, eine eigene Meinung zu besitzen und dies offen bekannt zu geben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Februar 1929, S. 2724 f.

Gestern Abend in Zürich. Lichtbildvortrag über die «Lawinen und Wildbäche, ihre Entstehung und Schäden und ihre Verbaue» im Schoss des SAC Sektion Am Albis. Ich bin indisponiert und musste mir Zwang antun, um konzentriert zu bleiben. Es war mir während dem ganzen Abend just so zumute, als befänden sich Späher im Saal, die jeden fachlichen Satz notieren und nach seiner Wertigkeit wägen. Der Schlussbeifall vermochte mich nicht über dieses seltsame, alpine Gefühl hinwegzubringen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. März 1929, S. 2732 f.

Mit dem Tod seines Vorgesetzten, Oberförster Jauch, am 18. Februar 1930 und seiner Wahl zu dessen Nachfolger am 10. April, die auch mit einer Lohnerhöhung auf jährlich 6500 Franken verbunden war, war Max' Anstellung im Kanton Uri nun gesichert. Ebenso fand eine lange Zeit von Anfeindungen zu einem gewissen Grad ihren Abschluss

Heute erfolgte die Übernahme des oberförsterlichen Büros durch die Landwirtschaftsdirektion. Ich musste dabei sein. Die Leerung des Schreibpultes ergab einen grossen Wäschekorb voll Privatakten – und eine Schuhschachtel voll Amtsbriefe! Aber diese Wahrheit wird nie laut werden! Als ich dann die Amtsbriefe durchlas, diese «vermeintlichen Amtsakten», da fand ich einige ganz würzige Zettel, die mir gelten, Briefe, die «unter oberförsterlichen Kollegen» gewechselt wurden und die mir heute ein «fahles Licht» spenden. Der schönste Brief ist sicher derjenige Albisetis, der die schöne Forderung aufstellt an Oberförster J.: «Ich ersuche Sie, uns mitzuteilen, was Sie zu machen gedenken, um diese Person künftig hin unschädlich zu machen.» Dies war am 2. September 1924. – Und heute kommt dieser Brief in meine Hände, neben andern, aus denen so recht «die katholische Falschheit» redet

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. März 1930, S. 2892 f.

Konrad Falke (eigentlich Konrad Frey) 1880–1942, Sohn eines Bankdirektors, lebte ab 1904 als freischaffender Journalist und Autor. Ab 1933 engagierte er sich kompromisslos gegen den Faschismus und den Nationalsozialismus und gab von 1937 bis 1940 gemeinsam mit Thomas Mann die Exilzeitschrift «Mass und Wert» heraus

Von ihm erschien am Sonntag, 5. November 1933, in der Sonntagsausgabe der «NZZ», der Artikel «Der Name Mensch in Gefahr», in dem er all das zum Ausdruck brachte, was angesichts des allmählich sichtbaren Naziterrors im Namen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu sagen war (nachfolgend einige Auszüge)

Heute erleben wir in Deutschland die Entrechtung und moralische Verstossung von mehr als einer halben Million Menschen, von denen den meisten nichts anderes vorgeworfen werden kann als ihr Sein. Und was geschieht? Man schweigt sich (wie einige unserer «nationalen Erneuerer») darüber aus, weil, wer selbst vom Willen der Brutalität erfüllt ist, noch nie an Brutalitäten Anstoss genommen hat; oder man bringt den Betroffenen bestenfalls jenes sentimentale Mitleid entgegen, das überall billig zu haben ist, der Bedeutung der Stunde aber keineswegs entspricht

Ist die Menschheit wirklich nur noch ein Gestüt und die gesamte bisherige menschliche Kultur ein blosser Umweg gewesen, an dessen Ende wieder jenes Tierreich steht, dem der Mensch qualvoll verhaftet ist und über das er sich angesichts eines solchen Ergebnisses besser niemals hinausgehoben hätte? Dieser ganze Rassenschwindel hat jedenfalls deutlich genug sein Vorbild in der Tierzucht, bei der zwar neben physischen auch noch geistige und primitive ethische Eigenschaften, aber gewiss nicht jene ethischen Werte, wie sie allein der Mensch kennt, in Betracht kommen

Was sagen die Millionen deutscher Frauen dazu (die dem heutigen Regime mit zu seinem «demokratischen Wahlsieg» verhalfen), dass sie sich aus ihrer in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit aufgebauten freien Menschenstellung mit einer umfassenden Armbewegung in das «Konzentrationslager der Familie» zurückgewiesen sehen?

Im Reiche Adolf Hitlers gibt es im Grunde keine Menschen mehr, sondern nur noch «Arier», die sich in Männer und Weiber teilen mit der Aufgabe einerseits des zeugenden Eroberers, andererseits der gebärenden Bewahrerin des Eroberten: Und der neuen Staatstyrannis entspricht wieder, wie es nur logisch ist, die alte Familientyrannis mit ihrem sattem bekannten Sittlichkeitsmonopol, in dessen Zeichen Männer die Frauen in jeder Beziehung vergewaltigen dürfen

Wer jetzt bei uns dem rassenreinen «nordischen Menschen» von allen Seiten her abguckt, «wie er sich räuspert und spuckt», der wird für seine Lakaibefindlichkeit nicht etwa Anerkennung, sondern zur rechten Stunde den Lakaifusstritt erhalten und ein Hohngelächter darüber, dass wir glaubten, nach fremder Schablone «nationale Erneuerung» spielen zu dürfen. Für die Schweiz kann es nur eine «nationale Erneuerung» geben: für Freiheit und Menschenwürde in der Masse einzutreten, als sie ausserhalb unserer Grenzen verloren gehen!

Denn es geht nicht um Juden und nicht um Kommunisten und Sozialisten, sondern darum, ob es erlaubt sein soll, den Menschen wieder zum Herdentier zu machen und ihn als solches zu behandeln

Heute dir, morgen mir? Ein Volk, das gegen ein Verbrechen an der Menschenwürde nicht mehr seine Stimme erhebt und sich durch Schweigen zum moralischen Mitschuldigen macht, das wird an dem Tage, an dem es für sich selbst einzustehen hat, mit dem Fluche der Feigheit geschlagen sein: der Schwäche

Dazu findet sich in Max Oechsli's Tagebuch der folgende, sehr überraschende Eintrag

Ich habe heute zum dritten Mal Konrad Falkes Artikel «Der Name Mensch in Gefahr», der am Sonntag in der «NZZ» erschien, gelesen und denselben entschlossen in ein Kuvert verpackt und mit folgendem Begleitbrief an Reichskanzler Adolf Hitler gesandt

Herr Reichskanzler

Da in Ihrem Dritten Reich die «NZZ» verboten ist, sende ich Ihnen dieses Blatt, das einen Beitrag enthält, der Sie interessieren wird. Denn so restlos gleichgültig wird es Ihnen nicht sein, wie das Ausland und die Schweiz über Ihre Tat denken

In Hochachtung, Max Oechsli

Ob der Brief ihn erreichen wird, weiss ich nicht, denn vielleicht umgibt auch ihn eine Zensur, wie früher die kaiserliche Majestät. Und, das ist wohl das Wahrscheinlichste: eine Zensur wird sich den Absender notieren! Aber einstweilen fahre ich nicht nach Deutschland

Max Oechsli, Mein Tagebuch, 9. November 1933, S. 3683

zwischen spiel brief mit beilage

Später hielt Max Oechslin in seinem Tagebuch das folgende Gespräch mit dem eidgenössischen Forstinspektor Albisetti fest, was belegt, dass die Anfeindungen weitergingen

Als ich gestern Vormittag bei der Oberforstinspektion vorsprach, da gab es mit Forstinspektor Albisetti eine der köstlichsten Unterredungen, die ich bisher im Beruf erlebte. Man denke sich: Er stellte mir die beiden Fragen: «Sind Sie wirklich der katholisch konservativen Partei Uri beigetreten? Und trifft es zu, dass Sie und Ihre Frau und Ihre Kinder zum Katholizismus übergetreten sind? Diese Übertritte werden nämlich in der Inspektion als Tatsache registriert.» – Dass ich anfänglich keine Antwort zu geben in der Lage war, ist verständlich, denn man hätte mir kaum einen grösseren Affront bieten können! Warum? Wozu? Wer? Nun sehe ich klar: Die Forstinspektorenstelle der Bundesbahn wird über kurz oder lang zur Neubesetzung frei. Ich interessierte mich dafür. Infrage wird hier wohl ein «Freisinniger» kommen. Nun hat ein Mitbewerber, der «hohe Gefahr» von meiner Seite vermutet, zur Verteidigung seiner Position mir dies untergeschoben, um mich als einen charakterlosen Menschen hinzustellen, der Politik und Konfession wechselt wie ein Paradekostüm

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. Dezember 1933, S. 3692 f.

Es folgt eine lange Zeit mit verstörenden Einträgen über eine «Freundschaft» mit der Schwester der Frau seines Freundes Ferdi Hurni in Luzern, die von November 1930 bis Ende 1931 dauerte, also in der Zeit der Geburt von Heidi am 11. April 1931, dem dritten Kind von Friedi und Max. Dass die Ehe dank Friedi daran nicht zerbrach, ist rückblickend erstaunlich. Die Geschichte blieb als Schatten im Zusammensein der beiden, was Max aber vor weiteren Eskapaden nicht abhielt. Eine davon begann im Mai 1941 und führte zum Teil zu einem regelrechten Doppelleben, von dessen Ausmass – gemäss Max Oechslin – nur sein Tagebuch wusste *zwischenspiel glückliche zweisamkeit?*

Nach 1931 finden sich hierzu immer wieder Einträge von Max in seinem Tagebuch

Ich denke an Friedel – und ich denke an H., der ich bei jedem Glockendreiklang den Gruss gebe. Hier in dieser Stube ist es gewesen, dass ich sie zum letzten Mal sah. Und dann ging sie mir und liess mir dieses geträumte Märchenwesen zurück, das in Wirklichkeit nie war und das ich nun in Friedel hineinlege, zum eigenen Gewinn hineinzulegen versuche [...] Ich bitte nicht um die Liebe, ich bettle um die Frau, ohne die wir nicht sein können

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. Oktober 1936, S. 4633 f.

Als das H.-Erleben mich erfasste, da liebte Friedel ihre Kinder, meine Kinder, an meiner Statt. Ich weiss das. Ich schwieg. Und doch weiss ich, dass ich nie aufgehört habe, gerade Friedel zu lieben, sie, diese grosse Königin der Liebe, trotz allen Frauen, die über meinen Weg schritten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. Oktober 1936, S. 4650 f.

Wir hatten ein artiges Festchen und Friedel hat mir anvertraut, dass sie mir nochmals ihre ganze Liebe für weitere 25 Jahre geben werde, was ich gerne erwidere. Sie hat auch gemeint, dass trotz allen Freundinnen, die um mich schwärmen, sie doch die Königin habe bleiben können und dürfen, und das sei immer das Wertvollste. Ja – Friedel ist sicher die Frau gewesen, die aus mir den M. Oe. gemacht hat, wie er heute da ist. Ungewollt, aber doch mit fester Hand hat sie mich geführt und liess mich trotzdem mich selbst leben und mich selbst sein. Verfeinert hat sie mich, und das ist das Wertvolle. Und die drei Kinder, die Friedel mir geboren hat, das sind drei gerade, gute und tüchtige Kinder geworden. Denn was diese Kinder sind, das ist Friedels Erziehungsarbeit. – Ich weiss, dass Friedel oft genug von mir wenig gehabt hat, denn wenn ich zu Hause bin, arbeite ich. Jede freie Stunde des Tages wird und ist ausgefüllt. Aber still hat sie's erduldet, hat sogar mitgearbeitet. Und so ist ganz besonders der «Birkenhof» unser Haus geworden, in dem die Lärchholzstube nun in den kommenden 25 Jahren uns vermehrt Stunden stillen Beisammenseins bieten wird, lesend, plaudernd

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 4. September 1945, S. 8272 f.

Bereits 1923, dann wieder ab Ende 1929 bis Ende 1957 war Max Oechslin auch ausserhalb seiner Fachgebiete publizistisch tätig, nämlich wöchentlich mit seiner «Politischen Umschau» in der Zeitung «Gotthard-Post» seines Freundes, des Verlegers Martin Gamma. Seine politischen Artikel

Die Regierungskrise in Deutschland hat einen viel schwerwiegenderen Hintergrund. Hier spielt nicht mehr die im Verlauf von Jahrzehnten geschulte und verfeinerte Politik von Intellektuellen die wichtigste Rolle, sondern mehr die Politik der Abenteurer. Oder sollte etwa doch der Einfluss des im November 1924 gegründeten «Deutschen Herren-Klubs» immer mehr zur Geltung kommen? Es macht fast den Anschein, denn Hindenburg und von Papen gehören ihm an, und das ganze Kabinett Hitler ist so stark von Freiherren und Grafen durchsetzt, dass Nationalsozialisten nicht allzu grosse Hoffnungen auf ihren Reichskanzler Adolf Hitler setzen können. Wunderlich am Ganzen ist nur, dass ein erst 43-jähriger Politiker Reichskanzler wurde, der von Geburt Österreicher ist, eigentlich keinen fertigen Beruf besitzt und sich bisher lediglich durch kühne politische Unternehmen auszeichnete, die allerdings auf den «deutschen Soldaten» Hitler hinweisen, der leidenschaftlich für das Deutschtum eintritt, aber zu verkennen scheint, dass ein Volk nie einseitig zusammengesetzt sein und handeln darf. So wird Hitler während seiner Kanzlerschaft die schärfste Opposition der Sozialisten und Kommunisten erwarten müssen, zu der sich eventuell auch diejenige des Zentrums gesellen könnte

«Politische Umschau» in der «Gotthard-Post», 1. Februar/3. Februar 1933

Der nationalsozialistische Kurs nimmt in Deutschland immer breiteren Raum ein, wenigstens in der Ausprägung seiner Macht, indem die Regierung Hitler immer rücksichtsloser allen Gegnern sich gegenüberstellt [...]

So hat zu Ende der letzten Woche die katholische Presse einen Aufruf des Zentrums zum Abdruck gebracht, in dem in aller Öffentlichkeit die tatsächliche Lage Deutschlands gezeichnet wird: «[...] Eine Staatsordnung, in der an Stelle des Rechts Willkür und Parteilichkeit, an Stelle des Gemeinwohles Gruppeninteressen entscheiden; eine Wirtschaftsordnung, in der ein gerechtes Abwägen der Lebensbedürfnisse aller Stände verdrängt wird durch einseitige Bevorzugung bestimmter Schichten; die Beseitigung jener Staatspolitik, die als Gebot des Gemeinwohls die Sorge für die bedrängten Stände durch eine ausgebaute Sozialgesetzgebung als heilige Sache betrachtet. Mit tiefer Entrüstung folgen wir den Verirrungen, die in unser Volk hineingetragen werden. Eine Sünde an der deutschen Einheit nennen wir es, wenn Männer, die für Volk und Reich geblutet haben, als Landesverräter beschimpft werden, nur weil sie sich dieser Entwicklung entgegenstemmen, eine Versündigung an der Jugend, wenn man sie zum Hass- und Rachegedanken aufruft und Andersdenkende vor ihr als vogelfrei erklärt.»

Das sind herbe Worte! Wenn sich aber eine Regierung dadurch ihrer zu wehren glaubt, dass sie in globo alle diejenigen Zeitungen verbietet – die Verbotsbeschränkung auf zwei Tage nimmt dem Verbot den Sinn nicht! –, so steht es mit ihrer Kraft schlimm. Eine Grösse und Stärke der germanischen Kultur liegt da und gerade da verankert, dass sie die Freiheit der Meinung achtet. Nur gegen das Überborden der Freiheit darf angekämpft und soll angekämpft werden, aber kaum von Leuten wie denjenigen Nationalsozialisten, die jahrelang in ihrem Regierungsorgan «Der Völkische Beobachter» eine blutige und geradezu verbrecherische Hetze gegen den Staat geführt haben

«Politische Umschau» in der «Gotthard-Post», 23. Februar/25. Februar 1933

Der in Deutschland vor einer Woche ausgerufene Boykott gegen die deutschen Juden, womit die Regierung mit den Nationalsozialisten gegen die sogenannte Gräuelpopaganda der Semiten protestieren wollte, wurde in letzter Stunde auf einen Tag beschränkt [...] Der unentwegte Kampf des verflossenen Jahrhunderts bestand darin, dass Kultur und Zivilisation die Rassen- und Nationalitätsunterschiede in weitgehendem Mass überbrückten und das Weltganze schufen, in dem, unbekümmert um seine Zugehörigkeit, ein jeder Mensch als gleichwertiger Mensch gelten sollte und durfte, einzig gemessen nach seinem Schaffen und Wirken. In Deutschland hat diese Errungenschaft wieder eine Vernichtung gefunden, deren Folgen heute nicht zu übersehen sind, denn der deutsche Rassenkampf zeigt in seinen Auswüchsen gegen Kunst und Wissenschaft eine Seite, die für die geistige Höhe des Führers dieses Kampfes nicht das beste Zeugnis gibt

«Politische Umschau» in der «Gotthard-Post», 6. April/7. April 1933

Wir müssen uns fortgesetzt mit dem Problem des deutschen Nationalsozialismus abgeben, nicht weil er uns in der Innerschweiz aus dem bürgerlichen Sattel zu heben vermag (wir haben zu viele schwarzhaarige und braunäugige Frauen!), wohl aber deshalb, weil dieses fortgesetzte Aufpeitschen eines ganzen Volkes mit den Schlagwörtern der Gleichschaltung und Rassenreinheit eine ernste Gefahr für das gesamte Wirtschaftsleben der Völker, für alle Fälle für Europa, bringt

«Politische Umschau» in der «Gotthard-Post», 30. August/2. September 1933

zwischenspiel 1933

dokumentiert er im «Politischen Tagebuch», was zur Folge hat, dass im «Max Oechslin, Mein Tagebuch» nur noch selten das politische Geschehen kommentiert wird [zwischen spiel brief mit beilage](#). Noch verwundert schreibt er dort Anfang Februar 1933 über die Entwicklungen in Deutschland, um dann ab Ende Februar 1933 immer deutlicher Position zu beziehen [zwischen spiel 1933](#).

So schreibt er zwei Jahre später in sein Tagebuch

Ich habe ein furchtbares Buch gelesen: [Wolfgang Langhoffs](#) «Die Moorsoldaten». Herrgott, ist das Deutschland? «Ich schwöre, die reine Wahrheit zu sagen», so schreibt Langhoff auf der ersten Seite. Und dann folgen diese bestialischen Wahrheiten, die im Schopenhauer'schen Sinn den Satz bekräftigen, dass die Nationalität durch die Brutalität zur Bestialität führt. Ich verstehe Deutschland nicht mehr, verstehe Europa nicht mehr, das es nicht über sich bringt, um des Menschen willen aufzustehen und die Grenzen der Bestialität zu brechen und einzubrechen in dieses Dritte Reich, um denen Befreiung zu bringen, die noch Menschen bleiben möchten. Jetzt verstehe ich Konrad Falkes Aufruf: «Der Name Mensch in Gefahr». Aber wozu muss ein Volk diese Erschütterung und Durchwühlung erleben? Soll es zur Ausseiterung des Bösen sein, wie wenn eine Krankheit des Leibes zum blutenden Ausdruck kommt?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. Mai 1935, S. 4086 f.

[Wolfgang Langhoff](#) 1901–1966, Deutscher. 1936 ausgebürgert. 1933 wurde er in Schutzhaft genommen und ins Konzentrationslager Börgermoor verschleppt. Dort bearbeitete und ergänzte er Johann Essers bekanntes Lied «Die Moorsoldaten». Nach zahlreichen internationalen Protesten (u. a. vom Zürcher Verleger Emil Oprecht) wurde Langhoff zunächst ins Konzentrationslager Lichtenburg überführt und im März 1934 freigelassen. 1934 floh er nach Zürich, wo er 1935 seine Lagererfahrungen im Erlebnisbericht «Die Moorsoldaten» veröffentlichte. Langhoff gehörte bis 1945 dem Ensemble des Zürcher Schauspielhauses an, dessen Ruf er als Charakterdarsteller und Regisseur mitbegründete.

Max' eindeutige Positionierung für die Position der Alliierten entwickelte sich erst allmählich in den späten 1920er-Jahren, positionierte er sich doch anfänglich deutlich gegen den Völkerbund und zeigte für den frühen Mussolini noch Bewunderung. Sein Studium der Schriften von Graf Coudenhove-Kalergi 1930 und von dessen paneuropäischen Ideen begann ihn Anfang der 1930er aber immer mehr zu prägen. Den Nationalsozialismus bezeichnet er immer mehr als «Bolschewismus in Braun», und mit Mussolini bricht er spätestens 1938 endgültig, als auch in Italien die offene Hetze gegen Juden ausbricht.

Seine ab 1933 in der Öffentlichkeit publik gemachten Meinungen gegen die Entwicklung in Deutschland führten dann auch zum folgenden Tagebucheintrag im Vorfeld einer wissenschaftlichen Reise nach Rumänien.

Sie [\[Friedi\]](#) ist etwas besorgt, dass ich diese Rumänienfahrt machen will, denn die Gegenwart sei so kriegsschwanger. Und dann hat sie eine gewisse Kummernis vor den Deutschen, da ich ja eigentlich ein Gegner des Regimes des Dritten Reiches sei. Mir aber scheint, dass meine Stellungnahme zum Nationalsozialismus so ist, dass ich das anerkenne, was ich für gut finde, und das ablehne, was mit dem schweizerischen Gedankengut unvereinbar ist.

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 17. April 1939, S. 5065 f.

Ob hierfür auch Warnungen von aussen kamen, ist unbelegt, mündlich wurde aber überliefert, dass er vom Schweizer Geheimdienst gewarnt wurde vor deutschen Massnahmen gegen ihn. Denkbar ist, dass die Überlieferung «Todeslisten» der Schweizer Nazis meinte.

Den Kriegsbeginn von 1939 erlebte Max als Offizier im Platzkommando Altdorf, wo er Arbeiten für die Mobilmachung ausführte. Seine damalige Meinung zur Schweizer Neutralität ist sehr aufschlussreich.

Das Leben eines Soldaten pendelt zwischen Vielarbeit und Nichtstun hin und her. Und wenn eine Stunde des Nichtstuns gekommen ist, denke ich auch über unsere «unbedingte Neutralität» nach, die für die Eidgenossenschaft wohl recht wertvoll ist, aber doch einem egoistischen Standpunkt entspringt. Denn der heute entbrannte Krieg zwischen den Westmächten und Deutschland geht nicht um den Besitz von Land, um die Fixierung von Landesgrenzen, sondern um die Herrschaft von staatlichen und parteikulturellen Doktrinen. Und so werden

Am Dienstagabend war ich zum Nachtessen bei Dr. Lang in Andermatt, dessen deutsche Schwiegereltern bei ihm zu Gast weilten, währschafte Kaufmannsleute aus Hannover. Der Vater ist noch ein Vertreter des alten Regimes, ohne den Nationalsozialismus zu bekritteln. Er hat aber Dinge erzählt, die komisch lauten. So muss verwundern, dass die Reichsdeutschen im Inland von all dem tschechoslowakischen Geschehen nur die Presseauffassung erhalten, die Tschechei sei lediglich aus militärischen Gründen von den deutschen Soldaten besetzt worden, im Weiteren aber voll und ganz die unberührte, alte Tschechoslowakei. So wird dann das Wundern gross, wenn sie in unseren Zeitungen die restlose Zertrümmerung dieses Staates vernehmen. Das Land sei voll Verbote. Eiserne Garteneinfriedigungen seien restlos verschrottet und aus den Villengärten seien mehr oder weniger Allmenden geworden, wie es nicht angehe, dass ein Bessergestellter durch einen Holzzaun sein Eigen begrenzen und so sich einer Volksverbundenheit entferne! – Butter und Fettkäse, wie wir Schweizer sie noch essen, besitzen sie schon lange nicht mehr. – Und so gab's noch viele Dinge, die sich um ein grausames Hoffen verdichten: dass letzten Endes ein Krieg eine Befreiung bringt, so oder so. – Erfreulich ist für uns Schweizer, wie diese Deutschen aufwachen, wenn sie unser Land bereisen und erkennen, wie einmütig wir Eidgenossen in der Abwehrbereitschaft sind, gegen jeden Feind, von welcher Front er auch suchen wird, unser Land zu betreten. Diesbezüglich scheint man im Dritten Reich völlig falsch zu orientieren, sodass sie des Glaubens sind, die Schweizer, wenigstens die Deutschschweizer, hätten Sehnsucht nach einer Befreiung. Ja, wir haben einen Befreiungswunsch, aber nicht den, in die Arme des nördlichen Nachbarn zu fallen, sondern den: dass die Zeit des Sturms und Drangs, dieser steten Ungewissheit, einmal eine Lösung finden werde, um für alle die Erlösung zu bringen. Diese wird beim gegenwärtigen Stand der Rüstungen und der politischen Machtentwicklung einzelner Parteien ja kaum ohne Zerstörungen und Blutvergiessen erfolgen können. Allein: lieber einem lodernden Brand gegenüberstehen und mit ihm den Kampf aufnehmen, als einem mottenden Feuer, das nirgends zum fackelnden Feuer wird und dennoch alles versengt

Dr. Ernst Lang praktizierte in dieser Zeit in Andermatt als Tierarzt und wurde später der Direktor des Basler Zoos. Max und Friedi Oechslin waren mit dem Ehepaar eng befreundet, und einige der Widmer-Kinder erhielten deshalb Privatführungen im Basler «Zolli»

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Juli 1939, S. 5771 f.

Die Arbeit rollt weiter. Und nun rücken die Nachzügler ein, Auslandschweizer, die von allerlei Tragik mitbringen in unsre Stube, die demgegenüber noch voll Fried ist. Da kommt ein gebürtiger Unterschächer aus Mühlhausen und stellt sich zu seiner Landwehreinheit, und Frau und Tochter mussten mit, da Mühlhausen vollständig evakuiert wurde. Sie konnten nur mitbringen, was im Koffer an Allernotwendigsten mitgetragen werden kann. Und sie müssen nun bei einem Onkel Unterschlupf finden, und ich schreibe der Gemeinde den amtlichen Weisungsbrief, dass die Unterschächener eventuell für die beiden Frauen besorgt sein müssen. – Dann kommt eine Frau mit zwei Buben. Der Mann ist eingerückt. Die Wohnung wurde ihr gekündigt, weil sie renoviert und anderweitig vermietet werden soll und man sie nicht mehr im Haus haben wolle. Beim Teufel: Der betreffende Altdorfer Herr hat von mir ein energisches und wirksames Telefon erhalten, erschien dann in meinem Büro – das zum Platzkommando umgewandelt ist – und wurde kleinlaut, als er nach der Frau frug und ich ihm sagte: «Zum Mittagessen ist sie mir ihren Buben im «Birkenhof» und wartet dort Bericht ab.» Abends erhielt sie Bescheid und eine Wohnung zugewiesen! – Und dann kommen Leute als Hilfsdienstpflichtige, mit letzten Rappen im Sack, finden aber keine Arbeit und stehen im vollen Sinn des Wortes auf der Strasse. Ja, ich habe in diesen Tagen stramme, stämmige Männer weinen gesehen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 6. September 1939, S. 5814 f.

Und dann drei Luftschutzinspektionstage in Brunnen, in Lachen und in Siebnen. Dabei benütze ich solche Tage, um die Kirchen und Kapellen mir anzuschauen, sehenswerte Häuser, Kraftwerk Siebnen und alle die Dinge, die mir das monotone Inspizieren der Luftschutzarbeit erleichtern und verschönern. Auch gibt sich manch komisches Plaudern mit den Ortsleuten in Landgaststuben, ein Hin- und Herfragen und Antworten, wobei mir in der March drüben das Vorherrschen einer gedrückten Stimmung auffiel. Die Ortschaften liegen vor der grossen Verteidigungslinie, die nun mit grossen Truppenkontingenten angelegt werden, und in allen Häusern sind grosse Munitionsmengen eingelagert, sodass man in diesen Dörfern in eine Kriegssituation hineingebracht wird, ohne dass man es will. Wahrhaftig: Es wäre jammerschade, wenn diese blühenden Dörfer längs dem See und der Marche Ebene einem Krieg zum Opfer fallen sollten! Die Bereitschaft zum kraftvollen Abwehrkampf ist unzweifelhaft das beste Abwehrmittel gegen einen deutschen Angriff

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Dezember 1939, S. 5944 f.

wir Schweizer nicht nur zu den Wahrern der Neutralität, sondern noch viel mehr zu Zuschauern, für welche die Westmächte sich in den Kampf werfen. Wird Deutschland niedergeworfen, so ist es nicht das deutsche Volk als solches, das geschlagen wird, sondern das Regime, das wider die Demokratien von gestern steht und so auch unser Gegner ist. So werden die Franzosen und Engländer auch die Kämpfer für die Neutralen, die eigentlich Mitkämpfer und nicht Zuschauer sein sollten. Das Mitringen für den Sieg der Demokratie wäre tapferer und mutiger als dieses Gewehr-bei-Fuss-Stehen und Abwarten, dieses Verteidigen einer angegriffenen Neutralität

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. September 1939, S. 5823 f.

Aus heutiger Sicht erschütternd sind die beiden folgenden Einträge knapp danach

Die «Kriegspsychose» spielt schon auf die Kinder ein. Als ich heute zu Mittag Heimkehr hielt, waren Heidi und die vier Nachbarkinder beim «Luftschutzspiel». Jedes hatte eine Papiermütze auf, ein gelbes Armband an und eine Tasche umgehängt, und auf der Bahre trugen sie den kleinen, dreijährigen Kurtli in den Holzschopf, wo der Spital sei. Da wurden dem Kleinen der Kopf und ein Bein verbunden. Und auf die Frage, was ihm fehle, gab Heidi zum Ausdruck: am Bein habe er einen Splitter und im Kopf Gas!

Was aber an Weltberichten eingeht, ist kein blosses Spiel mehr. Es ist ein grausames Zerstörungswerk, das nun immer weiter sich ausbreitet, Menschenleben fordert und Vernichtung bringt, dass wieder auf Jahrzehnte hinaus der Hass zu neuem Krieg gesät wird

[...]

Und wie sonderlich, dass man so kühl geworden ist, so nüchtern, dass man ungeduldig auf diese eine Nachricht wartet, die bekannt gibt, dass die Westmächte zum offenen Angriff gegen die Deutschen übergegangen sind. Vielleicht wartet man ungeduldig auf diese Nachricht nur deshalb, weil man mit ihr den Beginn des Endkampfes erwartet, die Überwindung der Machtidée des Hitlertums

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. August 1939, S. 5832 f.

Es ist gegenwärtig nicht leicht, die «Umschau» niederzuschreiben, zumal von Seiten der Militärbehörden strenge Erlasse ausgegeben wurden, die in Beachtung unsres Neutralitätswillens uns Einschränkungen in der Gedankenäusserung aufbürden. Und sodann sind die Auslandsmeldungen vielfach so widersprechend, dass es oft schwerfällt, die goldene Mitte zu finden

Im Trockenraum unseres «Birkenhof»-Kellers haben Karli und ich einen Luftschutzraum errichtet, mit Holzstützen und Lager, der splittersicher ist. So weit sind wir also schon gekommen, dass wir in friedlichem Haus Kriegsmassnahmen treffen müssen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 26. September 1939, S. 5842 f.

Eine gute Zusammenfassung seiner in der «Gotthard-Post» öffentlich gemachten Meinung über die Zeit zwischen 1933 und 1945 gibt die folgende von ihm übermittelte Anekdote über ein Gespräch mit Nationalrat **Theodor Gut** bei einem Mittagessen in Zürich

Nationalrat Dr. Gut, der in der eidgenössischen Vollmachtenkommission sitzt, war offensichtlich ob meinen offenen und nüchternen Auffassungen erstaunt und erfreut. Er meinte sogar, dass in Uri eine gute politische Schule bestehe, das könne man allwöchentlich in der «Gotthard-Post» im Leitartikel über die Tagesgeschehnisse lesen. Dabei wusste er nicht, dass ich diese «Umschau» schreibe, und ich sagte es auch nicht und musste Büttikofer durch «Augenzeichen» verständigen, zu schweigen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Oktober 1945, S. 8334

Theodor Gut 1890–1953. Nach dem Geschichtsstudium wurde Gut Journalist. Als Redaktor (ab 1914) und Chefredaktor (ab 1925) der «Zürichsee-Zeitung» und Gründer des Buchverlags Theodor Gut (1944) baute er ein Druck- und Verlagsunternehmen auf und wurde zu dessen Hauptaktionär und Verwaltungsratspräsidenten. Er war ein prägender Führer des Zürcher Freisinns (Sekretär der Kantonalpartei 1920, Präsident 1933, Nationalrat 1935–1946). Er setzte gegenüber anderen Tendenzen die Abgrenzung von den faschistischen Fronten durch und trat, insbesondere auch 1938 und in den Kriegsjahren, in Reden und Artikeln für die Verteidigung demokratischer und rechtsstaatlicher Werte und die kulturelle Vielfalt der Schweiz ein. Während des Kriegs wirkte er als Verbindungsoffizier des Bundesrats zur Abteilung Presse und Funkspruch bei der damaligen Pressezensur mit. Gut befürwortete die Zusammenarbeit der bürgerlichen Parteien mit der Sozialdemokratie und 1943 die Wahl des ersten Sozialdemokraten, **Ernst Nobs**, in den Bundesrat

Die militärischen Leistungen der Deutschen sind bewundernswert, aber voll Brutalität. Fast schämt man sich, der Gegenwart und der heutigen Kultur anzugehören! – Mich dauert Frankreich, das nun den Optimismus seiner Heerführung mit dem Blut seines Volkes und mit der erneuten Zerstörung der Landschaften Nordostfrankreichs begleichen muss

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. Mai 1940, S. 6078 f.

Unser Platzkommando gleicht wieder einem Bienenhaus, in dem ein stetes Ein- und Ausgehen waltet. Aber die Gesichter der Soldaten sind fröhlicher als vor Wochen zur Zeit der Mobilisation. Die Hoffnung, dass die Entlassung endgültig sei, hat den Grossteil erfasst, und das schafft eine fröhliche Stimmung, die auch die Pessimisten erfasst. Mir scheint aber, dass sehr viele Schweizer noch zu viel Wein und Bier trinken, wenn sie fröhlich sein wollen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. Juli 1940, S. 6110

Ich habe die vergangenen Tage wieder sehen müssen, nicht ohne Staunen, wie friedlich das Leben in unserem Land weiterrollt und wie in den Hotels und Gasthöfen das Leben weiter pulsiert und man um gedeckte Tische sitzt, als wäre gar nirgends eine Not! Und immer wieder stösst man auf Menschen, die unzufrieden sind wegen kleinen Einschränkungen. Das Essen ist nicht recht. Die Zugsverspätung sei eine unverantwortliche Sache. Das fehlt. Jenes sollte anders gemacht sein. Was Wunder, wenn ab und zu eine Zurückweisung solcher Menschen von dritter Seite erfolgt. Wenigstens habe ich mich nicht immer schweigend verhalten können, wenn derartige Mitmenschen in meiner Umgebung sind. Ich rate jeweils, auszuwandern, oder dann, wenn der Zug zu lange wartet, zu Fuss zu gehen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 27. August 1941, S. 6578 f.

Ei, wie die Schweiz voll Menschen ist! Auf allen Bahnhöfen stauten sich die Menschenmassen: Biel, Solothurn, Olten, Luzern; und die Züge waren überfüllt. Sonderliche Schweiz: Derweil ringsum der Krieg mit seiner Not sein Tollen hält, halten wir Festtagssonntag, essen und trinken und sind fröhlich, als geschehe rein nichts um uns, das schon morgen auch uns die Not bringen kann

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 19. Oktober 1941, S. 6679 f.

Ich habe heute Abend mit Widerwillen die «Umschau» niedergeschrieben, und zwar deshalb, weil ich in ihr nicht offen sagen durfte, was ich gegenüber dem deutschen Vorgehen im besetzten Frankreich und in den von den Deutschen erfassten Gebieten überhaupt denke. Die Ermordung von deutschen Offizieren ist ein Verbrechen, das verurteilt werden muss, es wird aber nicht gesühnt, indem 50 × 100 Geiseln erschossen werden als «Vergeltungsmassnahme», weil die Täter nicht erfasst werden konnten. Im Gegenteil: Durch diese Rache wird erneut zu Gegenrache aufgerufen. Der Hass eines unterdrückten Volkes ist nicht niederzukämpfen, ohne dass man ihm selbst die Freiheit wiedergibt und Soldat gegen Soldat kämpfen lässt. Die Zukunft, die durch die Geiselinrichtungen eröffnet wird, erhält eine grausame Tür!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. Oktober 1941, S. 6681 f.

Wenn wir über das heutige Geschehen nachdenken, dann dürfen wir nicht Anklage führen gegen einzelne Menschen, denn diese sind doch nur der Exponent der gesamten Menschenmasse, der auch wir angehören. Wir sind deshalb mitschuldig an allem, so oder so. Deshalb müssen wir im kleinsten Kreis zusammenhalten und uns aufzubauen suchen, auf dass die Umwelt erfasst werde von diesem einen Glauben, den **Latzko** vor zwei Jahrzehnten niederschrieb: «Der Mensch ist gut.» Damit von dieser, unserer Umwelt aus dieser Glaube weiter greife, immer weiter und alle Not- und Drangzeit zurückgedämmt werde zu diesem einen und letzten Sinn des Lebens: Der Mensch ist gut! Denn das müssen wir: immer wieder ankämpfen gegen das natürliche Geschehen, das doch immer wieder Zerstörung bringt, Untergehen!

Vermutlich bezieht er sich auf **Andreas Latzkos** Buch «Menschen im Krieg», das 1917 erschien. Aufgewachsen in Budapest und Wien, übersiedelte Latzko 1869–1943 nach Berlin, wo er als Schriftsteller und Journalist tätig war. Nach Beginn des Ersten Weltkriegs folgte er der Einberufung zum Militär und wurde als Reserveoffizier an der Isonzo-Front gegen Italien eingesetzt. Dort erlitt er einen schweren Nervenzusammenbruch («Kriegszitteren»). Nach Aufenthalt in mehreren Lazaretten wurde er zur Kur in die Schweiz entlassen. Dort verarbeitete er seine Kriegserfahrungen in Erzählungen, die zunächst in verschiedenen Schweizer Zeitungen anonym veröffentlicht wurden und 1917 dann unter dem Titel «Menschen im Krieg» in einem Züricher Verlag (Max Rascher) als Buch erschienen. In den kriegführenden Staaten wurde es wegen seiner pazifistischen Tendenz verboten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 20. Oktober 1941, S. 6680 f.

Die Kriegsmeldungen werden immer umfassender. Auch die Achsenmächte stehen nun im Krieg gegen Nordamerika. So scheidet sich die Welt in zwei grosse Gruppen, die einander den Kampf angesagt haben bis zum Sieg, bis zur Vernichtung des Gegners. Wie werden wir Schweizer bestehen können?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Dezember 1941, S. 6753 f.

zwischenspiel 1940–1942

In unserem Amtsbüro gehen die «Wogen» hoch. Die Leute bestürmen uns betreffend die Zuteilung von Kohle und Holz und können nicht begreifen, dass trotz der strengen Winterkälte keine weiteren Brennstoffmengen erhältlich sind. Die guten Eidgenossen haben es bald wie die Amerikaner, sie sprechen von der Bibel und meinen die Baumwolle

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. Januar 1942, S. 6783 f.

Ich notiere heute dieses eine Geschehen: Als ich im Wald der Munitionsfabrik war, konnte ich just einem Schiessversuch einer 20-mm-Oerlikon-Kanone beiwohnen, bei der eine Munitionskontrolle stattfand. Das Geschütz feuert gegen 500 Schüsse in der Minute. Das wäre an und für sich schon interessant. Doch weit interessanter war, dass den Versuchen ein italienischer Oberstleutnant und zwei weitere Offiziere Italiens, natürlich in Zivilleidung, beiwohnten. Unsere eidgenössischen Munitionswerkstätten fabrizieren somit Munition für den wirklichen Krieg. Die Neutralität werde dadurch gewahrt, dass die Patronen nicht fertig hergestellt werden – sondern die endgültige Herstellung durch die Privatindustrie erfolgte, bei Bühlre in Oerlikon. So verharren wir in der Kriegeruhe, Gewehr bei Fuss, jammern über die Not, und helfen dabei wacker durch Fabrikation von Munition und Kriegsmaterial mit, dass der Krieg «vollwertig» bleibt, erklärte mir der Chef der italienischen Delegation doch heute, dass diese kleinen Geschütze und die Munition der Schweiz eine grossartige Präzision aufweisen

Es würde mich nicht verwundern, wenn schon morgen ein Flieger der RAF [Royal Air Force] erschiene, um eine Bombenlast über unsere Munitionswerkstätten auszuschütten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 4. Mai 1942, S. 6946 f.

Als ich heute in stiller Morgenstunde die «Umschau» niederschrieb und das Problem des Protektoratsgebiets Böhmen skizzierte, da musste ich mir eine Zurückhaltung aufzwingen, um nicht mit aller Schärfe gegen dieses deutsche Walten zu protestieren. Das wird sich bitter rächen, was sich diese Machthaber an Menschenmorden leisten! Ich habe es in den Satz gefasst, dass dieser Hass, der durch diese Erschiessungen ganzer Familien gesät wird, nicht in einem Jahrzehnt überwunden sein wird, vielleicht nicht einmal in einem Jahrhundert. Häuser und zerstörte materielle Dinge kann man im Verlauf von Jahren wieder aufbauen, geschändete Menschen und deren blutende Herzen vermögen aber Generationen nicht zu überwinden. Es ist ein satanischer Fanatismus hüben und drüben geweckt worden! Und wehe dem, der hier die Grenzen nicht mehr zu achten vermag, die durch das Wort gegeben sind: Achte deinen Nächsten, hab Achtung vor dem Menschen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 4. Juni 1942, S. 6985 f.

Die allgemeine Kriegslage verschlechtert sich, das heisst, die Achsenmächte sind an den Fronten die Gewinnenden, die überschrittenen Länder aber sind von der Kriegsfurie durchwühlt, und was sich an Hass und Racheschwüren schichtet, führt einer Zukunft des Grauens entgegen

Man muss sich schier gar schämen, in der friedlichen Schweiz zu leben, in der das Leben seinen ordentlichen Lauf weiterrollt. Werktag und Sonntag lösen einander ab, die Menschen feiern ihr Vergnügen, halten Ferientage und machen Programme auf lange Sicht. – Heute brachte Friedel zum Abendtee sogar Kuchen auf den Tisch!

Ja, ja – so rollt die Welt der Gegensätze weiter. Not dem einen, Freude dem andern! Wie lange noch sind wir die Bevorzugten?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 12. Juli 1942, S. 7039 f.

Seltsam unsere Friedensinsel, mitten in der europäischen Festung, wie Deutschland sich ausspricht, zum Teil wohl neidisch, dass wir noch sagen und denken, was uns behagt und was wir für gut finden

Wie der Krieg enden wird? Oftmals frage auch ich mich, ohne eine Antwort zu finden. Ich weiss nur, dass auch Deutschland geschlagen sein wird durch all seine Opfer, die es heute noch verschweigt, denn blutlos kann auch das grösste Reich einen solchen Krieg nicht führen. – In der «Umschau» steht, was ich über diesen Kampf denke, über diese Zeit der Not und der Wirrsal der Menschen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. November 1942, S. 7243 f.

Man sollte noch wie unser Heidi sein können, das sich so kindlich auf den Lichterbaum freut, in Grossmüettis Stube wartet und immer wieder fragend ruft, ob sie noch nicht kommen dürfe? Glückliche Kleine! Sie empfindet die Tragik der Gegenwart noch nicht – und denkt nicht an die breite Not, die hüben und drüben hinter den Kriegsfrenten hockt und jedes Christfestabendhalten tötet. Nur im stillen Unterbewusstsein bekommt sie es wohl mit

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 24. Dezember 1942, S. 7276 f.

Für den Familienstammbaum habe ich eine Reihe von Daten erhalten. Auch Vetter Erich Chemnitz, der als Sportschriftsteller in Leipzig wohnt, hat geschrieben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 5. Januar 1938, S. 5072 f.

Mein Vetter Erich Chemnitz aus Leipzig, dessen Mutter die Schwester meines Vaters war, ist zu Besuch bei uns. Bis um Mitternacht sassen wir in der Stube und hielten Plaudern. Frei sprach er über sein Land und den Nationalsozialismus, derweil wir, Friedel und ich, unser Schweizertum verteidigten. Wir standen nicht gegeneinander, sondern nebeneinander. Erich hat den Krieg mitgemacht und hatte zwölf Kugeln, die seinen Körper getroffen haben; dreimal war er verwundet, mit fünfzehn Knochenbrüchen und Zerstörungen, sodass er heute ein linkes Schulterblatt aus Elfenbein trägt, den rechten Arm mit Silberspangen «genietet» besitzt und den rechten Fuss verkrüppelt im Schuh hält, ohne dass man viel davon merkt. Beim Kapp-Putsch 1920 war er in vorderster Linie dabei und zählt deshalb heute zu den alten Kämpfern der Partei, betätigt sich als Sportschriftsteller und beim Leipziger Rundfunk und verfügt über einen sonderlichen Reisesepass, der auf seinen echtbürgerlichen Namen lautet, aber noch vier weitere, polizeilich bestätigte Pseudonyme trägt. Vor wenigen Tagen war er noch in Wien und Paris, gestern in Genf, Basel und Zürich – und heute reise er nach Mailand! Sonderliche Mission! – Sein älterer Junge, Günther, ist als Achtzehnjähriger als Führer bei der Hitlerjugend eingeteilt und werde von der Partei «behalten». Er werde Staatsbeamter werden. Also nach unserem Bewerten Parteibeamter. Sein zweiter Bube zählt erst fünf Jahre. – Es war interessant, aus dem Mund eines Vollbeteiligten das Wesen des Dritten Regimes gewertet und gedeutet zu hören. Ich fand dabei, dass meine bisherige Auffassung über Deutschland, wie ich sie in der «Umschau» niedergelegt habe, nicht irrig ist. Vieles mag gut sein daran, aber bestimmt nur für ein Deutschtum, das in kaiserlicher Atmosphäre den Zustand erlitt und erlernte, der heute erlaubt, ein solches Parteiregime der Diktatur zu haben. Für uns Bergmenschen ginge das nicht!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. April 1938, S. 5231 f.

Heute bin ich im Nachmittag 'gen Spirigen gefahren und zur Führ hinauf und dann hinübergewandert zum Bitzi. Gretel ist mitgekommen, sie kam zum Seebad gestern ins Tal, und Günther, Vetter Erichs ältester Junge, der Donnerstagnacht Leipzig verliess und gestern nachmittags in Altdorf war. Ein prächtiger Junge, der gut zu unseren Kindern passt. Er zählt heute 17 Jahre und ist Fähnchenführer bei der Hitlerjugend, d. h. der Leiter eines Trupps von 400 Mann und Buben. Er ist ein stiller, ruhiger Kerl, ist zum ersten Mal im Hochgebirge und staunt mit offenen Augen die Berge an, die heute im schönen Sommerwetter sich zeigen. Jetzt schreibt er seine Reisenotizen. Das gefällt mir

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. Juli 1938, S. 5328 f.

Gestern war ich mit Friedel im Tellspiel. Wir waren geladen, um Bundesrat Etter und dessen Frau Reverenz zu erweisen [...] Das Spiel hat uns gut gefallen [...] Günther und Gret und Karli waren auch dabei. Günther hat viel Freude erlebt und gefunden

Zum Abendessen ist Erich gekommen. Er hat wieder viel erzählt, bis spät in die Nacht hinein! Heute Morgen sind sie beide, Erich und Günther, weitergefahren, dem Berner Oberland und der Westschweiz zu. Es ist artig, wie Erich fordert, dass sein Bub das Land seiner Grossmutter sehe

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Juni 1938, S. 5338 f.

Vetter Erich von Leipzig ist auf Besuch da. Er erzählt recht Interessantes von Grossdeutschland und als Deutscher, der seiner Sache sicher ist! Einen Angriff auf die Schweiz bezeichnet er als ausgeschlossene Sache, denn ihr Interesse liege in der Erhaltung einer arbeitskräftigen Schweiz und nicht im Gewinn eines zerstörten Landes

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. April 1941, S. 6324 f.

Die Bundesfeier von heuer ist mir zum zu lauten Festbetrieb geworden. Ob Günther, der nun irgendwo in der Kampffront steht, als Kampfflieger, am heutigen Abend drei Jahre zurückdenkt, da wir auf Bitzi diesen Tag mit lodern dem Feuer feierten? Vielleicht sieht er im brennenden Feuer der Front diese Glut der Freiheit eines Gebirgsvolkes! Es wäre schade für den Jungen, wenn er ins Gras beißen müsste!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. August 1941, S. 6512 f.

Vetter Erich hat nach Schaffhausen berichtet, dass Günther vermisst sei. Nun suchen sie ihn durch das Rote Kreuz. Sie werden ihn kaum finden, denn Günther wird einer dieser Soldaten sein, die nicht tot sind und doch nie wiederkehren

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. August 1942, S. 7106

zwischenspiel vetter erich und sohn günther

Während der Kriegszeit finden sich deutlich mehr sorgenvolle Hinweise auf das Kriegsgeschehen als üblich, was darauf hinweisen mag, dass Max viele seiner Sorgen und Meinungen nicht mehr uneingeschränkt kundtun konnte *zwischen* 1939, 1940–1942, 1943, 1944, 1945. Natürlich schildert er manchmal den Einfluss des Krieges auf das tägliche Leben im «Birkenhof»

Ich denke an Friedel, die wieder so eifrig den Haushalt in die Hand genommen hat, um ganze Lehrmeisterin zu sein [für die Haushaltsgehilfin]. Und diese Notzeit bringt für sie so viel neues Überlegen und Einrichten und Herrichten, um mit weniger Dingen doch genügend und Gutes auf den Tisch zu bringen, um alles, was aus dem Garten kommt, gehörig zu nutzen, sei es als Frischgemüse, sei es gedörrt oder eingemacht, damit auch im Winter etwas da sein wird. Und die alten Kleider macht sie neu, nützt jeden Stoffrest und Lappen aus, jeden Wollknäuel, dass ich oft ganz erstaunt bin, was Friedels geschickte Hand alles fertigbringt. Und in der Freizeit liest sie und schreibt, hilft mir bei den Korrekturarbeiten. Und da entgeht wahrhaftig nichts. Immer weiss sie noch ein besseres Wort, eine klarere Ausdrucksweise. Das ist die Friedel, die Hausmutter und die geistige Gefährtin!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. Oktober 1940, S. 5986 f.

Beruflich sucht Max Ende 1939 nochmals (widerwillig) eine Veränderung und bewirbt sich im November 1939 für eine Professur an der Forstabteilung der ETH, wohlwissend, dass – wie er am 26. November schreibt – sich die Schulkreise selbst dagegen wehren würden, ihn, den nicht-diplomierten ETH-Studenten, als Dozent dort zu haben. Die Nichtberücksichtigung plagt ihn trotzdem, er relativiert die Absage aber sogleich

Und was ist diese kleine Absage gegenüber dieser unbeschreiblichen Not, welche die deutschen Juden über sich ergehen lassen müssen? Gleich einer Viehherde werden sie mitten in der Nacht gesammelt, aus der Wohnung getrieben wie Kühe aus dem Stall, alles zurücklassend und nicht wissend, wohin die Fahrt geht. Irgendwohin ins östliche Judenreservat, wo sie zwischen Drittem Reich und Russland wie zwischen zwei Mühlsteinen gemahlen werden zu sterbendem Brei! [...]

Ich fange an, unsere Neutralität zu verfluchen, weil sie uns zu blöden Zuschauern stempelt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 16. Oktober 1940, S. 5986 f.

1940 bewirbt er sich erfolgreich für die nebenamtliche Tätigkeit als Schriftführer der «Alpen», der monatlichen Zeitschrift des SAC. Bald schreibt er, dass diese neue Arbeit zur Mussezeitarbeit geworden sei, die in froh stimme

Im September 1942 wird ihm schliesslich angetragen, sich für die Leitung des Instituts für Schnee- und Lawinenforschung auf dem Weissfluhjoch in Davos zu bewerben, was bedeutet hätte, dass er im Winter in Davos und im Sommer in Bern weilen würde

Die «Berner Angelegenheit» ist eine schwierig zu lösende Sache. Je mehr ich darüber nachdenke, umso weniger kann ich mich zu einem Ja entschliessen, zumal dann nicht, wenn ich an mich selbst denke. Die Wochen und Monate auf dem Weissfluhjoch kämen einer dauernden Bergeinsamkeit gleich, im engen Raum, ohne Bücherei, ohne Familie. Derweil Friedel mit den Kindern bliebe, denen sie aber den Schulen wegen «das Wohnen in Bern» gar wohl gönnen würde. Sonderlich, als Friedel mir sagte, dass hier einzig und allein der «Birkenhof» sie festhalte, sonst nichts dieses Landes, weder Tal noch Berg, noch Volk, dann empfand ich, wie gross ihr Opfer in diesen 22 Jahren gewesen ist, da sie mit mir im Bergtal verblieb, und ich empfand, wie grausam weit unsere Welten auseinander liegen [...] Ist es nun an mir, das Opfer zu bringen, die kommenden 22 Jahre? [...]

Friedel sagte, dass durch diese «Berner Stelle» sie gleichfalls eine Witwe würde! – Ja, allem liesse sich nur dadurch begegnen, dass materiell die Stelle so geordnet würde, dass auch Friedel immer wieder mitkommen könnte, wohin der Weg mich führt

Aber alpgleich lastet nun dieses Wissen, dass nur der «Birkenhof» sie hier hält, sonst nichts dieses Landes ... Ja, den «Birkenhof» haben wir zusammen aufgebaut

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. September 1942, S. 7155 f.

Als ich am Mittwoch heimwärts fuhr, hielt in Erstfeld ein Zug italienischer Arbeiter, die aus Deutschland Rückkehr hielten. Sonderbare Fracht. Ich suchte vergeblich nach einem fröhlichen Gesicht. Die Leute sahen im Allgemeinen furchtbar abgemagert und verwahrlost aus. – Durchgeht man heute die Zeitungsberichte, so spürt man auf allen Seiten die Verschärfung und Verrohung der Kriegsführung heraus, die mehr und mehr auf eine Totalität des Kriegs hinausgeht und ganz besonders für die Deutschen zu einem Problem des Bestehens oder des Untergangs geworden ist

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 23. Januar 1943, S. 7311 f.

Der Krieg aber rollt seinen vernichtenden Weg weiter. Und kommt unseren Grenzen wieder näher, Kilometer um Kilometer, Tag für Tag. Und es gibt so viele Menschen in unserem Land, die das nicht glauben wollen!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 10. April 1943, S. 7401

In Nordafrika erleiden die Achsentruppen eine Tragödie, und trotzdem meldet das deutsche Nachrichtenbüro von erfolgreichen Abwehrkämpfen und verblendet das deutsche Volk mit Siegesnachrichten. Grausame Welt, die sich fortgesetzt von der Lüge nährt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 15. April 1943, S. 7430

Ich gebe hier offen zu, dass ich pessimistisch gestimmt bin. Zumal auch die Meldungen über das Schalten und Walten der Deutschen in den besetzten Gebieten grausam sind, auch wenn man noch so viel davon abstreicht. So muss doch etwas Wahres daran sein, denn von der italienischen Grenze bis hierher ist es nicht so weit, als dass sich allzu viele Dinge anheften könnten, um aus einem Vierbeiner einen Tausendfüssler zu machen. Und der greise Feldmarschall **Smuts** wird in seiner letzten Guildhall-Rede kaum nur aus Träumen geschöpft haben, als er gegen jenes Regime die Anklage erhob, das die besetzten Gebiete der Deutschen betrifft

In der «NZZ» vom 21. Oktober 1943 erschien eine Zusammenfassung der Rede von **Jan Smuts** 1870–1950, der während des Zweiten Weltkriegs eng mit dem britischen Premier Churchill zusammenarbeitete

Aber es sind nicht die Deutschen der Wissenschaft und Kunst und der Kultur von gestern, es sind nicht die grossen und starken Bergsteiger, die dieses erschütternde Walten in die Länder hinaustrugen, es sind die «Neuen Menschen», von denen **August Babberger** einmal als Maler sagte: «Wenn dann einmal der Dreck obenauf schwimmt, dann wird es furchtbar sein und beschmutzend.» Sind wir nun heute so weit?

Der Maler **August Babberger** 1885–1936 verbringt auf dem Klausenpass von 1918 bis 1936 regelmässige Sommeraufenthalte. Eine Hütte auf der Balmalp wird für den Karlsruher Akademieprofessor zum Wohnatelier und die Urner Bergwelt seine zweite Heimat. Im Dialog mit der ursprünglichen Natur schafft Babberger ausdrucksstarke Bilder und reift zum bedeutenden Vertreter des deutsch-schweizerischen Expressionismus. In den 1920er-Jahren wird Babbergers Hütte Treffpunkt gleichgesinnter Künstler wie Erna Schillig und Heinrich Danioth. Mit Schillig und Danioth waren die Oechslins bekannt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Oktober 1943, S. 7590 f.

In den Zügen sehen die Leute nun allgemein recht festlich aus. Man ist ganz verwundert, wie viele Päckli und Pakete die Leute «ab dem Land» aus der Stadt mitbringen! Entweder haben alle Leute mehr Geld als ich, oder dann geben sie es leichter und rascher aus, weil sie befürchten, es habe morgen keinen Wert mehr. Flucht der kleinen Leute in Sachwerte!

Auch sind in den Zügen die Gespräche artig, denen man ungewollt zuhören muss. Ei, wie reich die Schweiz an Weltverbessern und Besserwissern ist!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. Dezember 1943, S. 7647 f.

Gret Bayerl-Bürgi berichtet, dass sie nun als Emigranten gelten, da sie sich weigern, den deutschen Forderungen gemäss sich in den Hitler-Organisationen einreihen zu lassen, Max sich als Kärntner und nicht als Deutscher gibt. Nun bemühen sie sich um einen Nansenpass. Um der Kinder und Gret willen hätte Max, der ja seit fünfzehn Jahren in der Schweiz sein Brot verdient, sich um das Schweizer Bürgerrecht bemühen sollen

Gret Bayerl-Bürgi – geborene Schweizer Bürgerin! – und Max Oechslin kannten sich seit 1919. Er besuchte sie und ihren Ehemann auch in Kärnten anlässlich seiner Studienreise dorthin Anfang der 1920er-Jahre. Hintergrund des Tagebucheintrags ist, dass damals Schweizerinnen bei der Heirat eines Nichtschweizers wegen der gültigen und während des Krieges sogar verschärften Heiratsregel das Schweizer Bürgerrecht verloren, was für die Ehefrauen, die im Deutschen Reich wohnten, tragische Konsequenzen hatte. Erst nach 1945 wurde das Problem angegangen und 1952 behoben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 28. Dezember 1943, S. 7656 f.

zwischenspiel 1943

Ende September 1942 entschied sich Max gegen die vorgeschlagene Stelle in Bern und Davos. In sein Tagebuch kommentierte er: «Lieber der König in Uri als ein Adjutant in Bern. So bleibe ich in Uri!»

Das anfängliche «Scheitern» sowohl an der Diplomprüfung der ETH, bei der Prüfung zur Wählbarkeit als auch bei verschiedenen Bewerbungen belastete ihn lange und wurde erst und nur teilweise aufgewogen durch die vielen späteren Anerkennungen, die er in seinem Beruf und seinen weiteren Tätigkeiten erwarb

Ein Beispiel hierzu findet sich in seinem Tagebuch. Eine Frau aus der Gegend um Wassen und Gurtellen schrieb ihm nämlich nach einem grossen Waldbrand dort folgenden Dank

Gott sei Dank Regen und eine von Gott gesegnete Nacht. Jetzt kommt dann die Ernüchterung und damit wird auch wieder Streit kommen. Wenn dann unsere Leute am Sonntag angetrunken sind, kommt dann der Streit und man kann dann manches vernehmen in den Wirtschaften, was sonst geheim bleiben würde. Das ist wieder interessant für die Soldaten, die zuhören und unser Volk studieren. – Gebe Gott, dass Herr Dr. Oechslin, der nächst Gott unser erster und aufopferndster Retter war, sich gesundheitlich gut befindet. Er war uns ein von Gott gesandter Retter in der Not, aber das wohlverdiente Vergelt's Gott wird er erst in der Ewigkeit erhalten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 24. August 1943, S. 7513 f.

Max machte sich um die Erhaltung des Schutzwalds im Gebirge verdient, leistete wegweisende Beiträge zur Schnee- und Lawinenforschung, beschäftigte sich mit Fragen des Lawinenverbaus und förderte die Alp- und Gebirgslandwirtschaft durch zahlreiche Meliorationen

Er trat in seiner Zeit prägend in Uri und der Innerschweiz, aber auch auf nationaler Ebene für den Natur- und Heimatschutz ein. So engagierte er sich vehement gegen die in den 1940er-Jahren geplanten Grosskraftwerke Ursern und Rheinwald, welche die Überflutung grosser Talschaften und riesiger Flächen wertvollen Kulturlandes vorsah (beim Projekt Ursern die Talschaft von Andermatt bis Realp und beim Projekt Rheinwald die Talschaft von Splügen, Medels und Nufenen)

Er verfasste ausserdem zahlreiche Artikel und Aufsätze. 1959 erhielt er die Anerkennungsurkunde der Abteilung Forst- und Kulturtechnik der ETH Zürich. Auch wurde er Ehrenbürger von Isenthal (1955), der Korporation Uri (1959) und des Kantons Uri (1973)

In seinem Fachgebiet engagierte sich Max in vielen Vereinigungen, so zum Beispiel als

Präsident der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft
Präsident, dann Ehrenmitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft
Vizepräsident, dann Ehrenmitglied des Schweizerischen Naturschutzbundes
Mitglied des Direktoriums, dann Ehrenmitglied des Schweizerischen Alpenclubs
Ehrenmitglied des Schweizerischen Alpwirtschaftlichen Vereins
Mitglied der Schweizerischen Gletscherkommission
Mitglied der Schweizerischen Schnee- und Lawinenforschungskommission
Mitglied der internationalen Lawinenforschungskommission
Mitglied der Eidgenössischen Nationalparkkommission
Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Bergbahnen

Gemäss Gret Widmer-Oechslins handschriftlichen Notizen arbeitete Max Oechslin am Samstag eine Woche vor seinem Tod mit drei Gärtnern im Garten. Nach seinen Anweisungen wurden die Hecken geschnitten und Max vermerkte danach: «Sie händ e chli vil gno, aber es hät no müese si!» Am Dienstag besuchten Gret und Enkel Thomas ihn nochmals. Am Freitag spaltete er bis zur Erschöpfung Holz fürs Cheminée. Am Samstag, dem 8. März 1979, machte er Pläne für einen neuen Zeitungsartikel. Abends wollte er dann den Papierkorb leeren gehen und brach dabei zusammen

Es ist köstlich, wie [...] die Neue Helvetische Gesellschaft die Tagesprobleme behandelt, als könnten die Errungenschaften und Bequemlichkeiten von gestern irgend in einem neuen Gewändlein auch morgen wieder auf die Strasse gestellt werden, um den Bürgern zu gefallen. Gerade die Männer dieser Gesellschaft wollen nicht einsehen, dass der Krieg von 1914 bis 1918 heute seit 1939 lediglich fortgesetzt wird und die Äusserung eines Kampfes gegen das abgelaufene Jahrhundert bedeutet. Ich betone dies in meiner heutigen «Umschau», die ich nicht ohne Mühe niederschreibe, da einerseits die Schwierigkeit besteht, Wahrheiten so zu sagen, dass man nicht anstösst, und anderseits so, dass sie nicht missdeutet werden

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. Februar 1944, S. 7689 f.

In den letzten Tagen haben sich die Ereignisse gar überstürzt. Nicht etwas Weltpolitisches, wohl aber in meiner kleinen Umwelt: Am Donnerstag schreckte uns die Verfolgung eines grossen, viermotorigen amerikanischen Bombers auf, der just um Mittag über unser Tal flog, verfolgt von schweizerischen Jägern. Es war sonderlich, wie gross diese «fliegende Festung» sich vom Himmel abhob

Abends fuhr ich nach Bern, nächtigte im «Gotthard» – und gestern Morgen habe ich meinen ersten Alpenflug gehalten, bei schönstem Wetter! Das war traumhaft schön! [...] Der erste Flug! Es wird nicht der letzte sein!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 18. März 1944, S. 7718 f.

Nachts. Ich verbrachte den Abend bei Josten (in Bern). Nur Res und Käti waren da. Käti ist von ihrer Hilfetätigkeit in Frankreich im Dienst des Roten Kreuzes zurückgekommen, mit einer Mittelohrentzündung, die eine wohl schmerzhaft Operation erforderte. Nun geht es ihr gut. Und sie hat allerlei erzählen können und hat so viel Elend und Not gesehen, dass sie nach völliger Heilung wieder hingehen will. Die Franzosen seien voller Gleichgültigkeit geworden und es sei überall sehr, sehr schmutzig, denn all ihr Denken sei nur noch Rache und Vergeltung gegen die Deutschen. – Das deutsche Militär bestehe meistens aus «uniformierten Knaben», wie sie sagte: 17- bis 29-jährige Jünglinge, ohne Lebenserfahrung und Lebensziel, lediglich vom Abenteuergeist getrieben und jeden nicht Deutsch Sprechenden als Feind betrachtend, den man wegen geringstem Anlass, der Unfreundlichkeit gegen Deutsch bedeuten könnte, niederschiesse

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. März 1944, S. 7738 f.

Seit gestern Abend im Dienst, wobei ich nicht recht klar bin, ob ich den Militärdienst oder das Amt nebenbei erledige. Item: Es scheint, dass die Alliierten mit der Invasion an der Küste der Normandie zwischen Cherbourg und Le Havre begonnen haben und wir nun diejenigen Vorbereitungen treffen müssen, die eine rasche Mobilisation gewährleisten. Zum x-ten Mal vorbereiten! Denn ich erledige lediglich einige laufende Briefe, kann im Übrigen, wenn die Ernstlage beginnt, die Aktenkiste öffnen und die vorbereiteten Befehle ausgeben. So habe ich in Tat und Wahrheit militärisch nichts zu tun, als morgens mich mühevoll in die Stiefel zu stellen, die ich abends mit noch grösserer Freud in den Stiefelknecht hänge und abziehe!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 7. Juni 1944, S. 7833 f.

Die Zeitungen melden grausamste Berichte über die Untaten der Deutschen – sagen wir des deutschen Regimes gegen die Juden (zu denen wohl auch alle missliebigen Menschen zu zählen sind), die gleichsam «fabrikmässig hingerichtet» werden, indem man sie in den Konzentrationslagern in Gaskammern steckt und so vergiftet, ermordet. Ob diese Deutschen daran denken, welchen unbändigen Hass sie durch solche Bestialität gegen sich schüren? Da wird aller soldatische Geist und Mut keinen Sieg mehr bringen, wenigstens keinen Sieg über den Hass!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 11. Juli 1944, S. 7894

Der Krieg nimmt tolle Formen an und bringt mehr und mehr die Vernichtung Deutschlands, sodass man fragen kann, ob dieser Hitler'sche Nationalismus wirklich im Wahnsinn der völligen Zerstörung Europas und seiner Kultur enden will. Und immer mehr erwächst die Frage, ob es gegenüber derartigem Geschehen keine Auflehnung zur Befreiung gibt

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Dezember 1944, S. 8057

zwischenspiel 1944

Nichts fasst besser zusammen, wie Max Oechslin während seines Lebens vom Oerlikoner Buben mit teilweise südfranzösischen Wurzeln zum Schaffhauser Stadtbürger Oechslin mutierte, den es in den Kanton Uri verschlug, als sein Geschenk, das er zu Weihnachten 1945 seiner Familie und vor allem sich selbst machte

Eine unsagbare Freude brachte «mein Familiengeschenk», das ich durch Glasmaler Renggli, Luzern, anfertigen liess: eine Familienwappenscheibe. Sie misst 26 x 32 cm, zeigt die sechs zugehörigen Wappen: Stadt Schaffhausen oben in der Mitte, links das Wappen der Fischierzunft und rechts dasjenige der Gemeinde Tägerig, mit der verbindenden Inschrift: «Zunft zum Fischern – Schaffhausen – Tägerig im Aargau». Darunter ist die Mittelinschrift, links und rechts eines Waldmandlis, der in seiner Linken einen Tannenbaum trägt und die rechte Hand auf mein Wappen legt, als sei dies sein Schild: «Max Eugen Oechslin, Oberförster des Kts. Uri, Bürger der Stadt Schaffhausen». Und darunter sind die drei Wappen: dasjenige meines Stammes links, das Oechslin-Wappen rechts und in der Mitte das Wappen der Huber aus Tägerig. Diese drei Wappen sind durch den Text verbunden: «Frieda Veronika geb. Huber von Tägerig, seine Gemahlin». – Die Scheibe wirkt gleich einem Gemälde und ziert nun unsere Stube. – Und Friedel ist ganz stolz, dass sie nun auch ein Zeichen ihres Stammes besitzt!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 26. Dezember 1944, S. 8072

Zu seinen Wurzeln äusserte sich Max Oechslin auch im Zusammenhang mit dem Tod von Tante Cesira aus Venedig, die als Schweizerin durch Heirat im Tessin nie heimisch wurde

Es kam mir heute auch ein Gedanke: Im Tessin gelten die Deutschschweizer als «tedeschi». Und dann fordern sie, dass sie sich assimilieren sollen, was aber unmöglich ist. Denn selbst durch Erwerbung des Bürgerrechts wird ein Landfremder kein Einheimischer. Er kann höchstens der Einheimischen Sitten und Gebräuche achten lernen, wie umgekehrt der Einheimische die Gewohnheiten des Fremden achten soll. Dann verstehen sie sich und vermögen nebeneinander im Guten zu leben. Alles Weitere ist Utopie. Ich mag noch so lange in Uri sein, ich bin und bleibe ein Schaffhauser oder sogar ein in Zürich Aufgewachsener, der noch zur Hälfte ein Südfranzose ist. Denn das Genetische ist weit wichtiger als das Bürgerrechtliche. So ist es wohl am sonderlichsten, dass eine Frau durch die Heirat ihre ganze Heimatzugehörigkeit aufgeben soll und Bürgerin des Mannesortes wird. – Über alle diese Dinge dachte ich beim Dahindösen im Zug nach

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 22. Juli 1945, S. 8229 f.

1929 beginnt für Gret Widmer-Oechslin in Altdorf die Schulzeit, und ab 1933 dann in Winterthur. Darüber schreibt ihr Vater zwischenspiel weg von den eltern

Heute ist unser Gretli das erste Mal zur Schule gegangen. In die Klosterschule zu St. Karl in Altdorf. Möge ihr ein gutes Lernen beschieden sein, unbefleckt von katholischen Einflüssen. Friedel und ich werden nachhelfen, denn unsere Klosterschule ist «begrenzt». Mögen dem Kind vorab die Konflikte zwischen Haus und Schule fernbleiben!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 28. März 1926, S. 2168 f.

Friedel ist nun in Winterthur [...] Nun kostet sie ihr Elternhaus und ihre Geschwister, kostet besonders ihr erstes Kind Gretli, das so früh schon aus der Stube der Mutter musste. Aber sie wird ein starkes, selbstständiges Kind werden, s Gretli; und, wer weiss, vielleicht baut sie sich heute mit dieser ersten Selbstständigkeit die Grundmauern eines starken, grossen Frauenlebens!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 4. Juni 1937, S. 4746 f.

Denn dieses grausame Kriegsgeschehen bringt einen Aufruhr und eine Vernichtung letzter Freundschaften, dass einem vor der Zukunft graut. Der Reichsführer Hitler scheint von einer fanatischen, bestialischen Besessenheit erfasst zu sein, die geradezu wahnsinnig das deutsche Volk der Vernichtung entgegenführt. Denn vermöchte es auch noch zu siegen, dann siegt es lediglich noch als eine raubende Masse, als eine materialistische, kompakte Majorität. Eine «letzte Aufopferung», wie sie der Nationalsozialismus fordert, ist bar jeglicher Menschlichkeit, weil sie die Achtung vor dem Menschen übergeht und die Aufopferung lediglich als einen Vernichtungswillen gegenüber dem Gegner aufstellt. Sie ist ein brutales Niederreißen aller guten Dinge vergangener Zeit. Der materiellen und geistigen Werte der Menschen, des Einzelnen und eines gesamten Volkes

Ich habe ab und zu Mühe, dieses grausame Geschehen zu verstehen. Vielleicht hilft da unser schweizerischer Standpunkt mit, dass wir diese Art Krieg nicht ganz erfassen können. Aber – er steht eben ausserhalb jeglicher Menschlichkeit und ist lediglich ein Ausdruck bestialischer Bestialität. Und dass gerade das deutsche Volk in einer Masse und als Masse so tief verfallen konnte, das schmerzt mich!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Februar 1945, S. 8089 f.

Als in Bern während der Mittagszeit die Sirenen heulten, konnte ich von unserem Sitzungszimmer beobachten, dass auf der Strasse kein Mensch sich durch dieses Warnsignal beeindrucken liess. Alles rollte und schritt seinen Weg weiter, als heulte die Sirene lediglich Feierabendzeit!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 26. Februar 1945, S. 8107 f.

Was die Welt erlebt, ist grausamstes Geschehen. Und was die Führenden des deutschen Volkes sich geleistet haben als furchtbarste Bestialität: Die durch die Alliierten durchgeführten Befreiungen von Konzentrations- und Gefangenenlagern decken Dinge auf, die man fast nicht zu glauben wagt. Grausam, wie das Hitlertum die Achtung vor dem Menschen zerschlug, wie es die Achtung vor dem ganzen deutschen Volk zerstört hat. Es wird Generationen bedürfen, bis alle diese Dinge wieder vernarbt sind!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 29. April 1945, S. 8147 f.

Dieser Tag wird als Waffenstillstandstag in die Geschichte eingehen! [...] In meinem Garten verbrachte ich den Nachmittag, und jetzt, da es Abend ist, bin ich mit Friedel, Gret, Heidi und Klärli [Kläre Bachmann] in der Stube und lausche den Berichten

Ich habe meine Tagebücher und Manuskriptbücher wieder aus dem Keller in meine Bücherei hinaufgetragen, denn nun ist ja der Bombenkrieg gebannt!

Aber die Wirtschaftskrise wird sich nun einnisten und die Völker noch durch harte Zeiten führen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Mai 1945, S. 8152 f.

Als Resultat der Zugszeitungslektüre finde ich: Für mich hat der Dritte Weltkrieg bereits begonnen, ob er nun in zwei, drei oder vier Jahrzehnten zum Ausbruch kommen wird, das hat nichts zu sagen. Denn die Sieger haben den Besiegten nicht nur geschlagen, sondern sie wollen ihn zerschlagen, wobei sie aber damit die Saat auswerfen, durch die er sich erneut eint und stärkt. Gerade dadurch, dass sie dem Nationalsozialismus von gestern Gelegenheit geben, sich in bodenloser Kläglichkeit zu zeigen, verschaffen sie der «nationalen Idee von morgen» den Raum, in dem sich der «Bolschewismus in Rot», nicht nur in der ursprünglichen Form, sondern geläutert und grösser, gewaltiger und umfassender entwickeln kann. Ob er uns paar Menschen unberührt lassen wird?

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 24. Mai 1945, S. 8175 f.

Sonderbar: Die von den Amerikanern gegen Japan verwendete Atombombe gibt mir derart zu denken, dass ich gestern Nacht lange wach blieb. Nicht etwa, dass ich darin schon eine Not meiner Umwelt sähe, sondern weil sie mir gleich einem furchtbaren Verbrechen vorkommt. Mag sein, dass die Deutschen, wenn sie dieselbe früher erfunden hätten, sie gegen ihre Feinde zur Anwendung gebracht hätten; dann aber würde man ihnen das Prädikat der grössten Verbrecher zugerufen haben. Heute aber, da die Amerikaner diese Höllenwaffe zur Anwendung bringen, schweigt die Welt. Schweigt, wie sie gegenüber den Konzentrationslagern schwieg. Aber einmal wird das Schweigen gerächt werden, und einmal fällt auch hier der Pfeil auf den Schützen selbst zurück!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 9. August 1945, S. 8229 f.

zwischenspiel 1945

Meist besuchte Gret ihre Eltern während der Ferien, später manchmal auch über die Wochenenden. Sie schrieb ihnen aber auch regelmässig Briefe, so auch während des Zweiten Weltkriegs, die sehr gut die Widersprüchlichkeit des friedlichen Lebens inmitten des Kriegsgeschehens zeigen

Am 10. Mai 1940 begann der Westfeldzug

Bei uns sind seit heute sämtliche Schulen in Anbetracht der Lage bis auf Weiteres geschlossen [...] Es ist mehr oder weniger Pflicht, aufs Land hinauszugehen, und ich kann wieder zu den gleichen Leuten wie im Herbst [...] Wenn Grossmutter und Helene fort sind, ist einem ein Riesenstein ab dem Herzen. Tante und ich werden uns schon zusammen durchschlagen können. Nur dumm, dass wir keinen grossen Rucksack haben. Heute konnte man keinen mehr kaufen. In unserer Klasse besitzt jeder einen Revolver. Die Waffenhandlung Kuchen besass keinen Schuss Munition mehr am letzten Samstag

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 10. Mai 1940

Am 20. Juni 1940 überschritten polnische Soldaten die Schweizer Grenze

Ich schicke euch meine Rationierungskarten [...] Butter haben wir weit genug, da wir ab und zu Briekäse statt Butter unter die Konfi streichen [...] Im Gymi müssen wir das Schulhaus mit etwa 30 Polen teilen. Es sind rassige Typen darunter, meistens Offiziere. Viele waren Pfader, und gestern kamen einige unsere Wolfsübungen betrachten

Die Wollrationierung respektive Sperrung ist schön blöd. Zufällig kaufte ich gestern Wolle für mein Bolérojäggli [...] In der Schule haben wir nun polnische Studenten, die unter ihren eigenen Lehrern weiterstudieren

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 10. Oktober 1940 und 1. November 1940

Im Sommer 1941 während der Vorbereitungen auf die Matura-Prüfungen

Die Matur nähelet immer mehr und ich habe nun den Rank zum Schanzen gefunden mithilfe der **Kola-Dultz-Tabletten**. Dieselbe Wirkung wie Pervitin, nur ganz unschädlich laut Gesundheitslehre

Kola-Dultz-Tabletten enthielten ein aufputschendes Mittel auf der Basis von Kolanuss-Extrakten (vor allem Koffein), das eine anregende Wirkung hatte und zur Bekämpfung von Müdigkeit und zur Stärkung der Nerven beworben wurde. Vereinfacht könnte man sagen, dass das damalige Kola-Dultz das Red Bull von heute war. Pervitin hingegen war ein Aufputschmittel mit sehr hohem Suchtpotenzial. Umgangssprachlich nannte man es auch Panzerschokolade, Fliegermarzipan, später dann Hermann-Göring-Pillen oder Hitler-Speed. Das heutige Crystal Meth ist im Wesentlichen das damalige Pervitin

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 1. September 1941

Kriegssommer 1943

Am letzten Mittwoch liess ich Dauerwellen machen bei dem berühmten Kijewsky. Er konnte mich dazu überreden, den ganzen Kopf in Arbeit zu nehmen. Er könne dann oben viel grössere Wickel nehmen, die Frisur werde weicher etc. So liess ich ihn halt machen. Er hat aber sein Wort wirklich gehalten. Ich habe noch nie so gute Dauerwellen gehabt, aber der Preis war auch entsprechend: 26 Franken 50 und 2 Franken Trinkgeld

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 27. Juni 1943

Anfang 1945

Von Kläre und Tante haben wir noch nichts Neues erfahren, ausser dass Tante noch immer hellbegeistert von Hitler ist zur stillen Wut der ganzen Begginger Verwandtschaft

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 19. Januar 1945

Anfang 1945 flüchtete Ida Bachmann mit ihrer Tochter Kläre in die Schweiz (Idas Ehemann Philipp Bachmann war ein Cousin von Friedi Oechslin-Huber). Später stiess auch der Sohn Theo zu ihnen, der sich in der Nachkriegszeit in Zürich eine neue Existenz aufbaute

Tante Ida und Kläre essen nun seit einer Woche bei uns. Sie sind ganz nett und gut erträglich, nur kommen sie etwas spät zum Morgenessen (10 Uhr) und helfen wirklich nicht viel mit. Sie trocknen ab und tischen, aber vor allem Kläre kommt wirklich nicht viel mehr in den Sinn. Fräulein Hess muss sich allein strecken. Kläre nimmt Schreibmaschinenstunden mit

Wie später auch die anderen beiden Kinder von Friedi und Max Oechslin-Huber musste Gret schon mit knapp zwölf Jahren ihr Elternhaus in Altdorf verlassen, um in Winterthur die letzte Klasse der Primar- und dann die Kantonsschule zu besuchen. Damals war es im Kanton Uri für Mädchen nicht möglich, das Gymnasium zu besuchen

Und nun sprechen wir davon, dass die Kinder grösser werden, dass Gretli übers Jahr in die Stadtschule gehen müsse, um die enge klösterliche Bergschule zu verlassen und Weite zu finden

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. April 1933, S. 3574 f.

Friedel ist mit Gretli und Heidi in Winterthur. Gretli wird nun ab morgen in Winterthur zur Schule gehen, denn hier ist die klösterliche Schule für sie doch zu eng und im Besonderen zu mager geworden

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. April 1934, S. 3744 f.

Heute habe ich s Gretli für das erste Schuljahr der Winterthurer Kantonsschule angemeldet. Ich zweifle nicht, dass sie die Aufnahmeprüfung gut und recht bestehen wird, ermahne sie im väterlichen Brief (das kommt mir ganz komisch vor, da ich bisher die Kindererziehung eigentlich mehr Friedel überliess – ich verstehe doch wenig davon!) in aller Arbeit sich Zeit zu geben, um nur rechte Arbeit zu tun. Nie flüchtig sein. – Dabei bedenke ich, dass ich selbst in meinem Leben häufig flüchtig gewesen bin! Aber das sollen meine Kinder deshalb nicht sein!

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Januar 1935, S. 4004 f.

Ich werde über Winterthur heimfahren. s Gretli hat Heimweh. Als ich in der Tschechoslowakei war, musste Friedel hinausfahren, da das Kind so traurig war! Ja, das ist eben das Bittere, dass wir in Uri nicht die Schulen besitzen, denen man Kinder voll anvertrauen kann [...]

Gretli ist wohlauf. Sie freute sich ob meinem Besuch, wie alle in Winterthur, wenn Birkenhöfler kommen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 8. Oktober 1935, S. 4199 f.

In Winterthur wohnte Gret zuerst bei den Grosseltern Huber und dann – wie später auch ihre Geschwister – bei der Tante Emmy Huber

Ab April 1934

Sechste Klasse im Altstadtschulhaus in Winterthur

1935 bis 1941

Besuch des Gymnasiums in Winterthur

September 1941 bis März 1943

Drei Semester Pharmazie an der ETH Zürich

Gretli schrieb, ob sie in der dritten Gymnasialklasse als weitere Fremdsprache Englisch oder Griechisch wählen solle. Ich bin nicht für die toten Sprachen, vielleicht deshalb nicht, weil ich nie Lateiner war. Aber der künftige Beruf wird hier entscheidend sein: Will Gretli Lehrerin werden, so ist die Kenntnis der Neuzeitsprachen wertvoll, will sie das pharmazeutische Studium in die Hand nehmen, was mir sehr gefallen würde, so scheint mir das Griechische zum Lateinischen zu passen. Gretli ist, nach den Zeugnissen zu schliessen, in den mathematischen Fächern stärker als in den sprachlichen. – Ich schreibe dem Rektor der Winterthurer Kantonsschule, Prof. Dr. Hünenwadel, dass er mit Gretli sprechen und mit ihm erwägen soll, was für das Kind das Beste ist; und Friedel schreibt ihrem Kind den mütterlichen Brief, mit allen Dafür und Dawider bei der einen und bei der anderen Sprache

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Januar 1935, S. 4746 f.

Offensichtlich bestand Grets Wunsch, Pharmazie zu studieren, schon bevor sie ihren Freund, dann Ehemann Klaus Widmer kennenlernte. Sie überlegte sich dazwischen aber auch als Alternativen das Lehramt oder das Studium der Mathematik

März 1943 bis Oktober 1944

Praktikum in der Ritterapotheke Schaffhausen
zwischenenspiel bombardierung

Oktober 1944 bis September 1945

Assistenz in der Bachtelapotheke in Winterthur

Oktober 1944 bis Oktober 1947

Zweiter Teil des Pharmazie-Studiums an
der ETH Zürich, mit Staatsexamen im Oktober 1947

Bis 13. April 1948

Arbeitet in der Zentral-Apotheke in Neuhausen

Mai 1948 bis Herbst 1949

Arbeitet in der Schwanenapotheke in Altdorf

zwischenenspiel weg von den eltern

einem Feureifer, denn auf dem Arbeitsamt sagte man ihr, es komme nur Spetten [Haus-hilfearbeiten] infrage. Vor dem hat sie Respekt und lernt nun wenigstens blind schreibma-schinelen. Mit Tantes Hilfe und Beziehungen gelingt es vielleicht doch, sie auf einem Bureau unterzubringen, damit sie dann eine Wohnung mieten und sich selbst durchbringen können. Tante Emmy war empört, wie sich sonst die ganze Verwandtschaft gedrückt hat (dich und Tante Alice ausgenommen). Aber Ida Müller z. B. wollte sie nach einer Woche ganz einfach wieder nach Beggingen reisen lassen. Die Zürcher schrieben sofort, wir sollten schauen, dass sie ja nicht etwa in Zürich und Umgebung eine Wohnung mieten würden, wegen den Besuchen (z. B. Annie und Fedor, die keine Kinder haben). Einigen Schweizern würde ja wirklich der Krieg nichts schaden

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 21. Februar 1945

Im Tagebuch ihres Vaters findet sich hierzu knapp später

Dann besuchten wir Cousinchen Ida, bei der auch die Tante aus Dortmund und Bäschen Kläre als Ausgebombte zugegen waren. Man sieht den beiden Frauen an, dass sie viel durchgelitten haben. Und nur stückweise erzählen sie vom Grauenhaften, das sie miterlebten und mitansehen mussten. Und erst hier lesen sie in den Zeitungen, wie schlimm es mit dem Reich steht. Die Judenverfolgung, die sie in Dortmund schon 1942 mitansehen mussten, sei nicht zu beschreiben! Grausam, wie die Nationalsozialisten das ganze deutsche Volk zusammenreissen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 9. Februar 1945, S. 8894 f.

Wir besuchten hernach (am Tag der Hochzeit von Gret und Klaus) die Stadt, trafen Tante Ida, Kläre und Vetter Theo, der in seinem Gesicht den ganzen Krieg gezeichnet hat. Er arbeitet nun als Architekt in Zürich und freut sich, neu aufbauen zu können

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. März 1948, S. 9336 f.

1939 lernte Gret in der Schule Klaus Widmer kennen. Uns erzählte sie immer wieder, dass sie beim ersten Treffen mit Klaus' Vaters von diesem mit den folgenden Worten begrüsst wurde: «Dich kenne ich, du bist doch das Stadthaus-Kind». Der Hintergrund dieser Begrüssung war, dass ihre Tante Emmy Huber im Stadthaus im Finanzamt arbeitete und dort manchmal von ihrer Nichte besucht wurde

Über die ersten Jahre ihrer Freundschaft mit Klaus finden sich ein paar wenige Angaben in Grets Briefen an ihre Eltern

Einmal haben uns die Schoellhorns in die Chesa Grischuna eingeladen, ein berühmtes Dancing im Bündner Stil. Wir passten aber nicht so ganz in die Gesellschaft hinein: Gigolos, eine Gräfin, junge Burschen mit Schnauz und Swing-Tenüs, ekelhaft. Die Schoellhorns mögen uns belächelt haben, aber in einer gewöhnlichen Konditorei hats gemütlichere Leute. Einmal sind wir auch zu Schoellhorns selbst eingeladen gewesen, eine schwule [aufgeblase-ne, prahlerische] Gesellschaft, das. Ich begreife nun Chläus' Verachtung für seine Verwandtschaft. Ich erzähle dann

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 3. Januar 1942

Die Ferien sind wunderbar, eigentlich noch schöner als letztes Jahr, da ich mich heimischer fühle. Wir essen erst um 8.30 Uhr zu Morgen: Toast, Butter, Honig!! Ich bin nun wieder 50 kg schwer (im Pyjama). Es wimmelt von Amerikanern, und der Vereina-Wirt hat in alle Ferienhäuschen eine Einladung zum Silvesterball gesandt, wo dann als besondere Attraktion die Amerikaner anwesend sind. Komisch, wie die Polen und Amerikaner unterschiedlich behandelt werden. Die Polen stecken in ihren schäbigen Uniformen, man darf nicht mit ihnen verkehren. Die Amerikaner sind hier im besten Hotel, fahren Ski in elegantesten Skidresses, können tanzen gehen, wann und wo sie wollen, und sind gehalten wie nobelste Gäste. Ob man sich wohl mehr von Amerika-Schweiz-Mischlingen als von kleinen Pölchen vorstellt, da alles zur Erstellung erleichtert wird? Nun, vielleicht ist es gute Propaganda für die Nachkriegszeit. Es hat jedenfalls sympathische Typen unter diesen Fliegern, nicht nur Swing Boys

Am frühen Samstagmorgen des 1. April 1944 starteten zwischen 6.30 und 6.45 Uhr fast 1000 Bomber und Begleitjäger der US Army Air Forces von ihren Luftwaffenbasen in Ostengland zur «Mission 287». Ziel war das deutsche Ludwigshafen (bei Mannheim) mit den dortigen Fabrikanlagen. Bereits über dem Ärmelkanal und dann über Frankreich trafen die Flugbesatzungen auf derart schlechtes Wetter mit kompakter Wolkendecke, dass nur ein Teil der 2. Luftwaffen-Division mit insgesamt 162 Flugzeugen die Offensive trotzdem fortsetzte. Statt aber über die Ardennen und die Eifel in Richtung Tagesziel kamen die verbliebenen Flugzeuge unbemerkt immer mehr vom Kurs ab und erreichten zum Teil die Schweizer Grenze

15 B-24 Liberators aus dem Geschwader griffen um 10.55 Uhr die Stadt Schaffhausen an und warfen, aus 7000 Metern Höhe, rund 400 Brand- und Sprengbomben direkt auf das Stadtzentrum ab. Nur 40 Sekunden dauerte der Angriff und forderte insgesamt 40 Menschenleben und rund 120 Verletzte

Gret Oechslin war zu dieser Zeit in der Ritterapothek an der Arbeit. Sie erzählte ihr Leben lang von diesem Angriff, auch dass sie – wie viele – bei Beginn des Alarms auf die Vorgasse ging, um den Fliegern zuzuschauen. Ihr Chef rief sie zurück mit der Warnung, dass Schaffhausen bombardiert würde und sie sich unter einem Türsturz in Sicherheit bringen solle. Sie hätte die Bomben noch als kleine schwarze Punkte am Himmel gesehen und dann hätten die Explosionen um sie herum bereits begonnen

Ihr Vater schrieb über den Tag

Als ich zum Zug ging, kam die arge Meldung, dass Schaffhausen bombardiert worden sei. Allerlei böse Erzählungen folgten, Extrablätter mit allerlei Zutaten. In Goldau war ich geradezu erlöst, als Gret mich wie abgemacht erwartete. Sie hat alles mitgemacht, konnte um 2 Uhr wegfahren, ab Neuhausen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 2. April 1944, S. 7743

Montag, 3. April 1944 Blatt 1 Der Zürcher Zeitung 165. Jahrgang Morgenausgabe Nr. 572

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt
Täglich 3 Ausgaben
Redaktion: Haldenstrasse 11, Zürich 1
Administration: Theaterstrasse 1, Zürcheri: Hochstrasse 10
Telephon 2 71 00, Hauptpostfach, Postfach Nr. VIII 645

Abonnemente:

	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich am Schalter oder bei Abnahme	Fr. 8.—	23.50	43.50	83.00
Über Schweizer Post bezogen	„ 4.—	10.50	20.50	37.00
Schweiz Werbung beim Verlag	„ 4.—	10.50	20.50	37.00
Einlieferung unter Vorbehalt	„ 5.15	15.50	29.50	53.00
Wochenzeitung unter 12 1/2 Rp. - Porto	„ 0.15	0.45	0.85	1.60
Einzelheft	1 1/2 Rp. - Porto	10.15	27.45	50.50

(Kriegszulage je 15 Rappen pro Monat beigetragen)

Annoncen: Pro Zeile 8 Spalten à 10 Millimeterzeilen
Preis der Millimeterzeile
für lokale Werbefachwerblinien 35 Rp.
für übrigen Schweizerischen Werbung 50 Rp.
für übrigen ausländischen Werbung 65 Rp.
für Werben pro doppelter Zeile 1.25 Rp.
Zeit 1. Januar 1943: Kriegszulage 18% vom Netto
Annoncen-Abteilung: Theaterstrasse 1 und Hochstrasse 70
Briefadresse: Verlag Frauenkinder, Postfach VIII 1204

VI 14732 Blick auf die bombardierte Stadt VI 14732

Schwere Bombardierung von Schaffhausen durch amerikanische Flugzeuge

Bis jetzt 35 Tote, viele Verletzte - Schwere Schäden in der Altstadt

zwischenenspiel bombardierung

Die Dr. Georg Schoellhorns sind nicht hier, da beide Buben im Dienst sind. Es ist viel netter so, da Chläus viel weniger über sämtliche Menschen spottet, wenn sich seine zwei Cousins nicht unter den Menschen befinden

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 31. Dezember 1943

Heute nämlich hab ich mich so halbwegs verlobt, d. h., der Bräutigam muss noch erst benachrichtigt werden. Ich war in Töss und ich weiss nicht mehr so genau, wie es kam, auf jeden Fall besitze ich seit heute Abend nebst meiner Altdorfer Mutts noch ein Winterthurer Mami

Gret Widmer-Oechslin an ihre Eltern, 21. März 1945

Auch im Tagebuch ihres Vaters finden sich sporadisch Hinweise auf die junge Freundschaft

Und unsere Gret arbeitet stramm und gut. Sie erlebt ihre erste Freundschaft und freut sich, ob der Anregung, die ihr daraus für ein zielbewusstes Arbeiten erwächst. Sie hat eine gute, gesunde Daseinsauffassung und erzählt in feiner Offenheit ihr ganzes Kinderleben

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 31. Dezember 1939, S. 5956

Gretli, Karli und Heidi holten mich am Zug ab. Das war arg herzig. Nun sitzen alle in der Stube beisammen. Auch Korporal Klaus Widmer ist da, der Medizinstudent, aus Winterthur, der Gretels Schwarm ist oder der für Gretel schwärmt. Das geht nun mal nicht anders, als wie wir's vor drei Jahrzehnten auch hielten

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 21. Dezember 1941, S. 6732 f.

Gret ist nach Klosters gefahren, um dort bei Dr. Widmers (Winterthur, die Familie des ehemaligen Arztes und Stadtpräsidenten) Skiferien zu verbringen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 27. Dezember 1942, S. 7281

Den Nachmittag benutzte ich mit Gret für Besuche: bei Frau Dr. Widmer, Klaus' Mutter. Gret tritt da in eine recht kultivierte und sympathische Familie ein, die für Kunst feinen Sinn hat. Frau Dr. Widmer ist die Schwester des Kunstmalers Schoellhorn, ihr Gatte war Arzt und Stadtpräsident. Klausens Brüder Balz und Urs haben mir ebenfalls sehr gut gefallen

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 9. Februar 1945, S. 8094 f.

Klaus Widmer ist für einige Tage von Winterthur gekommen. Gret und Kläus erleben eine Liebe, wie Friedel und ich sie vor drei Jahrzehnten kosteten. Und das ist artig

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 30. Dezember 1945, S. 8386

Friedel und ich dürfen wahrhaftig Freude an unseren Kindern haben, und auch Klaus Widmer, den Gret ins Haus bringt, passt recht gut zu uns. Er ist bescheiden, ernst und fröhlich

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 3. Januar 1946, S. 8392

Und gestern waren alle Kinder zu Hause: Heidi, Karl und Gret. Und Gret hat den Chlaus Widmer mitgebracht, der sein Staatsexamen als Arzt an der Züricher Uni mit einem 5,75 beendet. Gret und Chlaus haben ganz im Stillen die Ringlein getauscht [...]

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 1. Dezember 1947, S. 9287

Klaus ist ein ruhiger Junge, des Ernstes des Arztlebens bewusst, aller Äusserlichkeit abgeneigt und vorab nicht zeigend, dass er aus dem Kreis wohlhabender Leute stammt. Gret ist lebhafter und eben ganz von meiner Art

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. März 1948, S. 9336 f.

Es war recht artig, dieses Familientreffen bei Klausens Mutter. Und die ganze Familie gefällt uns recht gut. Man merkt nichts davon, dass diese Leute mit dem «Haldengut» verbunden sind. Nur die vielen Gemälde von Hans Schoellhorn – die durchwegs ansprechend sind – sagen, dass Klausens Mutter die Schwester des Malers ist. Ich bin überzeugt, dass wir eine schöne Zusammengehörigkeit finden werden

Max Oechslin, Mein Tagebuch, 14. März 1948, S. 9336 f.

Huldrych Zwingli & Anna Reinhart • Regula Zwingli & **Rudolf Gwalther** • Magdalena Gwalther & **Josias Simler** • Rudolf Simler & **Cleophea Stucki** • Cleophea Simler & Hans Heinrich Locher • Anna Magdalena Locher & **Hans Heinrich Streuli** • Hans Heinrich Streuli & Esther Sulzberger • Anna Barbara Streuli & Hans Ulrich Nägeli • Anna Nägeli & Johannes Weber • Daniel Weber & Susanna Zili • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechslin**

Huldrych Zwingli 1484–1531 entstammte einer wohlhabenden Bauernfamilie aus Wildhaus SG im Toggenburg. Früh schickte ihn seine Familie zu seinem Onkel Bartholomäus, der das Dekanat in Weesen am Walensee bekleidete. Hier genoss er seinen ersten Unterricht, um später in Basel und Bern die schulische Grundausbildung zu absolvieren. Vermutlich ab 1498 studierte er zuerst in Wien und dann in Basel, wo er 1506 als Magister Artium abschloss. Nach Tätigkeiten als Leutpriester in Glarus und Einsiedeln wurde er Ende 1518 zum Leutpriester am Grossmünster in Zürich gewählt. Während seiner Glarner Zeit nahm er als Feldprediger der Glarner Truppen an den Italienkriegen teil, was ihn zu einem Gegner des Söldnergeschäfts machte. Er war die treibende Kraft der Zürcher Reformation. Zwingli wird am 11. Oktober 1531 während der Schlacht bei Kappel als Ketzer hingerichtet

Seine Ehefrau **Anna Reinhart** um 1484–1538 war eine Wirtstochter, die in erster Ehe Junker Hans Meyer von Knonau heiratete, dies gegen den Willen von dessen Vater. Dieser versties seinen Sohn, fand über seinen Enkel Gerold in seinen letzten Lebensjahren aber wieder den Zugang zu Anna Reinhart und ihren Kindern

Rudolf Gwalther 1519–1586 war ein Schüler von Heinrich Bullinger, der ihn 1532 als Vollwaisen bei sich aufnahm. Nach dem Studium in Basel, Strassburg, Lausanne und Marburg sowie einem Aufenthalt in England wurde Gwalther nach Bullingers Tod dessen Nachfolger als Antistes. In zweiter Ehe war er mit Anna Blarer verheiratet, Tochter des Bürgermeisters Thomas Blarer von Konstanz und Nichte des Konstanzer Reformators Ambrosius Blarer

Josias Simler 1530–1576 war der Sohn von Peter Simler, Prior des Klosters Kappel, und der ehemaligen Nonne Verena Huser aus dem Winterthurer Hafnergeschlecht. Nach Besuch der Schulen in Kappel und Zürich studierte er Theologie in Basel und Strassburg. Nach einigen Jahren als Pfarrer wurde Simler Professor für neutestamentliche, später auch alttestamentliche Theologie am Grossmünsterstift in Zürich. Er publizierte regelmässig, z. B. auch das Lehrbuch «De Republica Helvetiorum», das über Jahrhunderte das Standardwerk hinsichtlich der Verfassung der Eidgenossenschaft blieb. In erster Ehe war er mit Elisabeth Bullinger verheiratet, sie blieben kinderlos

Cleophea Stucki 1572–1600 stammte aus einer Zürcher Patrizierfamilie. Ihr Vater Wilhelm Stucki ging zuerst in Zürich bei Ludwig Lavater, dann an der Lateinschule am Fraumünster zur Schule. Danach studierte er Theologie in Basel, Lausanne, Strassburg, Tübingen und Padua. Ab 1571 war er Professor für Altes Testament an der Zürcher Hohen Schule und Chorherr. Er verfasste die Viten von Johannes Wolf, Josias Simler, Heinrich Lavater und Ludwig Lavater. Cleopheas Halbbruder Johann Rudolf Stucki, verheiratet mit einer Tochter von Rudolf «Hospinian» Wirt und Anna Lavater, war ebenfalls Theologe. Ab 1630 war er als Professor für Hebräisch und Logik am Collegium Carolinum in Zürich und Chorherr am Grossmünster, ab 1639 unterrichtete er als Professor für Theologie am Carolinum

Hans Heinrich Streuli 1632–1697, ein Nachfahre «unserer» Sträulis von Wädenswil, war – wie später auch sein gleichnamiger Sohn – Amtmann des Stiftes Engelberg in Küsnacht

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischenpiel st. galler und zürcher noblesse](#)

reformatoren,

Joachim «Vadian» von Matt & Martha Grebel • Dorothea von Matt & **Laurenz Zollikofer** • Joachim Zollikofer & **Catharina Seuter** • Barbara Zollikofer & Hans Jacob Zili • Hans Anton Zili & Dorothea Schlumpf • Daniel Zili & Elisabeth Rothmund • Hans Antoni Zili & Margaretha Magdalene Meyer • Caspar Zili & Susanna Orelli • Susanna Zili & Daniel Weber • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechslin**

Joachim «Vadian» von Matt 1484–1551 entstammte einer sehr wohlhabenden St. Galler Bürgerfamilie, die im 14. Jahrhundert mit der Diesbach-Watt-Gesellschaft durch Fernhandel ein Riesenvermögen erwirtschaftet hatte. Joachim studierte und lehrte Medizin an der Universität Wien, deren Rektor er 1517/1518 war. Nach seiner Rückkehr nach St. Gallen amtierte er dort zuerst als Stadtarzt und später als Bürgermeister. Humanistisch gebildet, spielte von Matt eine massgebliche Rolle bei der Einführung der Reformation in seiner Heimatstadt

Martha Grebel 1501–1551 war die Tochter von **Jakob Grebel** 1460–1526, einem wohlhabenden Zürcher Junker, Eisenhändler, Zunftmeister und Ratsherrn. Früh unterstützte er die Reformationsbestrebungen von Huldrych Zwingli, wurde aber 1526 wegen der nun verbotenen Pensionsgeschäfte zum Tod verurteilt und auf dem Zürcher Fischmarkt (heute bei der Gemüsebrücke) am 30. Oktober enthauptet. Marthas Bruder **Conrad Grebel** 1498–1526, ein radikaler Anhänger der Reformation, gilt heute als einer der Mitbegründer der Täuferbewegung. Nach seiner Flucht aus Zürich starb er 1526 bei Maienfeld an der Pest

Laurenz Zollikofer 1519–1577 entstammte einer der damals reichsten St. Galler Textilhandelsdynastien (Leinen), die aber auch grosse Ländereien besass. Selbst war der vermögende Kaufmann Mitglied der Gesellschaft zum Notenstein, in der sich die Kaufleute der Stadt St. Gallen zusammengeschlossen hatten. Von 1613 bis 1625 wirkte er im Dreijahresturnus als Bürgermeister, Altbürgermeister und Reichsvogt von St. Gallen

Catharina Seuter (auch Seuter von Loetzen) 1552/54–1629 stammte aus einer Reichsritter- und Patrizierfamilie in Kempten in Bayern. Während der Konfessionskämpfe und wegen der Pest wurde sie mit mehreren Geschwistern um 1554 nach St. Gallen geschickt. Als wohlhabende Töchter heirateten ihre Schwestern ebenfalls in gute Familien ein: eine von ihnen in die Zollikofer-Familie, andere Schwestern in die Familie Zili

Ab Hans Jacob Zili findet sich die weitere Familiengeschichte im [zwischen spiel st. galler und zürcher noblesse](#)

Heinrich Bullinger & Anna Adlischwyler / Hans Rudolf Lavater & Anna Reuchli • **Margaretha Bullinger & Ludwig Lavater** • Catharina Lavater & Hans Rudolf Körner • Hans Leonhard Körner & Magdalena Thumysen • Hans Rudolf Körner & Ursula Brunner • Gerold Körner & Esther Sprüngli • Hans Jakob Körner & Dorothea Wiederkehr • Esther Körner & Hans Jakob Oswald • Anna Esther Oswald & Johann Georg Sigg • Johann Jakob Sigg & Anna Maria Vogel • Johann Heinrich Sigg & Anna Barbara Stoll • Friederike Sigg & Alexander Oechslin • **Carl Oechslin & Marie-Louise Buissière** • **Max Oechslin & Frieda Huber** • **Margrit Oechslin & Klaus Widmer**

Heinrich Bullinger 1504–1575 war der Sohn des Bremgarter Priesters Heinrich Bullinger 1469–1533 und der Anna Wiederkehr 1472–1541, deren Vater eine Mühle betrieb und eigentlich aus Dietikon stammte. Obschon er öffentlich im Konkubinat lebte, wurde er auch in kirchlichen Kreisen sehr geschätzt. Sohn Heinrich besuchte in Bremgarten die Grundschule und dann in Emmerich am Niederrhein die Lateinschule. Danach studierte er an der Universität Köln und schloss als Magister Artium ab. Von 1523 bis 1529 war er unter Abt Wolfgang Joner und Prior Peter Simler Lehrer an der Klosterschule, am klösterlichen Leben musste er aber nicht teilnehmen. Danach

war er für kurze Zeit reformierter Pfarrer in Bremgarten, das er mit seiner Familie aber nach der Niederlage der Zürcher bei Kappel 1531 fluchtartig verlassen musste. Am 9. Dezember 1531 wurde er zum Nachfolger des hingerichteten Zwingli berufen. Unter seiner Führung erstarkte die durch den Kriegsausgang erschütterte Zürcher Kirche rasch. Bullingers Einfluss auf den eidgenössischen und den europäischen Protestantismus war prägend. Daneben wirkte er auch als Historiker und hinterliess eine Reformationsgeschichte, eine eidgenössische Geschichte und eine Zürcher Geschichte

Anna Adlischwyler 1505–1564 war eine Ordensfrau im Kloster Oetenbach in Zürich. Nach der Klosterauflösung 1525 blieb sie noch bis zum Tod ihrer Mutter 1529 im Kloster. Es heisst, dass ihre Mutter, die aus Uri stammende Elisabeth Stadler, sich vehement gegen die Hochzeit wehrte. Ihr Vater Hans Adlischwyler starb bereits 1512 auf dem Italienfeldzug als Feldkoch. In jungen Jahren war er Koch des Bürgermeisters Hans Waldmann und nach dessen Hinrichtung 1489 Koch des verschwenderischen Kappeler Abtes Ulrich Trinkler, dessen Leben mit Selbstmord endete

Hans Rudolf Lavater 1492 oder um 1496/97–1557 war ein wohlhabender Glasmaler, der aber vor allem in Kriegsdiensten sowie als Politiker und Verwaltungsmann tätig war. Von 1512 bis 1513 Teilnehmer an den oberitalienischen Kriegen und 1521 in päpstlichen Kriegsdiensten in Oberitalien, wandelte er sich danach zum betont reformatorischen Politiker. Von 1544 bis 1557 wirkte er als Bürgermeister von Zürich

Margaretha Bullinger 1531–1564 war die zweitälteste Tochter von Anna Adlischwyler und Heinrich Bullinger. Wie vor allem ihre ältere Schwester Anna hatte auch sie die Kunst der Bildwirkerei (damals auch Heidnischwerk genannt, weil aus dem «Morgenland») gelernt. Zu den auswärtigen Kunden der Schwestern gehörten bedeutende Adelsgeschlechter in der Region. Schon Heinrich Bullingers Grossmutter Gertrud Küferin beherrschte diese Kunst, und das Wissen wurde innerhalb der Familie Bullinger über Generationen weitergegeben

Ludwig Lavater 1527–1586 studierte nach der Schule in Kappel und Zürich von 1545 bis 1547 in Strassburg, Paris und Lausanne. Ab 1550 wirkte er am Grossmünster in Zürich und wurde nach Rudolf Gwalthers Tod 1585 für kurze Zeit der Antistes der Zürcher Kirche. Kirchenpolitisch weniger einflussreich als seine Vorgänger Zwingli, Bullinger und Gwalther, blieb er vor allem bekannt durch sein sogenanntes Gespensterbuch («Von Gespänsten, Unghüren und anderen wunderbaren Dingen»), das 1569 erschien

Bemerkenswert ist, dass Felix Lavater, einer von Margarethas und Ludwigs Söhnen, Regula Grebel heiratete, die Enkelin des Mitbegründers der Täuferbewegung Conrad Grebel

Felix Brennwald & Regula von Wil • Heinrich Brennwald & Margaretha Lautenschlager • **Regula Brennwald & Johannes Stumpf** • Rudolf Stumpf & Elisabeth Reuchli • Dorothea Stumpf & Hans Rudolf Abegg • Heinrich Abegg & Anna Günthard • Elisabeth Abegg & Sixt Vogel • Regula Vogel & Hans Jakob Paur • Cleophea Paur & Rudolf Weber • Johannes Weber & Anna Nägeli • Daniel Weber & Susanna Zili • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechslin**

Felix Brennwald 1441–1492 war in der Zeit von Hans Waldmann Zürcher Ratsherr und Seckelmeister. Nach dem Sturz Hans Waldmanns 1489 wurde er abgesetzt und war von 1490 bis 1492 einer der zwei Bürgermeister von Zürich. Er war regelmässiger Tagsatzungsgesandter und schlichtete 1484 zwischen dem Bischof von Sitten und dem Herzog von Mailand. Als Landvogt von Kyburg verteidigte er im Waldmannhandel die Burg gegen die Bauern und verhinderte die Plünderung

reformatoren,

Heinrich Brennwald 1478–1551, der Sohn von Regula von Wil und Felix Brennwald, war ab 1492 Chorherr des Stifts Embrach und studierte 1494/1495 ohne Abschluss an der Universität Basel. Zwischen 1508 und 1516 verfasste er eine Schweizer Chronik in vier Bänden. Von 1518 bis zur Säkularisation verwaltete er die Propstei des Stifts Embrach. Im Zug der Reformation heiratete er 1524 seine Haushälterin, mit der er bereits Kinder hatte

Johannes Stumpf 1500–1577/1578 stammte aus Bruchsal bei Baden (D). Nach den Grundschulen in Bruchsal, Landau (Pfalz), Durlach (Baden) und Strassburg studierte er 1519 in Heidelberg und trat 1520 in die Dienste des bischöflichen Notars in Speyer ein. Als Johanniter erhielt er 1522 die Priesterweihe und wurde Prior und Leutpriester in Bubikon, wo er 1528 zur Reformation übertrat. Als Geschichtsschreiber kopierte er die Schweizer Chronik seines Schwiegervaters und führte sie weiter. 1547 und 1548 erschien bei Froschauer in Zürich als sein Hauptwerk eine historisch-topografische Landesbeschreibung der Schweiz («Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen vnd Völckeren Chronick wirdiger Thaaten beschreibung»). Beiträge hierzu lieferten Heinrich Bullinger, Joachim «Vadian» von Matt und Ägidius Tschudi

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischenenspiel st. galler und zürcher noblesse](#)

Johann Vink & Margaretha Störi • Margareta Fink & Hans Escher • **Götz Escher (vom Luchs)** & **Elisabeth Schwarzmurer** • Elisabeth Escher (vom Luchs) & Heinrich Escher (vom Glas) • Hans Escher & Anna Albrecht • Conrad Escher & Elisabeth Wegmann • Rudolf Escher & Anna Werder • Conrad Escher & Ursula Ott • Conrad Escher & Elisabeth Fels • Conrad Escher & Cleophea Künzli • **Heinrich Escher & Regula Werdmüller** • Conrad Escher & Anna Barbara Muralt • Susanna Escher & Caspar Orelli • Susanna Orelli & Caspar Zili • Susanna Zili & Daniel Weber • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechsli**

Johann Vink, erwähnt zwischen 1357 und 1401/1408, wurde 1384 zu Zürichs erstem nicht adligem Bürgermeister gewählt. Als Befürworter des Bündnisses mit Österreich im sogenannten Schöno-Handel (nach Bürgermeister Rudolf Schön) wurde er 1393 abgesetzt und kurzzeitig verbannt

Götz Escher (vom Luchs) um 1400–1451 nahm 1433 zusammen mit Bürgermeister Rudolf Stüssi als Gesandter an der Kaiserkrönung Sigismunds in Rom teil und wurde dabei zum Ritter geschlagen. Seither nennen sich alle seine Nachfahr:innen «vom Luchs» im Gegensatz zu den anderen Eschers «vom Glas»

Elisabeth Schwarzmurer 1400–1454 war die Tochter von Ital Schwarzmurer und Elisabeth von Griessen. In den Quellen wird Ital Schwarzmurer als Apotheker und «Spezierer» bezeichnet, was die Herstellung und den Handel von Arzneimitteln und Gewürzen umfasste. Zudem handelte er mit Wachs, Papier, Tinte, Getreide sowie Silber und tätigte Geld- und Rentengeschäfte, was sein Vermögen weiter anwachsen liess und ihn zum viertreichsten Steuerzahler von Zürich machte

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischenenspiel frühe winterthurerin](#)

[Heinrich Meiss & Elisabeth Kilchmatter](#) • Verena Meiss & Paulus Göldli •
[Heinrich Göldli & Barbara Peyer](#) • Caspar Göldli & Ursula von Breitlandenbergh •
 Heinrich Göldli & Adelheid Schleiningher • Elisabeth Göldli & [Wolfgang Haller](#) • Dorothea Haller &
 Jakob Ulrich • Rudolf Ulrich & Anna Stoll • Veronika Ulrich & Heinrich Kambli • Elisabeth Kambli
 & Beat Sprüngli • Esther Sprüngli & Gerold Körner • Hans Jakob Körner & Dorothea Wiederkehr •
 Esther Körner & Hans Jakob Oschwald • Anna Esther Oschwald & Johann Georg Sigg • Johann
 Jakob Sigg & Anna Maria Vogel • Johann Heinrich Sigg & Anna Barbara Stoll • Friederike Sigg &
 Alexander Oechsli • [Carl Oechsli & Marie-Louise Buisson](#) • [Max Oechsli & Frieda Huber](#) •
[Margrit Oechsli & Klaus Widmer](#)

[Heinrich Meiss](#) um 1350–1427 war von 1393 bis 1427 mit einem Unterbruch einer der zwei
 Bürgermeister von Zürich. Eidgenössisch gesinnt, folgte er 1393 seinem Schwager Rudolf
 Schön, der – habsburgfreundlich – im Schönhandel abgesetzt und zwischenzeitlich verbannt
 wurde. 1415 war er Feldhauptmann bei der Eroberung des Aargaus

[Elisabeth Kilchmatter](#) †1410 entstammte der sehr wohlhabenden, ursprünglich aus Glarus stam-
 menden Familie Kilchmatter, die seit 1376 das Zürcher Bürgerrecht besass. Ihr Vater scheint der
 Besitzer des Eisenbergwerks Flums gewesen zu sein und im «Roten Turm» am Weinplatz gewohnt
 zu haben, der später in den Besitz der Weidmüller kam. Gewisse Quellen besagen, dass ihre
 Schwester Ursula die Ehefrau von Rudolf Schön (HLS) war, andere Quellen führen Heinrich
 Meiss' Schwester Ursula als Schöns Gattin

[Heinrich Göldli \(auch Göldlin\)](#) vor 1445–1514. Seine erste Zeit als Bürgermeister ab 1476 en-
 dete 1482, als er von Hans Waldmann verdrängt wurde. 1484 schaffte er es nochmals ins Bür-
 germeisteramt. Als Waldmanns Gegenspieler spielte er eine aktive Rolle bei dessen Absetzung.
 1476 war er einer der Anführer der Zürcher in der Schlacht bei Grandson und 1499 in der
 Schlacht bei Schwaderloh

[Barbara Peyer \(auch von Peyern\)](#) um 1465–1505 war die Tochter eines Ratsherrn von Konstanz.
 Eine Beziehung der Konstanzer und der Schaffhauser Peyers wurde nicht weiter abgeklärt

[Wolfgang Haller](#) 1525–1601 war als Chorherr und Grossmünsterpfarrer ein Mitarbeiter von Hein-
 rich Bullinger. Bekannt blieb er durch seine Wettertagebücher, in denen er täglich das Wetter
 aufzeichnete, was heutigen Klimahistorikern als wichtige Quelle dient. Sein Bruder Johannes
 Haller der Jüngere begründete die Berner Haller-Linie, aus der Albrecht von Haller hervorging

[Johannes Meyer von Knonau & Anna Stäheli](#) • Anna Meyer von
 Knonau & Johannes Keller vom Steinbock • [Johannes Keller vom Steinbock &
 Elisabeth Span](#) • Konrad Keller & Regula von Lupfen • Felix Keller & Verena von Burg •
 Nikolaus Keller & Agnes Lüthi • Hans Balthasar Keller & Agathe Meyer von Knonau • Johannes
 Keller & Margaretha Waser • Hans Ulrich Keller & Anna Krieg • Hans Balthasar Keller & Susan-
 na Thomann • Anna Keller & Hans Georg Orelli • Felix Orelli & Anna Barbara Gossweiler • Cas-
 par Orelli & Susanna Escher • Susanna Orelli & Caspar Zili • Susanna Zili & Daniel Weber • Anna
 Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber &
 Susanna Staub • [Maria Sieber & Franz Widmer](#) • [Hans Widmer & Hanna Schoellhorn](#) • [Klaus
 Widmer & Margrit Oechsli](#)

[Johannes Meyer von Knonau](#), erwähnt 1363–1409. 1404 kaufte er zusammen mit seinem Bruder
 Rudolf die Herrschaft Knonau, was zum Namenszusatz «von Knonau» führte.

[Johannes Keller vom Steinbock](#) vor 1400–1461 amtierte von 1444 bis 1453 als Bürgermeister,
 wurde dann aber wegen seiner österreichfreundlichen Haltung abgesetzt

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischen spiel st. galler und zürcher noblesse](#)

reformatoren,

Pantaleon ab Inkenberg & Anna ? • Sophia ab Inkenberg & Stephan Schwarzmurer • Anna Schwarzmurer & Hans Klingenfuss • Adelheid Klingenfuss & **Johannes Trüllerey** • Ursula Trüllerey & **Glado May** • Benedikt May & Anna Amstad • Ursula May & Christoph von Waldkirch • Conrad von Waldkirch & Dorothea im Thurn • Conrad von Waldkirch & Dorothea Peyer im Hof • **Dorothea von Waldkirch** & Caspar Hurter • Barbara Hurter & Hans Jakob Holzhalb • Anna Barbara Holzhalb & Christoph Doschwald • Hans Jakob Oschwald & Esther Körner • Anna Esther Oschwald & Johann Georg Sigg • Johann Jakob Sigg & Anna Maria Vogel • Johann Heinrich Sigg & Anna Barbara Stoll • Friederike Sigg & Alexander Oechslin • **Carl Oechslin** & **Marie-Louise Buissière** • **Max Oechslin** & **Frieda Huber** • **Margrit Oechslin** & **Klaus Widmer**

Panthaleon ab Inkenberg 1368–1426 war 1411 für eine Periode einer der beiden Bürgermeister von Zürich. Er hatte mitbestimmenden Einfluss auf zwei Verfassungsänderungen und auf die Anfänge des städtischen Territorialisierungsprozesses durch Pfandnahmen

Johannes Trüllerey 1426–1491 stammt aus einem ritteradligen Schaffhauser und Aarauer Geschlecht. Aus der Familie stammten Schultheissen in beiden Orten, aber auch sogenannte Edelmänner und Offiziere

Glado May um 1470–1527 stammte aus einer der bedeutendsten Berner Kaufmannsfamilien (Salz), die sich aber auch politisch und militärisch engagierte. Befreundet mit Huldrych Zwingli, trieb er in Bern die Reformation voran

Dorothea von Waldkirch 1625–1660. Die von Waldkirchs waren ein einflussreiches Ratsherren-geschlecht in Schaffhausen

Heinrich Röist & Verena Kümin • Marx Röist & Barbara Schäd • Diethelm Röist & Anna Summer • Barbara Röist & **Andreas Steiner** • **Hans Steiner** & Maria Graf • Barbara Steiner & Jonathan Hegner • Elisabeth Hegner & Hans Ulrich Huser • Elisabeth Huser & Hans Jacob Weinmann • Anna Barbara Weinmann & Christophel Kaufmann • Hans Ulrich Kaufmann & Anna Maria Magdalene Geuschel • Maria Magdalena Kaufmann & Hans Heinrich Haggenmacher • Jakob Ulrich Haggenmacher & Maria Susanna Kübler • Maria Haggenmacher & Carl Sträuli • **Lilly Sträuli** & **Fritz Schoellhorn** • **Hanna Schoellhorn** & **Hans Widmer** • **Klaus Widmer** & **Margrit Oechslin**

Aus der Gemeinde Kilchberg ZH stammend, wurde ein Zweig der Familie 1364 in Zürich eingebürgert. Bekannt wurde die Familie durch Grossvater **Heinrich Röist** †1509, Vater **Marx Röist** 1454–1524 und Sohn **Diethelm Röist** 1482–1544. Die Röists bekleideten von 1469 bis 1544 mit zwei kleinen Unterbrüchen eines der beiden Bürgermeisterämter und bestimmten massgeblich Zürichs Geschehnisse nach dem Alten Zürichkrieg bis in die Zeit der Reformation

Heinrich Röist war gemäss HLS ein vermöglicher Bäcker und Kornhändler, der neben seiner Karriere in der Zunft auch als Vogt an wechselnden Orten wirkte. Zwischen 1469 und 1501 am-tete er als Bürgermeister, mit einem kurzen Unterbruch wegen Absetzung im Zug des Waldmann-handels von 1489. Bemerkenswert ist, dass er sich trotz seiner Nähe zu Waldmann schadlos durch die Zeit arrangierte und danach praktisch auf Lebzeiten wieder als Bürgermeister installieren konnte. In diesem Amt fiel er vor allem durch seinen grossen Einfluss auf die Tagsatzungen auf

Sein Sohn **Marx Röist** folgte ihm 1505 im Bürgermeisteramt, das er alternierend bis 1524 inne-hatte. Marx gehörte gemäss Sigmund Widmer, dem Zürcher Stadtpräsidenten von 1966 bis 1982, zur Jeunesse dorée und wurde schon mit 22 Jahren bei der Schlacht von Murten zum Ritter geschlagen. Als reicher Rentner war er auf städtischer, eidgenössischer und europäischer Ebene politisch einflussreich

So führte er gemäss HLS 1499 die eidgenössische Gesandtschaft zu Louis XII. und handelte ein Soldbündnis mit Frankreich aus

Ob diese Formulierung im HLS genau so zutrifft, wäre abzuklären. Nach meinen Recherchen reiste eine Delegation von Gesandten des französischen Königs Louis XII. ab dem 11. Februar 1499 durch die Alte Eidgenossenschaft und verhandelte mit den einzelnen Orten über die Erneuerung des Soldbündnisses. Bereits am 16. März 1499 wurde der Vertrag zwischen den zehn Orten und Frankreich in Luzern abgeschlossen und von Louis XII. am 6. Mai 1499 in Blois (F) ratifiziert. Es ist denkbar, dass Marx Röist an den Verhandlungen teilnahm, wie prägend seine Mitarbeit aber war, müsste aufgrund von weiteren Quellen bewertet werden

1512 führte Marx eine Delegation zu Papst Julius II. nach Rom und befahl die eidgenössischen Truppen sowohl in der Schlacht bei Marignano 1515 wie auch beim Rückzug. Seine enge Bindung an die Kurie führte dazu, dass Papst Leo X. ihn 1517 zum Kommandanten der päpstlichen Schweizergarde ernannte. Stellvertretend für ihn übte sein ältester Sohn Caspar dieses Amt aus und starb in Rom als Gardehauptmann beim Sacco di Roma

Vom Kriegsdienst geläutert, wurde Marx Röist zusammen mit Zwingli zu einem erklärten Gegner des Pensionswesens. Er unterstützte Zwinglis Berufung als Leutpriester ans Grossmünster und dessen erste reformatorische Bestrebungen. Er stellte sich jedoch vehement gegen die Entfernung der Bilder aus den Kirchen. Sein Tod kam wohl einem Bruch mit Zwingli zuvor, und der Rat von Zürich erliess bezeichnenderweise noch am Todestag von Marx das Mandat, das den Bildersturm auslöste

Marx' zweitältester Sohn Diethelm Röist war dank seinem Reichtum und der Familientradition prädestiniert zum Staatsdienst und «übernahm» von seinem Vater 1525 bis 1544 das Bürgermeisteramt. Befreundet mit Zwingli und fast noch enger mit Heinrich Bullinger, gilt er als einer der Hauptförderer der Zürcher Reformation, verhielt sich während der Kappeler Kriege aber gemässigt. Sowohl auf eidgenössischer wie auch auf europäischer Ebene war er einflussreich und setzte sich 1537 beim französischen König François I. für die Protestanten ein

Andreas Steiner 1565 stammte aus einem Chamer Müllergeschlecht. Der Reformation nahestehend, übersiedelte die Familie in den 1520-er Jahren in die Stadt Zürich, wo sie auch wegen ihrer freundschaftlichen Beziehung mit Diethelm Röist schnell Fuss fasste und sich in der Folge dank ihrem Reichtum herrschaftliche Güter samt zugehöriger Rechte und Einkünfte erwerben konnte, schon 1524 z. B. die Herrschaft Pfungen sowie 1528 die Herrschaften Wülflingen und Buch am Irchel. Andreas, der so 1543 der Burgherr von Alt-Wülflingen wurde, war wie sein ältester Bruder mit einer Tochter von Diethelm Röist verheiratet

Sein Sohn Hans Steiner 1560–1628 wurde 1587 in das Bürgerrecht der Stadt Winterthur aufgenommen. Bereits 1602 begann er mit dem Handel mit Salz, das er in Schwäbisch Hall, Reichenhall, Hallein und Hall in Tirol einkaufte und nach Zürich transportierte und so für die damalige Zeit zu grossem Reichtum gelangte, den seine Söhne noch vermehrten

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischenpiel eine waschechte winterthurerin](#)

Felix Schmid & Margaretha Dachselhofer • Andreas Schmid & Anna Regula Schärer • Maria Schmid & Heinrich Peyer • Hans Conrad Peyer & Elisabeth Peyer im Hof • Hans Conrad Peyer & Judith Peyer • Judith Peyer & Christoph Ziegler • Magdalena Ziegler & Hans Conrad Oswald • Christoph Oswald & Anna Barbara Holzhalt • Hans Jakob Oswald & Esther Körner • Anna Esther Oswald & Johann Georg Sigg • Johann Jakob Sigg & Anna Maria Vogel • Johann Heinrich Sigg & Anna Barbara Stoll • Friederike Sigg & Alexander Oechslin • [Carl Oechslin & Marie-Louise Buissière](#) • [Max Oechslin & Frieda Huber](#) • [Margrit Oechslin & Klaus Widmer](#)

Felix Schmid 1454–1524 war von 1511 bis 1524 gleichzeitig mit Marx Röist Bürgermeister von Zürich. Auch er unterstützte Zwinglis Reformationsbestrebungen. Als Sohn eines Junkers begann er seine Karriere als Zünfter und Zunftmeister, war Anführer der Zürcher Truppen im Schwabenkrieg 1499 und Vogt von Kyburg

reformatoren,

Margaretha Dachselhofer 1456–1511 entstammte einem Zürcher Ratsgeschlecht. Ihr Bruder Hans übersiedelte 1509 nach Bern, wo die Familie nach der Reformation schnell in die dortige oberste Führungsschicht aufstieg. Niklaus Dachselhofer 1634–1707, der für den Stand Bern 1687/1688 zusammen mit dem Zürcher Bürgermeister Heinrich Escher an den Hof von Louis XIV. reiste, war ein Nachfahre von Hans Dachselhofer [zwischen spiel chez le roi soleil](#)

Caspar Thomann & Barbara Schweizer • Caspar Thomann & Susanna Werdmüller • Susanna Thomann & Hans Balthasar Keller vom Steinbock • Anna Keller & Hans Georg Orelli • Felix Orelli & Anna Barbara Gossweiler • Caspar Orelli & Susanna Escher • Susanna Orelli & Caspar Zili • Susanna Zili & Daniel Weber • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechslin**

Caspar Thomann 1519–1594 war Eisenhändler und reichster Zürcher seiner Zeit und übernahm ab 1552 auch öffentliche Ämter, zuerst im Grossen, dann im Kleinen Rat, von 1578 bis 1584 als Vogt von Kyburg und von 1584 bis 1594 als Bürgermeister von Zürich. In Erinnerung bleibt er als Anführer der Hirsebreifahrt von 1576 nach Strassburg. Mit dem bei der Ankunft noch warmen Brei bewiesen die Zürcher ihre Verlässlichkeit als Bündnispartner

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [zwischen spiel st. galler und zürcher noblesse](#)

Hans Rudolf Rahn & Regula Hegner • Susanna Rahn & Hans Jakob Werdmüller • **Regula Werdmüller & Heinrich Escher** • Conrad Escher & Anna Barbara Muralt • Susanna Escher & Caspar Orelli • Susanna Orelli & Caspar Zili • Susanna Zili & Daniel Weber • Anna Weber & Salomon Arter • Susanna Arter & Johann Friedrich Sieber • Johann Friedrich Sieber & Susanna Staub • **Maria Sieber & Franz Widmer** • **Hans Widmer & Hanna Schoellhorn** • **Klaus Widmer & Margrit Oechslin**

Schon **Hans Rudolf Rahns** 1560–1627 Ausbildung war auf Staatsdienst oder eine politische Karriere ausgerichtet, weilte er doch nach der Grundschule in Zürich fünf Jahre in Frankreich und vier Jahre in Italien, um dort seine Sprach- und Rechtskenntnisse zu vertiefen. 1586 trat er als Schreiber in den Staatsdienst und nahm als Zünfter Einsitz im Grossen Rat. Schliesslich wurde er 1607 Bürgermeister und bestimmte in diesem Amt von Beginn weg die Politik des Stadtstaates Zürich. Er verhinderte 1610 im Gachnangerhandel einen erneuten Krieg mit den katholischen Orten, schloss 1612 mit Baden-Durlach, 1614 mit Frankreich und 1615 mit Venedig Bündnisse. In dieser Zeit war er eine der bestimmenden Persönlichkeiten der eidgenössischen Politik. Als Freund von Reformen trieb er eine neue Schulordnung voran, die den **[männlichen]** Schülern eine genügende Grundausbildung für die höheren Studien verschaffen sollte

Die weitere Familiengeschichte findet sich im [vorspiel kompliziert und in den zwischen spielen st. galler und zürcher noblesse / frühe winterthurerin](#)

Allgemeine Quellen

- Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz (HBS) in 7 Bänden mit Supplement, 1929–1934
Lexikon zur Geschichte der Schweiz in 7 Bänden, herausgegeben sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache.
Es handelt sich dabei um das Vorgängerwerk des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS)
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Onlineversion
- Geschichte des Kantons Zürich, Band 2: Frühe Neuzeit, 16. bis 18. Jahrhundert, Zürich 1996
- Kirchenbücher und andere Zivilstandsverzeichnisse, sofern online abrufbar
- FamilySearch

Zur Familie Widmer

- Stammbaum der Familie Widmer, erstellt von Urs Widmer; Familienscheine
- Nachlass Urs Widmer im Stadtarchiv Winterthur
- Nekrologe über Franz Widmer-Sieber und Hans Widmer-Schoellhorn
- «Der Tössemer»: verschiedene Artikel, z. B. von Februar 1981, Mai 1981, September 1992, Februar 1993
- Winterthurer Glossar, Onlineversion. Die Einträge darin stammen vermutlich von Urs Widmer
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Onlineversion. Der Eintrag stammt von Urs Widmer
- Notizen von Hans Widmer-Schoellhorn
- Notizen von Klaus Widmer-Oechsli
- Notizen und Tonaufnahmen von Margrit Widmer-Oechsli
- Stadtarchive der Stadt Winterthur und der Stadt Zürich sowie Staatsarchiv des Kantons Thurgau
- Neujahrsblätter von Dietikon
- Stadt Dietikon: Dietikon – Stadtluft und Dorfgeist, Zürich 2003
- Stadtmuseum Dietikon und Recherchen von Sven Warenberger über die Familie Widmer, in Dietikon, Herbst 2022
- Eigene Recherchen, auch aufgrund von Erzählungen und Erinnerungen

Zur Familie Siber/Sieber

- Stammbaum der Familie Widmer, erstellt von Urs Widmer
- Ortsgeschichte Küsnacht und weitere Dokumente zur Familiengeschichte der Sibers/Siebers, aber auch der Bleulers/Abeggs
- Ortsgeschichte Seebach mit Informationen über die frühen Sibers/Siebers
- Zwicky von Gauen, Johann Paul, in: Archiv für Schweizerische Familienkunde, Band 3, 1956 (Ahnentafel von Emma Auguste Arter)
- Siber, Johann Heinrich: Erholungsstunden, 3 Bände, Zürich 1819/1820
In Band I findet sich die Lebensbeschreibung seines Sohns Hans Conrad Siber, in Band II eine Auswahl von Gedichten und in Band III die Beschreibung seines eigenen Lebens. Johann Heinrich Siber 1754–1823 war ein Cousin zweiten Grades unseres Vorfahren Johannes Siber 1744–1800/1804
- Bremi, Johann Heinrich: Neli der Kannengiesser, 1822
Beim Protagonisten Neli handelt es sich um unseren Vorfahren Daniel Weber 1751–1828, den Vater von Anna Weber Arter beziehungsweise der Grossvater von Susanna Arter Sieber
- Bürkli-Meyer, Adolf: Geschichte der Zürcherischen Seidenindustrie, Zürich 1884
- Chronik der Kirchgemeinde Neumünster, 1889
- Corrodi-Sulzer, Adrian: Pestalozzis Beziehungen zur Zürcher Seidenindustrie, Zürich 1925
- Denzler, Johann Rudolf: Fluntern, die Gemeinde am Zürichberg, Zürich 1958
- Peyer, Hans Conrad: Von Handel und Bank im alten Zürich, Zürich 1968
- Schmid, Hans Rudolf: Die Familie Abegg von Zürich und ihre Unternehmungen, Zürich 1972
- Pfister, Ulrich: Die Zürcher Fabriques, Zürich 1992
- Zunft Fluntern: Fluntern. Vom Weinbauerdorf zum Stadtquartier am Zürichberg, 1995
- Seide: Stoff für Zürcher Geschichte und Geschichten, herausgegeben durch die Zürcher Kantonalbank, Zürich 1999
- Knellwolf, Ulrich: Lebenshäuser, Vom Krankenasyll zum Sozialunternehmen – 150 Jahre Diakoniewerk Neumünster, Zürich 2007
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Onlineversion
- Stadtarchiv der Stadt Zürich, Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich
- Staatsarchiv des Kantons Zürich
- Bundesarchiv mit Konvolut von Briefen im Zusammenhang mit der gescheiterten Ernennung von Johann Friedrich II. Sieber zum Schweizer Konsul von Paraguay
- Umfangreiche eigene Recherchen, auch anhand von historischen Zeitungsartikeln

Zur Familie Sträuli

- Sträuli-Schätti, Anna Barbara: Familienchronik, Manuskript, 1875
- Die Gründung des Sträuli'schen Familienverbandes, 1899
- Sträuli & Co. Winterthur 1831–1931
- Chronik der Familie Sträuli, Buchdruckerei Schönenberger, Winterthur, vermutlich 1958
- Denzler, Alice: Aus der Geschichte der Familie Sträuli, Typoskript, 1958
- Mitgliederverzeichnis des Sträuli'schen Familienverbandes, 1942, mit Nachtrag 1945
- 100 Jahre Aspasia AG Winterthur – Festschrift 2014
- Buchmann-Sträuli, Frieda: Erinnerungen an unsere Mutter, Winterthur 1923

- Wegmann, Emil: Geschichte der Familie Haggenmacher von Winterthur, 288. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1957
- Baukultur Wädenswil, darin z. B. Eintrag über die Seifenfabrik Sträuli AG in Wädenswil, Onlineabfrage
- Winterthurer Glossar, Onlineversion. Die Einträge darin stammen vermutlich von Urs Widmer
- INSA 10 – Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Zürich 1992
- Stadtarchiv der Stadt Winterthur, dort auch Nachlass Hans Sträuli
- Sammlung Winter: Sträuli-Archiv, hinterlegt unter «Ms Sträuli»
- Eigene Recherchen, auch aufgrund von Erzählungen und Erinnerungen

Zur Familie Schoellhorn

- Schoellhorn, Fritz: Die Brauerei Haldengut in Winterthur 1843/1918, Winterthur 1919
- Schoellhorn, Fritz: Bausteine zu einer Familiengeschichte, Verlag Benziger & Co. AG – Einsiedeln 1923
- Schoellhorn, Fritz: Bunt von fünf Ferienreisen, Winterthur 1925
- Schoellhorn, Fritz: Erste Jugend-, Schul- und Lehrjahre 1863–1889, Eigenverlag 1930
- Schoellhorn, Fritz: Meine Beziehungen zur Familie Sträuli und zur Firma Sträuli & Cie, Typoskript, 1931
- Schoellhorn, Fritz: Jahre der Arbeit 1889–1929, Klostern 1931 (transkribiert 1993/1994 von seinem Enkel Jürg Schoellhorn)
- Gästebücher und Familienfotos im Chalet Madrisa
- Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik: Brauerei Haldengut, vom gewerblichen zum industriellen Brauen, Glarus 1993
- Stammbaum der Familie Widmer, erstellt von Urs Widmer
- Winterthurer Glossar, Onlineversion. Die Einträge darin stammen vermutlich von Urs Widmer
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Onlineversion. Der Eintrag stammt von Urs Widmer
- Stadtarchiv der Stadt Winterthur
- Eigene Recherchen

Zur Familie Bachmann

- Stammbaum der Familie Bachmann, erstellt von Max Oechslin und ergänzt/überarbeitet von Max «Mix» Huber, 21.7.1991
- Tagebücher von Max Oechslin-Huber. Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Mündliche und schriftliche Überlieferungen von Margrit Widmer-Oechslin, Heidi Gyga-Oechslin und Karl Oechslin
- Eigene Recherchen

Zur Familie Huber

- Stammbaum der Familie Bachmann, erstellt von Max Oechslin und ergänzt/überarbeitet von Max «Mix» Huber, 21.7.1991
- Familienschein
- Josef Huber 1866–1942: Lebensaufzeichnung von Emmy Huber 1971, ab Manuskript ins Reine getragen von Max Oechslin
- Tagebücher von Max Oechslin-Huber. Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Mündliche und schriftliche Überlieferungen von Margrit Widmer-Oechslin, Heidi Gyga-Oechslin und Karl Oechslin
- Eigene Recherchen

Zu den Familien Mazet und Buissière

- «Chronik Oechslin – Huber», von Max Oechslin und seinem Sohn Karl Oechslin nachgeführt; Familienschein
- Tagebuch von Marie-Louise Buissière-Mazet. Dabei handelt es sich um eine von ihr überarbeitete zweite Version, die sie im Alter abfasste. Leider hat Marie-Louise die ursprüngliche Fassung vernichtet. Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Tagebücher von Max Oechslin-Huber. Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Mündliche und schriftliche Überlieferungen von Margrit Widmer-Oechslin, Heidi Gyga-Oechslin und Karl Oechslin
- Online abrufbare französische Zivilstandsdokumente
- Eigene Recherchen, auch aufgrund von Erzählungen und Erinnerungen

Zur Familie Oechslin

- Stammbaum der Familie Oechslin, erstellt von Max Oechslin; Familienschein
- Oechslin, Brigitte: Der Nachlass von Max Oechslin (1893–1979) in der Stadtbibliothek Schaffhausen, Diplomarbeit für die Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare, Schaffhausen 1991
- Tagebücher von Max Oechslin-Huber. Aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Briefe von Margrit Widmer-Oechslin an ihre Eltern, teilweise aufbewahrt in der Stadtbibliothek Schaffhausen
- Mündliche und schriftliche Überlieferungen von Margrit Widmer-Oechslin, Heidi Gyga-Oechslin und Karl Oechslin
- Stadtarchiv der Stadt Schaffhausen und Staatsarchiv des Kantons Schaffhausen
- Eigene Recherchen, auch aufgrund von Erzählungen und Erinnerungen

Zu den Reformatoren, Chronisten und ein paar Bürgermeistern

- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Onlineversion
- Eigene Recherchen

Für ein Kunstprojekt begann Thomas Widmer Sichler Ende 2019 mit Recherchen zu den Bürgerorten seiner Vorfahr:innen und stiess dabei auf eine Vielzahl von Überraschungen

So stellte er fest, dass sein Ururgrossvater Johann Friedrich Sieber einst nach Paraguay auswanderte, während sein Cousin Nikolai Iwanowitsch Siber auf der Krim Karl Marx ins Russische übersetzte. Auch fand er von seinem Grossvater Max Oechslin in dessen Tagebuch, das 31422 Seiten umfasst, einen Brief vom November 1933 an den Reichskanzler A. H., dem ein Artikel aus der damals NS-kritischen «Neuen Zürcher Zeitung» beigelegt war

Er wollte es genauer wissen. Allmählich entstand die hier zusammengestellte Sammlung von Geschichten über seine Vorfahr:innen

In diesem Buch präsentiert er die erstaunlichen Funde seinen Geschwistern, Cousinen, Cousins und allen Nichten und Neffen

Thomas Widmer Sichler wurde 1958 als Sohn von Gret Oechslin und Klaus Widmer geboren. Nach seiner Schulzeit in Winterthur schloss er 1984 an der Universität Zürich in Geografie, Ethnologie und Volkskunde ab. Danach war er bis 2011 in der Beratung und im Rechnungswesen tätig. Seither ist er freiberuflicher Kunstschafter. Er arbeitet in Winterthur und Leipzig

ISBN 978-3-033-10038-1

